This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

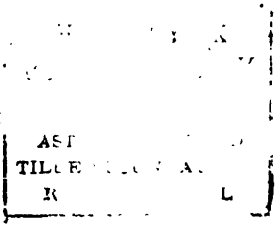
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07575013 7

NGL
Oertel


AST
TIL
R
L

VII.

1793.
Oertel, W.

W. O. v. Horn's
Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Siebenter Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
781032A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Der Kaufmann von Lyon. Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung 1

Die Retter Niederweſels. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1629 65

Die Kreuzfahrer. Eine Erzählung aus dem eilften Jahrhundert 129

Der phyſiognomiſche Bock. Ein Fragment aus M. Mukk's Antibiographie. (Hierzu eine Illuſtration) 198

Victorins Schickſale. Eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges 213

Huaskar. Eine Erzählung aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts 293

Venedig's Patrizier. Eine Erzählung aus dem ſiebenten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts 403

Der Kaufmann von Lyon.

Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung.

Obwohl die Ereigniſſe des Jahres 1578 nicht der Art waren, daß ſich Frankreich einer, wenn auch noch ſo nothgedrungenen Ruhe hätte erfreuen mögen, vielmehr die Coalition der proteſtantiſchen Häupter und ihre Unterhandlungen um auswärtige Hülfe es deutlich genug verriethen, es glimme unter der Aſche noch das Feuer, ſo verſprach doch die Meſſe von Beaucaire, beginnend am 22. Juli und andauernd bis tief in den Auguſt, eine der günſtigſten für die Verkäufer zu werden, denn es ſtrömte eine unabſehbare Menſchenmenge aus allen Theilen Frankreichs nach der Stadt hin, und dieſe beſtand nicht aus dem Volk allein, ſondern großentheils aus Rittern und Herren der verſchiedenſten Parteien. Schon lang vorher ſah man ſchwer belaſtete Schiffe die Rhone herabfahren, welche Lyons kunſtreiche Seiden- und Sammtſtoffe brachten.

Die Nähe des Meeres geſtattete den Venetianern und Genueſern, ihre Waaren hier aufzuſtapeln. Genfs Kunſtprodukte trug die Rhone herzu — kurz, Alles, was Luxus und Bedürfniß heiſchte, floß hier zuſammen und wurde in glänzenden Buden dem Käufer feil geboten. Dieſe Meſſe hatte in jener Zeit einen ſo ausgebreiteten Ruf, daß ſelbſt des größeren und reicheren Lyons Märkte nicht dagegen aufkommen konnten. Innerhalb der Stadt war es unmöglich, alle die

Buden aufzustellen. Man wählte daher eine anmuthige Fläche vor der Stadt, gegen Nimes hin, zu diesem Zwecke. Da erhoben sich denn die Buden reihenweise, gleich breiten, schimmernden Straßen und dehnten sich bis zu dem kühlen Kastanienwalde. Ungeheuere Bäume boten hier den erfrischendsten Schatten, doppelt gesucht in einem warmen Klima und in den heißen Tagen des Julius.

Hier trieben Jongleurs, Troubadours, Minstrels und wie das Heer der Lustigmacher hieß, die in der damaligen Zeit, wie heute, gern gesehen waren, ihre freie Kunst. Da sah man gelbe Zigeuner lauernd umherschleichen, ihre üppigen Dirnen in frivolen Tänzen zum Klange des Tambourins und der Castagnetta's die Blicke der Männer fesseln, ihre alten Sibyllen aus den Lineamenten der Hand der Zukunft Räthsel lösen oder verliebten Frauen heimlich bedeutungsvolle Tränklein verkaufen; da hatten Quacksalber ihre Bühnen, von denen herab Harlequine die wunderbare Kraft ihrer Mixturen, Pillen und Essenzen priesen. Da standen die luftigen, schön geschmückten Zelte der Speise- und Trinkwirthe, die des Südens erquickende Früchte dem Erhitzten feil boten, oder seine süßen, hitzigen Weine in schäumenden Pokalen kredenzten. Ein bunteres Leben, ein seltsameres Gemisch von Volkstrachten, ein wilderes Schwelgen und ein merkwürdigeres Durcheinander von ehrlichen Leuten, Gaunern und Spitzbuben, von Adel und Volk, war kaum zu sehen, als es in diesem Wäldchen sich darbot. Während auf der Messe der Prevot von Beaucaire nebst seinen Leuten auf strenge Ordnung hielt, waren hier alle Bande gelöst und Jeder trieb's, wie er wollte. War am Tage dieses Treiben bunt und wild, so nahm es am Abend, wo der ganze Wald von tausend Lichtern strahlte, eine noch weit seltsamere Gestalt an; denn nach der Arbeit des Tages floh Jeder hierher, sich zu erholen und zu erfreuen; die Kühle machte es eben erst recht lockend, im Freien zu sein und die Freude umgaukelte in tausend Gestalten nun den Besucher. Das Wäldchen hallte wieder vom Jubel, Gesang, Gelächter und den verworrenen Tönen einer Musik, die im Charakter der Zeit, roh, wild und lärmend war.

Gegen neun Uhr aber veränderte sich die Scene. Die Freude hatte bis jetzt hier in der, dort in jener Gestalt, Form und Art ergötzt oder gelockt; jetzt concentrirte sich Alles auf einen Punkt; denn die Enfans sans souci gaben eins der beliebten Schauspiele auf dem freien Raume des Waldes, wo nun Vornehm und Gering, Reich und Arm, Alt und Jung hinströmte, der Schaulust ein Opfer zu bringen.

Unter diesen Enfans sans souci verstand man anfänglich eine Gesellschaft junger Leute aus den höheren Ständen, die sich aus Liebhaberei an der Schauspielkunst zusammengethan, um Stücke voll heiterer Laune, Witz und Spott aufzuführen, welche sie selbst dichteten, in denen sie, da Paris der Ort ihrer Entstehung war, oft genug Lächerlichkeiten aller Stände, curiose Abenteuer, ärgerliche Auftritte behandelten, oft aber auch solche Stücke gaben, die tragisch genannt werden konnten; je nachdem der Stoff ihnen zufloß, wurden ihre Stücke gedichtet und gegeben. Die Confrairie de la Passion beschäftigte sich meist mit religiösen Darstellungen, die Société des Basochiens langweilte mit ihren Lehrdramen — kein Wunder, daß diese Enfans sans souci mit ihren gesunden, derben Witzen, wo der Lachstoff nie ausging, die Menge nach und nach fast ausschließlich anzog.

Sie waren förmlich constituirt, hatten ein Oberhaupt, das den Titel: Narrenkönig führte, und gelangten bald in Paris, und da eben sowohl Paris in Frankreich, als Frankreich in Paris ist, im ganzen Lande zu einem Ruf und Ansehen, das Nachahmer in großer Zahl erweckte. Die Zunahme des Beifalls lockte bald genug industriöse Köpfe, aus diesen Darstellungen ein Gewerbe zu machen. So entstanden wandernde Schauspielertruppen, die eben wohl den Namen Enfans sans souci trugen. Wo ein Jahrmarkt, wo eine festliche Veranlassung war, da fehlten auch die sorglosen Kinder nicht. So auch in Beaucaire. Schon am 12. Juli waren die Einwohner der Stadt durch das seltsame Schauspiel ihres Einzugs ergötzt worden.

Der Narrenkönig, voranschreitend auf einem wunderlich geputzten Maulthiere, prangte in dem glänzendsten Flitter. Eine Schellenkappe mit hohen Hörnern bedeckte sein Haupt, deren unteren Theil jedoch der Reif einer Königskrone umschloß. Ein mit Hermelin verbrämter Purpurmantel umfloß die Gestalt, die als Scepter eine zierliche Geißel nebst einer Pritsche führte, Symbole, deren Bedeutung jedermänniglich verstand.

An ihn reihten sich burleske Harlequine mit tollen Sprüngen, Andere, die als Affen, Bären, Löwen, Eulen und Fledermäuse verkleidet waren, Meerweibchen und phantastische Ungethüme, deren Bedeutung schwer anzugeben, eben weil sie vielleicht selbst keine hatten. Hörner und Zinken machten eine rauschende Musik dazu und in Beaucaire war keine gesunde Seele, die nicht die Volkslieblinge zu schauen kam und ihnen ein fröhliches Willkommen zugejauchzt hätte.

Während nun die Kaufleute ihre Buden errichteten, hier die herrlichsten Damascener-Klingen, die feinsten, mit Elfenbein und Silber ausgelegten Pistolen, die zierlichsten Dolche sich geschmackvoll ordneten, dort Brabants Tuche und Spitzen lockend sich ausbreiteten, die goldenen Ketten, Ringe und andere Schmuckgegenstände in sinnvoller Anordnung zu glänzen begannen und überhaupt jeder Kaufmann das Seine im schönsten Lichte darzustellen bemüht war, errichteten auf einem runden, freien Platze des Kastanienwäldchens die Enfans sans souci ihre geräumige Bretterbude, wo ihre Kunst die Augen und Herzen Tausender erfreuen sollte.

Als nun diese Vorbereitungen zur Messe recht im Gang und auf den Straßen der Stadt eine ungewöhnlich große Menschenmenge sich drängte, standen unter dem Vorsprunge des Rathhauses, dessen zweites Geschoß, auf zehn derben, unförmlichen Säulen ruhend, um etwa drei Schritte vor das Erdgeschoß herausgebaut war, zwei junge Herren in der geckenhaften Kleidung, welche Heinrich's des Dritten bizarre Laune und unmännliche Ziererei in Mode gebracht. Sie waren noch nicht lange angekommen, und

waren unschlüssig, wo sie sich einlegen sollten. Unfern von ihnen hielten an den zierlichen Zügeln die Reitknechte zwei der schönsten andalusischen Rosse. Mittlerweile betrachteten sie mit Laune die auf- und abwogende Menge, lugten nach den schönen Gesichtern der Dirnen und ließen ihre Gedanken in kecken Reden und Scherzen aus.

Plötzlich rief der Eine: „Sieh' doch einmal zu, Corniaire, dort an dem Fenster steht wahrlich das schönste Madonnengesicht, so mir jemals vorgekommen."

Der Andere sah schnell in der angegebenen Richtung und erblickte wirklich in dem gegenüberstehenden Haus ein Mädchen, dessen seltene Reize vollkommen die Bezeichnung seines Genossen rechtfertigten.

Beide betrachteten eine Weile unbemerkt das engelschöne Geschöpf, dessen Auge recht sehnsüchtig die Straße hinabschaute, als ob Jemand kommen sollte, der dem Herzen recht theuer.

„Ventre Saint Christ!" rief Corniaire aus, „solch' eine Schönheit umschließt ganz Paris nicht und gegen diesen Liebreiz ist die Sauve eine Bauerndirne."

„Wenn ich auch das nicht gerade sagen mag, so behaupte ich doch keck," entgegnete la Tremouille, „daß, sähe Alenson oder der Bearner Heinrich dieses Mädchen, die Sauve sie Beide nicht länger gegen einander eifersüchtig machte, es müßte denn sein, daß sie sie Beide haben wollten."

Corniaire lachte. „Wie denn," fragte er, „wenn das bei uns Beiden der Fall wäre?"

„Welche Thorheit?! Wär's das erste Mal," sprach schalkhaft la Tremouille, „daß wir uns brüderlich in die Gunst eines Mädchens getheilt?" —

„Recht so," war Corniaire's Antwort. „Wie unser Beutel gemeinsam ist, so soll's auch in diesem Punkte sein. Säumen wir nicht lange. Ich rede sie an."

Er trat mit gewinnenden Manieren gegen das liebliche Geschöpf und fragte, wo er eine Unterkunft finden könnte? Mit flüch-

tigem Erröthen entgegnete die Liebliche seine Frage durch Angabe einer guten Herberge. Sie wollte das Fenster, sich neigend, schließen, aber ehe sie das vermochte, hatte schon Corniaire ihre kleine weiße Hand gefaßt.

„Seid nicht so geizig mit dem Anblick Eurer himmlischen Reize," bat er süß. „Schließt nicht das Fenster so schnell. Solche Schönheit ist so selten in der Welt und mein Herz könnte den Verlust nicht so leicht verschmerzen." Eine Verwirrung bemeisterte sich des Mädchens, aber schnell stieg eine Röthe des Unwillens über das holde Gesicht.

„Die losen Sitten von Paris gelten in Beaucaire nicht!" sagte sie scharf betont, zog ihre Hand zurück und schloß schnell das Fenster, vor dem verblüfft der kecke Junker stand.

La Tremouille lachte laut auf.

„Da bist Du abgefahren!" rief er spottend. „Ei, das ist ein seltener Fall und dem Marquis de Corniaire nicht oft vorgekommen in Paris, wo eine Eroberung viel leichter ist, als das Fahrenlassen."

„Verdammt!" knirschte der Marquis. „Aber das Trotzköpfchen soll zahm werden!"

Als er sich umdrehte, stand ein Mensch neben ihm, dem die Natur den Stempel der sittlichen Verworfenheit unverkennbar auf das Antlitz geprägt. Es war eine untersetzte Gestalt, breitschultrig und muskulös. Das kahle Haupt umkränzten nur wenig weiße struppige Haare. Eine breite Narbe zog sich über das ganze Gesicht herüber, dem sie nur ein Auge gelassen, das unheimliche Blitze schoß.

„Kann ich Euch dienen? meine Herren," fragte der Balafré mit einem Faunenausdrucke. „Michel Marcot weiß in jeder Weise Bescheid und fürchtet sich vor Nichts."

La Tremouille sah ihn forschend an, erkannte aber schnell, es sei ein Mensch, den man nicht von der Hand weisen dürfe, zumal, wenn es einen Streich auszuführen gälte, wie ihn die jungen Herren vom Hofe Heinrich's des Dritten so oft und mit so viel Vergnügen auszuführen pflegten.

„Warum nicht," antwortete er dem Alten, „wenn Du gewandt und zuverläſſig biſt, auch nicht unerfahren in Dingen, wie wir ſie lieben."

„Darauf könnt Ihr Euch verlaſſen," junger Herr," lachte der Alte.

„Haſt Du noch mehr Leute, auf die man ſich verlaſſen kann?"

„So viel Ihr wollt und brauchet!"

„Gut, ſag' mir denn, wie heißt der ſchöne Vogel in dem alten Käfig da drüben?"

„Iſolde Cormelard."

„Cormelard? der Name iſt mir nicht fremd."

„Glaub's," verſetzte der Alte. „Wahrſcheinlich iſt der himmelblaue Atlas Eures Wamſes aus ſeiner Fabrik. Es müßte mein letztes Auge, das ich noch habe, ſeinen Dienſt ſchlecht verrichten, wenn ich Euch nicht am Hof in Paris geſehen, als Heinrich aus Polen ankam."

„Dein Auge iſt gut, Alter."

„Nun, dann kennet Ihr auch den Jaques Cormelard aus Lyon, der dem Hofe die herrlichen Stoffe liefert."

„Richtig, Alter; ich habe den Atlas von ihm gekauft. Iſt er hier?"

„Nein; aber er dürfte wohl kommen, da er ſein Töchterlein hier hat und auch Geſchäfte auf der Meſſe macht."

„Bei wem iſt denn die Kleine?" fragte Corniaire.

„Bei einem alten Drachen von Verwandtin," war die Antwort, „die ſie bewacht, wie ein Luchs."

Mehrere Leute waren, durch den reichen Anzug der beiden Herren angezogen, ſtehen geblieben. La Tremouille erkannte die Nothwendigkeit, die Aufmerkſamkeit von ſich abzuleiten. Sie folgten alſo dem Alten nach der Herberge, ohne daß jedoch ihre ſehnſüchtigen Blicke die Schöne mehr erreichten.

Nicht lange nachher fuhr ein leichtes Wägelein die Straße

daher und hielt an dem Haus an, das neben dem lag, aus dessen Fenstern Isolde geblickt. Auf dem Wägelein saß, zierlich gekleidet, ein junger Mann von blühendem Aeußern. Sein Auge war schon von ferne auf jenes Haus gerichtet mit einem mehr als gewöhnlichen Ausdrucke von Erwartung. Wirklich öffnete sich auch, als das Wägelein hielt, das Fenster wieder und der schöne Lockenkopf Isolden's blickte hervor. Bei dem ausdrucksvollen Gruße des jungen Mannes ergoß sich ein glühendes Erröthen über die liebreizenden Züge der Jungfrau. Der schöne Mund öffnete sich zum Gruße gegen den Ankommenden und schnell zog sie sich wieder zurück.

Unterdessen hatte ein Mann die Thüre geöffnet und war unter herzlichen Begrüßungen zu dem Wagen getreten. Der junge Mann stieg ab. Schwere Kisten wurden herabgenommen und in das Haus getragen, und im Zeitraume einer Viertelstunde war es wieder still vor dem Hause. Nur innen war ein reges Leben; denn der Besitzer ordnete seine Waaren einstweilen, um sie am anderen Morgen im spiegelhellen Laden zierlich auszulegen.

Der junge Mann war ein Juwelierer aus Genf, der, aus Beaucaire stammend, jährlich die Messe hielt und dann in seinem eigenthümlichen Hause seine Waare feil bot, die man mit Recht das Köstlichste nennen konnte, was die Messe brachte. Hinter den beiden Häusern befanden sich an einander grenzende Gärten. In den seinigen trat, als seine vorläufigen Einrichtungen beendet waren, Clement Clichy mit pochendem Herzen, denn er harrte der Geliebten, die er so lange nicht gesehen.

Eine milde, sternenhelle Juliusnacht war dem heißen Tage gefolgt. Das Getöse der Stadt verlor sich allmälig. Nur von ferne her vernahm man das Brausen der Rhone, der kräftigen Alpentochter, welche starke Gewittergüsse ungewöhnlich angeschwellt hatten, die sich mit reißender Gewalt fortwälzte dem Meere zu, um in der Unendlichkeit zu verschwinden. Es war eine jener reizenden Nächte, die nur der glückliche Süden kennt.

Im tiefen, dunkelen Blau schwammen die Sterne in wunder-

barem Lichtglanze. Die Luft war ſo mild, ſo lau und doch ſo würzig, daß ſie in tiefen Zügen die Bruſt athmete. Die Düfte der Blumen wogten berauſchend und es lag ein Frieden in dem ſtillen Schlummer der Natur, der dem Gemüth einen höheren, faſt religiöſen Schwung gab. Clement lehnte am Stamm eines Fruchtbaumes, der nahe der grünen Umzäunung ſtand, welche die Nachbargärten ſchied. Vor ſeinem Geiſte gingen trübe und freundliche Bilder vorüber. Er gedachte des Vaters, der in den entſetzlichen Metzeleien der Bartholomäusnacht eben hier gefallen war von Mörderhand, der geliebten Mutter, welche die Mörderfauſt gerade an dieſem Baume erreichte. Schmerzliche Gefühle durchzuckten ihn und der gute Sohn weinte den Geliebten, die er ſo ſchrecklich verloren, während er in der Ferne war, eine Thräne der Liebe nach. Noch ein anderes düſteres Gefühl miſchte ſich in die Hoffnungen, die ihn hierher geführt. Er wußte, daß Iſolden's Vater kommen würde, ſie heimzuholen. Das ſüße Zuſammenſein, wenn er hier war, ſollte aufhören. Das Glück, ſich zu ſehen, zu ſprechen, ſollte ſeltener werden, mit mehr Schwierigkeiten verknüpft ſein. Zwar dachte er ernſtlich daran, um ſie zu werben und ſie als Gattin heimzuführen in ſein ſchönes Haus in Genf; aber da thürmten ſich alpenhoch die Hinderniſſe auf; da trat Cormelard's Stolz, ſein unaustilgbarer Haß gegen die Proteſtanten entgegen, den ihm der Mann oft geſchildert, dem er ſo viel dankte, ohne daß dieſer freilich ahnte, wie tief er mit dieſer Schilderung das Herz des Jünglings träfe. In ſolche düſtere Bilder hatte ſich unvermerkt ſein hoffendes Sehnen verloren. Vergangenheit und Zukunft woben einen düſteren Schleier, der ſein Gemüth immer tiefer zu umſtricken drohte, als plötzlich eine weiche zarte Hand ſich auf ſeine Schulter legte und der melodiſche Klang einer Frauenſtimme ſein Ohr leiſe berührte.

„Willkommen, mein guter Clement!“ flüſterte ſie ihm zu.

„Iſolde!“ rief er, und mit einem kräftigen Schwunge war die Hecke überſprungen und das bebende Mädchen lag an der Bruſt des Glücklichen.

Jene Momente der Seligkeit, die kein Wort erreicht, die nur das Herz fühlt, und wenn es sie nie fühlte, auch durch die glühendste Schilderung nicht nachfühlen lernt, traten für sie ein. Was zwischen ihrem letzten Zusammensein lag, wurde bis zur Stunde des Wiedersehens erzählt; wie oft sie sich nach einander gesehnt, treu sich berichtet und so vieles Andere, was nur für Liebende Werth hat, was der kühle Verstand belächeln würde. Im Gange dieses süßen Kosens erwähnte Isolde ihres Vaters, der nun kommen und sie mitnehmen würde nach Lyon. Da trat eine düstere Wolke auf Clement's Stirne.

Er zog inniger die Geliebte an seine Brust und sprach mit erstickter Stimme:

„Weißt Du, meine theuere Isolde, was Du da aussprichst? Hast Du erwogen, was in diesen Worten liegt?"

Sie erschrack und sah ihn an.

„Was ist Dir, Clement?" fragte sie. „Sind wir denn getrennt, wenn ich in Lyon bin? Kommst Du denn doch immer erst nach Lyon, ehe Du nach Beaucaire gehst? Können wir uns denn dort nicht so gut sehen und sprechen, wie hier?"

„O, Du Glückliche!" rief er leidenschaftlich aus, „die Du das Heer der Hindernisse nicht kennst, die dort unserer Liebe entgegentreten — Dein Vater —"

„Ach, er ist gut, Clement; er liebt mich, er will ja mein Glück."

„Das will er, Isolde, aber Deine Ansichten von Deinem Glück und die seinen sind verschieden. Er ist stolz; sein Reichthum stellt ihn über mich hoch empor, hebt Dich zu unerreichbarer Höhe hinauf — Isolde!"

„O Clement, Du kennst ihn nicht. —"

„Er haßt die, welche die Priester Ketzer heißen, und ich bin ein Ketzer, Isolde!"

Ein leiser Schauder durchrieselte bei diesem Worte das Mädchen und sie versuchte es umsonst, den Seufzer zurückzuhalten, der die Brust beengte.

„Du ſchauderſt und ſeufzeſt, Iſolde?“ fragte er und hob ſanft den geſenkten Kopf des Mädchens gegen das helle Sternenlicht, daß er in das ſchöne Geſicht Iſolden's ſehen konnte. Es war bleich und kummervoll; ja, es rang ſich eine Thräne aus den ſchönen Wimpern hervor, die ſanft über die zarte Wange hinabglitt.

„Iſolde?“ fragte er kummervoll, „auch Du?“ —

Iſolde ſchlang laut weinend die Hände um Clement's Hals und ſprach: „O, die Ketzer können ja ſo böſe nicht ſein; wenn ſie Dir gleichen, ſo ſind ſie ja gut und edel, und wer gut und edel iſt, nicht wahr, mein Clement, den liebt Gott? Ach, vergib es mir, ich bin ein Kind, daß ich ſo frage. Kenne ich Dich denn nicht? kenne ich nicht Deine Geſinnungen, Dein Leben?“

„Beruhige Dich, meine Iſolde,“ ſprach er ſanft. „Oft habe ich ja Deine Zweifel widerlegt, oft Dir geſagt, wie nicht das äußere Bekenntniß den Werth des Menſchen beſtimmen kann, wie dies mit ſeinen Verſchiedenheiten nur die Schale, der Kern aber ſtets derſelbe iſt bei dem edlen, geiſtig ſich ſelbſt klaren Katholiken, wie bei dem freien Proteſtanten. Auch die Fanatiker beider Theile ſind ſich gleich, fallen in dieſelben Irrthümer und Fehler und vergeſſen das Schwerſte im Geſetze, das reine Leben, über dem Leichteſten, den äußeren Formen der Andachtsübung.“

Sie horchte ihm gläubig.

„Du ſprichſt ſo wahr — aber die Prieſter reden anders, und ihnen folgt nur zu ſehr mein guter Vater.“ —

„O, ſie ſind ja all' des Jammers Urheber, der Frankreich zerrüttet, meine Iſolde,“ verſetzte darauf Clement mit heftiger Erregung. „Sie ſind es, die den düſteren Haß Cathrina's von Medicis ſtets neu anfachen und die ränkevollen Wege ihr vorzeichnen, die ſie geht. Sie haben den größten Theil der Schuld jenes unſeligen Blutbades der Sainte Barthelemy auf dem Gewiſſen — jenes Gräuels der Menſchheit, der mir Vater und Mutter nahm und Nichts ließ, als das nackte Leben, ſelbſt nicht einmal das Vaterland!“

„Armer Clement," seufzte unter heißen Thränen das liebliche Mädchen. „Meine Liebe können sie Dir nicht nehmen."

„Nein, Isolde, über die Gefühle unserer Herzen haben sie keine Gewalt; aber sieh', es brennt das Blut in meinen Adern wie siedendes Blei, wenn ich des Schrecklichen gedenke, der sie hinmordete in der teuflischen Wuth und seinen Namen nicht entdecken kann, daß ihn die Rache ereile." —

„O, mein Clement," flehte das Mädchen, „spracheſt Du nicht oft von der reinen Lehre Jesu, und sagt er nicht in dem Evangelium, das ich von Dir habe: „Segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen, liebet euere Feinde!" — Betete nicht Jesus am Kreuze für seine Feinde? Vergib, mein Clement, vergib daß Friede Dir bleibe und mein Herz nicht zurückbebe vor dem wilden Manne, der im Brausen einer gottvergessenen Leidenschaft sich Recht verschaffen will, wo nur der Richter droben das Urtheil zu fällen hat."

„Wie wahr sprichst Du, Engel des Friedens und der Liebe, wie wahr! Und doch wie schwer wird's dem Herzen!?" —

„Und hast Du selbst über Dich gesiegt — wer ist größer als Du?" fragte in frommer Begeisterung das Mädchen.

„Dächte Dein Vater wie Du!" seufzte Clement.

„Laß mich walten, Clement, laß mich walten!" tröstete sie. Blieb das Wort an Deinem Herzen nicht erfolglos — dann trifft's auch das Vaterherz."

Sie faltete die Hände und blickte in heiliger Verklärung zum Himmel auf:

„O, ihr himmlischen Mächte," betete sie laut, „segnet mein Streben, daß die Kluft sinke, die Menschenwahn gebaut, und die Liebe die Brücke werde, die das Herz zum Herzen führt!"

„Amen," sprach gläubig Clement, indem sein Auge in seligem Entzücken auf dem Engel ruhte, der vor ihm stand.

„So wollen wir glauben und hoffen in treuer Liebe, daß eine milde Friedenssonne das Eis des Glaubenshasses schmelze, das

Deines Vaters Herz umschließen soll. Noch kennt er mich nicht," fuhr Clement fort, „und ich ihn nur durch Dich. Eine Scheu, eine unbeschreiblich mächtige Scheu hielt mich stets vor ihm zurück. Ich sah in ihm nur den glühenden Feind meines Glaubens, und ihm konnte, durfte ich mich nicht nahen, wollte ich nicht die Hoffnung verlieren, Dich einst die Meine zu nennen. Vielleicht, daß der Herr sein Herz durch Dich regiert — —" er hielt inne und horchte. „Was ist das, Isolde?" fragte er.

„Es klang wie Menschentritte," sagte sie, sich ängstlich an ihn schmiegend.

Clement machte sich sanft los und ging in den Garten tiefer hinab, der sich gegen die Rhone senkte. Da sah er eine menschliche Gestalt über die Mauer springen, die den Garten von Isolden's Verwandtin von der Straße trennte, die an der Rhone hinlief.

Schnell wie der Blitz war Clement hinter ihm über die Mauer hinabgesprungen — doch schon hatte sich der Fliehende verloren.

Als er zurück in den Garten kam, war Isolde, von Angst getrieben, schon hinter verschlossenen Thüren, und von seltsamen Gefühlen erfüllt, kehrte Clement in das Stübchen zurück, die Ruhe zu suchen, die ihm nach den Anstrengungen der Reise Noth that, ihn aber noch lange floh, weil die Erregung seines Innern zu lebhaft war, und der Gedanke an den ungebetenen Horcher ihn mit mancherlei Sorgen erfüllte.

Ehe wir die Begebenheiten weiter schildern, welche sich in den folgenden Tagen in Beaucaire ereigneten, müssen wir in die Vergangenheit zurückgehen, doch nicht in eine ferne, um den Mann kennen zu lernen, welcher der Gegenstand der Unterredung der Liebenden war, und eine ihn betreffende Begebenheit, deren Einfluß so groß war auf die Geschichte, die wir erzählen.

Wer um das Jahr 1575 auf dem Thurme der Kathedrale von Lyon gestanden und herabgeschaut hätte auf die große, ansehnliche

Stadt, die sich ihm zu Füßen ausbreitete mit ihrem Reichthum und ihrer Noth, ihrer Betriebsamkeit und trägen üppigen Ruhe, ihrem Glück und ihrem Elende, dem wäre sicherlich ein Gebäude aufgefallen oder eigentlich eine Gesammtheit von Gebäuden, die sich, ein Ganzes bildend, am Ufer der Rhone stolz erhoben. Die Gebäude nahmen schier ein ganzes Quadrat der alten Stadt ein. Fragte man die Vorübergehenden, wer hier wohne, so wurde in der Regel geantwortet: „Ei, kennet Ihr denn nicht Jaques Cormelard, den reichen Jaques-Cormelard, den Crösus von Lyon? der wohnt in dem stattlichen Gebäude und ist reicher wie der König!“ Das waren Volkshyperbeln, die wohl der Kenntnißreiche zu schätzen wußte; aber so viel hatte er doch auch flugs weg, daß, wenn das fast königliche Gelasse Einem gehöre, dieser sicherlich ein Schooßkind Fortuna's sein müsse.

Damals war Cormelard's Wohnung eins der ansehnlichsten Gebäude der Stadt, ja man konnte mit Gewißheit behaupten, es war das bedeutendste, denn es bildete schier eine Stadt in der Stadt und mahnte den Weltkundigen an Augsburgs berühmte Fuggerei, mit welcher es denn auch die entschiedenste Aehnlichkeit hatte; hier wie dort, war es das stolze Besitzthum eines unermeßlich reichen Kauf- und Fabrikherrn; hier wie dort wurden die kunstreichsten Stoffe gewoben und hier wie dort regte sich, dem Willen eines Einzigen gehorsam, eine kleine Welt in reger Geschäftigkeit. Das weitläufige Häuserganze, von dem hier die Rede ist, war gegen Außen hin mit hohen starken Mauern umschlossen, durch welche nur ganz kleine, mit mächtigen Eisenstäben bewehrte Fensterchen nach der Straße gingen, ein kärgliches Licht hereinlassend in die engen Wohnungen. Große taghelle Rundbogenfenster liefen indessen an der Seite in ununterbrochener Reihe hin, die nach den Höfen und Gärten gerichtet war, welche das Innere des großen Vierecks einnahmen. Hier standen die edelsten Obstbäume, hier sprudelten Springquellen, hier blühten die herrlichsten Blumen. An den Rundbogenfenstern liefen die Webstühle hin, wo die kunstfertigen Hände

die Stoffe woben, die der Mode an Heinrich's des Dritten üppigem Hofe zu den Ausgeburten der bizarresten, oft wahnsinnigsten Laune das Material boten.

In einer von Krieg und Parteihaß wildbewegten Zeit, wie die damalige war, gebot es die Klugheit einem Manne von solchen Reichthümern, wie Jaques Cormelard, seinem Hause den Charakter einer kleinen Festung zu lassen, den es besaß, um wenigstens bei möglichen Stürmen nicht so ganz dem ersten und wildesten Andrange hingegeben zu sein. Diesen Charakter trug das Gebäude von seiner ersten Anlage her. Es war eine Commenthurei des Tempelherrn-Ordens gewesen, der es nie und nirgends unterlassen, seine Sitze nicht nur mit allen Annehmlichkeiten des Lebens zu schmücken, sondern ihnen nach Außen hin ein drohendes kriegerisches Ansehen zu geben und es so wehrhaft zu machen gegen die Feinde, die der Orden mehr, als einer jemals in der Welt hatte. Als nun aber von Frankreichs treulosem Monarchen dem Orden durch Molay's und der Seinen gräßlichen Tod der Todesstoß gegeben war und sich die Blutgenossen diesseit und jenseit der Alpen in des Ordens reiche Habe theilten, da kam der Templerhof von Lyon in Privathände und wurde im Laufe der Zeit einer so nützlichen Bestimmung geweiht, wie er es jetzt war. Das Wohngebäude, welches gegen das Rhoneufer das stattliche Viereck abschloß, erhob sich in spitzen Giebeln schwerfällig empor. Steinmassen, wie aus einem Stücke, waren die Wände und Giebel. Große Balkone liefen an der Vorderseite hin. Cormelard hatte sie bereits mit den herrlichsten Blumen und Gewächsen verziert, um Isolden, wenn sie von Beaucaire heimkehre, eine Freude zu machen.

Hohe viereckte Fenster liefen an dieser Fronte hin, dem Gebäude ein sehr nobles Ansehen gebend. In dem Souterrain des Hauses waren die Magazine und Verkaufläden, sowie die Schreibstube der Diener. Hier waren die herrlichsten Seidengewebe und Sammtstoffe aufgehäuft, die Mailand und Venedig so köstlich nicht feilboten. Daher war denn auch der Name: Jaques Cormelard in ganz Frankreich berühmt.

Seine Fabrikate waren die gesuchtesten auf Beaucaire's berühmter Messe. Am üppigen Hofe von Paris gehörte es zum guten Tone, sich nur in Cormelard's Stoffe zu kleiden. Fast kein Jahr verging, wo nicht ein neues Gewebe von ihm erfunden und zu Kauf gebracht wurde nach Paris oder Beaucaire, und nie kehrte er ohne zahlreiche, kaum zu erfüllende Bestellungen heim.

So war Cormelard reich geworden wie Keiner mehr in Lyon. So war sein Reichthum in der Stadt sowohl, als in ganz Frankreich sprüchwörtlich geworden. Er war aber dabei, was sonst wenige Reiche sind, ein Mann, der nicht von filzigem Geize beseelt war. Seine Arbeiter waren reichlich bezahlt und gehalten wie seine Kinder. Sie wohnten im Templerhofe bei ihm. Ihre Bedürfnisse befriedigte er reichlich, und starb ein Vater von den Seinen, so durfte er darauf zählen, daß „Vater Cormelard," wie sie ihn nannten, auch für die Hinterlassenen sorgte. Er war der Armen Vater in Lyon. Wurde einer seiner Leute alt und unbrauchbar im Geschäfte, so wurde er im Spittel untergebracht, das Cormelard der Stadt erbaut, und es fehlte ihm nicht an milder, guter Pflege, bis der Todesengel ihn abrief. Wer etwas bedurfte, der klopfte an Cormelard's Thüre und er klopfte nie umsonst an.

Kein Wunder, daß ihn ganz Lyon verehrte und pries, und Mönche und Priester ihm ganz besonders zugethan waren; denn galt es, ihnen zu geben, so wußte die Linke nicht, was die Rechte that; gab er ein Gastmahl, so pflegten sie ihre in Frömmigkeit und Abstinenz zu ansehnlichem Umfang gediehenen Schmeerbäuche, und Cormelard wußte es so einzurichten, daß jedes Kloster der Stadt, jede Kirche meinte, sie sei die Begünstigte in seinem frommen Herzen. Cormelard, sagten die Lyoner, ist eben so reich als freigebig, eben so barmherzig als andächtig! und das war wahr; denn er hielt mit unerschütterlicher Strenge auf der Kirche Satzungen und Bräuche; entzog sich, trotz seiner Geschäfte, keiner kirchlichen Andachtsübung, trug bei Prozessionen seine Kerze gesenkten Hauptes und hatte in seinem Kloset, wo er die wichtigsten Arbeiten selbst zu verrichten

pflegte, einen eigenen Betultar. Dabei mußten alle seine Diener, gleich ihm, die Kirchengebräuche halten und die Fasttage hielt in Lyon Niemand strenger, als er und die Seinen.

Was aber in den Augen der Clerisei mehr als Alles galt — Cormelard war ein schwärmerischer Anhänger des Hauses Guise, ein besonderer Freund des Cardinals von Guise und ein Ketzerfeind, gleich dem Herzog von Montpensier und seinem Generalprofoß, dem Pater Babelot. So Viele in Lyon auch in Cormelard's Lobe übereinstimmten: so fehlte es doch auch an Solchen nicht, die gerade über den Punkt seines, an den wildesten Fanatismus grenzenden Ketzerhasses ein hartes Urtheil fällten und meinten, eben die allzu große, ängstliche, peinliche Frömmigkeit des Mannes sei ein einschläferndes Pülverlein für sein nicht ganz leichtes Gewissen aus den Tagen der Sainte-Barthelemy.

Dafür sprach allerdings die oft düstere Schwermuth des Mannes, der in des Glückes reichem Schooße saß, die seltsame Eigenheit, daß er nie in einer dunkeln Stube allein blieb, daß Niemand der Bartholomäusnacht in seiner Gegenwart gedenken durfte — und geschah es doch, er in einen peinvollen Zustand gerieth. So war Cormelard im Grunde nicht glücklich, obwohl ihm an Erdengütern Nichts abging, das Wohlleben ihm in reichem Maße zu Theil geworden, und er ein Kind besaß, das Alles in sich vereinte, was den Vater zum Glücklichsten der Erde machen konnte. Diese Tochter lebte aber nicht bei ihm. Seine Gattin war frühe gestorben und dadurch wurde eine Ehe gelöst, welche auch nicht zu den glücklichen konnte gerechnet werden, da sie das Herz nicht geschlossen. Isolden's Erziehung konnte er in dem Geschäftsleben, das ihn so ganz fesselte, den Fleiß und die Aufmerksamkeit nicht widmen, die seine Vaterpflicht erheischte. Er gab sie daher seiner Verwandtin in Beaucaire zur Erziehung. Zwar gehörte auch das wieder zu Cormelard's abnormen Eigenheiten, daß er Beaucaire, die Stadt, wo er geboren worden, wo er seine schuldlose Kindheit verlebt, so haßte, daß er sie nur selten besuchte, und dann

stets mit innerem Widerstreben; allein alle seine Mühe, seine Verwandtin zu bewegen, Beaucaire zu verlassen, war gescheitert, und wollte er Isolden der trefflichen Frau übergeben, so mußte er einwilligen und sie nach Beaucaire bringen. Mußte die Messe bezogen werden, so ging Menier, der alte treue Gehülfe Cormelard's dorthin, oder in den letzten Jahren ein Mann, der, obwohl er in religiösen Dingen so ganz von Cormelard abwich, daß er niemals eine Kirche besuchte, niemals einen religiösen Gebrauch mitmachte, obwohl er in seinem Wesen etwas Finsteres hatte, in dem kurzen Zeitraume zweier Jahre durch seine Kenntniß und Treue sich das unbegrenzte Zutrauen des Herrn erworben, ja auf ganz eigenthümliche Weise ihm gegenüber stand, so daß man hätte wähnen können, Cormelard buhle um seine Gunst, statt daß Legrand sich um die Cormelard's bewerben sollte. Dieser Mann, auch aus Beaucaire gebürtig, hatte viele Jahre in Marseille ein eigenes Haus gehabt, war dann aber, obwohl reich, urplötzlich nach Lyon gekommen und als Gehülfe in Cormelard's Geschäfte getreten. —

Die Abneigung Cormelard's gegen seine Vaterstadt war in neuerer Zeit außerordentlich gewachsen und hatte fast den Charakter der Furcht angenommen. Doch dies war eine Folge des Alters. Woher sie entstand, das lag in den früheren Verhältnissen des Mannes.

Cormelard's Vater war ein Seidenweber in Beaucaire gewesen, ein Mann von großem Vermögen und den allerstrengsten religiösen Grundsätzen und einem ebenso glühenden Ketzerhaß, als ihn Cormelard im Herzen trug. In diesen Grundsätzen war er auch erzogen worden, hatte sie also frühe in sein Wesen aufgenommen. Neben dem Hause des alten Nicolas Cormelard wohnte ein Goldarbeiter, Namens Robin Clichy, ein Jugendgespiele von Nicolas Cormelard, der in früheren Jahren lange Zeit unter Franz dem Ersten gestritten, dann in Venedig seine Kunst geübt und zuletzt sich in Beaucaire niedergelassen. Die beiden Männer waren in ihrer Denkungsart, wie in ihren Charakteren himmelweit verschieden.

Clichy war leichtsinnig, lebensfroh und zungenfertig wie ein

alter Soldat und vielgewanderter Künstler. Ihm war es gleich, ob es ein Jude oder ein Heide war, mit dem er sich freuen, sein Gläschen Medoc schlürfen und von alten Geschichten schwatzen konnte, war der Genosse nur jovial wie er. Cormelard war finster, einsilbig, mönchisch-engherzig. Er hätte um alle Welt mit keinem Ketzer Umgang gepflogen. Und dennoch kam Niemand besser mit ihm zurecht, als Clichy, ging er mit Niemanden lieber um, als mit dem Goldschmied. Die aneinander grenzenden Gärten ihrer Häuser vermittelten in den Feierstunden, wenn Robin Clichy nicht in einem Wirthshause saß, den Umgang. Da horchte Cormelard den Erzählungen der lustigen Abenteuer seines nachbarlichen Freundes, und dieser Umgang war durch die lange Zeit seiner Dauer Beiden zuletzt zum unerläßlichen Bedürfnisse geworden. Kamen sie einmal auf religiöse Dinge, so scherzte der alte Clichy über Cormelard's Engherzigkeit, sprach freimüthig über die Gebräuche der Religion und schonte weder Pfaffen noch Mönche. Aergerte sich auch wohl Cormelard einmal tüchtig und grollte dem Anderen, so war Clichy wieder der Mann mit seinen Witzen die Stirne des alten Freundes zu glätten.

Bei diesem Verhältnisse der Väter konnte es sich kaum fehlen, daß die Kinder frühe schon sich ebenso sehr aneinander anschlossen. Cormelard hatte von sieben Kindern nur eins behalten, einen Knaben, bei dessen Geburt auch die Mutter starb. Clichy, frühe schon Wittwer, hatte nur einen Sohn, fast fünf Jahre älter, als Jaques Cormelard; dennoch war Bernard Jaques' täglicher Gespiele. Die Knaben schlossen sich eng aneinander, obwohl Jaques leidenschaftlich, Bernard sanft und ruhig, das Abbild seiner frühvollendeten Mutter war. Ihre Jugend floß harmlos und glücklich hin. Als sie Jünglinge wurden, trennte sie der künftige Beruf.

Bernard ging nach Italien, dort seine Kunst auszubilden, wozu der Vater mit Vorliebe Venedig empfahl, und Jaques ging nach Brüssel, um die seine zu üben. Die Trennung war schmerzlich. Der alte Cormelard hielt beiden Jünglingen ernste Mahnpredigten,

ihrem Glauben treu zu bleiben, und Clichy sprach: Seid fest, aber verlasset den Pfad der Rechtschaffenheit nicht, dann möchte Euch ein froher Rückblick in die geschwundene Jugend.

Jahre kamen und gingen. Clichy hörte nichts von Bernard. Desto öfter schrieb Jacques, und zu des Vaters Freude ging aus seinen Briefen hervor, daß seine Saat reifte, daß er ebenso schwärmerisch und fanatisch wurde, wie der Vater war.

Da traf eines Tags unerwartet Bernard ein. Nichts glich der Freude des alten Clichy, als er den Sohn, herangereift zu einem bildschönen Jünglinge, vor sich stehen sah, seiner Mutter schönes Abbild. Mit Vaterstolz führte er ihn hinüber zum Nachbar. Bernard war ein milder, ernster Mensch geworden. In seinem Wesen hatte sich nur das der Mutter wiederholt, allein sein Charakter hatte eine seltene Festigkeit gewonnen, sein Geist eine edle Reife.

Es konnte bei Cormelard's Denkart nicht fehlen, daß er, in religiöser Beziehung, nach den Grundsätzen des Jünglings forschte. Bernard sprach sich freimüthig, doch schonend, aus. Cormelard wurde hitzig.

„Wie kommst Du in Venedig zu solchen Grundsätzen?" fragte er grollend.

„Je näher Rom, je weiter vom Papste," sprach jetzt Bernard. „Dies ist ein Sprüchwort in Deutschland und enthält eine entschiedene Wahrheit."

„Du warst in Deutschland?" fragte der Vater nicht ohne Wohlgefallen, weil er hoffte, von diesem ihm unbekannten Lande aus des Sohnes Munde manche Mähr zu vernehmen.

„Ja, mein Vater," entgegnete Bernard, „und die längste Zeit meiner Entfernung im kunstfleißigen Genf, wo ich mehr gewann, als selbst in der meerbeherrschenden Republik Venedig.

„Genf?!" rief wild Cormelard. „Im Pfuhle der Ketzer warst Du, Bernard? Vergissest Du so meine Lehren?"

„Ich ehre Eure Lehren," sprach bescheiden der Jüngling, „doch

die Wahrheit suchen. Sie zu finden, war mein Bestreben, und ich habe sie da gefunden, wo Ihr den Hölle Pfuhl findet!"

„Ein Ketzer!" schrie der Alte fast in Raserei. „Fort denn, fort aus meinem Hause, daß nicht Dein verpesteter Athem die Luft verderbe, die ich athme!"

Der alte Clichy stand verblüfft neben dem Sohne, sah bald diesen, bald seinen Freund an.

„Ist es wahr, hast Du Calvin's Grundsätze angenommen, mein Sohn?" fragte er endlich nicht ohne Bewegung.

„Ja, mein Vater," entgegnete fest der Sohn, „sie sind die meinen geworden nach reifer, ruhiger Prüfung, und seitdem ist der Zwiespalt meines Innern gelöst und Friede in meiner Seele."

„Dann hast Du wohlgethan, mein Bernard," sprach Robin Clichy. „Nun, Nachbar Cormelard, Ihr wißt, mein Grundsatz ist: glaub', was du willst, thue, was du sollst; laßt uns Freunde bleiben, wie auch der Junge denke!" —

„Wie? auch Ihr, Clichy, sprecht so?" rief Jener. „Wohl weiß ich, daß Ihr weder kalt noch warm seid, daß Euch das Geld der Chatillon's eben so lieb ist, als das der Guisen, und Ihr die Fahne dreht, wie der Wind weht. Nein, betretet meine Schwelle nicht wieder!"

„In Gottes Namen," sprach Clichy. „Möchten alle Katholiken wie Ihr, so würde ich heute noch Protestant." Er ging, und das liebgewordene Band war gelöst.

In Clichy's Hause blieb Frieden. Der Alte ließ seinen Sohn glauben, was er wollte; ja er war selbst überzeugt, daß die Protestanten von Vendeire die redlichsten Leute waren, und schloß daher, ihr Glaube könne nichts schlimm sein. Im Hause Cormelard's wurde es dagegen öd' und stille. Wenn auch der Alte es bereute, daß er den Vater von sich gestoßen, an den er sich so fest angeschlossen, so konnte er es dennoch wieder billigen, um seines Leichtsinns und um seines Sohnes willen.

Indessen fühlte er doch gar zu schmerzlich die Leere, die seit

der Entfernung des alten Nachbars in seinem Leben blieb. Er schrieb nach Flandern und Jaques kehrte heim. Mit Schmerz vernahm er seines Jugendfreundes Glaubenswechsel, der auch eine Scheidewand zwischen ihren Herzen aufrichtete. Er nahm es sich vor, ihn zurückzuführen in den Schooß der Kirche, aus dem er gewichen, und gegen des Vaters Willen ihn heimlich aufzusuchen. Das hielt nicht schwer.

Bernard's Herz schlug warm dem Jugendfreund entgegen, den er wieder zu sehen, sich so innig gefreut. Es that ihm wohl, daß Jaques ihn aufsuchte. Es dünkte ihm, er fühle das schnöde Unrecht in der Härte des Vaters und wolle es wieder gut machen und einigen, was die Leidenschaft und der Wahn getrennt. Wie täuschte er sich!

Wie bald sah er die Täuschung ein und wie wehe that sie ihm! Nach den ersten, von Jaques Seite ziemlich kühlen Begrüßungen, den ersten Fragen nach den Schicksalen und Begebenheiten der Jahre der Trennung, rückte Jaques mit seiner schlecht verdeckten Absicht hervor. Bernard ließ ihn sich aussprechen und alle die Gründe entwickeln, die er vorzubringen hatte — dann begann er ruhig, ihn zu widerlegen. Mit Schärfe des Urtheils und seltener Klarheit des Geistes legte er das Falsche und Schiefe in den Schlüssen Jaques, das Unchristliche in seiner Verdammungssucht, das Unlautere seines Partikularismus zu Tage. Mit jeder Waffe, die ihm Bernard's scharfer Verstand entriß, wurde Jaques heftiger, und als endlich Bernard ihn völlig besiegt, da schäumte er vor Wuth und überhäufte ihn mit harten beißenden Reden.

Bernard blieb ruhig und sanft — aber desto wilder wurde Jaques — bis er endlich Jenen verließ und das Verdammungsurtheil über ihn aussprach.

In Bernard's Auge brannte eine Thräne. Er sah ihm lange schmerzlich nach, und sagte dann zu sich:

Fahr' wohl! Es ist nicht meine Schuld, daß ich Dich verlor. — aber Du warst meiner nicht werth.

Und doch blieb ein Weh in Bernard's Herzen. Hatte er doch ſo lange den Freund ſchmerzlich entbehrt; und nun fand er ihn nur wieder, um ihn auf immer zu verlieren. Er zog ſich nun von allem Umgange zurück. Nur die Andachtsübungen ſeiner in Beaucaire ziemlich zahlreichen Glaubensgenoſſen beſuchte er, ſonſt ſah man ihn ſelten außer dem Hauſe, und war dies, ſo ging er mit ſeinem Vater oder allein auf den einſamſten Spaziergängen der Umgebung der Stadt. War er zu Hauſe, ſo übte er mit ſtrenger Pünktlichkeit ſeine Kunſt und mit einer Meiſterſchaft, die des Alten Herz mit hoher Freude erfüllte. Schon jetzt begann er das Geſchäft des Vaters ganz zu übernehmen. Er erweiterte es, indem er nicht bloß Goldarbeiter, ſondern auch Juwelierer war, ſehr, und gab ihm einen Glanz, der ganz Beaucaire mit Erſtaunen erfüllte. Sein Ruf verbreitete ſich bald.

Auf der nächſten Meſſe war ſein Abſatz ungeheuer, zumal er Waffen auf die künſtlichſte Weiſe mit Steinen zu verzieren wußte und mit goldenem Laubwerk, daß ſie an Schönheit und Koſtbarkeit ihres Gleichen im weiten Frankreich nicht hatten. Trotz dem Ketzerthume, ſah man oft den Adel aus den nahen Provinzen, ſelbſt aus Savoyen, bei ihm aus- und eingehen, ja, zu der Cormelard's größtem Unwillen beſtellte der Herzog von Guiſe ein Paar Piſtolen bei ihm, und der Hof fand es nicht ſündlich, von dem geſchickten Ketzer von Beaucaire zu kaufen.

Des alten Robin Clichy Herz erfreute ſich täglich mehr an dem ſtillen, ſinnigen Sohne. Er vergab ihm freudig ſein Ketzerthum und wünſchte nichts ſehnlicher, als daß Bernard ſich vermähle. Allein Bernard ſchien dieſen Wunſch des Vaters ungern zu vernehmen. In Beaucaire war kein Mädchen, das ihn anziehen konnte, obwohl ſo manches ſchöne Auge nach ihm ſah; denn das geſtanden ſich die Mädchen alle insgeheim, es ſei doch kein ſchönerer Mann in Beaucaire als er; und wenn er auch ein Ketzer ſei, ſo ſei er doch ſo ſinnig und ernſt, ſo einfach und beſcheiden, und zeichne ſich vor Jaques Cormelard weithin aus, der ſeinen Fanatismus recht

sichtbar zur Schau trage und der an Bernard recht unedel gehandelt. Nicht lange indessen blieb es so.

Aus Lyon kehrte ein Mädchen zu ihren Eltern nach Beaucaire zurück, die dort erzogen worden war und sich zu einem wahren Engelbild entfaltet. Agnes Bonval brachte ganz Beaucaire in Aufruhr. Ihr Vater war gleichfalls früher Goldarbeiter gewesen, aber frühe gestorben und hatte ihr ein außerordentliches Vermögen hinterlassen. Die Mutter war bald dem Vater auf dem Wege zum Jenseits gefolgt. Agnes kam zu Verwandten nach Lyon und kehrte nun in der vollen üppigen Blüthe der Jugend, im schönsten Schmuck einer edlen Weiblichkeit, nach der Vaterstadt zurück, um bei kinderlosen Verwandten zu leben. Als Kind hatte sie Bernard gesehen und oft mit Wohlgefallen das freundliche Gesichtchen betrachtet. Jetzt sah er sie als vollendete Jungfrau und — zum ersten Mal fühlte er Liebe zu einem weiblichen Wesen, fühlte sie aber auch mit der tiefsten Innigkeit und ganzen Kraft eines unentweihten Herzens.

Auch Jaques Cormelard blieb die Jungfrau nicht gleichgültig. Der alte Cormelard berechnete, wie der Reichthum Agnesen's das Geschäft erweitern könnte, und wie er dann wenigstens fähig wäre, dem verhaßten Bernard, mit dem weder Vater noch Sohn seit jenem Wiedersehen ein Wort gewechselt, es gleich zu thun. Was des Vaters Berechnung angeregt, vollendete der Jungfrau seltener Liebreiz. Jaques' Herz erglühte in heißer Leidenschaft und er bewarb sich eifrig um Agnesen's Gunst.

Als der bescheidene Bernard Jaques' Bewerbungen erfuhr, zog er sich mit blutendem Herzen zurück. Seine Bescheidenheit erkannte jenem den Siegerpreis zu — und er gewann ihn.

Agnes fühlte, je eifriger Cormelard's Bewerbungen wurden, einen desto größeren Widerwillen gegen ihn. Bernard's stille Liebe, die sich selbst verhüllte und doch so klar aussprach, gewann ihm ihr Herz. Als Cormelard endlich um ihre Hand warb, da sagte sie ihm ohne Rückhalt, sie könne die Seine nicht werden, da sie ihn nicht liebe.

Mit tief verletztem Ehrgeiz und noch tiefer verwundetem Gefühl

zog sich der Verschmähte zurück und in seinem leidenschaftlichen Herzen gestaltete sich die verschmähte Liebe zu einem ebenso glühenden Hasse — denn er ahnte — und die Ahnung wurde zur entsetzlichen Gewißheit. Agnes habe, aus Liebe zu seinem Feinde, ihn verschmäht. Hatte er aus Fanatismus die Clichy's gehaßt, jetzt haßte er sie noch tiefer, und der Rachedurst brannte furchtbar im empörten Herzen.

Bernard warb jetzt, als Cormelard zurückgetreten, und — obgleich Agnes Katholikin war, sie reichte dennoch Bernard ihre Hand und das stille häusliche Glück zog in das Haus ein und die Engel Gottes mit ihm.

Von jetzt an war aller Friede, alle Heiterkeit von Jaques geflohen. Finster und abgeschlossen lebte er ein fast einsiedlerisches Leben. Ein neuer Schlag traf ihn. Die Gesundheit seines Vaters begann zu wanken. Jetzt, so nahe dem Tode, dachte Clichy und sein Sohn, endet der Haß. Mit ungeheuchelter Liebe betraten sie das Haus, wo zu dem Einsamen eine Schwestertochter des alten Cormelard gekommen war, zur Pflege des Leidenden; aber mit schneidendem Hohne wies sie Jaques zurück.

Trauernd überließen ihn die Guten seinem Geschicke. Den Vater starb bald darauf. Jetzt vermochte es Jaques nicht mehr, in Beaucaire auszuhalten, wo ihn die Verhaßten mit ihrem Glücke täglich an das mahnten, was er entbehrte. Er überließ der Verwandtin das Haus und siedelte sein Geschäft nach Lyon über. Hier blühte sein Wohlstand bald herrlich auf. Er widmete sich, um des Herzens nagendes Weh zu vergessen, ganz seinem Geschäfte, das er in den trefflichsten Stand setzte. Das Glück, das ihn von Seiten des Herzens vergessen, suchte ihn von Seiten des materiellen Wohlstandes auf. Seine Speculationen glückten. Trotz der kriegerischen Zeitverhältnisse und den wilden Parteikriegen unter Carl des Neunten unglückschwangerer Regierung gewann Cormelard unermeßliche Summen, und des einsamen Lebens müde, führte er Lyons reichste Erbin heim, kaufte jenes beschriebene Besitzthum eines schändlich hingemor-

deten Ordens und gründete eine Fabrik, die großartiger Lyon, ja Paris und ganz Frankreich nicht aufzuweisen hatte.

Obwohl nun sein Reichthum in's Ungeheuere wuchs, obwohl seine Gattin edel und schön war und Alles aufbot, ihn zu beglücken, obwohl eine Tochter ihm wurde, die seine Freude war — dennoch blieb ein nagender Wurm im Herzen und der Haß gegen Bernard Clichy wuchs eher, als er sich milderte — denn er vernahm, wie auch er sich eines wachsenden Reichthums freue, wie sein häusliches Glück blühe, wie ein herrlicher Knabe das Pfand der glücklichsten Liebe sei, wie Beaucaire's Bürgerschaft den Verhaßten achte, schätze, liebe — wie ihn — den Ketzer — die Kaufmannschaft der Vaterstadt zu ihrem Prevot erwählt. Das war ätzender Schierlingssaft, den das Geschick in den Kelch seiner Freuden goß. —

Unterdessen verfinsterten sich die Zeitverhältnisse immer mehr. Condé und Coligni standen an der Spitze der Partei der unterdrückten Protestanten in offenem Kampfe gegen die Partei des Hofes und der Katholiken, und wankte in einer schändlichen ränkevollen Politik der Hof, dessen Seele Catharina von Medicis war, Italiens giftige Natter, so gaben die Guisen den Ausschlag und zogen ihn auf die Seite der Katholiken zurück.

Cormelard war in den älteren Tagen noch ein wilderer Fanatiker geworden, als er es früher gewesen. Sein Geschäft brachte ihn oft mit dem Hofe, mit den Gliedern des Hauses Guise, in Verbindung. Hier war die Quelle, die seinem Hasse neue Nahrung bot. Beaucaire mied er von der Zeit an, wo er es verlassen. Kam die Messe dort, so sandte er unter Menier's — eines alten treuen Dieners, der schon im Vaterhause im Geschäfte gestanden und mit ihm nach Lyon gegangen war — Aufsicht und Leitung seine Waaren dahin; aber der Name Clichy durfte nie in seinem Hause mehr genannt werden.

Als sich die Umstände der Protestanten verschlimmerten, als Coligni und seine Freunde so blindlings in die ihnen gestellte Falle gingen, da jubelte Cormelard ob des blutigen Sieges seiner Partei;

denn ihm, der des Cardinals von Guiſe Vertrauter geworden, war der hölliſche Plan eines Mordes aller Proteſtanten in Frankreich kein Geheimniß. Als nun endlich die unglückſelige Vermählung Heinrichs von Bearn mit Margarethen von Valois am Tage des heiligen Bartholomäus herannahte, da erfaßte eine unbeſchreibliche Unruhe Cormelard und kurz vorher verließ er Lyon, um neue Stoffe ſeiner Fabrik, die der Hof zum Vermählungsfeſte beſtellt, ſelbſt zu überbringen. Jene entſetzliche Nacht entſchied über das Leben Tauſender unglücklicher Proteſtanten in Paris, und die Höllenthat der Hauptſtadt wiederholte ſich auf's Gräßlichſte in den Provinzen. Die Geſchichte hat, mit verhülltem Haupt ihren Griffel in das Blut der Schuldloſen tauchend, mit Schaudern die Begebniſſe jener Tage in ihre Tafeln gegraben, und Frankreichs ſchreckliche Geſchichte hat nur noch einen Pendant zu jenen Gräueln.

Auch in Beaucaire wüthete der Fanatismus. Ein Abgeſandter des Herzogs von Montpenſier leitete dort die Metzeleien. Unter ſeinen Mordſtreichen fiel der edle Bernard Clichy und ſein Weib. Nur die Abweſenheit in Genf rettete ſeinen Sohn. Sein Haus wurde geplündert und der Name Clichy verſchwand aus Beaucaire. Cormelard kehrte krank an Leib — und man ſagte, krank an Seele — nach Lyon zurück. Hatten die Gräuel, deren Zeuge er in Paris geweſen, ihn ſo tief erſchüttert, oder war es aus anderem, unbekanntem Grund entſtanden — kurz, er wurde auf das Siechbett geworfen und nahe ſtand er an der dunkelen Pforte einer Welt, wo vergolten wird der Menſchen Frevel wie ihre Tugend. Cormelard's Geneſung ging nur langſam von Statten. Ganz Lyon, das ihn ehrte, nahm Theil an ſeinem Leiden. Die Prieſter und Mönche belagerten ſein Haus, ſein Siechbett. Er genas, aber die Leiden und Beſchwerden ſeines langen Krankenlagers erſchütterten die Geſundheit ſeiner Gattin, die in treuer Liebe bei ihm ausgehalten hatte — ſie ſtarb nach kurzem Leiden.

Wenn auch nie jene Liebe ſein Herz gegen ſie erfüllt, die er einſt für Agnes Bourel gefühlt, ſo waren ihre Tugenden, ihre Liebe

zu ihm doch das Mittel gewesen, sein Herz mit Achtung, Wohlwollen und Freundschaft an ihn zu fesseln.

Den Verlust seiner Gattin beweinte Cormeland, beweinte ihn um so mehr, da die aufblühende Isolde jetzt gerade der mütterlichen Erziehung, der weiblichen Leitung bedurfte. Zur zweiten Ehe zu schreiten, war ihm unmöglich. Er konnte Isolden's Erziehung nicht leiten, denn sein Geschäft forderte ihn ungetheilt, sollte es nicht leiden. Sie in ein Kloster zu thun, trug er, der eifrige Katholike, Bedenken, da ihm einestheils traurige Erfahrungen diesen Gedanken verleideten, theils die Zeitverhältnisse nicht die Sicherheit boten, die er wünschte. Da gedachte er der Verwandten, die im Vaterhause zu Beaucaire als kinderlose Wittwe lebte. Seit Elichy nicht mehr ihm den Gedanken an Beaucaire verleidete, konnte er sich eher mit diesem Plane, den der treue Menier entworfen, befreunden. Menier reiste hin und bald brachte er, da Cormeland sich nicht entschließen konnte, selbst nach Beaucaire zu gehen, Isolde dorthin. Wie sie sich dort herrlich entfaltet, wie sich endlich die Zeit nahte, wo der Vater sie wieder in's Vaterhaus zurückholen wollte, das haben wir erzählt. Ehe jedoch dieser Plan zur Ausführung kam, ereignete sich Etwas im Hause Cormeland's, das zu wesentlich in den Gang seines Schicksals eingriff, um es hier zu verschweigen.

Die Vorbereitungen zur Messe von Beaucaire brachten ein ungewöhnliches Leben in die Wohnung und Fabrik Cormeland's. Da sah man zahlreiche Diener beschäftigt, die Stoffe zu messen, zu bezeichnen, in Ballen einzupacken und sorgfältig zu verschließen; Andere waren emsig daran, die letzte Hand an das kunstvolle Gewebe zu legen, das nun bald die zierliche Gestalt einer Dame umwallen sollte. Jeder in seinem angewiesenen Kreise war thätig und fleißig in dieser Zeit und der Gebieter war bald hier, bald da mit seinem Rath und seinen Befehlen.

Im Innern des Hauses lag das Gemach, wo Guerin Menier und Antoine Legrand, der Marseiller, einen der seltsame verschlossene Mensch, der sein eigenes Geschäft aufgegeben, um in das eines

Anderen zu theilen, der selbst reich, aus fremdem Lohn Vieler; der in einem Alter, wo die Ruhe vom Tagewerk des thätig hingebrachten Lebens dem Greise ziemt, und so wohlthätig ist, noch vom Morgen bis zum Abend die Last eines vielverwickelten Geschäftes trug — wo diese beiden ergrauten Diener saßen, unterstützt von einem jüngeren Schreiber, dem wichtigsten Theil des Geschäftes besorgten, die Buchhaltung über das weitverzweigte Ganze. Beide hatten rüstig gearbeitet. Der lange heiße Sommertag war dem Scheiden nahe und die milde Kühle lud zum Athmen der frischen Luft ein. Dennoch wollte Menier seinen Sitz noch nicht verlassen, und Legrand, dessen Auge unruhig oft zu Menier hinüberblickte, mochte, da ihm, wie sich dies in seiner Miene kund gab, etwas Wichtiges auf dem Herzen lag, nicht weggehen, ohne mit Menier gesprochen zu haben. Endlich dauerte es ihm doch zu lange. Er stand auf, trat zu Menier's Tisch und flüsterte ihm zu:

„Entlaßt den Schreiber, Guerin Menier, ich habe ein wichtiges Anliegen mit Euch zu besprechen."

Menier nickte ihm zu, da er eben seine Berechnung geendet hatte, entließ den Schreiber, und — nachdem die Bücher in das Repertorium gelegt, die Schlüssel von allen Fächern des massiven Wandschrankes in seiner Tasche waren, sprach er:

„Nun bin ich zu Eueren Diensten, Antoine Legrand!"

„Hab' ich recht gehört, so will der Herr nach Beaucaire mit den neuen Stoffen und —"

„Zugleich seine Tochter holen," ergänzte der alte Mentier mit Freundlichkeit.

„Er hat also endlich den Widerwillen überwunden oder sein Gewissen abgefunden" — sprach Legrand kalt vor sich hin — aber sein Auge fixirte den Alten scharf. „Doch, das geht mich Nichts an; aber wißt, Guerin Menier, daß die Straße nach Beaucaire nicht sicher ist."

„Ihr träumt, Antoine Legrand," entgegnete, nicht ohne eine

sichtbare Unruhe, aber ohne auf die Bemerkung Legrand's irgend Etwas zu erwiedern, Menier; „die Heerstraße ist sicherer als je."

„Da irrt Ihr, Guerin Menier" — replicirte Jener. „Der alte Trödler Autun kam dieser Tage dorther und wußte viel von Räubereien zu erzählen."

„Vielleicht brodlose Hugenotten, die sich vom Wegelagern nähren; nein, Legrand, glaubt nur', der Statthalter im Lonnois wird ihnen bald das Handwerk legen."

„Immer doch Hugenotten!" rief Legrand. „Ihr theilt doch ganz Cormelard's Gesinnung gegen sie. Sind Euch vielleicht noch nicht genug in der Sainte Barthelemy geschlachtet geworden? Alles Böse sollen die armen Verfolgten verübt haben, gerade, als ob ein Glied der katholischen Kirche nicht eines Schurkenstreiches fähig wäre! Ihr wißt, Menier, die schrecklichen Gräuel an Coligni und den Tausenden Protestanten verübten Katholiken. Und nennt mir einen Teufel, der mehr Teufel wäre, als der Vermummte von Beaucaire? Oder wißt Ihr vielleicht die Geschichte nicht? Ich will sie Euch erzählen."

„Ei, ei, Legrand," verwies Menier, „wie mögt Ihr eine solche Lobrede auf Ketzer halten? Zwar mit Eurer Frömmigkeit ist es nicht weit her. Ich glaube, die Cathedrale von Lyon hat Euch noch nicht gesehen?"

Legrand's Antlitz übergoß eine Zornröthe. Doch suchte er den wilden Ausbruch zu mildern. „Das ist meine Sache, Guerin Menier, und ich habe es einst vor Gott zu verantworten. Was Ihr da von Frömmigkeit sagt, schmeckt stark nach den Reden des Pater Lenormand, der im Hause hier den Gewissen das sanfte Polster unterschiebt. Ich hasse den Pfaffen, der mich gerne bei Cormelard verdächtigen möchte und es auch schon versucht hat. Arme Thoren, die! Damals wollte mich Cormelard zur Rede stellen. Ich wies ihn zurück und in der Heftigkeit rief er: Ihr tragt bloß die Maske eines Katholiken! Ich entgegnete nur, dann sei meine Maske keine schwarze Sammtmaske! Diese Worte machten den Herrn stumm und Antoine Legrand hat Ruhe seitdem."

Bei dieſen Worten wurde Menier ſehr unruhig, doch wollte er's nicht ſcheinen und ſagte:

„Was wollt Ihr doch mit der Maske und dem öftern Erwähnen eines Vermummten von Beaucaire? Laßt doch ſolche Dinge! Es ſind müßige Geſchwätze!"

„Guerin Menier," ſprach leiſe Legrand, ſich vertraulich zu ihm neigend — „faſt ſcheint's mir, Ihr ſähet dem alten Legrand gerne auf den Rücken. Seid ruhig, nur noch einige Zeit bleibt er, dann zieht er ohne Eure Reden. Ihr wißt, daß ich ohne Jaques Cormelard leben und ſein kann."

„Vergebt, Legrand!" verſetzte Menier, „wenn ich Euch wehe that; aber nehmt es mir nicht übel, es ſcheint mir, als ſeid Ihr gereizt und ſuchet an mir die Mißſtimmung auszulaſſen."

„Ja, Menier," ſprach Jener, „gereizt bin ich, und wie ich es geworden, das ſollt Ihr hören. Ich erfuhr zufällig Dinge, vor denen die Haut ſchaudert, und Ihr kennet mein Rechtlichkeitsgefühl — Wehe — dreimal Wehe! wenn es Wahrheit iſt, das, wofür Cormelard's wilde, fanatiſche Gemüthsart ſpricht."

So ſehr auch Menier etwas Unangenehmes zu befürchten ſchien, ſo war doch ſeine Neugierde, und dieſe war ein großer Fehler des alten Mannes, erregt. Die Dämmerung war vollends eingebrochen und näher rückten die beiden alten Männer zuſammen.

„Ihr müßt Geduld haben, Guerin Menier," hob Legrand an, „denn ich muß weit ausholen; ich muß bei dem — Vermummten von Beaucaire anheben. — Es lebte vor etwa vier Jahren in Beaucaire ein Mann, der Clichy hieß, Bernard Clichy — Ihr müßt ihn ja gekannt haben, da er neben Cormelard's Vater wohnte und früher Cormelard's Freund, ſpäter ſein Todfeind war?"

„Ja, ja doch!" ſprach mit wankender Stimme der alte Menier.

„So müßt Ihr auch wiſſen, Guerin Menier, daß dieſer Mann zur Zeit der Bluthochzeit Prevot von Beaucaire war, zumal Ihr zur Meßzeit mit ihm verkehren mußtet! Iſt's ſo?" —

„Ja — ja!" dehnte faſt bebend Menier.

„So kann es Euch auch nicht unbekannt sein, daß eben in jenen greuelvollen Metzeleien dieser Clichy, dieser Bernard Clichy, Cormelard's Todfeind, und sein trefflicher Weib, die einst Cormelard liebte, auf eine empörende Weise von einem Menschen ermordet wurden, der außer diesen den Tod von siebenhundert Schuldlosen auf seinem Gewissen hat?" —

„Man — man — erzählt davon," — war Menier's unsichere Antwort.

„Nun hört! Ihr wißt, ich sitze wohl manchmal Abends bei Beauclaire und trinke ein Glas Medoc in der Abendstunde, wo wir frei sind. Auch gestern Abend war ich dort. Da sitzt unten in der Ecke ein Mensch, dem der Teufel das Zeichen seiner Verderbtheit recht kenntlich auf das Gesicht gezeichnet hat, der erzählt die Mordgeschichte von Beaucaire und sagt — er kenne den Vermummten" —

„Was ist's denn — mit dem Vermummten?" fragte Niemand laut, und sichtlich um sich den Schein der gänzlichen Unwissenheit zu geben, Menier.

„Richtig, Guerin Menier, ich bin darüber weggegangen. Nun, verzeiht, das Alter ist kurzen Gedächtnisses. Als in unserem guten Frankreich der christliche Sinn sich im Morden der Brüder kund gab, ich meine, in den Tagen jener Gottverdammten Hochzeit eines edlen Prinzen mit einer buhlerischen Prinzessin, kam, so erzählte der Mensch, ein Gesandter des liebenswerthen Monkpensier nach Beaucaire mit der Vollmacht, ähnlich der, die einst Paulus hatte, als er nach Damaskus zog, die Christen zu steinigen. Er fand in Beaucaire, wo etwa siebenhundert Ketzerseelen ihren Gifthauch ausbliesen, sogleich recht freudigen Anklang, denn die Ketzer waren reich und es gab da ein Erbe ohne Verwandtschaft. Allein Bernard Clichy, der Prevot, wieß ihm die kraufe Stirn und alle Edlen Beaucaire's, doch wohlverstanden, nicht die Adeligen, stimmten ihm bei. Dieser Mörder aber, der stets einen weiten schwarzen Mantel trug, obwohl es im August in Beaucaire, wie Ihr wißt, kein Eis feiert — so einen Mantel, wie ihn neulich der Trödler Antun von unseres

Herrn altem Leibdiener kaufte, obwohl ganz eigenthümliche Flecken drinnen waren — dieser Mörder, sage ich, der überdies eine schwarze Sammtmaske vor dem Gesichte trug, wie man sie zur Zeit des Carnevals in Venedig, auch sonsthin in der Banditenheimath sieht, wenn's ein Bubenstück gilt, wußte den Pöbel auf seine Seite zu ziehen und das Gesindel, und am frühen Morgen ging auf das Zeichen der Sturmglocke das Morden los. Der Vermummte ließ morden, wie und wo man wollte. Er stürmte mit seiner Rotte auf Clichy's Wohnung an und — erdolchte das Gattenpaar mit eigner Hand auf's Schrecklichste." Legrand hielt inne.

Menier fragte mit zitternder Stimme: „Warum erzählt Ihr mir denn das?"

„Das sollt Ihr jetzt hören, Guerin Menier. Ihr kennt meine Genauigkeit in allen Dingen. Sehet, so forsche ich auch schon seit zwei Jahren nach dem Vermummten." —

„Ihr?" fragte aufspringend Menier. „Warum forscht Ihr nach ihm?"

„Seltsame Frage! Alter Mann, was erregt Euch so? Gibt's doch seltsame Liebhabereien — dies zu erfahren, ist die meine. Doch wozu dies! Hört! Damals führte mich mein Weg nach Beaucaire, weil ich ein schweres Gelübde gethan und da sprach man fast nur von dem Vermummten. Einige meinten, es sei der Herzog von Montpensier gewesen. Possen! der hatte in Paris auch Arbeit nach seinem Sinne. Andere sprachen: es sei Babelot, der schreckliche Babelot gewesen. Tolles Zeug! der hätte sich nicht vermummt; denn wer vor den Augen von ganz Frankreich die Rolle eines Scharfrichters spielt, hat Nichts mehr zu verlieren. Andere endlich meinten: es sei —"

„Wer? wer? Um Gotteswillen, redet aus!"

„Nur ruhig, nur ruhig! Guerin Menier! Wer wird denn so leidenschaftlich sein. Ihr schreiet ja, als ob's Euch Etwas anginge, als ob Ihr's selbst gewesen: Ha, ha, ha! Menier — Eure Natur ist zu lammsartig — dazu gehörte ein Tiger."

„Wie bemerkt," fuhr Legrand mit einer entsetzlichen Ruhe fort, das Herz Menier's zu foltern — „der Mensch im Schenkhause des jungen Beauclaire sprach, er kenne ihn — er lebe in — Lyon!"

„In Lyon!" rief Menier und sprang auf. — Sich an seinem Stuhl haltend, stand er da, weil seine Kniee bebten.

„Ei ja doch! Menier, meint Ihr nicht, in Lyon seien viele Schurken und nicht alle Heilige heilig."

„Nannte er ihn, Antoine Legrand, nannte er ihn?"

„Wenn Ihr wollt, nein — aber er — spielte so an —"

„Auf wen? — Antoine Legrand?" —

„Ei nun, mir kam's vor, als ob er auf Cormelard anspiele!"

Menier sank mit einem Angstruf in den Stuhl zurück. „Kann denn auch der edelste Mensch nicht frei von Verläumdung bleiben? — Es ist schrecklich! — Legrand, Ihr kennt Cormelard's Leben, wie es rein und tadellos ist; wie Wohlthun seine Freude, sein Glück, Wohlthun und Segen sein Bestreben ist. Und wie mögt Ihr solcher Rede Glauben beimessen? Kennt Ihr den Schurken, der so etwas anzudeuten wagte? Habt Ihr ihn nicht mißverstanden?" —

„Sag' ich denn, daß ich es für eine ausgemachte Wahrheit hielte, Guerin Menier?" versetzte Legrand mit Eiseskälte. „Mir ist's ja nur darum zu thun, den Schein von der Wahrheit zu sichten, und mich zu überzeugen, ob dem so sei oder nicht. Ihr vergeßt in Eurem Eifer, daß ich ja bloß erzähle, was ich gehört und gerade Euer Eifer macht mich stutzen, da Ihr am vertrautesten mit Cormelard's früherem Leben seid."

„Ach, ja doch," sprach mit tiefer Bewegung, bemüht, sich zu sammeln, Menier. „Mein alter Kopf ist ganz zerrüttet von dem Schrecklichen, was Ihr erzählt, Antoine Legrand, und meine Liebe zu Cormelard zu groß, um es ruhig anzusehen, wenn auch nur der Schatten eines Verdachts auf einen Mann fällt, dessen Tugend ich am besten kenne.

„Bin ganz Eurer Meinung, Menier," entgegnete anscheinend ruhiger Legrand; doch die Dämmerung hinderte Menier, den

bittern Zug des Hohnes zu sehen, der über Legrand's Mienen flog, als er diese Worte sprach, deren Inhalt und Ton mit seinem Innern im geraden Widerspruche stand.

„Indessen," fuhr Legrand fort, „ist mir — und das schalte ich meiner Erzählung ein, die noch nicht zu Ende ist — gestern Etwas vorgekommen, was doch seltsam ist. Ihr erinnert Euch, Guerin Menier, daß Cormelard mir gestern auftrug, behufs der Verpackung der Stoffe nach Beaucaire, die Kisten auf dem Boden durch Louis Autun, des Trödlers Sohn, der bei dem Verpacken hilft, ordnen und reinigen zu lassen und alsdann ihm ihre Zahl anzugeben. Als ich nun da oben in dem alten Wuste wühlen lasse, schleuderte der Louis Etwas vor meine Füße. Ohne Arg bücke ich mich — und siehe — es war eine alte Sammtmaske, die man durch Haften recht fest vor das Gesicht heften konnte. Ich besah mir das Ding und — denkt Euch! — es war Blut daran, unverkennbar Blut."

„Wo [redacted] Ihr das Ding?" fragte Menier. „Ich bitte, zeigt es mir! Gebt es mir! Eine unglückselige Kette von Umständen vereinigt sich, in Euch Zweifel zu erregen, die sündlich sind — und doch sind es Zufälle, die so weit auseinander liegen, als Himmel und Erde!" —

„Hab's weggeworfen," versetzte anscheinend gleichgültig Legrand. „Ihr könnt es morgen noch auf dem Boden finden, wenn Ihr suchen wollt. Doch hört, warum ich gerade dieses Umstandes gedenke! — Der Mensch nun, der in Beauclaire's Trinkstube so seltsame Dinge sprach und den ich im Auge behalten wollte, entwischte mir doch, weil er wohl merken mochte, daß ich ein wachsames Auge auf ihn hatte. Mir war das höchst unangenehm, denn ich hatte die Absicht, ihm den Prevot auf den Hals zu hetzen, und der spaßt nicht, wie Ihr wißt."

„Das wäre sehr gut gewesen!" rief Menier, „der Schurke hätte büßen sollen! Und habt Ihr gar Nichts mehr von ihm erfahren?"

„Doch, Guerin Menier, doch," fuhr Legrand fort. „Als ich

das Schenkhaus verließ, lag eine ägyptische Finsterniß auf der Stadt. Es war spät, denn ich hatte im Nachgrübeln lange Zeit noch bei meinem Glase gesessen. Die Straßen waren leer. Ich ging an der Kathedrale vorüber. Auf meinen Filzsohlen, die ich meiner leidenden Füße wegen trage, ging ich kaum hörbar. Als ich mich der Kirche näherte, dünkte es mich, ich sähe zwei Menschen unter dem Portale stehen. Leise schlich ich mich nun heran und ich wurde Ohrenzeuge eines entsetzlichen Zwiegespräches, das mir das Blut in den Adern fast gerinnen machte."

„Was sprachen sie, Antoine Legrand, verhehlt mir Nichts!" flehte in wachsender Unruhe Menier.

„Er muß!" rief Einer mit Heftigkeit, „er muß!"

„Und wenn er dennoch das Geld hartnäckig weigerte?" wandte der Andere ein; „denn Du forderst viel, Michel?"

„Bah," rief der Erste, „so will ich ihn geben machen!"

„Womit denn, Michel Marcot?" fragte der Zweite.

„Marcot!" fiel fast außer sich Menier ein. — Marcot hieß der Schurke; der ist aus Beaucaire, ein verrufener Taugenichts!"

„So?" — dehnte Legrand, „Ihr kennt ihn also?" —

„Ob ich ihn kenne?" gegenredete Menier in gleicher Weise. „War er doch Arbeiter bei meines Herrn Vater, wurde aber weggejagt, weil er ein liederlicher Bursche war." —

„Hört mich aus" — sprach Legrand.

„Womit?" flüsterte Marcot, „ich will ihm ein Wörtchen in's Ohr raunen und ihm etwas vor die Augen halten, das ihn zahm machen soll. Dafür laß mich nur sorgen. Es ist ein Passe par tout für alle seine Goldtruhen. Glaub' mir das, Baptiste!"

„Du pochst auf Deine Macht, Michel Marcot — wenn aber dennoch Alles mißglückte? Was willst Du ihm sagen? Was ihm vor die Augen halten?"

„Närrchen! Ich sage nur Mörder von Beaucaire! Sieh' das süße Wörtchen thut Wunder, und thut's die noch nicht, so soll's dieser Ring hier an meiner Hand, den ich ihm verehren will. Er

ist von Einem aus Beaucaire, dem der alte Cormelard Feind, der junge nicht gut war; dem er darum am Herzen zur Ader gelassen. Den Ring kennt er; denn als ich ihm diesen nach dem Aderlaß, wobei ich den Finger mit sammt dem Ring abschnitt, geben wollte, entsetzte er sich sehr darüber. Meinst Du, das Dingelchen habe ganz seine Kraft eingebüßt? Täusch' ich mich nicht, so hat's an Kraft gewonnen, denn des Menschen Gewissen soll die Nase rümpfen über frühere Streiche, von denen ich sehr wohl zu reden weiß, da ich selbst mein ehrlich Theil dabei geholfen. Ich hab's gebeichtet! Nun ist's gut."

„Wenn er nun aber aus den Eisen schlägt, Dich fest nehmen läßt? Der Prevot ist sein Freund!" —

„Ich werde mich hüten, daß ich Zeugen rufe, wenn ich mit ihm rede! Nein, Baptiste, so dumm ist der alte Marcot nicht. Er ist weit von seinen Kinderjahren und zum zweiten Male sind sie noch nicht da. — Im Nothfall bleibt mir mein Messer. Das ist mein „Helfausdernoth," der mich noch nie hat sitzen lassen. — Sollte Alles mißglücken — so werde ich im äußersten Falle gehenkt. Sterben muß ich doch — drum sei's gewagt. — Dann aber, wenn ich als Opfer meines Muthes mit Ehren gehenkt werde, muß der Templerhof brennen, damit mein Genosse von Beaucaire mir zum letzten Tanz in frischer Luft leuchte!"

„Als ich diese Rede vernahm, entsetzte ich mich, ob der Bosheit, des Leichtsinns und Frevels, der in ihr lag; ich griff nach meinem Dolch und hätte wohl das Amt des Henkers verwaltet, hätten die Kerle mich nicht gewittert und wären davongegangen."

„Was sagt Ihr dazu, Guerin Menier?!" —

Menier bebte wie Espenlaub an allen Gliedern und seine wenigen Zähnen schlugen hörbar zusammen. Den kalten Schweiß wischte er sich unaufhörlich von der tief durchfurchten Stirne, aber es kam kein Wort über die Lippe. Auch Legrand schwieg. Er schien mit einer Eiseskälte und mit unumstößlicher Sicherheit der

Ueberzeugung abwarten zu wollen, was der alte Menier, der in die Geheimnisse Cormelard's eingeweiht sein mußte, sagen würde.

Endlich wiederholte er:

„Was sagt Ihr dazu?" —

„Was ich dazu sage, Antoine Legrand, was ich dazu sage? Hier hat die Hölle ihre Hand im Spiel und ein Teufel will eines ehrlichen Mannes guten Namen zerstören und sein Glück. Ich hoffe, Ihr — glaubt nicht daran, wie ich — nicht — daran glaube, weil ich Cormelard kenne. Ueberdies war er damals nicht in Beaucaire, sondern in der entgegengesetzten Richtung, in Paris."

„Habt Ihr Gewißheit dafür?" — versetzte Legrand. „Die Rache, Menier, ist eine gräßliche Leidenschaft. Sie gibt dem Lamme selbst Schlauheit und Arglist, die zu täuschen, die es opfern will; sie läßt Alles opfern, wenn sie nur ihr Opfer fallen sieht; sie kennt keine Rücksicht, kein Hinderniß, keine Beschwerden, keine Zeit. Jahre sind vor ihr wie Stunden, und während sie im Innern wühlt, ist die Außenseite glatt. Habt Ihr Gewißheit?" —

„Sie liegt in Cormelard's Herzen."

„O, Menier, das Herz ist ein trotzig und verzagt Ding! Ein Wechselbalg, unbeständig wie Aprilwetter. Baut auf keine Tugend vor der Stunde der Versuchung. Habt Ihr keine anderen Gründe, so steht's schlimm."

„Legrand, Legrand!" hob endlich Menier wieder an, „Ihr denket Arges von einem Manne, dessen fleckenloses Leben vor Euch liegt. Seid Ihr nicht, wie ich, der Spender seiner heimlichen Wohlthaten? Kennt Ihr nicht, wie ich, seine Frömmigkeit und strenge Rechtlichkeit?"

„Heute ist nicht gestern! Menier. Ich habe Menschen gekannt, sanft und mild wie Engel, die zu Tigern wurden, als ihre Leidenschaft rege wurde."

„Wozu das Alles, Legrand. Wozu?" fragte Menier.

„Weil ich Gewißheit suche, alter Mann; Gewißheit in einem

erschütternden Zweifel; weil ich weiß, daß das Racheschwert über Cormelard gezuckt ist und er nicht schuldlos leiden soll, weil —"

„Seid Ihr der Rächer? Legrand!" fragte plötzlich Menier, vor ihn tretend. „Wisset Ihr nicht, daß der über uns sprach: „Mein ist die Rache, ich will vergelten!" — Ich werde irre an Euch, Legrand. Ihr seid mir räthselhaft."

„Die Räthsel lösen sich," sprach Legrand mit entsetzlicher Ruhe, aber mit einem Tone, der durch Menier's Gebeine drang.

„Sollte Cormelard eine Schlange an seinem Busen genährt haben? Legrand, von Euch das zu denken wird mir schwer. Ich hielt Euch für edel und redlich. Hab' ich mich denn auch in Euch getäuscht? — Habt Ihr Cormelard gedient, um ihn auszuforschen und ihn zu morden? — Wehe dann Euch!" —

„Ja!" rief mit furchtbarer Stimme Legrand, ich bin Clichy's Rächer. Cormelard ist sein Mörder! Geht hin und sagt ihm das!"

Ehe Menier einen Gedanken denken konnte über das, was jetzt zu thun, war Legrand aus dem Zimmer weg. Und als er ihn aufsuchte, war er verschwunden. Dies Gespräch war von einer furchtbaren Wirkung auf den alten Mann, der die innigste Liebe für Cormelard hegte und sein Geschick als das eigene zu betrachten gewohnt war. Auf seinen, vom Alter gebeugten Körper mußte eine so heftige Erschütterung die nachtheiligste Wirkung äußern. Er mußte sich schnell zu Bette begeben und ein heftiges Fieber schüttelte ihn, und ehe der Morgen graute, hatte ein Schlag das Leben eines Mannes geendet, der in langen Jahren eine seltene Treue seinem Herrn bewiesen.

Auf Cormelard wirkte dieser Verlust äußerst niederschlagend. Menier war ihm theuer, seine Stelle, außer durch Legrand, unersetzlich, und Legrand war verschwunden, seine Stube leer. Es war Cormelard unbegreiflich, was den Mann, den er bevorzugt, konnte bewogen haben, ebenso urplötzlich zu verschwinden, wie er gekommen war. Er untersuchte schnell Kasse und Bücher; Alles war in der musterhaftesten Ordnung. Er forschte genau nach den Vorgängen

des letzten Tages und Nichts weiter vernahm er, als daß noch spät am Abend ein lebhaftes Gespräch zwischen Legrand und Menier stattgefunden. Er schloß auf Zwist, der zwischen Beiden müsse ausgebrochen sein. Er rief sogleich seine brauchbarsten und ältesten Diener in die Stelle Legrand's, die Menier's selbst zu erfüllen war sein Wille. Er ließ sämmtliche Bücher des treuen Dieners auf sein Kloset bringen und schloß sich ein.

Nach einigen Stunden meldete man ihm, ein Fremder warte schon lange und wünsche ihn zu sprechen, aber ohne Zeugen, da er ihm etwas Wichtiges zu offenbaren habe.

Cormelard, wähnend, es beziehe sich auf Legrand's Flucht, was der Fremde ihm zu verkündigen habe, ließ ihn eintreten, doch bereute er dies schon im ersten Momente; denn der Fremde war ein in dürftige Kleidung gehüllter Mensch von untersetzter Statur. Obwohl schon alt, war die Gestalt doch noch stark und kräftig, und das Eine Auge, was er noch hatte, blitzte schauerlich unter den überhängenden Wimpern hervor. Die breite und tiefe Narbe, die sich über das Gesicht zog und die einst des Auges Ende verursacht, bezeichnet ihn als jenen Verworfenen, den wir bereits in Beaucaire kennen lernten, als den Mann, den Legrand bezeichnet, mit einem Wort als: Michel Marcot.

Obwohl sich Cormelard nicht genau erinnern konnte, diese Physiognomie, die die List des Fuchses, den Blutdurst der Hyäne und die Grausamkeit des Tigers in sich vereinigte, der alle Laster ihre Merkzeichen aufgedrückt, irgend gesehen zu haben, fand er sie dennoch ebenso bekannt als widerwärtig und ein unheimliches Grauen erfüllte seine Seele.

„Was willst Du von mir und wer bist Du?" fragte er den keck Eintretenden.

Der Mensch reichte ihm mit ekelhafter Vertraulichkeit die schmutzige Hand dar.

Cormelard stieß sie empört zurück. „Fass' Dich kurz," rief er ihm entgegen, „meine Augenblicke sind kostbar." Marcot stutzte.

„Ei," sagte er indessen sogleich mit höhnischem Lachen — „haben denn sechs Jahre mich so verändert, oder Euer Gedächtniß so durch die vielen Bußübungen geschwächt, daß Ihr mich nicht mehr kennt? — Seht mich einmal an, Jaques Cormelard aus Beaucaire und probirt, ob Ihr ohne eine Sammtmaske so gut seht als durch das Ding! — Erinnert Euch, daß Ihr diese Narbe einst als klaffende Wunde verbandet mit eigener Hand, die damals freilich von Blut roth war — sagend, Michel Marcot, diese Wunde wird stets ein Empfehlungsbrief in meinen Augen sein. Seht, nun kommt Michel Marcot, der Euch in Beaucaire so ritterlich half den Hugenotten zur Ader lassen, Euch diesen Empfehlungsbrief 'mal lesen zu lassen, damit Ihr, eingedenk früherer Verpflichtungen, begreifen lernt, das Leben vom Winde sei eine schwere Kunst — und Euer Auge, das noch recht gut zu sein scheint, kennt die leserliche Schrift nicht mehr! —? Alle Teufel, Cormelard, wie kommt Ihr mir vor? Seid Ihr denn wirklich so ein Betbruder geworden, wie man sagt, daß Ihr die alten Freunde und Genossen nicht mehr kennt, oder nicht mehr kennen wollt? Lest doch den Empfehlungsbrief einmal genau und erinnert Euch, daß er von Bernard Clichy's Hand geschrieben ist, einer Hand, die seitdem das Schreiben verlernt hat, als ich ihn faßte und Ihr ihm —".

„Mensch! Was willst Du von mir?" schrie Cormelard und hielt sich krampfhaft an den T[illegible] vor dem er stand. „Schweig', um Gottes willen schweig' und sag' an, was Du willst?" —

„Ei, warum denn, Meister Cormelard? Warum soll ich denn schweigen? Ist denn Euer Herzchen weich geworden, daß es Euch keine Freude mehr macht, von Eueren Heldenthaten zu reden. Denkt doch einmal, wie sich der alte Feind, der Bernard, der Euch das Mädchen nahm, die Agnes Bourel und ihr schönes Gold, das mir so viele frohe Tage machte und leider jetzt zu Ende ist, denkt doch, wie er sich wehrte mit Löwenkraft und wie Euer Dolch, seht, er ist noch da, ich habe ihn bei mir behalten, da er so gut traf, so schnell ihm ein Ende machte. Teufel! das war aber auch ein meisterhafter

Stoß! Mir ist nur Einer mehr so gelungen. Und die Frau, sage mir Einer, alte Liebe roste nicht! Das ist Nichts! — Und die Frau, wie sie vor Euch auf den Knieen lag und um ihr Leben flehte. Pih! wie sauste der Dolch an meinem Ohre vorbei in ihr Herz! Ihr seht," fuhr der unersättliche Quäler fort, ohne auf Cormelard's Erbleichen, ohne auf den Angstschweiß zu achten, der eiskalt von seiner Stirne rann, „mein Gedächtniß ist jugendlich frisch! Ja, Michel Marcot ist so alt noch nicht, wie er aussieht, und seine Zunge kann mehr reden, unter gewissen Umständen sein Arm mehr thun, als lieb ist Denen, die es zu fühlen haben dürften." — Er machte dabei mit dem Dolch eine ausdrucksvolle Bewegung.

Cormelard wankte.

Marcot fuhr fort: „Meint Ihr vielleicht, das schwarze Läpplein, welches damals vor Eurem Gesichte hing, habe Euch mir so unkenntlich gemacht, wie anderen Leuten? Der schwarze Mantel habe Eure schlanke Gestalt auch mir verborgen, wie den Eseln von Beaucaire? Ha, ha, ha! Da müßte ja Michel Marcot nicht Eures Vaters Hausknecht und später sein Nachbar und Packknecht gewesen, nicht so genau mit Eures Vaters einzigem Sohne bekannt gewesen sein! — Doch — Freund Cormelard, ich glaube gar, Ihr alterirt Euch? Tausend Lire verstopfen meinen Mund, bis sie alle sind und so weiter! Seid nicht kindisch! Nehmt's nicht zu Herzen! — Der wird mir noch gar ohnmächtig!" —

Wirklich wurde Cormelard von Minute zu Minute bleicher; wankte immer mehr und sank endlich in den Lehnstuhl, der hinter ihm stand, ohne ein Lebenszeichen, zurück.

Marcot erschrack. Einen Augenblick stand er unschlüssig da; dann aber, sich schnell sammelnd, schloß er die Thüre des Klosets ab, untersuchte vorsichtig Cormelard und als er sich überzeugt, es habe eine tiefe Ohnmacht seinen Geist umschleiert, sah er sich in dem Gemache um. Mehrere eiserne Truhen standen umher, in denen Schlüssel steckten.

„Ha!“ rief er, „da könnte ich ihm am Ende noch die Mühe des Zählens ersparen!“

Er öffnete eine nach der anderen, bis er in der letzten Gold fand. Da leuchtete eine teuflische Freude aus seinem kleinen Auge und eine Gluthröthe goß dies Gefühl über das scheußliche Antlitz. Mit der grenzenlosesten Begierde stopfte er alle Räume seiner Kleidung aus; ja, selbst die weiten Stiefel, die er trug. Als dies Werk vollbracht war, dachte er an seine Sicherheit. Cormelard lag ohne Regung da. Er redete nun laut, um etwa Leute, die in der Nähe sein könnten, zu täuschen, schloß die Thüre wieder auf, warf einen trauernden Blick auf das Gold, daß er es nicht alle hatte nehmen können und ging, unter den üblichen Formen des Lebewohls an den leblosen Cormelard, zur Thüre hinaus, ohne daß ihn Jemand weiter beachtet.

In den Geschäften des Hauses ging Alles seinen gemessenen Gang fort. Nur die neuen Schreiber wußten sich in ihre Geschäfte noch nicht recht zu finden. Es kamen zu viele, ihnen noch nicht bekannte Fälle vor. Sie warteten von Stunde zu Stunde, daß Cormelard, wie er es gewohnt war, kommen würde, nachzusehen; allein er kam nicht. Sie erkundigten sich, ob er Geschäfte habe und vernahmen, es sei ein Fremder bei ihm; als man aber endlich horchte und es so still blieb, da wagten sie es, in das Gemach zu treten und zu ihrem Schrecken fanden sie den verehrten Herrn einer Leiche gleich.

„Mord! Mord!“ hallte es durch das weite Haus, daß Alles zusammenlief, was Leben hatte.

Bei genauerer Untersuchung fand man aber keine Verletzung. Man suchte nun den Ohnmächtigen in das Leben zu rufen und das gelang erst, als ärztliche Hülfe gerufen worden war.

Cormelard schlug das Auge verwirrt auf. „Wo ist der Gräßliche?“ fragte er wild. —

Niemand wußte Auskunft. Der Arzt ließ die Leute entfernen. Er versuchte alle Mittel seiner Kunst; aber seltsam war es, so matt auch Cormelard äußerlich war, so aufgeregt war er innerlich. Seine

Sinne waren umnebelt. Seine Phantasien wurden immer wilder. Nur von Beaucaire, von Mord, sprach er. Alle Anwesende sah er für Geister der Erschlagenen an. So ging eine schreckliche Nacht vorüber. Gegen Morgen ließen, auf einen Aderlaß des Arztes, die wilden Phantasien nach und der Kranke fiel in einen Zustand von Entkräftung, der in einen tiefen Schlaf überging. Als er endlich spät erwachte, war er ruhiger geworden. Die Phantasien kehrten nicht wieder, allein es blieb eine Unruhe, eine Angst, die dem Arzte räthselhaft schien. Jetzt erst durfte er es wagen, nach dem Menschen zu fragen, der ihn beraubt.

„Beraubt hat er mich?" fragte Cormelard zurück: „ja, wohl beraubt. Das Gold ist nicht das Beste, was er mir geraubt hat. Laßt ihm das!"

„Ich habe dem Prevot den Raub angezeigt," sagte der Arzt. „Die Thore sind geschlossen. Man wird den Räuber finden!"

„Um Gotteswillen," schrie Cormelard, „eilt zu dem Prevot. Laßt ihm, was er hat; nur bringt den Menschen nicht zurück."

Der Arzt staunte noch mehr. Er befürchtete die Rückkehr der wilden Pantasien und sandte, um den Leidenden zu beruhigen, zu dem Prevot.

Die Sache hatte in Lyon Aufsehen erregt, allein es war umsonst, eine Spur von Michel Marcot aufzusuchen; ebenso wenig fand man Legrand, dessen Verschwinden auf einen Zusammenhang mit den letzten Ereignissen hatte schließen lassen. Nach mehreren Tagen war indessen die Rede nicht mehr davon.

Nicht so im Hause Cormelard's. Als der Arzt ihn über das Nichtfinden der Verfolgten beruhigt, verlangte er nach seinem Beichtvater.

Der Franziskaner Lenormand, ein Mann von mittleren Jahren, mit einem frivolen Gesichtsausdruck und ächtpharisäischem Wesen, trat bald darauf ein. Der Arzt und alle Anwesende verließen sogleich das Gemach. Der Mönch setzte sich freundlich am Bett nieder. „Ihr seid unwohl," hob er mit zuckersüßer Miene an, „wie ich vernehme, in Folge eines bedauerlichen Raubes, den ein

Schurke Euch zugefügt. Ich bezeuge Euch mein aufrichtiges Beileid; denn — seid Ihr bestohlen, so sind wir's auch, da Ihr unser größter Wohlthäter seid, Euch erbarmend des armen Convents."

Cormelard seufzte tief auf.

„Ach," sagte er, „nicht Geld ist's, was mich beängstigt."

„Und was könnte es sonst sein?" fuhr der Pater fort und gähnte mit Ausdauer und Behagen: „Ihr, das Muster christlicher Gesinnung, frommer Uebung, unerschöpflicher Wohlthätigkeit, was könnt Ihr verbrochen haben, daß des Gewissens Frieden gestört sei? Redet, verehrter Herr und Freund. Die Kirche ist so mild. Wo ist eine Wunde, für die sie kein Pflaster, wo ein Weh, für das sie kein Mittel hätte? und wären die Sünden roth, wie Rosinfarbe, so wischt sie sie doch weißer, denn Schnee."

„Roth! ja, roth," seufzte Cormelard aus der Tiefe eines erschütterten Gewissens, „roth wie Blut. Es klebt Blut an diesen Händen!"

Der Mönch fragte mit Verwunderung: „Blut?"

„Hat vielleicht eine jugendliche Leidenschaft? — Doch redet, Herr und Freund! Es haben die Heiligen Gottes des Guten soviel mehr gethan, als sie thun sollten, daß ein Schatz von guten Werken im Buche des Lebens steht, der dem reuigen Sünder zu Theil wird, welchem die Kirche sie zutheilt. Und wer könnte größere Ansprüche darauf haben, als Ihr, der treueste Sohn der Kirche, ihr Wohlthäter?"

Cormelard sah ihn gläubig an. Seine Brust hob sich leichter und freier bei des Mönchs Verheißung. Es kam Trost, Muth, Hoffnung in sein Herz.

Jetzt begann er, ihm Alles zu sagen, was bereits uns aus den einzelnen Reden und Vermuthungen Legrand's und Marcot's bekannt ist. Er bekannte, wie ihm der alte, tiefe, ewig am Herzen fressende Haß keine Ruhe gelassen; wie er dann, von dem Ketzerhasse beseelt, von der wilden Rachegluth der damaligen Zeit erfüllt, nach Beaucaire geeilt, angefeuert von Montpensier und vom Cardinal von

Guise und — Clichy und sein Weib mit eigener Hand gemordet und den Tod von siebenhundert Ketzern veranlaßt.

Als Cormelard geendet, sah er mit Sehnsucht in des Mönchs Auge.

Die Gründe, mit welchen der Mönch Cormelard zu beruhigen suchte, waren für denselben, der nach Trost verlangte, so triftig, daß er sich gänzlich seiner Last enthoben fühlte und freudig ein Kapital stiftete, um die Seelen durch Messen zu retten. Er bedachte reichlich alle Kirchen und Klöster der Stadt und besonders des Lenormand's; gab den Armen reiche Geschenke und gewann den vollen Frieden seiner Seele wieder.

Als das Herz beruhigt war, kehrte die Gesundheit wieder. Menier's irdische Reste wurden feierlich bestattet und Cormelard widmete sich mit neuer Kraft seinen Geschäften, ruhig an den Besuch in Beaucaire gedenkend, welcher dadurch vorbereitet wurde, daß er seine Waaren auf der Rhone einschiffen und nach Beaucaire versenden ließ, wo er dieses Mal selbst ihren Absatz leiten wollte.

In Beaucaire hatten indessen, und wir nehmen den Faden da wieder auf, wo wir ihn fallen ließen, die Vorbereitungen zur Messe ihren Gang gehalten.

Auch Clement Clichy war am anderen Morgen nach der Unterredung mit Isolden früh schon im Aufräumen des Ladens begriffen, den er so zierlich als möglich herzustellen bemüht war. Da stellte er auf die Tische die netten Glaskasten, worin auf schwarzem Sammtausschlage sich die zierlichen Ketten mit den herrlichen güldenen Schaustücken und Kreuzen gar stattlich abhoben, die Reife und Spangen gar herrlich leuchteten, die goldenen Sporne prunkten, und die Edelsteine der Agraffen und Gürtelschnallen und der Siegelringe in mancherlei, das Auge blendendem Farbenglanze spielten. Alles ordnete sich unter der geschickten Hand des jungen Mannes schnell und schön. Schon gegen die neunte Morgenstunde war Alles

mit Hülfe des alten Dieners, dem Clichy das Bewohnen des Hauses, überlassen, völlig im Stande, die Käufer und Neugierigen zu erwarten, die hier das Kostbarste und Schönste zu finden wußten, was die Messe aufwies und der feinere Kunstfleiß jener Zeit hervorbrachte. Vorzüglich reich und kostbar aber waren die Waffen und Dolche, die man schon, seit man in den Zeiten der Kreuzzüge die kostbaren Waffen der Sarazenen gesehen, mit werthvollen Steinen und Metallen auszulegen und zu schmücken pflegte. Der junge Besitzer stand im netten schwarzen Sammtkleide da, seinen Reichthum mit wohlgefälligen Blicken betrachtend.

Da öffnete sich die Thüre und ein altes, ärmlich gekleidetes Männlein trat in den Laden, den Jüngling ehrerbietig, doch mit einer Vertraulichkeit grüßend, die es verbürgte, er stehe in einer langjährigen Bekanntschaft mit ihm.

Während das Auge des Männleins beifällig und neugierig an den Kostbarkeiten hinlief, die sich hier dem Auge darboten, rief ihm der Jüngling freundlich entgegen:

„Gott grüß' Euch, Meister Autun, Gott grüß' Euch! Es ist lange her, daß ich Euch nicht sah; aber Ihr habt Euch tapfer gehalten. Die Jahre gehen fast spurlos an Euch vorüber."

Autun lächelte.

„Ihr scherzt gerne," sprach er. „Meine Jahre drücken mich wohl und meine Lebensweise beginnt nachgrade mir der Beschwerden zu viele zuzumessen, also daß ich gesonnen bin, sie meinem Sohn allein zu überlassen; allein die alte Gewohnheit ist zu mächtig und ein besonderes Geschäft führt mich hierher, Euch aufzusuchen."

„Gewiß, Ihr bringt mir Nachricht von meinem Vetter aus Lyon?!" —

„Vom Herrn Bourel — Legrand wollte ich sagen, ja, werther junger Herr. Er trug mir eine seltsame Botschaft auf, deren Sinn Ihr allein wohl ganz zu enträthseln vermöget." —

„Was sagt er mir durch Euch?" — fragte mit einer fast

fieberischen Spannung der Jüngling, indem er rasch ganz nahe zu dem Alten trat.

Er sagte: „Er sei nahe daran, den Preis seiner Kämpfe und Mühen zu erringen und würde bald gänzlich hinter den blutigen Schleier blicken. Wie das geschehen, werde er hier eintreffen, vielleicht schon bald."

Der Jüngling zitterte heftig an allen Gliedern. Ein Ausdruck wilder Leidenschaft prägte sich in dem sonst so sanften Gesicht aus und unwillkürlich fuhr die Hand an den Dolch, der an seiner Seite hing.

Autun fuhr mit Entsetzen zurück. „Zürnet mir nicht," bat er bebend. „Ich bin schuldlos; was ich Euch gesagt, ist mir dunkel. Ich bin nur Bote." Aengstlich zog er sich zur Thüre zurück.

Clement's Gesicht nahm schnell wieder einen ruhigeren Ausdruck an.

„Nicht Euch, guter Autun, gilt diese Wallung. Seid ruhig. Es ist etwas Anderes, was erschütternd mein ganzes Wesen durchbebt."

Autun athmete freier.

„Gottlob!" sagte Autun, „daß Ihr mir nicht zürnet. Mir wurde fast bange bei Eurem Anblicke, denn so habe ich Euch nimmer gesehen."

„Seid ruhig," sagte darauf Clement, „die Wallung ist vorüber."

„Nun, wenn Ihr mir's nicht verargen wollt, so hätte ich noch ein Geschäftchen mit Euch abzuthun. Ihr wißt, junger Herr, unser Einem kommt in seinem Gewerbe auch manchmal Etwas von Werth in die Hände, das eher in Euren reichen Laden paßt, als in die Hände eines Mannes, der mit dem handelt, was andere Leute nicht mehr wollen."

„Zeigt her, Autun, was Ihr erhandelt habt!"

Der alte Mann nestelte sein Wamms auf und zog einen schweren Siegelring heraus, in welchem ein herrlicher Carniol von der kunstreichsten Fassung gehalten wurde.

Kaum wurde Clement des Rings ansichtig, als er einen lauten

Schrei ausstieß und mit wilder Hast ihn aus Autun's Hand riß, der vor Schrecken fast erstarrt vor ihm stand.

Er besah ihn genauer, und als er die eingegrabenen, schön verschlungenen Buchstaben B. C. erblickte, rief er, wie außer sich: „Es ist des Siegebring meines unglücklichen Vaters!“

Ein kaltes Entsetzen durchwieselte das Mark Autun's.

„Wie?“ fragte er, „der Ring Eures hingemordeten Vaters wäre es? — Großer Gott, dann wäre ich vielleicht das Mittel, daß Ihr den Mörder entdecktet!“

„Es ist der Ring,“ rief Clement, „den er nie von dem Finger zu thun pflegte. Sprecht, alter Mann, wo habt Ihr ihn her?“

„Hört,“ hob jetzt Autun an, „als ich vor etwa vierzehn Tagen Lyon verließ, um eine Handelswanderung in der Umgegend zu machen, und dann hier zur Meßzeit mit dem Erhandelten und dem eintreffen, was mein Sohn hierher zu Wasser bringt, kommt in Nimes ein Mensch zu mir, den ich in früheren Zeiten oft hier gesehen, ein Bedürftiger — mit Namen Michel Marcot. Er war guter Dinge und hatte Geld in Hülle und Fülle. Obgleich nun das Schurkengesicht mir nicht gefiel, ich auch bei meinem wenigen, sauer erworbenen Gelde Sorge genug trug, so war es mir doch nicht möglich, mich von dem Menschen los zu machen, der wie Pech an mir hing, allermeist wenn die Nacht einzubrechen drohte oder wirklich einbrach. Ich vermuthete gleich, es müsse mit seinem Gewissen gerade nicht die beste Bewandtniß haben, zumal er auch überall Almosen gab — und man wußte, daß er eine Gesinnung äußerte, die es mit dem Menschenleben und der Redlichkeit nicht sehr genau nahm. Unterwegs bemerkte ich schon, daß er diesen Ring verborgen bei sich trug. Die schöne Arbeit fiel mir auf, und ich handelte ihn ihm endlich ab. Ich wußte nicht, wie nahe er Euch angehe!“

Clement ließ sich den Menschen genau beschreiben und forschte sorgfältig, wo er ihn verloren. Dies war nahe bei der Stadt geschehen. Wohin er sich aber gewendet, wußte Autun nicht. Beide

verabredeten nun, als Clement Clichy, denn Clichy's verwaister Sohn war es, der aus Rücksicht auf die drohende Gefahr und auf inständiges Bitten seiner Verwandten, den Namen Legrand's angenommen, den auch dieser führte, um desto sicherer den Mörder seines ihm theuern Verwandten zu entdecken, Autun den ausgelegten Preis bezahlte, genau auf jenen Michel Marcot zu achten. Clement glühte. War er auch sanft und mild wie seine Mutter, so war er doch seiner Zeit nicht entwachsen und theilte ihre herrschende Denkweise, welche die Blutrache gebieterisch forderte. Im Blute des Mörders, das schwur er einst in des wilden Bourel, seines Vetters Hand, der mit ihm den Namen Legrand angenommen, wollte er seinen Dolch röthen. Dieser hatte sein Geschäft darum aufgegeben und einer dunkeln Spur, von der er aber, eben weil sie nicht sicher war, gegen Clement hartnäckig schwieg, folgend, war er nach Lyon gegangen, wo er, seit einigen Jahren in des reichen Cormelard's Geschäfte arbeitend, Gelegenheit hoffte, sich die entsetzliche Gewißheit zu verschaffen, wer Clichy's Mörder sei. —

Das, was er Clement sagen ließ, deutete schon auf eine frische Fährte hin, und Clement konnte es kaum abwarten, bis er selbst käme.

Ohne jedoch des blutigen Planes fürder zu gedenken, von dem sie ihm so milde abgemahnt, theilte er am Abend Isolden seine Entdeckung mit. Noch einmal erzählte er ihr in dieser Stunde die schreckliche Geschichte jenes Mordes, und das liebliche Mädchen theilte den Schmerz des Sohnes ebenso innig, als sie ihn von Rache abmahnte. Clement war, eingedenk der Störung des gestrigen Abends, die er jedoch hauptsächlich einem Raubplan auf seine Kostbarkeiten zuschrieb, bewaffnet mit seinem langen Dolch in den Garten gekommen; allein nicht die geringste Spur einer frevelhaften Absicht und einer unheimlichen Nähe gab sich diesen Abend kund, und ungestört blieb die süße Stunde des Beisammenseins der Liebenden.

Noch nicht lange hatten sich an eben dem Morgen, der Autun zu Clement führte, die beiden Edelleute, Corniaire und la Tremouille aus den Armen des weichlichen Schlafes gewunden und kaum hatten sie das Frühstück eingenommen, als, mit vielen Entschuldigungen wegen des frühen Störens, der Wirth ihrer Herberge in das schöne Gemach trat, das die beiden vornehmen Gäste einnahmen und ihnen meldete, es warte schon lange der Mensch auf sie, der sie gestern hierhergeleitet.

Mit brennender Ungeduld rief Corniaire, er erwarte ihn schnell, indem er noch dem Wirth die Weisung gab, diesen Mann stets ohne Hinderniß und ungemeldet bei ihnen eintreten zu lassen, auch durch Nichts ihren Verkehr zu stören.

Alsbald sah das abschreckende Schurkengesicht des Michel Marcot zur Thüre herein.

„Tritt näher, Galgenvogel," rief ihm Corniaire zu, „und sag' an, was Du erkundet."

Der alte Schurke trat nun keck herzu und berichtete, daß bereits ein anderer Vogel warm im Neste sitze.

„Narr Du," rief ihm la Tremouille zu, „den wollen wir auch gar nicht verdrängen. Er mag sein Püppchen nur wieder nehmen und wir treten's ihm, seiner Zeit, gerne wieder ab. Wer ist es denn?"

„Der reiche Goldschmied Legrand aus Genf!" versetzte Michel Marcot; „aber, es müßte denn seltsam kommen, wir fangen unser Dirnchen doch; denn jeden Abend gibt's ein Schäferstündchen im Garten hinter dem Hause. Ein guter Stoß, wenn Ihr gut bezahlt, und das Hinderniß ist weg. Ein paar kräftige Arme fassen dann das Mädchen. Die Mauer des Gartens ist niedrig und gleich unten die Stadt, in deren engen gewundenen Gassen das Mädchen uns Niemand mehr abläuft, wenn wir ihm nur das Schreien wehren."

„Hast Du Alles gehörig gesehen?"

„Herr," sprach der Marcot, „hätte ich gestern, wo ich auf der Lauer und ganz nahe bei dem Pärchen stand, nur einen Menschen

zur Hülfe gekommen, so hättet Ihr diese Nacht das schöne Kind schon Euer genannt."

„Du bist ein Meister in Deiner Art," sprach Cornlaire. „Sei versichert, Du thust, was Du thust, nicht umsonst. Nimm einstweilen im Voraus den Beweis!" Er gab ihm Gold, welches der Schurke gierig in seine Tasche schob.

„Verlaßt Euch auf mich," sprach er dann keck und zuversichtlich. „Sollte uns," fuhr er alsdann eifrig fort, „das Späßchen in dem Garten nicht gelingen, wenn nämlich der Goldschmied, der just kein Hase am Herzen, wohl aber an den Beinen ist, denn er war mir verzweifelt nahe im Nacken gestern Abend, durch meine Gegenwart stutzig gemacht, nicht mehr das Schäferstündchen hielte, so bleibt uns ein anderer sicherer Ausweg. Ihr wißt, die Enfans sans souci haben ihre Bude bereits im Kastanienwalde aufgeschlagen und geben am ersten Meßtage schon ihre Vorstellung. Das Mädchen müßte kein Mädchen sein, wenn es da zurückbliebe. Ist sie da, so ist es ja leicht, bei dem Weggehen einen Tumult zu erregen und Michel Marcot ist nicht allein in Beaucaire. In diesem Tumult reißt Einer der Meinigen, oder ein Zigeuner, die auch dem Golde nicht abhold sind, das Mädchen weg und Ihr haltet Euch nur hinter dem Walde bereit, wo sie Euch überliefert wird."

„Vortrefflich!" riefen die beiden jungen Herren freudig aus. Ihrer Ungeduld währte es nur zu lange, bis ihr Plan in Erfüllung gehen konnte. Marcot sah sich, während die Herren sich lebhaft unterhielten, im Zimmer gehörig um. Es war ihm erfreulich, Gold und Goldeswerth reichlich in ihrem Besitze zu entdecken, was ihm die Gewähr gab, daß seine Bemühungen nicht umsonst sein dürften. Als er diese Beobachtung vollendet, entfernte er sich, während die Herren sich zu einem Gang an die Meßbuden anschickten. Dahin begab sich auch Marcot, um mit Baptiste, seinem Gesellen, und anderen seines Gelichters, welche hierhergekommen, der Künste freieste zu üben, seinen, vor ihm ausgeheckten Plan zu Isolden's Entführung

zu besprechen, auch während dem ein anderes schnellfingriges Geschäft zu vollenden.

Beide traten, nachdem Marcot seinen Gaunerstreich verübt, der in nichts Geringerem bestand, als einem Marseiller Kaufmann den reichen und schönen Beutel wegzuputzen, den er an seinem Gürtel trug, tief in den Hintergrund des Kastanienwäldchens, um sich zu berathen.

„Marcot," hob Baptiste an, der noch ein leidliches Spitzbubengewissen hatte; „wie magst Du es verantworten, dem Mann, den Du erst in Lyon ausgekundschaftet, jetzt sein Kind zu rauben und es den Schurken von Junkern in die Arme zu liefern? Ich würde mich der Sünde fürchten."

„O, Du fromme Seele! Du mildes Herz, Du Engel des Lichtes!" rief höhnend Marcot, „der Du die Kahlen von sechs, acht Reisenden abschneidest und nun mir das Gewissen ob eines Mädchenraubes schärfen willst!"

„Laßt es gut sein, Michel, mir schaudert die Haut. Hab ich doch heute das Mädchen gesehen. Sie ist gewiß ein Engel des Lichtes, wenn es einen gibt. Es ist doch schlecht, sie den verworfenen Wüstlingen in die Hände zu liefern, den Alten elend und den Jüngling unglücklich zu machen. Auch möchte es so leicht nicht sein, da Commelard selbst da ist. Er ist heute angekommen."

„Hm! Baptiste, da darf ich wenigstens mich nicht blicken lassen" — — sprach ernst Marcot — „denn ich habe eine zwar intime, aber doch auch etwas fatale Bekanntschaft mit dem alten Herrn."

„Ich will Dir einen anderen Vorschlag machen, Marcot. Er ist lustig, und doch so schön wie vortheilhaft, und den Mädchenraub, zu dem ich mich nur schwer verstehen möchte, bleibt mir von der Seele. Laß uns die beiden Hofjunker rein ausplündern und sie also für ihre Schurkenstreiche belohnen!" —

„Wahrhaftig, Baptiste, Du bist ein Mensch von zartem Gewissen. Allen Respekt! Aber die Sache gefällt mir. Gelingt es, das Mädchen ihnen zu überliefern, im ärgsten Falle ist es Zeit alsdann,

Beaucaire auf eine geraume Frist zu verlassen, und das wäre schlimm, da jetzt Erntezeit ist. Indem dürfte die Belohnung nicht so reich ausfallen, daß sie uns hinlänglich entschädigte für den Verlust; aber führen wir Deinen Plan aus, so bleibt Dein zartes Gewissen frei, unser Gewinn ist reich und wir bleiben in Beaucaire; denn klagen können die Schufte wohl nicht, werden's auch nicht, und die Lüstlinge zu prellen, ist allerdings am Ende das Lustigste von der Sache. Laß mich die Sache leiten. Rede Du mit Martin und Rossignol und erwarte mich heute Abend neun Uhr am Markte, an der Ecke der Herberge, da sollst Du das Weitere hören."

Er entfernte sich schnell.

Baptiste stand eine Weile und wog seinen Antheil am Golde des Marseillers, dann folgte er dem Bundesgenossen.

Der Abend kam. Mit den Seinen berieth sich Marcot lange Zeit in leisem Gespräche, dann ging er in die Herberge, deren unterer Theil von Menschen wimmelte, während oben nur die Zimmer der Junker erleuchtet waren, ohne daß ihn Jemand sah.

Bald darauf folgten ihm Beide aus der Herberge. Er leitete sie durch enge Gäßchen nach der Rohne zu, wo er ihnen ein Haus bezeichnete. In diesem Augenblicke jedoch wurden die Junker von hinten überfallen, zur Erde gerissen und ehe sie sich vertheidigen konnten, geknebelt. Mit aller Ruhe und Gemächlichkeit trugen sie sie nun in die Weiden, welche das Rhoneufer säumten, beraubten sie aller Habe und Kleidung und ließen sie alsdann höhnend liegen.

Marcot hatte den Schlüssel zu ihren Zimmern gefunden. Nicht zufrieden mit dem, was sie bei sich trugen, eilte er nun zu der Herberge, deren Wirth ihn ohne alle Hinderniſſe hinaufließ, weil er zudem meinte, seine Gäste seien oben. Als auch hier Alles von Werth geraubt war, begaben sich die Gauner weg und durchjubelten im Kastanienwalde die Nacht, nicht ahnend, wie nahe die Strafe sei.

Corniaire, welcher weniger fest geknebelt war, als la Tremouille, wußte, nach den größten Anstrengungen, sich endlich loszumachen von seinen Banden. Er riß das Tuch ab, das seinen Mund schloß und

befreite auch seinen Freund. Wüthend über den Betrug, der ihnen gespielt worden war, eilten sie, fast nackt, ihrer Herberge zu, wo sie, zu ihrem nicht geringen Schrecken, Alles ausgeplündert fanden.

Der Lärm, den sie machten, zog bald den Wirth herbei, der staunend die Mähr vernahm und in wildem Zorne, daß solcher Schimpf sein Haus betroffen, sogleich in die Gaststube rannte, wo der Prevot beim Weine saß. Es war ein rascher, kräftiger Mann. Schnell nahm er seine Leute und eilte in den Kastanienwald, mit Recht vermuthend, daß dieselben Räuber auch des Marseillers Börse entwendet. Der Wirth hatte ihm Marcot, den er aus früheren Tagen kannte, genugsam bezeichnet, und ehe eine Stunde verging, war es ihm gelungen, sie sämmtlich aufzuheben und in das Gefängniß zu bringen.

Autun, der getreu Clement's Auftrag befolgt und die Spur Marcot's zu entdecken suchte, war Zeuge dieses Auftrittes, der der Räuber Herrlichkeit so schnell endete. Fröhlich eilte er in Clement's Wohnung, ihm diese Kunde zu bringen.

Er traf ihn mit Legrand im tiefen Gespräch und entfernte sich bald wieder, da er sah, daß beide wichtige Dinge verhandelten.

„Du irrst, Clement, wenn Du glaubst, dieser Marcot sei der Mörder. Er war blos Gehülfe der Schandthat; ein Anderer hat sie vollbracht. Ich kenne ihn, ich werde ihn Dir bezeichnen und Du wirst die Rache üben, die Dir die Pflicht gebeut."

„Nennt mir ihn," bat der Jüngling dringend.

„Nein, Clement, erst noch eine Probe, noch eine," sagte er. „Morgen soll sie sein. Ich habe mit Gibbin, dem Narrenkönige der Enfans sans souci, Bekanntschaft. Sie stellen morgen die Geschichte Cain's und Abel's dar. Cain wird diese Larve tragen und diesen Mantel — sie trug der Mörder Deines Vaters."

Er hielt das Kleidungsstück dem Sohne dar und die Larve.

Clement fuhr mit furchtbaren Entsetzen zurück. Der Anblick der entsetzlichen Verhüllung, unter der einst das gräßliche Verbrechen vollbracht worden war, das ihn elternlos gemacht und seine Jugend

vergiftet hatte, lähmte fast seine Geistesthätigkeit. Doch ermannte er sich und rief: „Thut es weg, mein Vater, das Entsetzliche, ich kann den Anblick nicht ertragen.“

„Sieh' es an, Clement Clichy,“ sprach Legrand; „sieh' es an, auf daß nicht eine sündliche Milde Dein nur zu weiches Herz, das ohnehin wohl Frauenliebe vom Berufe, Rächer der Gemordeten zu sein, abzuziehen scheint, erstarke in der Erinnerung an die schuldlosen Opfer eines gräulichen Hasses, daß Dein Arm sich waffne, den hinzumorden, der das Furchtbare aus Rache vollbracht. „Zahn um Zahn, Auge um Auge!“ spricht die Schrift. „Blut um Blut.“ „Wer Menschenblut vergoß, dess Blut soll wieder vergossen werden.“ Und bist Du zu schwach — feig will ich nicht sagen, der Eltern Mord zu rächen, so soll es meine zitternde Hand thun und der Vergelter möge sie stärken, daß sie das Herz treffe, das der Wahn in Schlummer gelullt. Aber schon wird es ausgemacht sein, als es in der Nähe des Ortes schlug, wo es seinen Frevel vollbracht.“

„Thut es weg,“ rief erschüttert der Jüngling. „Ich habe es Euch geschworen, daß durch meine Hand er falle; aber Ihr sprecht, als ob er hier sei, der Mörder.“

„Er ist hier! Clement. Du wirst ihn sehen. O nicht umsonst habe ich Jahre hindurch geforscht, daß sich das Dunkel aufklärte. Die letzten vier Wochen haben vollbracht, was Jahre nicht vermocht.“

Clement bebte. Vor seine Seele trat Isolde wie der Engel des Friedens. Ihre Worte: Vergib, daß dein Herz rein bleibe! sie tönten unaufhörlich in seiner Seele wie der Ruf eines Schutzgeistes; aber da stand wieder der Mann vor ihm, der einen außerordentlichen Einfluß auf ihn ausübte, der ihn jetzt an seinen Schwur mahnte, der die wildeste Leidenschaft wieder in ihm aufregte, die dennoch sein besseres Bewußtsein so strafbar erklärte.

Es war, als ob Legrand in seiner Seele läse.

„Sieh' her,“ rief er mit seiner gewaltigen Stimme, „hier klebt das Blut Deines edeln Vaters, Deiner trefflichen Mutter noch an

Larve und Mantel. Sieh' hier, Clement, ſchreit es nicht um Rache um Sohne? — Sehen nicht die Geiſter herab? Es iſt mir, als hörte ich ihren Ruf: Sohn, räche uns! Hörſt Du ihn nicht in Deinem Innern? Hörſt Du ihn nicht! Soll er umhergehen, der Mörder, und ſoll ihn keine Strafe treffen? Kannſt Du ihn ſehen, ohne ihn niederzuſtoßen? Ha, dann Fluch Dir, Du Pflichtvergeßner!"

Clement's Weſen war im wildeſten Aufruhre.

„Haltet ein! um Gottes Willen, ich bin Euer, befehlet und ich ſtoße nieder, was Ihr mir zeigt."

„So, mein Sohn," fuhr Legrand fort. „Dies iſt eine Geſinnung, wie ich ſie von Dir erwarte. Nur dann, wenn Du der Rache genügt, wenn der heuchleriſche Schurke, der ſo recht nach der Art derer, die da Mücken ſäugen und Kameele verſchlucken, den Armen Gutes thut, da er noch vor wenigen Jahren erſt den Mord von Hunderten auf ſeine verworfene Seele lud — wenn er von Deiner Hand fiel, dann erſt ſegne ich freudig Deiner Ehe Bund!"

Er ſchritt aus dem Gemach und ließ Clement in einer Stimmung von Gemüthszerriſſenheit, die kaum ihres Gleichen haben mochte. Die Erwähnung ſeiner Liebe ſchien ihm ein kalter zerfleiſchender Hohn zu ſein. Es überlief ihn eiskalt dabei. Er ſank mit dem Haupt auf den vor ihm ſtehenden Tiſch und eine heiße Thräne rann auf die Erde nieder.

Legrand trat wieder ein. Er hielt jedoch die grauſenerregenden Gegenſtände nicht mehr in ſeiner Hand. Der wilde Geiſt ſchien von ihm gewichen, denn traulich ſetzte er ſich zu Clement.

„Du ſprachſt von Deiner Liebe, mein Sohn, wer iſt das Mädchen, Deiner Wahl, nenne ſie mir."

Clement wagte es nicht, ihn anzuſehen. Es ſchnürte ein unausſprechliches Gefühl ſeine Bruſt zuſammen.

Dieſen Mann hatte er geliebt, geehrt. — Jetzt erſchien er ihm furchtbar. Es kam ihm vor, als zertrete er alle Blüthen des ſüßen Glückes ſeiner Liebe, als träufle er ätzendes Gift in ſeinen Lebenskelch. Er war nicht im Stande, zu antworten.

„Du bist mir ein Räthsel geworden, Clement, seit ich Dich nicht wiedersah. Dein Herz ist weich, wie das eines Mädchens. Ich glaubte Dich gereift zum Manne, so fest und sich selbst klar, wie einst Dein wackerer Vater, aber ich finde Dich sehr verändert. Hast Du kein Vertrauen zu mir? Zu mir, der ich Alles dem höchsten Zwecke, den ich kenne, geopfert habe, der ich nur für Dich lebe?“ —

„O laßt mich, Vater,“ bat Clement. „Diese Stimmung geht vorüber! Fragt mich heute nicht nach meiner Liebe. Die Stimmung meiner Seele ist nicht der Art, daß ich von solchen Dingen mit Euch rede.“

Legrand schüttelte unmuthig den Kopf. „Auch den Namen willst Du mir nicht nennen? Gott gebe, daß kein unlauterer Grund —“

Clement fuhr auf und sah ihn wild an. „Redet nicht aus,“ rief er. „Befleckt den Engel nicht, der milde versöhnende Worte spricht, nicht solche, wie Ihr! — Isolde ist rein und fleckenlos, in ihrer Seele wohnt die Religion Jesu, die Liebe lehrt.“

„Isolde?!“ rief Legrand und wurde todtenbleich. „Wie? nanntest Du wirklich den Namen Isolde? Ist's vielleicht die Isolde, die neben an Dir wohnt, die Tochter Jaques Cormelard's von Lyon?“

„Sie ist es!“

„O, all ihr Mächte des Himmels!“ rief Legrand mit bebender Stimme! „Ist des Jammers noch nicht genug?“

Clement erstarrte vor Schrecken.

„Was wollt Ihr mit Isolden? Kennt Ihr diesen Engel?“

„Isolde — Cormelard's Tochter — und er —“

Clement faßte ihn wild bei den Schultern. „Redet aus,“ rief er. —

„Und er,“ fuhr matt Legrand fort — „ist Deiner Eltern Mörder!“ —

Da sanken erschlafft des Jünglings Arme herab — er taumelte und sank in seinen Lehnstuhl nieder. —

Legrand stand tief erschüttert vor ihm und sah ihm in's schmerzliche, todtenblasse Antlitz. Dann faltete er seine Hände und warf

einen verzweifelnden Blick gen Himmel. „Es iſt vorüber,“ fuhr er fort. „Auch das letzte Band iſt gelöſt, das die rächende Hand feſſelte! Jetzt wird er es fühlen, daß ſein Schwur dennoch die Kluft unüberſteiglich gemacht. — Und es iſt gut ſo. Wie konnte er die Katholikin heirathen, es ſei denn, daß er ſie bekehrt zur reinen Lehre. —

Jetzt ſchlug Clement das Auge zu ihm auf. Er richtete es flehend auf Legrand.

„Nicht wahr, Ihr habt Euch geirrt?“ ſprach er, „Cormelard iſt der Mörder nicht!“

„Er iſt es, der Gräßliche, der Deinen Vater zweimal durchbohrte, daß der Blutſtrahl ihn ſelbſt bedeckte, der Deiner Mutter ſchon ergrauendes Haar um ſeine Mordfauſt ſchlang und ſie in den Garten ſchleppte und dort ſie niederſtieß mit hundert Dolchſtichen, als fürchte er, das einſt geliebte Leben fliehe nicht; aber nicht ſie — die ſiebenhundert Glaubensgenoſſen, die hier den Martyrertod ſtarben, ließ er hinmorden. Kannſt Du glücklich werden mit dem Kinde dieſes Teufels? Muß nicht der Fluch Deiner Eltern auf Deiner Verbindung ruhen? Kann Segen aus Fluch werden? Clement!“

Clement bedeckte ſeine Augen mit ſeinen Händen und ſeufzte tief, tief aus der ſchmerzlich wunden Bruſt.

„Sei Mann, Clement, ſei Mann!“ ſprach Legrand.

„O laßt die Mahnungen, laßt ſie. Ich bin Mann, aber ich fühle tief im Herzen einen brennenden Schmerz. Soll ich ihn verleugnen? Ich fühle es, das Band mit Iſolden iſt zerriſſen, aber auch die Pforten des Glückes ſind geſchloſſen für dieſe Welt und mein Leben iſt elend ohne Grenze!“ So ſprach mit unſäglichem Weh der Unglückliche.

„Sieh', Clement, Deines Elends Urheber iſt dieſer Cormelard —“

„Reizt mich nicht, Legrand, es iſt umſonſt. Ich kann meine Hand nicht an ihn legen und Iſolden unglücklich machen. Nicht mein iſt die Rache, ſondern Dem, der vergilt. Er wird ſeinen Richter finden. Ich verlaſſe morgen frühe Beaucaire, um es nie wieder zu ſehen; Frankreich, um ſeinen blutgedüngten Boden nie wieder zu

Bettlein. Spartet jedes Zureden, es ist vergeblich.“ Er stand auf und trat mit fester Entschlossenheit in den Laden. In aller Eile wurden alle seine Kostbarkeiten gepackt. Als sie zum Theil in Ordnung waren, nahm Clement Legrand's Hand, der in stummem Grimme ihm zugesehen.

„Zürnet mir nicht, Legrand,“ sagte er. „Ihr habt nie geliebt! Ihr standet und stehet allein in der Welt. Ihr sagtet zu mir: „sei Mann!“ Ich will es sein, ich will es sein, ich will handeln, wie es meine Religion und nicht die tobende Rachsucht mich lehrt. Ihm sei vergeben!“

„Halt ein!“ schrie Legrand. „Nein, nie, nie! Vergeben dem Scheusal, das die Deinen, das Chichy und Agnes mordete? Agnes! — O Clement, Du irrst, wenn Du glaubst, mein Herz wisse nicht, was Liebe sei. Ich trug sie still und unerkannt und unerwiedert im Herzen zu Agnes, Deiner Mutter, meiner Verwandten. Sie liebte Deinen Vater. Der Glückliche führte sie heim. Ich segnete sie, denn es war eine freie Wahl des Herzens — aber Fluch dem Mörder der edelsten Menschen, Fluch ihm! Er ist meiner Rache verfallen! Er soll ihr nicht entgehen!“

Legrand ging auf seine Kammer in wilder Erregung.

Clement rief den treuen Diener und trug ihm auf, das Packen noch zu enden, damit die Güter morgen mit kommendem Tage bereit seien, die Rückreise mit ihm anzutreten, dann ging er in den Garten, unter den Baum, wo er so oft die Geliebte erwartet hatte. Der Mond schien taghelle herüber, doch nur auf Augenblicke, denn ein frischer Wind trieb mächtige Wolken am Firmamente hin in seltsamen Formen und Gestalten, und zerriß sie wieder in Atome. Clement stand wie eingewurzelt. Sein Auge war blind auf Isolden's Fenster, wo noch Alles dunkel war, bald auf das Treiben und Zerreißen der Wolken hingerichtet, das so symbolisch sein Inneres abspiegelte. Nur an Isolden dachte er, von der er heute scheiden mußte. Da kam Licht in ihr jungfräuliches Kämmerlein. Sie trat zum Fenster, sah ihn und flog herab in die Arme des Unglücklichen.

„Mein Vater ist hier,“ rief sie halblaut ihm entgegen, „er ist heute gekommen. Ach, Clement, er ist nicht heiter. Es treibt ihn eine stete Unruhe um. Und doch, wie liebt er mich — o — er wird — unsere Liebe nicht trennen!“

Clement's Herz durchschnitten diese Worte. Er drückte ihre Hand an die brennende Stirn; sie sah bei dem Streiflichte des Mondes das kummervolle Antlitz, die rinnenden Thränen des tieferschütterten Mannes.

„Was ist Dir, mein Clement?“ fragte sie zitternd. „Du meinst, Du bist in einem unbegreiflichen Zustand. O rede, Clement, was ist Dir; martere mich nicht grenzenlos!“ —

„Ich komme, Dir auf ewig Lebewohl zu sagen, Isolde!“ sprach er dumpf. „Es waltet ein schreckliches Verhängniß über unserer schuldlosen Liebe. Es soll nicht sein, daß sie uns durch's Leben glücklich mache!“

„Clement!“ rief Isolde, und sah erbleichend in sein feuchtes Auge. „Was sagst Du?“

„Ja, meine Isolde, wir haben den schönsten Traum des Lebens schnell ausgeträumt. Die Räthsel meines Schicksals haben sich schrecklich gelöst.“

„Wie sind Deine Worte, grübere Räthsel, Clement!“

„Auf unserer Liebe ruht der Fluch. Isolde, waffne Dich, das Entsetzlichste zu hören! Dein Vater ist der Mörder meiner Eltern!“

„Ein Schrei des Entsetzens entfuhr gellend der Brust Isolden's. Der bodenlose Abgrund dieser Worte that sich plötzlich vor ihr auf. Sie lag bewußtlos in Clement's umfangenden Armen.

Er trug sie nach dem Hause zurück. Ihr Zimmer war gleicher Erde, die Thüre offen. Behend betrat er das Heiligthum jungfräulicher Reinheit. Er legte sie auf das Bett, drückte noch einmal den Scheidekuß auf die erkaltete Lippe, schnitt eine Locke von ihrem Haar und schied mit gebrochenem Herzen. Ehe der Tag graute, lag Beaussaire hinter ihm, und das Glück des Lebens.

Im wildesten Aufruhre des Schmerzes fand Cornelard am

anderen Morgen sein Kind. Ihr Zustand war ihm unbegreiflich. Liebe und Abscheu gegen ihn stritten in ihrem Herzen, in ihrem Betragen — und doch sprach sie kein Wort. Ihre Thränen rannen unaufhörlich. Er ließ die Aerzte Beaucaires holen, aber ihre Kunst blieb erfolglos; denn die Krankheit saß tief im wunden Herzen. Er wich nicht von ihrem Bett. So verging der Tag.

Gegen Abend kamen der Prevot und mehrere angesehene Männer, um ihren angesehenen Landsmann und Jugendfreund zu besuchen und ihn zum Schauspiel abzuholen. Cormelard empfand einen unbesiegbaren Widerwillen dagegen, da Isolden's Zustand sein Herz beängstete, weil er keinen Grund desselben kannte und sie durch nichts zum Reden zu bestimmen war. Nur ihre Dienerin vermochte ihr einige Worte abzulocken. Bei ihr fragte sie, ob Clement abgereist sei. Als die Dienerin dies bejahte, wurde ihr Herz freier und sie entschlummerte bald darauf.

Cormelard konnte den Bitten seiner Freunde nicht widerstehen. Er mußte sie zum Kastanienwalde begleiten. Dort hatten die Enfans sans souci eine große Bretterbühne gebaut. Im Halbkreise waren Bänke aus Rasen errichtet. Eine unabsehbare Menschenmenge bewegte sich in dem Wäldchen. Rauschende Musik erschallte von der Bühne her. Den angesehenen Männern, die mit Cormelard kamen, wich das Volk überall ehrerbietig aus und sie setzten sich endlich, Cormelard seine innere Qual beherrschend, vor der Bühne nieder.

Als Cormelard aus dem Hause seiner Verwandten getreten war und nicht ohne Schauder an der Wohnung Clichy's vorüberschritt, wandte er das bleiche Antlitz nach der entgegengesetzten Seite. Er sah es nicht, daß die Thüre sich öffnete und eine lange hagere Gestalt heraustrat und von Ferne der Gesellschaft folgte, doch so, daß er sie nicht aus dem Auge verlieren konnte. Als sie sich niedergelassen, nahm auch Legrand, denn er war es, hinter Cormelard Platz und zog seinen Mantel dichter um sich. Jetzt schwieg die Musik, der Vorhang rollte weg und der Narrenkönig trat vor, ankündigend: die Enfans sans souci würden heute, auf besonderes

Verlangen eines Gönners und ohne alle Entschädigung, da er großmüthig sie bezahlt, von ihrer Sitte, blos heitere Farcen zu geben, abgehen und Eins der in Paris so beliebten Mysterien darstellen und zwar Cain und Abel. Unter lautem Zujauchzen der Menge verließ er die Bühne und die Handlung begann mit einer Scene zwischen Abel und seiner Geliebten. Sie waren gekleidet im Style und Geschmack der damaligen Zeit und geberdeten sich auf's Unnatürlichste. Cain, der Abel's Geliebte auch, aber unglücklich liebte, stand hinter einem Baume und beobachtete die Glücklichen mit Haß und Rachedurst. Die Entwickelung war langsam, allein die Zuschauer waren und wurden stets mehr hingerissen bis zum Momente des Opfers.

In Cormelard's Innern tobte, neuerwacht, die Hölle. Alle Folterqualen des Gewissens trug er in immer steigenden Graden. Er lebte noch einmal die frühere Zeit durch und die innere Erregung trieb den Angstschweiß auf die Stirne.

Da kam die Opferscene. Abel opferte. Cain trat hervor. Er trug den schwarzen Mantel, die schwarze Larve. Tausend Stimmen riefen in einer: „der Vermummte von Beaucaire!" —

Cormelard's Entsetzen hatte den höchsten Grad erreicht. Er wollte aufspringen und konnte nicht. Er wollte das Auge abwenden und mußte es immer auf seinen entsetzlichen Doppelgänger heften. Er preßte die gefalteten Hände zusammen, daß das Blut unter den Nägeln hervorquoll.

Da sprach eine Stimme hinter ihm in sein Ohr:

„Das ist Jaques Cormelard von Lyon! Gebt Acht, jetzt mordet er Bernard Clichy, der ihm seine Agnes nahm! Es ist wirklich der Mantel und die Larve, die er im August 1572 in Beaucaire trug. Ihr könnt mir's auf's Wort glauben; denn ich habe sie in seinem eigenen Hause gefunden — seht, da ist auch Clichy's Ring, den Cormelard's Gehülfe, Marcot, raubte!" —

Mit einem fürchterlichen Schrei fuhr Cormelard empor. Auch der Mann hinter ihm richtete sich auf. Er sah in Legrand's rollendes Auge und schauderte zurück.

Aller Augen waren auf die Beiden gerichtet. „Seht hier den Würger von Beaucaire,“ schrie Legrand, „er hat Clichy und sein Weib gemordet. Die Hölle hat ihn gefaßt, den Brudermörder. Stirb, Cain!“ rief er und sein Dolch wühlte in Cormelard's Herzen, als suche er das sich verbergende Leben.

Cormelard stürzte in die Arme seiner entsetzten Freunde; aber schnell waren zehn Dolche frei, die sich in Legrand's Brust bohrten. Er ließ es ruhig geschehen. —

„Die Rache ist befriedigt!“ rief er und sank sterbend zurück.

Ein ungeheurer Tumult war die Folge dieses Auftritts, der die ganze Vorstellung störte. Man schrie dem Narrenkönige zu, wer ihn bewogen, dies Stück zu spielen? —

Er nannte den Namen Bourel-Legrand, den man in Beaucaire nur zu gut kannte. Jedermann verließ die Stätte des Grauens, wo die Schaulust so furchtbar war gestört worden. — Aber Aller Haß warf sich auf Legrand, dessen Leichnam das emporte Volk, als es genauer war belehrt worden, zur Rhone schleifte und unter gräßlichen Mißhandlungen in die schäumenden Wogen warf.

Das entsetzliche Ereigniß blieb der unglücklichen Isolde nicht verborgen. Es zerrüttete ihre Seelenkräfte, denn sie hörte den Namen Legrand und wähnte, Clement sei es. In stillem Wahnsinn lebte sie noch einige Zeit, aber der innere Kummer zehrte sie auf.

Als einige Tage später Corniaire und la Tremouille trübe aus Beaucaires Thoren ritten, sahen sie Marcot's Leib am Galgen.

Cormelard's Besitzthum ging an Kirchen und Klöster über und verschwand im Laufe der Zeit, aber auf Isolden's Grab sah man noch mehrere Jahre eine kummervolle Mannesgestalt ganze Nächte hindurch, in tiefem Schmerz versunken, zur Meßzeit sitzen. Man ehrte still den stillen Schmerz, und als der Trauernde endlich ausblieb, schloß man in Beaucaire, sein Herz habe Frieden gefunden im Tode.

Die Retter Niederwesels.

Historisch-romantische Erzählung aus dem Jahre 1629.

Ein Sommerabend in all seiner eigenthümlichen Schönheit und Milde senkte sich auf die Umgegend von Niederwesel herab und wob seinen duftigen, rosigen Schleier über das grüne Land, die dunklen Häusergruppen der Stadt und das breite Silberband des Stroms. Ueber diesem, durch die feuchten Dünste vermehrt, nahm aber dieser Duft die Gestalt eines leichten Nebelwölkchens an, das in einiger Höhe über dem Strome schwebte, vom Wiederscheine des gluthigen Abendhimmels vergoldet. Die Sonne war schon untergegangen — aber ihr Glanz überzog noch den westlichen Theil des Horizontes mit tiefer Goldgluth, welche sich je weiter gegen Osten in ein milderes Rosenroth verlor und zuletzt in Grau erstarb. Im westlichen Gluthmeere schwammen nur einzelne Purpurwölkchen, von tieferem Golde gesäumt; aber im Süden stiegen in grandiösen Formen Wolkenmassen auf, deren schneeweiße Häupter ihnen das Ansehen ferner, ungeheuerer Alpen gaben, die weit über die Linie des Gesichtskreises heraufragten. Diese fetten Wolkenmassen verhießen für diesen Spätabend noch ein Gewitter, worauf auch die Schwüle der Luft deutete. Die Pflanzen lechzten nach Erquickung, die der feuchte Abendthau oder ein Gewitterregen bringen mußte, sollte sie nicht, nach einem so heißen Tage, der kommende Morgen kraftlos und welk finden.

Es war Sonntag. In Sabbathruhe feierte die Menschenwelt und die Natur. Wesel lag in so friedlicher Stille im Schooße der es umgebenden Natur, daß man fast keine Ahnung davon hatte,

daß hier ein spanischer Waffenplatz sei mit zahlreicher Besatzung; daß in diesen Mauern die empörendste Willkür mit den heiligen Rechten des Menschen ihr gottloses Spiel treibe; daß jedes Geschäft darniederliege, alle Betriebsamkeit erlahmt sei, weil von jeder Unternehmung der beste Gewinn in des Commandanten bodenlosen Sack fiel; daß der letzte Rest von Wohlstand auf der Neige sei, weil die Erpressungen und Kriegssteuern endlos sich erneuerten. Es war nicht zu ahnen, welch' ein ungeheuerer Kummer auf den Herzen der Bürger lag, die nach so langen Leiden kaum mehr auf Rettung und bessere Tage zu hoffen wagten.

Auf den Wällen schritten mit finsteren Mienen die spanischen Kriegsleute auf und nieder. Gebeugt von ihrem Loos, in den bleichen Zügen des Kummers leserliche Urkunde tragend, schlichen die Bürger mit ihren Frauen und Kindern nach der unglücklichen Stadt zurück, aus der sie gegangen waren, um ihr Elend im Schooße der freien Schöpfung und im Athmen einer freien, reinen Luft zu vergessen.

Mürrische, oft aber auch freche, oft höhnische Blicke warfen die Wachen auf die Heimkehrenden, und mancher unreine, derbe Scherz der in den Kriegen der Niederlande entmenschten Soldateska jagte die Gluth der Scham und des Unwillens auf die Wangen der züchtigen Frauen und Jungfrauen, und die Blässe unterdrückten, sich ohnmächtig fühlenden Grimms auf das Antlitz der Männer, die nicht einmal ein strafendes oder tadelndes Wort wagen durften, wollten sie nicht Monate hindurch im Kerker büßen, und dann erst mit unerschwinglichen Summen ihre Befreiung erkaufen.

Der Zug der Heimkehrenden vermehrte sich gegen die Stunde des Thorschlusses, nach der Niemand weder ein- noch ausgelassen wurde. — Als diese endlich nahte, war auch der letzte der Lustwandelnden längst in seine Wohnung zurückgekehrt, um sich nicht Unannehmlichkeiten und Plackereien auszusetzen.

Am Wachthause unfern des Thores saßen in verschiedenen Gruppen die Soldaten, theils ihre heimischen Romanzen singend,

theils Würfel spielend um geraubtes Geld, theils von ihren Kriegsfahrten sich gegenseitig in ächt spanischer Art so viel vorlügend, daß am Ende Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, und nun, von guter Laune angesteckt, zwei muntere Asturier den Fandango zu tanzen begannen, den sie mit einer alten Guitarre, welche im Wachthaus als Heiligthum aufgehoben wurde, und ihren Castagnetta's begleiteten. Um die Tanzenden bildete sich schnell ein Kreis und — was außer diesem vorging, war fortan für sie nicht mehr vorhanden.

Während dies sich am Wachthause zutrug, stand am Thor ein ernster Andalusier Wache. Seine Züge waren mild und sanft, und es schwebte ein Schleier von Wehmuth jetzt gerade darüber, gänzlich im Widerspruche mit den Physiognomien seiner Kameraden, die roh und wild anzusehen waren. Auf seinem Gesichte hatte fast jede Schlacht, die er mitgekämpft, ihr Merkzeichen hinterlassen, und dennoch that dies dem Menschlichen in seinen Zügen keinen Abtrag. Obgleich ihn Philipp II. seit sechs Jahren seinem Heimathland entrissen, so war dennoch sein Herz nicht, gleich denen so Vieler, entmenscht worden; es hing mit schwärmerischer Sehnsucht an seinem schönen Vaterland, am theuren Weibe seiner Jugend und dem einzigen Kinde, mit dem sie ihn kurz vor seinem Scheiden beglückte. Oft verlor sich sein Geist, zum Spott und Aerger der Uebrigen, in sanften Träumereien. Auch jetzt überflog er die Länderstrecken, die zwischen ihm und den Theuren lagen. Ihre Bilder traten vor ihn, besonders das seiner kleinen Concha, die wohl jetzt herangewachsen war; aber zu ihrem Bilde, das seine Phantasie schuf, saß die schöne Mutter.

Die Dämmerung, welche inzwischen eingetreten war, eignete sich so recht für diese Träumereien, und sie waren es, die ihn eine Pflicht vergessen ließen, die, hätte der Rottmeister nicht blos Augen für den heimischen Tanz gehabt, schlimme Folgen für ihn hätte haben müssen — er vergaß das Thor zu schließen und die Zugbrücke aufzuwinden. In tiefem, träumerischem Sinnen lehnte er sich an die Mauer. Plötzlich flog, kaum hörbar, eine weiße Gestalt an ihm

vorüber und verschwand, ehe er von dem unwillkürlichen Schauder zu sich selbst kam, jenseit des Thores. Sie hatte die Größe eines Mädchens von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Ein weißes Gewand umfloß die fast ätherische Gestalt. Der Soldat, welcher zu seinem heimischen Aberglauben schon ein Bedeutendes des deutschen von Geistererscheinungen und Anzeigen in sich aufgenommen hatte, war tief erschüttert. Er ließ seine Waffe sinken und bedeckte mit der Hand das thränengefüllte Auge. Sollte es ihr Geist gewesen sein? sprach er zu sich selbst. Sollte meine Concha todt sein, und ihr Geist, wie die Deutschen sagen, sich mir angezeigt haben, weil ich so lebhaft an sie dachte? — O, meine Concha, mein theures Kind!

„Sanchez!" rief in diesem Augenblick einer seiner Kameraden, der herbeigetreten war, „träumest Du wieder? Was wird der Rottmeister sagen, wenn der sieht, daß Du das Thor nicht geschlossen?!" —

„Diaz," bat dieser, „verrathe mich nicht! Eben ist mir der Geist meiner Concha erschienen, sie ist todt!" —

Unter dem Spottgelächter des Andern wankte Sanchez zum Thore, schloß es, zog die Zugbrücke auf und wankte zum Wachthause hin, wo er um Ablösung bat. Unter wieherndem Gelächter gewährte sie der Rottmeister, dem Diaz die Geistererscheinung angezeigt hatte. Der im Innersten seines Wesens verwundete Sanchez zog sich in einen Winkel der Wachtstube zurück, um seinen Träumereien und seinem Schmerze nachzuhängen.

Während sich dies in der Nähe des Thores zutrug, war das Mädchen, welches Sanchez für einen Geist gehalten, flüchtig, wie Atalanta, auf der Heerstraße, welche nach Arnheim führte, fortgeeilt. Sie mochte ungefähr vierzehn bis fünfzehn Jahre alt sein. Sie war von einem feinen Gliederbaue, doch ziemlich ausgebildet für ihr Alter. Ein schneeweißes Gewand flatterte in dem sich erhebenden Abendwinde und die aufgelösten hellblonden Locken waren ihm zum freien Spiele hingegeben. Das jugendliche Wesen, zwischen Kind und Jungfrau stehend, war in außerordentlicher Aufregung. Ihr

großes Auge flog unstät und angstvoll nach allen Seiten hin, als erwarte oder suche es Jemand, der dem Herzen überaus theuer sei. Ihre Brust hob sich heftig und auf den jugendlich vollen Wangen ruhte die Todtenblässe naher Erschöpfung der Kräfte. Wirklich wurde auch ihr Lauf bald langsamer, ihre Haltung wankender und — als sie auf einer Anhöhe angekommen war, von der man in einige Entfernung gegen die Stadt und abwärts sehen konnte, versagten die Beine den Dienst. Ihr Athem stockte, sie mußte sich auf einen am Wege liegenden Baumstamm niederlassen, um nicht zu Boden zu sinken.

Die Gewitterwolken waren indessen in langsamem Zuge dem Scheitelpunkt allmälig näher gekommen und hatten sich mehr und mehr concentrirt. Einzelne Blitze fuhren am Himmel hin, wie feurige Pfeile und fernher hallte des Donners dumpfes Gemurmel. Der Wind hob sich immer mehr und sein Wehen war kühl.

Er schüttelte frostig die Glieder des Mädchens, das in der leichten Bekleidung nicht den entferntesten Schutz fand. Thränenströme, an denen Schmerz, bange Ahnung getäuschter Erwartung und Furcht gleichmäßigen Antheil hatten, rannen über die geisterbleichen Wangen. Ihre schneeweißen Händchen falteten sich vor der Brust und das Auge sah betend nach oben, wo der Unschuld Schützer wohnt.

„Wird er schon vorüber sein?“ hauchte sie leise und ein Seufzer drängte sich aus der angstbeklommenen Brust. „Ach, mein Gott!“ flehte sie, „laß mich ihn doch finden und — gib meinem Worte Kraft, daß es die harte Männerbrust durchdringe, ehe es zu spät ist, um noch größeres Unheil abzuwenden!“

Das zum Himmel aufgeschlagene Auge zuckte und schloß sich jetzt angstvoll, denn ein Blitz flog in schauderhaftem Zickzack am Himmel hin und des Donners grausig rollende Stimme schlug näher an das Ohr der Hülflosen, ihr die wachsende Gefahr zu klarem Bewußtsein bringend.

Todtenstille lag auf den Feldern umher, wenn des Donners

Stimme schwieg. Auch die zirpende Grille ließ ihr eintöniges Lied verstummen vor der zürnenden Sprache des Himmels. Das Mädchen horchte in diesen lautlosen Zwischenräumen mit Anstrengung nach der Stadt hin — aber es blieb stille und sie allein. Jetzt hallte der Ton der Abendglocken von Wesel und den Dörfern der Umgegend ernst und melancholisch. Dieser Ton schien eine Wirkung auf das Mädchen hervorzubringen, ähnlich dem elektrischen Schlage.

Ihre Lage und Verlassenheit, der Thorschluß der Stadt, der sie nöthigte, unter den Schrecken des hereinbrechenden Gewitters auf freiem Felde zu übernachten; die Furcht vor dem Alleinsein, die Angst ihrer Eltern und die allgemach mehr schwindende Hoffnung, ihre Absicht zu erreichen — das Alles stürmte jetzt auf sie ein, und würde sie einer Ohnmacht nahe gebracht haben, hätten nicht nahende, eilige Tritte allen Lebensgeistern neue Kraft verliehen und alle ihre Seelenkräfte auf einen Punkt gerichtet.

Sie flog eiligst von ihrem Sitz auf und eilte auf die Straße. Der Kommende blieb stehen, als er sie sah, und wollte, nicht wissend, wer es sei, eine andere Richtung nehmen; allein das Mädchen breitete seine Arme aus und rief:

„Jan, kommst Du doch! — So hab' ich doch nicht umsonst geharret!"

Aus dem Dunkel trat die kräftige Gestalt eines Jünglings hervor und nahte sich der Harrenden.

Ein heller Blitz zuckte am Himmel hin und erleuchtete die Scene.

Ein starres Erstaunen bemächtigte sich des Jünglings. „Agnes!" rief er endlich mit unterdrückter Stimme aus, „um Gotteswillen, Agnes, wie kommst Du hierher zu dieser Stunde? Was willst Du hier?" —

Das Mädchen flog an seine Brust und umklammerte mit seinen Armen seinen Nacken. Sie zitterte heftig und ihre Thränen rannen.

Innig schloß sie der Jüngling an seine Brust. Er ahnte den Beweggrund ihres Kommens. So manche Aeußerung eines früh erwachten Gefühls wurden ihm jetzt erst verständlich. Solche Liebe

konnte er nicht durch Vorwürfe kränken. Und doch — was sollte aus Agnes werden? Er mußte fort von hier — der Tod folgte ihm auf der Ferse. Lag doch vor ihm nur Rettung und die Stunden der Nacht allein waren ihm zur, jetzt schon gefährlichen Flucht gegönnt, da er voraussetzen mußte, daß schon die ersten Lichter des kommenden Tages seinen Verfolgern leuchten würden, indem der Commandant von Wesel schon zwei Tage nach ihm suchen ließ und nur ein Wunder ihn den Nachforschungen entzogen hatte. Aber was sollte bei dem nahen heftigen Gewitter auf freiem Felde schutzlos aus dem Mädchen werden? — Diese Gedanken durchkreuzten wirre seinen Kopf und er fand keinen Rath!

Agnes erholte sich an seiner erwärmenden Brust. Sie fand sich selbst wieder. Jede Angst wich von ihr; denn von Jan's starkem Arm umschlungen, gab es keine Gefahr für sie. Was sie gewollt, trat jetzt wieder recht klar in ihr Bewußtsein.

„Was mich hierher getrieben," hob sie unter noch immer rinnenden Thränen an, „o Jan, kannst Du das fragen? Weißt Du nicht, wie ich Dich liebe? Jan, ich wußte, daß Du heute fliehen würdest — Anna hat es mir vertraut. Die Mutter wollte noch einmal zu Deinem Herzen reden, daß kein Groll gegen den Vater in Deiner Seele bliebe — ach, sie fand Dich nicht mehr in Mulder's Hause und durfte Dich in Deinem Verstecke nicht aufsuchen. Sie war trostlos, wie ich. Mir ahnete, daß Du Dich nach Holland wenden würdest, wo Dein Muth sein offenes Feld findet. O, mein theurer Jan! willst Du denn dem Tod in die offenen Arme eilen? Willst Du uns denn dem endlosen Schmerze preisgeben? Willst Du denn allein in der fremden Welt umherirren, wo Dich Niemand kennt, Niemand liebt, Niemand Dich so lieben kann, wie wir, die Mutter und ich? Zürnte Dir auch der Vater — sein wilder Zorn ist schon verrauscht. Kehre mit mir zurück. Er wird Dich mit Liebe aufnehmen!"

„Hast Du, meine gute Agnes, denn ganz meine Verhältnisse zu dem Commandanten, jenen unglücklichen Schlag vergessen, der

des Rottmeisters Leben endete?" fragte mit bewegter Stimme der Jüngling. „Kind," fuhr er fort, „Du kennst diese Spanier nicht, wenn Du glaubst, ich könnte dem schmählichsten Tod entgehen. Welche Wahl bleibt mir also?"

„Geld versöhnt Alles. Sie sind geldgierig, Jan; und der Vater will gerne Alles aufopfern und Mulder. Weißt Du nicht, wie Terstegen durch Geld sich befreite? War seine Schuld geringer, als die Deine? Du wurdest ja schuldlos Mörder — er mit Schuld! Jan, höre meine Bitte, mache uns nicht unglücklich!"

Der Jüngling drückte das Mädchen, dessen Worte aus einem tiefbewegten Herzen kamen, mit Innigkeit an seine Brust. Es war ihm, als höre er die Stimme seines guten-Engels, seines Schutzgeistes; der warnend zu ihm spräche; aber es erwachte in ihm jetzt auch eine andere, die Stimme des tiefverletzten Gefühls. Er hatte bis jetzt im Hause seines Oheims wie sein eigenes Kind gelebt, obwohl nie von ihm geliebt. — Die Milde seiner Tante vermochte allein die Zerwürfnisse, die seines Oheims Herbigkeit herbeiführte, auszugleichen. Vor Kurzem aber waren Umstände eingetreten, die des Oheims Zorn im höchsten Grad erregten. Im überwallenden Jähzorne hatte er es dem Jüngling vorgeworfen, daß er das Gnadenbrod bei ihm esse, daß er mit schnödem Undanke lohne. Zur Stunde verließ Jan das Haus. Alle Bande waren zerrissen und jene unglückselige Begebenheit, deren Jan gedacht, hob alle Hoffnung auf, sie wieder auf's Neue zu knüpfen. — Er mußte weg von Wesel, wie es auch kommen mochte. Sein Oheim hatte zwar, seine Aeußerungen bereuend, ihm reichlich Geld gespendet zu der Flucht; aber Jan wies es stolz zurück und allein das nahm er, was der edle Mulder ihm bot, der ihn wie ein Vater geliebt.

„Agnes," sprach er mit Rührung, „Dich und Deine Mutter verkenne ich nicht, auch selbst nicht Deinen Vater; aber nach dem, was vorgefallen ist, konnte ich nicht bleiben, auch wenn sich alles Andere ausgleichen ließe! Laß mich. Ich gehe in Gottes Schutz. Die That, die nicht sowohl meine Schuld, als ein Unglück war,

wird mir der vergeben, der ja die Herzen kennt. Ich will, ich muß meine Kräfte in der Welt versuchen. Am Tabentische Deines Vaters ist meine Stelle nicht, das habe ich längst gefühlt. Bete Du für mich, Du Engelseele, und der Herr wird mit mir sein; denn mein Wille ist gut. Die Hoffnung bleibt, Dich und Alle einst in glücklicheren Tagen wiederzusehen. Sage Deinem Vater, daß ich ohne Groll scheide."

Das Mädchen weinte trostlos. Inniger umschlang sie ihn jetzt. Es war, als wollte sie ihn festhalten durch ihre Liebe.

„Jan, ist's gar nicht möglich?" fragte sie bebend, und ihr großes, thränengefülltes Auge sah flehend zu ihm auf.

„Es ist unmöglich, Du Engelherz!" sprach er fest.

Da beugte sie in unsäglichem Schmerze das Köpfchen tief zu seinem Herzen herab.

Er fühlte es in diesem Augenblicke lebendig, daß er sich losreißen müsse, wenn er nicht wanken sollte in seinen Entschlüssen.

Schneller folgten jetzt sich Blitze und Donnerschläge; ein Orkan brauste dumpf daher und große, einzelne Regentropfen fielen vom Himmel herab.

Agnesen's Lage fiel centnerschwer jetzt auf sein Herz. Das Thor war geschlossen und wurde nicht mehr geöffnet, wenn nicht ein besonderer Befehl dazu vom Commandanten eingeholt war. Dennoch war kein anderer Ausweg.

Jan machte Agnese sanft von sich los. „Du mußt in die Stadt zurück, theure Agnes," sagte er — „das Gewitter wird sehr heftig. Hier zu bleiben unter den Bäumen bei Deiner leichten Bekleidung — das würde Dein Tod sein. Komm, laß uns eilen!"

„Ist's nicht anders, Jan," sagte sie mit einer Stimme, die von Thränen fast erstickt war, „so fliehe; für Dich ist Gefahr, für mich nicht; sie werden mein Rufen hören und mich einlassen. Du darfst mich nicht begleiten. Aber nimm das von mir (sie reichte ihm einen kleinen Beutel) Du hast vom Vater nichts genommen und gehst mittellos in die Welt! O Jan, wenn es Dir mangelte, ich

müßte vergehen. Nimm es, es sind meine Sparpfennige. Es ruht gewiß Segen für Dich darauf."

Jan konnte nicht antworten. Sein Gefühl übermannte ihn. Er preßte sie heftig an sein Herz. Sie drückte ihm das Geld in die Hand, umschloß ihn noch einmal, und flog dann blitzschnell dem Thore zu.

* * *

Während diese Scenen sich auf der Heerstraße zutrugen, hatte man im Hause des Kaufmanns Jan Rootleer mit Besorgniß die Entfernung des einzigen Kindes bemerkt. Es war nicht Agnesen's Gewohnheit, um diese Zeit noch außer dem Hause bei ihren Gespielinnen zu sein. Man erinnerte sich, bei ihr eine ungewöhnliche Aufregung bemerkt zu haben. Die Mutter hatte sie weinend gefunden und die Unvorsichtigkeit begangen, ihren eigenen Schmerz in des Kindes Herz auszuschütten, das mit Innigkeit an Jan hing. Ihr zuerst dämmerte der Gedanke, wohin sie sich möchte begeben haben. Ihr Gatte war außer sich. Er selbst hatte sie in den Häusern der Stadt gesucht, wo sie sonst zu sein pflegte. Trostlos kehrte er heim. Da theilte ihm die Gattin ihre Vermuthung mit.

Rootleer erbleichte — denn er dachte an das Gewitter, an den Thoresschluß. Von der Angst des Vaterherzens getrieben eilte er weg.

Am Thore war es still geworden. Die Soldaten hatten sich in das Wachthaus zurückgezogen, da es immer heftiger donnerte und der Regen nahe war. Ihr schonungsloser Spott verfolgte hier den trauernden Sanchez, der es endlich nicht mehr ertragen konnte und dringend um die Wache bat. Ihn zu quälen, versagte es der Rottmeister. Der Arme wußte sich nicht anders zu helfen, sein schwerbelastetes Herz von dieser Qual zu befreien, als daß er aus der Stube ging und sich draußen an die Thüre lehnte. Er war kaum herausgetreten, als ein Mann gegen das Wachthaus stürmte.

„Oeffnet mir um Gotteswillen das Thor!" rief er.

„Ei, Senhor Rootleer," sprach Sanchez, „was ist Euch begegnet? Ihr seid ja ganz außer Euch selbst?"

„Oeffnet das Thor!“ rief jener athemlos.

„Das können wir nicht ohne des Commandanten Erlaubniß,“ sprach Sanchez. „Warum bringt Ihr denn so darauf?“

„Ach, mein Kind! meine Agnes ist hinaus in die Nacht!“ —

„Wie?“ fragte Sanchez, und eine Centnerlast löste sich von seiner Brust. „Euer Kind? Ach ja, ich kenne sie; trug das Mädchen nicht ein weißes Kleid?“

„Ja, ja!“ rief Rootleer, „habt Ihr sie gesehen?“ —

„Mir war's, als wär's ein Geist,“ sprach mit Freudigkeit der Andalusier. „Sanct-Jacob sei gepriesen, daß es nicht ist. — Doch kommt zum Rottmeister.“

Er zog ihn in die Wachtstube, wo Rootleer nochmals seine stürmische Bitte vorbrachte und den Hergang erzählte, ohne zu bedenken, daß er Jan's Flucht verriethe.

Der Rottmeister horchte gespannt und eilte dann, dem Aeltesten der Soldaten den Befehl über den Posten anvertrauend, in fliegender Hast von dannen.

Der gutmüthige Sanchez sah voll aufrichtiger Theilnahme den Schmerz des Vaterherzens; war er ja doch eben durch den Rootleer's von dem seinigen befreit worden.

Rootleer verzweifelte fast; denn Minute um Minute verging und der Rottmeister kam nicht. Endlich hörte man ihn. Sanchez hatte eine Laterne angezündet und faßte Rootleer's Hand.

„Kommt,“ sprach er, „ich begleite Euch, um Euer Kind zu suchen.“

Als sie aus dem Wachthause traten, bemerkten sie einen großen Haufen Reiter; wildes Schreien und rufen hallte überall. Der Rottmeister schrie nach dem Schlüssel.

Als er gebracht worden war, wurde das Thor aufgerissen, die Brücke rasselte nieder und mit Windeseile jagte das Fähnlein Reiter zum Thore hinaus in's Freie. Erst jetzt verstand Rootleer den Zusammenhang und doppelte Angst ergriff ihn. Er zitterte heftig. Sanchez, der an seiner Seite ging, sah es.

„Seid ruhig, Senhor," sprach er, „Ihr findet sicher Euer Kind wieder. So weit kann es noch nicht sein — und — habt Ihr Sorge um den Burschen, der den asturischen Hund erschug, so tröstet Euch; der ist schlau und flüchtig. Die Reiter finden ihn nicht; denn wenn es stärker zu regnen beginnt, kehren sie wieder heim!"

Mit diesen leise gesprochenen Trostworten suchte der gute Mensch das Herz Rootleer's zu erleichtern.

Der Regen begann jetzt stärker zu fallen. Der Donner rollte, die Blitze zuckten am Firmamente hin, die Nacht schauerlich erleuchtend.

„Vater!" lispelte es in diesem Momente ganz nahe am Wege.

„Halt, hier ist sie!" rief freudig Sanchez, der den Ton vernommen, da gerade einen Augenblick der Donner schwieg. Er leuchtete nach einem nahestehenden Baume, wo wirklich Agnes stand.

„Sanct Jacob sei gelobt! hier ist sie!" rief Sanchez.

Die von ferne folgenden Soldaten kamen herzu und waren Zeugen, wie der glückliche Vater das wiedergefundene Kind an seine Brust drückte. Sanchez sah es mit herzlicher Theilnahme. Auch seinem Herzen trat eine Hoffnung nahe.

Im Rollen des Donners verhallte des Vaters Jubelruf, verhallten seine von der Vaterliebe und der Freude des Wiedersehens gemilderten Vorwürfe.

Sanchez zog sie fort zur Wachtstube, da Agnes bereits durchnäßt war, und der Regen jetzt stromweise zu fallen begann. Die Soldaten folgten wieder in einiger Entfernung und traten bald nach ihnen in die Wachtstube, wo Sanchez bereits an einem Feuer im Kamin schürte, um die erkältete Agnes zu trocknen und zu erwärmen.

Alsdann verließ er das Wachthaus, um, trotz des fallenden Regens, der Mutter die Freudenbotschaft zu bringen, daß ihr Kind gefunden sei. Er kehrte bald wieder zurück und mußte nun auf's Neue die schonungslosesten Spöttereien erdulden, die von allen Seiten auf ihn gehäuft wurden.

Als der Regen nachließ, vernahm man die Rückkehr der Reiter. Sie hatten den Flüchtling nicht gefunden.

Rootleer's Bruſt athmete freier.

Er dachte nun daran, heimzukehren und Sanchez ſchickte ſich an, den Mann, an welchem er das lebhafteſte Intereſſe nahm, zu begleiten, als der Rottmeiſter vortrat und ſprach:

„Ihr ſeid mein Gefangener, Rootleer, auf des Commandanten Befehl. Ich ſollte nur den Regen noch abwarten und die Rückkehr der Reiter, um Euch vor ihn zu führen.“

Rootleer erbleichte wohl bei dieſer Nachricht; aber im Bewußtſein ſeiner Unſchuld erhob ſich ſein Gemüth wieder. Frei blickte er den Vollſtrecker der Gewaltbefehle an und fragte:

„Welcher Grund liegt vor, mich gefangen zu nehmen?“

„Darüber habe ich weder das Recht, noch die Fähigkeit, Euch Antwort zu geben; eben ſo wenig, als Ihr das Recht habt, zu fragen,“ fuhr ihn der Rottmeiſter an. „Mich deucht, Ihr wüßtet wohl am beſten das Warum? Auf, laßt uns nicht lange zögern.“

„Ich kann Euch mit gutem Gewiſſen folgen,“ ſprach ruhig Rootleer; „aber bedenkt, daß dieſes noch halb durchnäßte Kind zuerſt nach Hauſe gebracht werden muß, wenn es nicht erkranken ſoll.“

„Wenn Ihr mit gutem Gewiſſen mit folgen könnt, ſo iſt das am beſten für Euch,“ ſprach der Rottmeiſter; aber mein Befehl lautet auf Euch und das Mädchen. Mir ſteht es nicht zu, daran ein Haar breit zu ändern, darum macht's kurz!“

Vergebens proteſtirte Rootleer gegen die Unmenſchlichkeit dieſes Befehls. Er mußte ſich fügen und die weinende Agnes ihm folgen.

Mitleidsvoll ſah ihnen Sanchez nach.

* * *

Jan Huygens war der Schweſterſohn der Gattin des Kaufmanns Jan Rootler in Niederweſel, eines Mannes, welcher im Rufe ſtrenger Rechtlichkeit, patriotiſcher Geſinnung, aber auch einer ſehr heftigen Gemüthsart ſtand. Jan Huygens' Vater war ebenfalls Kaufmann geweſen, hatte längere Zeit mit Rootleer in Maskopei geſtanden, war aber mit ihm ſpäterhin zerfallen, wodurch er bewogen wurde, ſein eigenes Handelsgeſchäft zu gründen. Die un-

glücklichen Zeitverhältnisse, mißglückte, zu sehr gewagte Unternehmungen und Mißbrauch seiner Herzensgüte von Seiten ehr- und gewissensloser Menschen, welchen er das vollste Vertrauen schenkte, brachten im Zeitraume weniger Jahre seinen blühenden Wohlstand so sehr herab, daß er sich am Bettelstabe sah. Der Kummer darüber brach ihm das Herz. Er hinterließ seine trostlose Gattin und Jan in einem Alter von zwei Jahren. Huygens' Ehe konnte man eine der glücklichsten nennen; denn die innigste Liebe verband die Gatten. Tief, bis in's innerste Wesen, erschütterte sein Tod die Gattin. Auch ihre Lebenskeime waren zerstört. Ihr Kind war noch das Band, was sie an die Welt knüpfte. Von des Kummers Last zu Boden gedrückt, kam sie in der Schwester Haus; mit dem Keime des Todes im Herzen, lebte sie noch ein Vierteljahr, anscheinend gesund — dann entwickelte sich schnell eine, den ganzen Organismus ergreifende Krankheit — und — als im Herbste die Blätter fielen, war auch ihre Erdenwallfahrt geendet. An das Schwesterherz legte sie das theuerste Gut des Mutterherzens — ihr Kind. Es fand dort das Verlorene wieder. —

Rootleer's Gattin war kinderlos. Jan wurde ihr, als der hingeschiedenen einzigen Schwester Kind, als ihr letztes, heiligstes Vermächtniß, so theuer, als hätte sie's unter dem eigenen Herzen getragen, mit der eigenen Brust genährt. Auch Rootleer liebte den schönen, munteren Knaben und vergaß, daß er nicht sein eigenes Kind war. Schon sah er im Geiste den Knaben seine Geschäfte übernehmen, in seine Fußtapfen treten. Schon war sein Entschluß fest, ihn, da zumal gleicher Taufname ihnen Beiden war, zu adoptiren, damit er nicht einmal die Firma zu ändern brauchte, als ihm selbst die Vaterhoffnung blühte. Seine Gattin schenkte ihm ein Mädchen. Jetzt war Rootleer's Glück vollständig. Wenn er auch den Gedanken aufgab, Jan zu adoptiren, so verlor der schöne, muntere, sich herrlich entwickelnde Knabe durchaus nichts an seiner Liebe. —

Wenn auch die äußeren Lebensverhältnisse immer unerfreulicher

wurden; wenn auch Wesel unter dem Druck und den Wehen des lang andauernden Krieges seufzte; wenn auch der Handel fast niedersank — Rootleer lebte in seiner Familie das harmloseste, glücklichste Familienleben. Jan wuchs heran, frisch und kräftig; aber in seiner Kraft, in dem Sinne, der nur in's Weite stand, dem die Grenzen des Hauses zu eng, die Fesseln des Kaufmannslehrlings zu drückend, das Kleinliche des Detailhandels zu peinlich, der Krämergeist zu engherzig und verächtlich war — entwickelte sich der Keim zahlloser Zerwürfnisse zwischen dem Oheim und Neffen. So sehr ihn Jan achtete und liebte, seinen Stand konnte er nicht lieben. Die Stunden, welche er am Ladentische oder der Wage, in der Schreibstube oder im Magazine zubringen mußte, waren Stunden der Folterqual, Stunden, die ihm ein Raub am Leben dünkten. Oft brauste wild des Oheims Zorn auf — ja selbst zu Thätlichkeiten riß ihn nicht selten seine Hitze hin, wenn Jan lieber den Waffenübungen der Spanier beiwohnte, die er doch glühend haßte, als im Geschäfte arbeitete — und dies Alles bewirkte nur immer mehr das Gegentheil. Seine Abneigung gegen den Kaufmannsstand wurde nur größer dadurch, sein Entschluß, eine andere Lebensrichtung zu wählen, entschiedener, seine Kälte gegen den Oheim und der Wunsch, das Haus zu verlassen, stärker. Aber seine Tante, seine zweite Mutter, die ihn mit Mutterliebe umfing — fesselte ihn. Eine Thräne in ihrem Auge riß alle Vorsätze zusammen. Ein Wort von ihrem Munde machte ihn zum duldenden Lamm, und — stille ging er wieder in das verhaßte, ihn anekelnde Joch. Bei dieser Gemüthsart und diesen Neigungen war Jan durchaus kein Wildfang, noch weniger ausschweifend. Auch der peinlichste Splitterrichter hätte seinem Lebenswandel keinen Grund zum Tadel abgewinnen können. Zu seinen liebsten Beschäftigungen in den freien Stunden gehörte es, wenn er nicht von der entschiedenen Vorliebe für das Militär hingerissen wurde, mit der kleinen Agnes sich zu beschäftigen; das liebliche Kind hinüber in das Nachbarhaus zu tragen, wo Peter Mulder, des Oheims Special, wohnte, der das Kind wie seinen

Augapfel liebte und Jan's besonderer Gönner war. Dadurch hing das Kind mit ungetheiltem Herzen an ihm von seinen frühesten Tagen an, und je mehr es sich entwickelte, desto mehr wuchs diese Anhänglichkeit. Für die Mutter war es der beglückendste Traum, wenn sie sich in der Zukunft Jan und Agnes als ein Paar dachte; zwar durfte sie das ihrem Gatten nicht sagen; denn er würde im wilden Jähzorn aufgebraust sein, da seine Abneigung gegen Jan mit jedem Tage wuchs und er ihn für einen Taugenichts erklärte, der nie in der Welt auf eigenen Füßen stehen würde, weil er zum Erwerben kein Talent, zum Vergeuden desto größeres habe.

So wuchs Jan zum Jüngling von achtzehn Jahren heran. Agnes war eben in das fünfzehnte getreten. Ihr Verhältniß war das eines Bruders zur Schwester. Jan war kräftig, strotzend von Gesundheit, lebhaft, feurig. Sein Charakter hatte eine gewisse männliche Festigkeit erhalten, die sonst wohl diesem Alter noch nicht eigen zu sein pflegt. Seit Kurzem ging Jan noch öfters zu Mulder's, als früher.

Anna, Mulder's einzige Tochter, war in's Vaterhaus zurückgekehrt. Der Vater, ein sehr vermögender Rheinschiffer, der lange Zeit höchst einträglichen Holzhandel auf dem Rheine getrieben, den er erst, durch spanischen Druck veranlaßt, eingestellt, hatte das Mädchen bei einer Schwester in Düsseldorf erziehen lassen, da ihm die Gattin frühe gestorben war; dagegen war Alf Dülmen, der Schwester ältester Sohn, einige Zeit in seinem Geschäfte gewesen, war aber später nach Düsseldorf zurückgekehrt, als es Mulder nicht mehr betrieb. Anna war ein blühend schönes Geschöpf, heiter und voll Laune. Ihr Wesen, wie ihre Schönheit entzündeten Jan's Herz. Obwohl Anna ihm nicht die geringste Auszeichnung zu Theil werden ließ, wuchs seine Liebe bis zur Leidenschaft.

Anna mochte ihn wohl leiden; sie scherzte gerne mit ihm — aber Liebe fühlte sie nicht zu ihm, da ihr Herz Alf Dülmen gehörte.

Diese Neigung sah Mulder mit der größten Freude keimen und sich entfalten, während Anna sie kaum zu beobachten schien.

Oft, wenn Rootleer gegen Mulder seinen Unwillen über Jan's Betragen, seine Abneigung gegen seinen Stand aussprach, nahm Mulder mit Wärme seine Partie und sagte:

„Du verkennst den Jungen, Jan. Es steckt etwas Tüchtiges in ihm. Hätte ich einen Sohn, wie er — ich wäre, trotz unseres Elends, glücklicher, als der reichste Minheer von Amsterdam, der in träglicher Behaglichkeit seine Tonnen Goldes überzählt. Daß er nicht Kaufmann zu werden Lust trägt — ist das Sünde? Seine Lehrer waren mit ihm zufrieden; er weiß genug, um in der Welt als behaltener Mann sein Brod zu finden, und hat Geschick, Lust und Thätigkeit, es überall zu finden, nur nicht bei Wage und Elle. Daß ihm Gott ein anderes Pfund vertraut — willst Du deßfalls hadern oder es ihm ewig vorwerfen? Ja, ich glaube, gerade durch Dein Drängen, daß er sich dem Handelsstande widme, hast Du ihm die Unlust daran eingefleischt! — Muß denn alle Welt handeln und über den Handelsbüchern sitzen, daß das Mark in den Knochen eintrocknet? Muß es nicht Schiffer, Künstler, Gelehrte, Soldaten geben? Und wo liegt am Ende das Glück? Nein, der Herr, der mit Tausenden von Blättern einen Baum schmückte, und doch keins dem andern völlig gleich bildete, wollte nicht, daß seine Menschen all eines Sinnes, einer Art sein sollten. So könnte ja auch nimmer die Welt bestehen. Wären wir alle Kaufleute, wer beschiffte Ströme und Meere? Wer baute Städte und Kirchen? Wer pflügte das Land? Wer baute die Rebe? Wer verarbeitete die Stoffe? Wer pflegte das Heiligthum der Religion? Wer förderte Künste und Wissenschaften? Wer führte das Schwert, wenn es Rettung gilt für das Vaterland und die Freiheit? Nein, Rootleer, Du bist einmal heftig verbissen in Deinen Stand und willst den Jungen hineinzwingen. Laß ihn — sein Geist bricht sich selbst seine Bahn!"

Wenn so der biedere Peter Mulder sprach, gab sich wohl Rootleer für einige Zeit, aber gegen Jan blieb der Unwille; ja, er nahm sogar zu. Desto mehr suchte die Mutter und Agnes ihn durch Liebe schadlos zu halten.

Als Jan's Liebe zu Anna Rootleer'n bekannt wurde, tagte wieder das Wohlwollen in seinem Herzen für ihn.

Er glaubte darin das erste Erwachen eines kaufmännischen Geistes wahrzunehmen; denn Mulder war reich, Anna seine einzige Erbin. Jan, vermögenlos, wie er war, konnte dann Mulder's Holzhandel wieder aufnehmen und war geborgen. Von jetzt an wurde Rootleer gütiger gegen Jan und überhaupt freundlicher im Umgange. Ganz anders wirkte dieser Umstand auf die weiblichen Glieder seines Hauses. Seine Gattin, die die schönste Hoffnung genährt, ihre Lieblinge einst vereint zu sehen, nahm es mit Wehmuth wahr — denn jetzt bleichte diese langgenährte, ihrem sanften Herzen unendlich theuer gewordene Hoffnung für immer. Stand ja doch dieser Verbindung nichts im Wege und sahen sie die Väter doch beide gleich gerne.

Als ihr Rootleer diese frohe Aussicht seines Herzens mittheilte, zerdrückte sie die Thräne vereitelter Hoffnung im Auge und stimmte, aus Liebe zu dem Gatten, obwohl ihr Herz blutete, in seine Freude ein. Agnes war der Mutter Ebenbild. Sie hatte ein tiefes Gemüth voll Innigkeit. Was sie ergriff, hielt sie mit schwärmerischen Gluth fest. Sie war eine Knospe, die eine Blüthe voll des höchsten Liebesreizes verhieß. Ihre Sanftmuth war dennoch nicht ohne Kraft des Willens. Dunkel und noch unentwickelt lag das Gefühl für Jan in der kindlichen Brust. Und dennoch fühlte sie es unendlich schmerzlich, als Jan weniger bei ihr war, als bei Annen, an die sie sich sogleich liebevoll anschloß, obwohl sie vier Jahre älter war, als sie. Hier erst sah sie, wie anders Jan's Gefühl für Anna war, als für sie. Und diese Beobachtung reifte ihr Herz um ganze Jahre. Was dunkel im Gemüthe gelegen, erwachte zum Bewußtsein, und mit der Liebe ersten Erwachen kam auch ihr Schmerz in die liebende Brust und begann bald am Herzen zu nagen.

Peter Mulder machten Jan's Bewerbungen höchst glücklich. Er pries Annen den Jüngling, wo er konnte — er ließ deutlich durchschimmern, wie gern er es sehe, wenn Beide ein Paar würden.

Da gingen Anna die Augen auf. Im jugendlichen Uebermuthe hatte sie mit Jan's Liebe gescherzt, sie nicht einmal für das gehalten, was sie war. Jetzt durchblickte sie das Gewebe der Umstände, in das sie gerathen war, ohne es zu ahnen — und bebte. Sie fühlte, daß sie ihr Betragen gegen Jan ändern müsse, um ihn aus dem Wahne zu reißen, sie erwiedere sein Gefühl. Es that ihr wehe; denn Jan war ihr werth — aber lieben konnte sie ja nur ihren Alf und die Gattin eines Anderen werden ohne Liebe — Anna wäre tausendmal lieber gestorben! Jan bemerkte mit Schmerz Anna's Kälte. Er schwieg und trug seinen Schmerz still. Da nahte das Johannisfest mit seinen Freuden und Tänzen und Alf Dülmen erschien [redacted] sich wieder in Wesel bei dem Oheim. Mulder liebte seinen [redacted] Neffen und nahm ihn also mit Freuden bei sich auf; aber er ahnete nicht im Entferntesten, wie nahe das Vernichtetwerden seiner Pläne war. Das Auge der Liebe sah schärfer. Alf schloß sich an Jan offen und bieder, und dieser war zu edel, um die trefflichen Eigenschaften seines Jugendfreundes nicht anzuerkennen, zu bescheiden, um sie nicht höher als seine eigenen anzuschlagen. Er sah, er fand Anna's Liebe gegründeter, gerechter für Alf, als ihn.

Als er zu Anna kam und sie seine bleichen Wangen sah, ergriff sie seine Hand und sagte mit Thränen im Auge:

„Jan, vergib mir! Ich ahnete nicht Deine Liebe; ich liebte Alf seit meiner Jugend. Sei edel, Jan, und vergelte mir nicht mit Haß. Ich liebe Dich, wie ich einen Bruder lieben würde, hätte mir Gott einen gegeben. Sei mein Bruder!"

Jan drückte mit Schmerz ihre Hand an seine Brust. Er schwieg und ging weg.

Es war am Abend vor dem Johannisfest, als Jan in das Mulder'sche Haus trat und Anna allein traf. Sie saß weinend bei ihrer Arbeit. — Er trat zu ihr und setzte sich neben sie hin.

„Du weinst, Anna?" fragte er. „Sage mir, warum, vielleicht kann ich sie trocknen, diese Thränen, die mir wehe thun." —

Sie erzählte ihm, wie der Vater ausdrücklich ihr gesagt, er

werde nie seine Einwilligung zu einer anderen Verbindung geben, als zu der mit Jan, auch nicht gestatten, daß sie mit Alf zu dem Tanze gehe. Er habe mit Rootleer verabredet, daß morgen Abend Verlobung sein solle zwischen ihr und Jan.

„Ach," setzte sie hinzu, „Du kennst meines Vaters Entschiedenheit, wenn er einen Vorsatz gefaßt hat. An ihr strandet meines Lebens Glück, wenn Du nicht sein Schutzengel wirst!"

Jan hatte den schwersten Kampf seit zwei Tagen gekämpft, den das Herz kämpfen kann — und — er hatte den Sieg errungen. Seiner Liebe zu entsagen, war fester Entschluß.

„Ja!" rief er, „Anna, Du sagtest, ich solle Dein Bruder sein — ich will es sein, ich will Dein Glück gründen; [illegible] morgen gehst Du mit mir zum Tanz und Alf begleitet uns. Sei ruhig und laß mich walten."

* * *

Der Johannistag erschien hell und klar. Der Jahrmarkt zog tausende von Menschen herbei. Es schien jeder den Druck der spanischen Gewalthaber vergessen zu haben, und sich einmal dem Frohsinn hinzugeben. Der Tanz war sehr besucht von Wesels Jugend. Doch auch Spanier mischten sich in die Reihe der Tanzenden, und ihre Anmaßung, ihre hochfahrenden Manieren, ihr Nichtachten der Ordnung erregten schon den heftigsten Unwillen. —

Jan war es, denn er tanzte nicht, der die Ordnung erhielt, der den Zorn der Jünglinge niederdrückte und auf diese Art blutigen Händeln vorbeugte, welche ohne ihn unausweichlich ausgebrochen wären.

Die Stimmung selbst war aber im höchsten Grade gereizt, als Jan mit Alf und Anna den Tanzort verließ.

Sie kamen bei Mulder's Hause an. Keins von den Dreien vermochte Etwas zu reden. Jedes Herz pochte aus Furcht vor den Ereignissen, die da kommen sollten; denn Mulder's Haus war ungewöhnlich erleuchtet. Zahlreiche Gäste sah man durch die Fenster.

Ein lauter Freudenruf empfing die Eintretenden. Jan zwang

sich, heiter zu sein. Er faßte Mulder's Hand und zog ihn in ein entferntes Zimmer.

Würdevoll sprach der Jüngling zu dem Manne über seine Liebe zu Anna — über sein Verhältniß zu ihr. Er schilderte dann mit lebendigen Farben Anna's Liebe zu Alf, dessen Tugenden, und schloß:

„Nein, Ihr denkt als Mensch zu edel, Ihr seid als Vater zu liebevoll gegen Euer Kind, als daß Ihr dieses Band trennen wollet. Mein Lebensglück, fürchte ich, ist zerstört. Anna war meine erste Liebe; sie wird meine einzige sein und doch muß ich ihr entsagen. Ich weiß, wie gut Ihr mir waret, wie lebhaft Ihr mein Glück wolltet. Wollet das Eures Kindes jetzt auch! Zerstört nicht für ewig Anna's Frieden. Könntet Ihr es verantworten, könntet Ihr je glücklich werden, wenn Anna unglücklich wird?"

Mulder war urplötzlich aus dem Himmel seiner schönsten Pläne herabgestürzt. Er konnte sich nicht fassen und sank in einen Stuhl.

Jan ergriff seine Hand und benetzte sie mit Thränen. Seine Bitten bestürmten sein Herz; nach langem, schwerem Kampfe gelang es ihm endlich.

„Es sei," sprach Mulder — „aber Du sollst mein Sohn sein, guter, edler Mensch, der Du Deine Liebe, Dein Glück dem Glücke Anderer opferst. Ich will handeln wie Du." Er zog den Jüngling zur Gesellschaft zurück.

Anna saß bei Rootleer's Gattin. Agnes lehnte bleich und kummervoll an ihrer Schulter.

Anna's Auge forschte lang und zweifelnd in den Zügen der beiden Eintretenden. Jan's Antlitz strahlte wie verklärt.

Mulder war ernst, wehmüthig — aber keine Leidenschaft verrieth sein Gesicht. Ihr Herz wurde leichter.

Mulder trat in die Mitte der Versammelten und begann das Verhältniß zu schildern, das obwaltete. Er schilderte Jan's edles Zurücktreten und legte dann Alf's Hand in die der glücklichen Anna, ihnen seinen Vatersegen ertheilend.

Stummes Erstaunen ergriff die Versammlung, die diese Wendung nicht erwartet hatte. Alle wünschten den Verlobten Glück — die nun in Jan's Arme sanken, ihm, dem Gründer ihres Glückes, zu danken.

Agnes war tief erschüttert und so sehr angegriffen, daß die Mutter sie wegbringen mußte.

Nur Rootkeer stand bleich vor Grimm da. In ihm gahr ein wilder Zorn. Ueberall hatte Jan das Unglück, ihm und seinen Plänen entgegenzutreten. Niemals aber war dies schmerzlicher geschehen, als jetzt; nie war ihm ein theuerer Plan vereitelt worden, als dieser.

„Du allein Rootkeer," hob endlich Mulder an, „wünschest meiner Anna kein Glück? Gib keinem schmerzlichen Gefühle Raum! Der Herr hat es anders beschlossen, als wir — sein Name sei gelobt!"

Die letzten, aus seinem frommen Gemüthe kommenden Worte hörte schon Rootkeer nicht mehr. Seine Zornfluth durchbrach jede Schranke. Der langgenährte Unwille, jetzt wieder auf's Wildeste erregt, mußte sich in einem Ausbruche Luft machen und that es jetzt ungehemmt, da die Eine fehlte, die ihm in ihrer Sanftmuth Schranken setzen konnte, seine Gattin; und so vergaß sich denn das grimmerfüllte Herz gegen Jan in ungezügeltem Strom. Alles, was er jemals gegen seinen Willen gethan, jede Vereitelung seiner Wünsche, jeder Ungehorsam gegen seine Befehle — jedes verdrießliche Ereigniß, dessen Urheber Jan gewesen, warf er ihm mit harten Worten rücksichtslos vor. Er kannte sich selbst nicht vor Zorn.

Jan stand ruhig und still vor ihm.

Diese Stille und Ruhe reizte Rootkeer'n noch mehr; noch wilder entbrannte sein Zorn — er vergaß sich so sehr, daß er Jan des schnödesten Undanks anklagte gegen ihn, der ihn erzogen, bei dem er seit frühester Kindheit das Gnadenbrod gegessen.

Jan flehete sich jetzt, als Mulder Rootkeer'n um Gotteswillen bat, sich zu mäßigen, stolz auf. —

„Oheim," sagte er mit bebender Stimme, „Ihr habt mir harte und bittere, oft unverdient bittere Worte gegeben; ich ertrug sie still, weil ich dachte, daß ich in kindlichem Leichtsinn oder in kindischer Unart Euch wohl oft beleidigt, sie also, wenn auch nicht so hart, da mein Herz keinen Antheil daran hatte, verdient; aber daß Ihr mir die in meiner Kindheit und bis jetzt empfangenen Wohlthaten vorwerfet, für die ich Euch jederzeit gedankt habe, die ich auch nie vergessen werde — das löst das Band, das uns vereinte! Vielleicht wird es mir im Leben möglich, das an mich verwendete Kapital, das ich berechnen werde, zu bezahlen. Gott ist mein Zeuge, daß ich es alsdann berichtigen will. Was Ihr in Liebe gethan, kann ich nie — möge es aber Gott vergelten! Lebt wohl! Ich gehe in dieser Stunde noch."

Er ließ den plötzlich verstummten und beschämten Rootleer stehen, ging zu Anna, zu Alf, zu Mulder, um Abschied zu nehmen. Umsonst beredeten, baten, flehten sie ihn.

„Es ist nicht länger möglich," sprach er mit Wehmuth, schüttelte die Freundeshände und verließ das Haus.

Es war eine dunkle, schwüle Nacht. Kein Sternlein sah zur Erde nieder. In Jan's Brust wühlte der Schmerz verschmähter Liebe, des tief verwundeten, bessern Gefühls, der Schmerz über sein zertrümmertes Glück. Er war zerfallen mit sich selbst, mit den Menschen, mit seinem Schicksale. Die bittersten Thränen perlten über seine Wangen. Er wußte das Gefühl nicht zu benennen, was in ihm war. So lehnte er an der Thüre des Hauses. Schmerz und Zorn rang um die Herrschaft in seinem Herzen.

Da drang ein wilder Lärm die Straße herab.

„Hülfe! Hülfe!" schrie eine unbekannte Stimme, „die Spanier ermorden uns!"

Dies kam ihm in diesem Augenblicke gerade gelegen. Er stürmte die Straße hinauf. Im Tanzsaale herrschte ein unbeschreiblicher Tumult. Die Frechheit eines spanischen Rottmeisters war die Veranlassung zum wilden Kampfe geworden, der furchtbar

wüthete. Jan stürmte hinauf und warf sich mit Riesenkraft in den Kampf. Er hörte den Namen Lorenzo, und sah den Frevler an der Freude Anderer unweit von sich. Es war der Keckste von Allen schon am Tage gewesen. Er stürzte auf ihn zu, entriß Einem den Stock und ein kräftiger Hieb traf den trunkenen Spanier, daß er rücklings auf eine Bank mit dem Kopfe stürzte und — regungslos liegen blieb. Er hatte durch den Fall mit dem Nacken auf die Bank das Genick zerbrochen.

In diesem Augenblicke drangen Bewaffnete in den Saal. Eine Hand ergriff Jan und riß ihn aus dem Gewühle zu einer Nebenthüre — zog ihn rastlos hinab auf die Straße und auf einem Umwege zu Mulder's Hause. Betäubt von der schrecklichen Folge seines Schlages folgte er willenlos.

Erst hier sprach der Mann, in welchem er Mulder'n erkannte, zu Jan:

„Unglücklicher, was hast Du gethan?! — Welche entsetzliche Folgen wird der Tod des Spaniers, der zudem des Commandanten Liebling ist, für Dich haben?!"

„Ich habe nichts zu verlieren, als das nackte, verarmte Leben!" sprach Jan, „mögen sie das nehmen!"

„Frevle nicht!" warnte Mulder und zog ihn in sein Haus, das leer geworden war seit dem Auftritte zwischen Rootleer und ihm. Er zog ihn in das obere Gebäude, wo er ihn in einen finstern verborgenen Winkel versteckte.

In einem Zustande von Betäubung, der ihn kaum zu einem Gedanken kommen ließ, saß Jan da, bis der Schlaf, in Folge gänzlicher Abspannung, sich seiner bemeisterte. Ein wohlthätiger Schleier breitete sich für ihn über die folgenreiche Ereignisse dieses Tages. —

In Rootleer's Hause floh der Schlaf die Bewohner.

Agnes war so heiter geworden, so selig, als sie mit der besorgten Mutter allein war, daß sie dieser ein Räthsel war, zu

dem indessen ihre kindlich offenen Aeußerungen der scharfsichtigen Mutter bald den Schlüssel gaben.

Die Mutter sah zum ersten Male ganz auf den Grund ihres Herzens und gewahrte, nicht ohne Erschrecken, wie mächtig und weit über ihr Alter hinausreichend, die Liebe zu Jan ihr Herz erfüllte.

Was im Mulder'schen Hause sich zugetragen, ahneten sie nicht, obgleich sie nicht ohne Besorgniß waren. Diese wurde erhöht, als Rootleer in seltsamer Stimmung heimkehrte — bald in stummes Hinbrüten versank, bald zornig von Jan sprach, bald wieder mißmuthig seinen Jähzorn verdammte. Die Gattin wagte nicht, zu fragen, um Agnes willen. Sie fürchtete, das Schlimmste zu hören und überließ den Gatten ganz sich selbst.

Noch spät kam Mulder. Sein kummervolles Gesicht schon verrieth nichts Gutes. Aengstlich forschte sie nach Jan — da vernahm sie das fürchterliche Ereigniß. Mulder war dem Lärm gefolgt. Ihm ahnete, daß Jan in seiner Aufregung dorthin geeilt sei, wo der Kampf wüthete. Auch er flog dahin und drang gerade in dem Augenblicke bis zu Jan vor, als dieser den unseligen Streich führte. Er erzählte das Alles. Agnes zitterte — ihre Thränen rannen.

„Was wird aus ihm werden?" fragte sie angstvollen Tones.

„Er muß fliehen, Kind, das ist allein ihm übrig, und darf Wesel nicht wieder betreten, bis das verfluchte Joch zerbrochen ist."

Da fiel die ganze Schwere des Elends auf die bebenden Herzen — aber auch auf das Rootleer's. Sich allein klagte er als den Urheber dieses Jammers an; sich maß er allein die Schuld bei. Die schmerzlichste Reue ergriff ihn — aber zu spät. Das Geschehene war ja nicht zu ändern.

„Du hast recht, Freund!" sagte er zu Mulder, „er muß fliehen je eher je besser, diese Nacht noch, wenn es möglich ist." — Er eilte weg und brachte Geld.

„Gib ihm das, Mulder; es wird ihn vor Noth schützen für die erste Zeit; auch weiterhin soll er nicht Noth leiden. Ich muß

gut machen, was ich Übel gemacht durch meinen Jähzorn.“ Mulder nahm das Geld und ging.

Noch war die Stadt nicht ruhig. Viele waren verhaftet worden, Einige verwundet. —

Am andern Tage wurde die Sache untersucht. Es stellte sich heraus, daß Jan Huygens die, obwohl willenlose Ursache des Todes des Rottmeisters gewesen. Nach ihm wurde jetzt Rootleer's, dann Mulder's Haus durchsucht, allein man fand ihn nicht. Alle Ausgänge der Stadt wurden sorgfältig bewacht. An Flucht war nicht zu denken.

Als ihn aber der Commandant nicht finden konnte, gab er sich zufrieden, da er die Anderen in seinen Fesseln hatte, die für ihn zu büßen bestimmt waren.

Mulder brachte nun Jan das Geld. Er wies es stolz zurück. Das traf noch schmerzlicher das Herz des Bereuenden. Er wollte ihn selbst sehen, Jan ließ es nicht zu.

So vergingen mehrere Tage. Rootleer und seine Hausgenossen wußten nicht einmal bestimmt, wo er war, weil Mulder es geheim hielt. Anna verrieth es endlich an Agnes, daß er an jenem Sonntage fliehen würde.

Noch einmal wollte die Mutter zu seinem Herzen reden, doch am Tage getraute sie sich nicht, in Mulder's Haus zu gehen, weil sie Entdeckung fürchtete und Spione sie, wie sie Alle wußten, auf Schritt und Tritt beobachteten. Umsonst hatte Agnes gefleht, ihn noch einmal sehen zu dürfen. Mulder war unerbittlich geblieben. Gegen Abend ging die Mutter in Mulder's Haus; allein er war bereits weg. Sie eilte nach Haus und weinte ihren Schmerz an des Kindes Brust aus. Da entstand jener Gedanke in ihrem Innern, der sie veranlaßte, Jan auf der Heerstraße zu erwarten.

* * *

In der Wohnung des Commandanten von Niederwesel war noch spät am Abend viel Bewegung. Offiziere kamen und gingen. Der Commandant selbst war in lebhafter Unruhe. Er konnte kaum

die Rückkehr der Reiter erwarten, die, darauf zählte er sicher, den Flüchtling bringen mußten.

„Wenn auch Alle unschuldig, die ich in den Kerkern hielt und mit Daumenschrauben zwicken ließ," sprach der Commandant zu sich selbst, als er einen Augenblick allein war, „so haben sie das doch als Theilhaber am Aufstuhre gegen die Macht verdient — bekomme ich aber den Schurken, dann soll er exemplarisch bestraft werden und — seine Helfershelfer sollen büßen — das heißt," ergänzte er mit selbstgenügendem Lächeln, „sie sollen mir meine Kasse mit Gold spicken!"

In diesem Augenblick trat ein Offizier herein und rapportirte, daß die Reiter unverrichteter Sache zurückgekehrt seien; ebenso die, welche durch das Braun'sche Thor geritten.

Der Commandant stampfte mit dem Fuße wie ein Rasender. Er befahl dem Offizier, sogleich mit einem andern Fähnlein auszureiten und die Straße bis zu Hollands Grenze zu erforschen.

Der Offizier entfernte sich. Fluchend schritt der Commandant auf und nieder — dann trat er vor das Kamin, in welchem, da der Abend etwas kühl war, ein Feuer brannte.

Ein Mönch trat herein und nahte sich mit devoten Bücklingen. „Wollet mir erlauben," sprach der Dominikaner mit vielem Hochmuthe, der jedoch hinter einer äußerlichen Demuth sich zu verstecken suchte, „daß ich dem Verhöre des Rostkeer beiwohne, Herr Commandant?"

Dieser drehte sich um, indem er sich bemühte, den unangenehmen Eindruck, den diese Anrede auf ihn gemacht, in seinem Gesichte durch einige Freundlichkeit zu ersetzen:

„Ihr wollt ohne Zweifel Eure Verdienste um die gute Sache noch vermehren" — sprach der Commandant mit einem ironischen Zug um den Mund.

„Euer Anerkenntniß meines guten Willens freut mich um so mehr, Don Vincente, als sonstihn unser einem blos selten zu Theil wird." —

„Die Welt ist ungerecht," fuhr in gleichem Tone der Commandant fort, der es deutlich verrieth, wie unwillkommen die Anwesenheit des Mönchs ihm war, aber doch sich scheute, ihn geradezu zu entfernen. — „Wie weit seid Ihr denn mit der Bekehrung der gefangenen Ketzer? Ohne Zweifel habt Ihr schon eine nahmhafte Quantität Seelen aus dem Pfuhle gerettet?" —

„Ist nicht so leicht, als einen Flüchtling zu erhaschen, Don," bemerkte spitzig der Mönch, der die Ironie verstand. „Ihr dürft nicht vergessen, daß Euer Bekehren zum Gefängniß und Gefängniß von tausend Händen und der Folter unterstützt wird, während das meinige für die Kirche und den Himmel nur auf der Macht der liebevollen Ueberredung beruht." —

„Wahr, Hochwürdiger!" entgegnete der Commandant — „allein, man sagt, Eure Zunge sei oft mehr als Folter für die Ketzer."

„Wenn sie das wäre, so zerrisse sie keine Glieder und leerte auch keine Beutel zu meinem Vortheile. — Doch sagt, wozu dies Gespräch? Ihr wißt, wir kennen uns Beide recht genau und ebenso unsere Fehler, Don Vincente. Wer am besten wegkommt, ist der Glücklichste!"

Vielleicht würde dies Gespräch sich noch weiter über das gegenseitige Verhältniß verbreitet haben, wäre in diesem Augenblicke nicht gemeldet worden, daß Rootleer angelangt sei.

Der Commandant befahl, ihn vorzuführen und nahm eine nachlässige, doch unendlich hochmüthige Stellung und Miene an. Die Gefangenen traten endlich ein. Er ließ sie einige Augenblicke stehen, ehe er sie eines Blickes würdigte — den er dann verächtlich über sie hingleiten ließ. Als der sie begleitende Rottmeister die Namen nannte, trat er dicht vor sie hin. Jetzt wurden seine Blicke so stechend und wild, daß Agnes sich zitternd an den Vater lehnte.

„Führt das Mädchen weg!" herrschte er den Soldaten zu. „Sie soll besonders verhört werden!" —

Laut jammerte die, von den Ereignissen dieses Abends sehr angegriffene Agnes. Sie umklammerte ihren Vater.

Der Commandant war durch des Mönchs letzte Worte gereizt. „Schafft die Brut weg!“ schrie er.

Die willigen Vollstrecker seiner Befehle ergriffen das Kind und rissen es von dem wuthknirschenden Rootleer weg in ein Nebengemach.

Umsonst bat und protestirte er gegen diese Unmenschlichkeit.

„Schweigt!“ schrie der Commandant, „und danket Gott und seinen Heiligen, daß ich Euch nicht Ketten anlegen lasse.“

„Ich bin in Eurer Gewalt!“ sprach Rootleer; „Ihr könnt mich fesseln lassen, wie Ihr wollt — aber das Recht, gegen eine Unmenschlichkeit zu protestiren, werdet Ihr mir nicht entwinden!“

„Laßt ihn doch doppelt fesseln,“ rief der hitzige Mönch.

„Dazu werde ich den geeigneten Zeitpunkt zu finden wissen!“ warf ihm der Commandant hin. „Bis dahin muß ich Euch bitten, mich nicht zu unterbrechen.“

Jetzt begann das Verhör. Der Commandant stellte dem Gefangenen die schlauesten Fragen. Offen und wahrheitsliebend erzählte Rootleer den Hergang der Ereignisse. Es entstanden indessen Zweifel an der Wahrheit dieser Aussage, daß nämlich das Kind von Jan's Flucht wußte, und der Vater gar nichts wissen wollte.

Auf's Neue begann der Commandant zu fragen und auch der Mönch, der ein rechtes Inquisitortalent besaß, schaltete einige Fragen ein; allein Rootleer konnte nichts Anderes sagen, als was er bereits bekannt. Im höchsten Grade aufgebracht, rief endlich der Mönch:

„Laßt den Ketzer foltern, Herr Commandant, das wird ihm schon den Mund öffnen. Wie oft haben wir in den Niederlanden durch dies wohl und klug erdachte Zwangsmittel die Zungen der hartnäckigsten Ketzer und Rebellen gelöst, und dann Alles erfahren, was wir wissen wollten.“

Zum ersten Male lächelte der Commandant beifällig dem Worte des Mönchs.

„Es sei,“ sprach er; „morgen sollen die Daumenschrauben den Prozeß eröffnen. Jetzt führt ihn ab und bringet das Mädchen.“

Rootleer wollte ihn bitten, doch das Kind nicht von ihm zu trennen und es nicht allein einzupferchen; allein es schien, als läse den Unmensch in seinem Herzen. Ein Wink an die Soldaten und zehn Hände faßten den unglücklichen Vater und rissen ihn weg in die unteren Theile des Gebäudes, wo sie ihn in ein festes Gemach einschlossen.

Während hier Rootleer in ohnmächtigem Grimme den Kopf gegen die kalte Wand stemmte, wurde das zitternde Mädchen vor den Commandanten geführt. Ihr kindliches, von Thränen erfülltes Auge sah so bittend, so flehend zu dem harten Mann auf, daß auch dieses gefühllose Herz davon ergriffen wurde.

Milder, sanfter wurde sein Ton, freundlicher seine Miene. Der Anblick der kummervollen Unschuld überwältigte den Commandanten.

Der mildere Ton gab dem Mädchen wieder Fassung. Sie erzählte umständlich Alles, was sie wußte, bis zu dem Treffen Jan's auf der Heerstraße.

„Weißt Du nichts weiter?" fragte der Inquisitor.

Agnes verneinte.

„Sanchez!" rief der Commandant einem Soldaten, der bis jetzt unthätig in einer Ecke gestanden hatte, wo ihn das Licht nicht traf, „führe das Kind zu seiner Mutter zurück. Ihr aber, Rottmeister, begebt Euch in die Wohnung des Holzhändlers Peter Mulder und führet mir diesen hierher."

Freudig faßte Sanchez die Hand des Kindes und zog es weg, um es, ehe der Commandant andern Sinnes werden konnte, der trostlosen Mutter zu bringen.

„Dacht ich's doch," sprach der Commandant, als sie weg waren, zu dem Mönche, „daß dieser starrköpfige Mulder die Hand im Spiele habe!" —

„Mit Gunst," hob der Mönch gleißnerisch an, „mir scheint's, als verführet Ihr viel zu milde mit der Kleinen! Ihr hättet sie behalten sollen. Auf Kinderherzen läßt sich leichter wirken, als auf die der Männer." —

„Da zeigt sich eben recht der Unterschied zwischen Euch Streitern der Kirche und uns" — lachte der Commandant höhnisch. „Ihr kämpft am liebsten gegen Unmündige und Wehrlose, weil die Euren Haut keinen Schaden thun können! Ich denke, wir ersparen die Einkerkerung des Kindes bis wir unsere Rollen wechseln — Ihr Commandant von Wesel und Soldat werdet und ich — eine Kutte trage und mich scheeren lasse." —

Der Mönch verschluckte die bittere Pille nicht ganz. „Ihr seid heute sehr zur Kurzweil aufgelegt," sagte er, „und das macht den Unterschied zwischen uns sehr bemerklich; denn ich, meines Orts, nehme die Sache Seiner Majestät und der Kirche sehr ernst, wie sie das wohl verdient."

„Macht Euch keinen Kummer, Hochwürdiger," fuhr, sich gleich bleibend, der Commandant fort. Mir bleibt das Kind immer noch, wenn ich seines Zeugnisses bedürfen sollte, und Euch ist sie auch nicht verloren. Geht nur in das Haus — vielleicht fangt Ihr zwei Seelen für eine — die Mutter und das Kind!" —

Der Mönch suchte von diesem Punkte wegzukommen. „Was gedenkt Ihr zu thun, Don Vincente," fragte er schmiegsam, „da des Kindes Aussage die Wahrheit der des Rostleer beweist und zu seiner Gefangenhaltung eigentlich kein Grund vorliegt?"

„Ueberlasst das mir allein, Hochwürdiger," sprach der Commandant und befasst Ihr Euch nur recht eifrig mit den Seelen der Gefangenen. Für alles Uebrige werde ich sorgen!"

Mit schlecht verhaltenem Grimme zog sich der Mönch in eine Fensterblende zurück, während der Commandant nachdenkend auf- und niederging. Er war selbst zweifelhaft geworden, was er thun sollte. Der Vorfall beim Tanze, welcher einem Rottmeister das Leben gekostet, zeigte ihm zur Genüge, daß die Weseler, welche bisher ihr Joch ruhig getragen, wie Verzweifelte, nichts mehr scheuten, weil nichts mehr zu verlieren war. Die Einkerkerung vieler Jünglinge und junger Männer war auch nicht geeignet gewesen, die Stimmung ruhiger und besser zu machen. Sollte er

es auf's Aeußerste treiben? Und doch mußte Rootleer und eben Mulder, der oft schon die Aufmerksamkeit der Spione erregt, warum sie nur irgend schuldig, zur Strafe gezogen werden. Zum Glück für Rootleer stellte sich heraus, daß er mit Jan Huygens in bösem Vernehmen gestanden, und Mulder'n gereichte es zur Entschuldigung, daß Nichts auf ihn herausgekommen war bei der ganzen Untersuchung, nicht einmal, daß er es war, der Jan aus dem sichern Verderben gerettet. Nur des Kindes Aussage brachte Verdacht auf ihn, dem freilich nicht viel Gewicht beizulegen war. Der Mönch hatte allerdings mit seiner Frage: „Was denkt Ihr zu thun?" den Commandanten aufmerksam gemacht auf die Wichtigkeit seiner jetzigen Handlungsweise und auf das Kritische des Augenblicks; denn Rootleer und Mulder genossen Beide die höchste Achtung bei dem Bürgerstande und Volke der Stadt. Es konnten sehr unangenehme Verwickelungen daraus hervorgehen, war er zu strenge; und war er zu milde — hatte er da nicht den Mönch auf dem Nacken? Konnte der ihn nicht anschwärzen, dem ohnehin jedes Mittel heilig war, wenn es nur zu seinen unlautern Zwecken führte. Der Commandant hegte gleich Anfangs die Hoffnung, daß dieser Vorfall ihm ein rundes Sümmchen würde einbringen; allein da stand ihm der Mönch im Wege, der täglich naseweiser wurde, von dem sich unabhängig zu erhalten einmal sein Bestreben war, den er darum auch mit allen Waffen in die Schranken wies, freilich sich auch mußte hierhin wieder etwas gefallen lassen, weil ihm dieser auch mehr in die Karte gesehen, als für ihn gut war.

Das Resultat seines Nachsinnens blieb sehr zweifelhaft. Der Mönch lehnte im Fenster, sah aber mit ironischen Blicken auf die tiefgerunzelte Stirne des alten Soldaten. Er konnte wohl merken, daß er mit sich selbst nicht in's Klare kommen konnte und hoffte, er würde am Ende noch um seinen Rath ihn bitten.

Der Commandant überlegte sich die Sache her und hin. Endlich fand er für's Rathsamste, beide Männer einige Zeit in Gewahrsam zu halten, dann aber sich den Schein der Großmuth zu geben und

sie gegen eine bedeutende Caution loszugeben, welche zur Sicherheit in seiner Hand blieb. — Letzter Punkt war ihm hauptsächlich wichtig; denn gerade die herrschende Leidenschaft seiner Seele war Habsucht. Mit der Einkerkerung dieser Beiden fand sich zugleich eine recht schickliche Gelegenheit, ohne Furcht zu verrathen oder anderweitig eine Blöße zu geben, die bisher verhafteten Jünglinge und Männer frei zu lassen.

Als das Resultat der Selbstberathung gefunden war, verklärte sich des Commandanten Gesicht. Er rieb sich die Hände vergnügt und blieb mitten im Gemache stehen, indem er einen triumphirenden Blick auf den ärgerlichen Mönch warf, gleich, als wollte er sagen: „Nun bedarf ich deiner Weisheit nicht!“

Der Mönch schien diese stummberedte Sprache zu verstehen, und so sehr ihm auch die Täuschung unangenehm war, so verbarg er seinen Unmuth doch, indem er lächelnd sprach:

„Euer Scharfsinn hat Euch gewiß das Mittel gezeigt, aus dem Labyrinth, indem Ihr Euch befindet, den Ausweg zu finden?“

„Und zwar ohne Eure Weisheit dieses Mal!“ lachte der Commandant.

„Ob ich gleich nicht zweifle, daß, was Ihr entschlossen seid, zu thun, vortrefflich ist, so wünschte ich doch —“

„Der Erfolg wird das sicherer zeigen, als es jetzt mit Zeitverlust meine Worte Euch zu sagen vermöchten,“ entgegnete mit ironischer Höflichkeit der Spanier, indem er zur Thüre ging und befahl, den gefangenen Mulder hereinzubringen.

Fest und männlich-frei trat Mulder, von Ketten gefesselt, zwischen zwei Bewaffneten herein. Seine Miene war ernst, sein Blick stolz, seine Haltung kühn. Kein Gruß wurde von ihm dem Commandanten. Er faßte ihn scharf in's Auge. Auf diesen machte Mulder's Haltung einen starken Eindruck. Er wußte, diesem Manne gegenüber, weder seinen Hochmuth, noch seine trotzige, abgemessene Härte zu finden; ja, es schien fast, als hätten Beide ihre Rollen getauscht. Freier stand der Gefesselte da, als der, welcher ihn hatte fesseln lassen.

„Mit welchem Rechte," hob endlich Mulder an, als der Commandant verlegen schwieg, „mit welchem Rechte habt Ihr mich als einen Verbrecher fesseln lassen? Was gibt Euch das Recht, mich meinen häuslichen Geschäften ohne Grund zu entreißen? Welche Schuld haftet auf mir? Ist es nicht genug, daß Ihr zahlreiche schuldlose Opfer habet, verlangt Eure Tyrannei deren noch mehr? — Sprecht es aus, weß beschuldigt man mich!?" —

Voll, kräftig, ja gewaltig war die Stimme, die diese Worte sprach. Gegen das Ende hallte sie fast wie Donner. Ein flammender Blick, der den Commandanten durchbohren zu wollen schien, begleitete die Worte und die Stellung des Mannes war trotzig. —

Der Commandant war so verblüfft, so entwaffnet, daß er fast keine Worte zu finden wußte. Ehe er sich gesammelt, sprang grimmig, wie eine Hyäne, der Mönch gegen Mulder.

„Schurkischer Ketzer!" schrie er, „wie wagst Du solche Rede? Weißt Du nicht, daß Du schon dadurch dem Strange verfallen bist?"

„Seit wann hat sich der Commandant von Wesel in eine Kutte verkrochen?" — fragte Mulder mit Hohn den Rottmeister, der neben ihm stand.

Ein lautes, unaufhaltsames Gelächter antwortete, in welches der Commandant einstimmte, und so sich selber wieder fand.

Der Mönch wurde wüthend. Wie besessen rannte er endlich, als ihn alles Schreien nichts half, zur Thüre hinaus.

Der Commandant sammelte sich.

„Eure Rede ist keck und anmaßend, Mulder," sprach er, „und — ob Ihr gleich dem Mönch gut gedient habt, so hat dieser doch die Wahrheit gesagt. Ihr sollt indessen sehen, daß Ihr mich fälschlich tyrannischer Gewalt angeklagt. Jene ungezimende Worte will ich nicht gehört haben. Antwortet mir jetzt auf meine Fragen.

Er begann nun Mulder's Verhör hinsichtlich jenes Abends und des Mordes an dem Rottmeister; ging dann auf Jan Huygens' Rettung aus seiner Gewalt, und auf seine durch Agnes vermittelte Flucht und seinen Aufenthalt in Mulder's Hause über.

Mulder ließ ihn ruhig ausreden, dann begann er die Erzählung der Thatsachen unentstellt — die zuletzt seinen Antheil an Jan's Flucht in's klarste Licht setzte.

Jetzt donnerte der Commandant. Er hielt ihm das Strafwürdige dieser Handlung vor und befahl, ihn in's Verließ abzuführen. Mulder war keineswegs durch des Commandanten Zorn erschüttert. Ruhig entwickelte er Jan's That als Folge der Uebereilung und des Unglücks, da sie absichtslos geschehen, was aus allen Verhören müsse erfolgt sein. Er protestirte gegen seine Verhaftung und Gefangenhaltung; allein er mußte dem Willen der eisernen Gewalt sich beugen.

* * *

Es war spät geworden über diesen Verhandlungen. Das Gewitter hatte während derselben sich verzogen und der Regen aufgehört. Der Vollmond war klar und glänzend am blauen Himmel heraufgekommen und leuchtete heute in den Straßen Wesels einer wogenden Menschenmenge; aber nicht die erfrischende Kühle der balsamischen Luft war es, welche die Bürger wider alle Gewohnheit so spät noch auf die Straße trieb — es war die Gefangennehmung zweier allgemein geachteten Männer aus ihrer Mitte. Ueberall standen Gruppen von Männern in eifrigem Gespräche. Man konnte laute Verwünschungen der Spanier hören. Der Ingrimm war allgemein. Hätte nicht Alf zur Ruhe gerathen, es würden Excesse in dieser Nacht vorgefallen sein. Er aber machte geltend, wie das nur das Loos der Gefangenen verschlimmern konnte, statt es zu verbessern, und machte den Vorschlag, zuerst den Commandanten um ihre Befreiung zu bitten, ehe man zu einer Deputation an den commandirenden General seine Zuflucht nähme.

Die billig und vernünftig Denkenden fanden Alf's Rath vortrefflich. Aus dem Kaufmannsstande wurde sofort eine Deputation erwählt, die sich durch die wogenden Straßen drängen mußte, um zu dem Commandanten sich zu begeben.

Unterdessen war diesem die Volksstimmung hinterbracht worden.

781032A

Zahlreiche Truppen nahten aus der Citadelle mit klingendem Spiele der Stadt und rückten in die Straßen. Einige Falconets wurden vor des Commandanten Wohnung gefahren. Die Bürger erschracken vor dem drohenden Ansehen der Soldaten, die ihr Zündkraut nicht zum Scherz in Bereitschaft zu haben und sich auf ein Spiel zu freuen schienen, das seit dem Kampf in den Niederlanden ihnen nicht mehr zu Theil geworden war.

Die Deputation fand den Commandanten im heftigsten Zorne. „Was wagt ihr Ratten und Mäuse!“ rief er halb wüthend; „soll ich Euch zermalmen in Eurem Neste und Euch mit ihm in Trümmer schießen? Fort mit Euch, wenn es Euch nicht gelüstet, die Verließe der Citadelle zu bevölkern!“

Bleich vor Schrecken zogen sich die Deputirten zurück. Die Soldaten wurden in die Häuser verlegt und zahlreiche Haufen durchstreiften die Straßen bis zum Tage. Aller Muth sank.

Die Reiter, welche Jan hatten verfolgen und einbringen sollen, waren auch ohne Erfolg zurückgekehrt und gegen Mittag trafen von der nächsten Besatzung noch zweihundert Reiter ein, die Macht in Wesel zu verstärken. Drohend sah man überall die Gewalt; jede Minute erwartete man grausame Mißhandlung. In Angst und Sorgen lebten die Bürger und trostlos sahen Anna und Rootleer's Gattin und Kind der nahen Zukunft entgegen, welche so düstere Aussichten ihnen darbot.

Der Commandant ließ gegen Mittag den Rath der Stadt zu sich entbieten. Mit harten Worten verwies er ihm die Keckheit der Bürgerschaft; sagte ihm, wie es nur seiner Milde zuzuschreiben sei, daß er gestern die Stadt nicht zu Paaren getrieben; er wolle Gnade vor Recht ergehen lassen und die in jenem Tumulte am Johannistag Ergriffenen frei geben, weil die beiden Schuldigen, Mulder und Rootleer, in seiner Gewalt seien.

Der Rath bat für diese, aber trotzig wies sie der Commandant ab mit dem Bemerken: Zu solcher Bitte eine gelegenere Zeit abzuwarten. Indessen müsse die Bürgerschaft gezüchtigt werden. Er

setzte dem Rath eine Contribution von fünftausend Gulden an, bis zu deren Zahlung die Soldaten in den Bürgerhäusern bleiben würden.

Umsonst stellte der Rath die Erschöpfung der Hülfsmittel der Stadt vor. Umsonst bat er um Milderung. Es blieb beim Ansatze des Gewalthabers und der Rath mußte mit schwerem Herzen heimkehren.

Als die Gefangenen befreit wurden, war Jubel in der Stadt, so schwer sie auch die Contribution drückte, da deren so viele bereits vorangegangen waren, daß es kaum möglich war, das baare Geld zu erschwingen. War auch mit den Heimgekehrten das Glück in manche Familie zurückgekehrt: so waren zwei Häuser doch Häuser der Trauer und des tiefsten Jammers; denn ihnen fehlten die Theuren und über das Loos derselben war ein grausenhaftes Dunkel verbreitet. Jeder Verkehr war abgeschnitten mit ihnen und nicht einmal über ihre Lage wäre es möglich gewesen, irgend eine beruhigende Erkundigung zu erhalten, hätte nicht Sanchez, wenn er Wache gestanden an den Gefängnissen, ein Licht des Trostes in die Nacht des Kummers fallen lassen und freundliche Worte den Trauernden gebracht.

Ob er gleich streng auf seine Soldatenpflicht hielt, so war er seit jenem Abend, wo Rootleer's Kummer sein Herz von einem gleichen befreit, mit dem innigsten Antheil an dem Geschick der Leidenden erfüllt, daß er es sich nicht versagen konnte, heimlich ihnen gegenseitig Nachrichten zu bringen. So selten nun das auch war, da Sanchez die größte Vorsicht beobachten mußte, so reichte es doch hin, die Gemüther zu erheben und durch die Mittheilung, daß es den Gefangenen durchaus nicht so übel ergehe, wie es zu befürchten war, auch wohl in etwas, in Hinsicht auf die Zukunft, zu beruhigen.

So gingen die Sommermonate hin. Der Mönch war in völligem Zwiespalt mit dem Commandanten nach Brüssel zurückgekehrt und ließ nun diesem freien Spielraum zu seinen Plänen. Es hatte ihn geschmerzt, schon so lange die beiden Männer gefangen zu halten, ohne sich durch sie bereichern zu können; allein vor dem Mönche wagte er den kühnen Streich nicht, sie gegen Caution frei zu lassen. Von Wesels Bürgern war nichts mehr zu

befürchten. Die Maßregeln des Commandanten waren der Art in der letzten Zeit gewesen, daß Keiner mehr wagte, auch nur ein lautes Wort des Unwillens zu sprechen. Nur war der Commandant noch zweifelhaft, wie er die Freilassung der beiden Gefangenen einleiten sollte. Nach reiflicher Ueberlegung ließ er es den Gefangenen durch die Wärter beibringen, daß, wenn ihre Angehörigen jetzt bei dem Commandanten bittend einkämen und eine Caution zu leisten sich bereit erklärten, dieser wohl nicht abgeneigt wäre, ein freundliches Gehör zu schenken. Mulder verwarf diesen Antrag mit tiefer Entrüstung.

„Bin ich schuldig, warum verurtheilt man mich nicht nach Recht? Bin ich unschuldig, so muß ich freigegeben werden ohne Caution?"

Rootleer nahm die Sache milder. Seine Gesundheit, minder fest und stark, als die seines Freundes, begann in der feuchten Kerkerluft zu wanken. Die Sehnsucht nach seinen Lieben wuchs mit jedem Tage. Der Gedanke an seine zerrütteten Geschäfte quälte ihn Tag und Nacht.

Er ergriff freudig die dargebotene Hand zur Erlösung.

Unbeschreiblich war die Freude, als eines Tages Sanchez frei in das Haus Rootleer's trat und einige Zeilen seiner zitternden Hand brachte, welche der Gattin die Mittel und Wege angaben, um ihn zu befreien.

Die Glückliche eilte zu Anna, auch ihr die frohe Botschaft zu bringen und Beide entschlossen sich, als Bittende sich dem Commandanten zu Füßen zu werfen und ihm das Opfer darzubringen, nach dem seine Geldgier verlangte. —

Dies geschah. Sie hatten Alles, was sie aufzubringen vermochten, zusammengerafft, um dem unersättlichen Geizigen zu genügen.

Wie pochten die Herzen! Wie bebten sie!

„Seid muthig, edle Frauen!" sprach Sanchez, welcher Wache stand, „Eurem beredten Munde, Euren kummervollen Zügen, Eurem Golde widersteht er nicht. Segne Gott Euer Bemühen, daß ich die Freude habe, Euch glücklich zu sehen!"

Thränenschwere Blicke des Dankes lohnten den menschlich Fühlenden unter den vielen Herzlosen und gestärkt durch diesen Zuspruch wankten sie die Stiegen hinauf.

Ueber Erwarten mild nahm sie der Commandant auf. Er nahm das Geld in Empfang und verhieß auf Morgen die Freilassung. Mit seliger Hoffnung kehrten sie heim und unter Gebeten um Hülfe und unter den innigsten Danksagungen gegen den Herrn, ging die längste Nacht ihres Lebens herum.

Am andern Tage fielen die Fesseln. Auch Mulder's Trotz erlosch vor dem Sonnenblicke der Hoffnung und Freiheit. Mit ernsten Warnungen und dem Befehle, die Mauern der Stadt bei strengster Strafe nicht zu verlassen, wurden sie von ihren Fesseln frei. Die Wonne des Wiedersehens war unbeschreiblich. Dieser eine Moment wog die Leiden trauriger Monate auf. Die trüben Erinnerungen traten für's Erste ganz in den Hintergrund zurück und man genoß die Seligkeit des Wiederzusammenlebens in vollen Zügen. Ganz Wesel bewies den Befreiten die innigste Theilnahme. Achtung für die beiden Männer, aufrichtige Theilnahme an ihrem unverdienten Schicksale, aber auch der Wunsch, eben dadurch die Spanier zu kränken, veranlaßten selbst Leute, welche durch Stand und Lebensverhältnisse weit höher gestellt waren, als sie, ihnen ihre Mitfreude persönlich zu erkennen zu geben. So wohl aber Beiden auch diese Erfahrungen thaten: so hatte ihre Gefangenschaft doch auf Beide einen tiefen Eindruck gemacht. Mulder war in sich verschlossen; fast theilnahmlos für solche Dinge geworden, welche sonst seine ganze Seele zu ergreifen pflegten. Nur ein Punkt war fähig, ihn zu elektrisiren, die spanische Gewalt. Kam darauf in vertrauten Cirkeln die Rede, so wurde der Stumme beredt, der Kalte feurig; dann sprach sich die ganze Energie seines Geistes aus in einem gewaltigen Hasse und es leuchtete überall der Wunsch durch, daß tüchtige Meister auf Mittel sinnen, der Vaterstadt die Freiheit und ihren gesetzlichen Rechtszustand wieder zu erwerben. Regte sich dann aber sein Geist im kühnen Fluge, wie der seine,

dann klagte er mit tiefer Bewegung, daß der Eine, der eines großen Gedankens, einer großen, aufopfernden That fähig gewesen, als Flüchtling in der Welt umherirre. — Gewöhnlich verließ er darauf den Kreis und ließ sich lange nicht sehen.

Mulder schmerzte unbeschreiblich das Verbot, die Stadt zu verlassen. „Ich bin Gefangener," pflegte er zu sagen, „mir ist mein Gefängniß etwas erweitert." Selbst auf sein Familienleben hatte seine Stimmung Einfluß. Auch da war er wortkarg; allein auch hier gab es einen Gegenstand, der ihn geistig regsam machte; wenn nämlich die Rede auf seinen Liebling, Jan Huygens, kam. Um von ihm öfter sich unterhalten zu können, ging er häufig zu Rootleer's Gattin und Kind. Bei Rootleer selbst durfte der Name gar nicht genannt werden; denn die Reizbarkeit des Mannes war seit seiner Gefangenschaft so sehr gesteigert worden, daß er, wenn irgend Jan's gedacht wurde, plötzlich wahrhaft außer sich gerieth. An diesen Namen knüpften sich ja auch die schmerzlichsten Erinnerungen seines Lebens, die bittersten Täuschungen seiner einst gehegten schönsten Hoffnungen. Ihn mußte er als den Urheber seiner Leiden und des Verlustes des wohl bedeutendsten Theiles seines Vermögens ansehen. So wie von Jan war er noch von keinem Menschen gekränkt, beleidigt worden. Darum wurzelte immer tiefer der Groll. Versuchte man es gar, seine letzten Handlungen zu entschuldigen, so verdarb man Alles, und man trieb ihn sicher von dannen.

Mulder hing mit um so größerer Liebe an ihm, je weniger er von seinem Schicksal erfahren konnte. Er beschäftigte ungetheilt seine Seele, sobald sie auf ihn geleitet wurde. Darum sprach er gerne mit Agnes und ihrer Mutter von ihm, wo er den warmen Vertheidiger seiner letzten Handlungen machte, selbst der, daß er Anna's Hand entsagt, obwohl das Mulder'n schmerzlich berührt hatte. Er sah es aber jetzt ein, wie edel Jan gehandelt — und dankte es ihm, weil Anna so glücklich war. — Unbewußt aber errichtete er dauernd den Altar im Herzen Agnesens, auf dem die reinste Liebe dem Geliebten ihr jungfräuliches Opfer brachte.

Das Ungewisse und Dunkle seines Schicksals bekümmerte diese drei Menschen sehr. Umsonst war auch bis heute jede Nachforschung gewesen. So viel wußte man von dem wackeren Sanchez, welcher manchen Abend bei ihnen zubrachte, daß die Spanier ihn nicht in ihre Hände bekommen hätten; aber, was übrigens aus ihm geworden, ob er noch lebe, das Alles blieb mit einer ägyptischen Finsterniß bedeckt. Manche mütterliche und noch viel mehr Thränen der Liebe aus Agnesens Auge flossen ihm nach.

* * *

Unter den Leiden, welche Druck und in dessen Gefolge mannigfache Noth hervorbrachte, flossen zwei Jahre hin. Der Wohlstand Wesels wurde völlig zerrüttet; Nahrungslosigkeit nahm mehr und mehr überhand. Gesetzlose rohe Willkür herrschte überall und die übermüthigen Dränger setzten immer schonungsloser den Fuß den Unterdrückten auf den gebeugten Nacken. Mulder und Rootleer waren im ruhigen Besitze dessen, was ihnen noch übrig geblieben, niemals mehr gestört worden. Dennoch minderte sich der Haß gegen die Schonungslosen durchaus nicht; am wenigsten im Herzen Mulder's.

Ein weitaussehender Plan beschäftigte seine ganze Geisteskraft. Er hielt sich für berufen, der Retter Wesels zu werden, und wollte es mit aller Macht seines unbeugsamen Willens; aber die Vorsicht, welche alle seine Handlungen leitete, ließ ihn auch hier nur noch Zweien ihn mittheilen, nämlich seinem Bruder und seinem Freunde Rootleer.

Beide erschracken vor dem gefährlichen Plane; Beide warnten den Bruder und Freund.

Entrüstet stand Mulder auf. Seine starke Gestalt schien noch größer zu werden; sein Auge sprühte Zornesflammen.

„Soll es länger so bleiben, wie es ist?" fragte er wild. „Kann es länger so bleiben? Seht Ihr nicht das Elend in tausend entsetzlichen Gestalten durch die Straßen wandeln? Habt Ihr in das Innere der Familien geblickt? Da herrscht der Jammer, da wächst furchtbar die Armuth, und mit ihr Verzweiflung, kaltes Verzichtleisten auf

Alles, was sonst des Menschen Kräfte spannt, seinen Muth spornt, seine Ausdauer stählt. Sollen diese Unholde länger uns in den Staub treten? Weil es bis jetzt Keiner gewagt, zaudert Ihr? Wohlan, Peter Mulder wagt es. Er will das alte, morsche Leben daran setzen, daß eine bessere Zeit nahe für seine Mitbürger."

„Müssen wir's nicht dulden, wenn wir auch nicht wollen!" sprach Rootleer mit kaltem Hohne.

„Müssen!?" rief Mulder. — „Jan, wer kann den Willen des Mannes zwingen? Wo ist die Macht? — Sie können mich hängen, viertheilen, morden, wie sie wollen; aber meines Willens eiserne Kraft zwingt keine Gewalt. Und ich will, Jan! Ich habe vor Gott im Gebete gelegen und um Hülfe gefleht für die Unglücklichen, da kam's in meine Seele wie ein Ruf von Oben: „Sei du mein Werkzeug! Wolle, und die That vollendet und mein Segen krönt das Werk!" Da war mein Beruf entschieden. Ich will und Gott ist mit mir! An Euch dachte ich, als an Männer voll Kraft und Liebe; an Euch, die Ihr wisset, wie weh das Elend der Knechtschaft thut, weil Ihr der Freiheit, der gesetzlichen Freiheit, Glück zu schätzen wißt."

„Peter," sprach Mulder's Bruder, „was Du sagst, fühl' ich im Herzen — aber sprich, wenn auch mein Wille mit dem Deinen im Einklange ist, wenn auch Rootleer unsere Entschlüsse theilt, was wollen wir Drei? Sind wir nicht verlassen von auswärtiger Hülfe? Was vermöchte selbst Wesels gesammte Bürgerschaft, wenn auch ein Geist sie beseelte, gegen diese zahlreichen kampfgeübten Schaaren, die unsere Werke inne haben, deren Feuerschlünde vor der Citadelle Tod uns Verderben der Stadt drohen, wenn nur das geringste Zeichen des Aufstandes sichtbar würde?"

„Verlassen wir uns selbst, so sind wir verlassen, Bruder," versetzte Peter Mulder; „aber lebt in uns fester Muth in Gefahren, frommes Vertrauen auf Gott, der ein Helfer der Unterdrückten ist, so wird das Unmöglichscheinende möglich, das Unglaubliche zur Wirklichkeit — der Muth Weniger bricht das harte Joch!"

Rookleer schüttelte den Kopf. „Wer könnte es wagen, einen Platz wie Wesel, mit solchen Bastionen und Mauern, solcher Besatzung und Wehr, zu überrumpeln, wenn nicht eine bedeutende Macht wohl geübter Truppen ihm zu Gebote steht?“ —

„Das eben ist es ja, was ich Euch sagen will,“ entgegnete Mulder. „Hört nur erst meinen Plan. Du, Rookleer, gehörst zu jenen Verzweifelnden, die den letzten Schimmer von Hoffnung aufgegeben haben und mit ihr sich selbst. Setz Mann und prüfe den Plan, der in meiner Seele entstand, den ich Euch mittheilen will. Ich weiß, wie lüstern die Holländer sind, Wesel den Spaniern zu entreißen. Ich weiß, daß unfern der Grenze sich ein bedeutendes Lager gebildet hat. Dort ruht der Keim unserer Hoffnung. Der Commandant, wie Sanchez Dir vertraut, will am östlichen Ende der Stadt ein neues Bollwerk errichten. Gerade da wird, während es in der Arbeit ist, ein Angriffspunkt gegeben. Ich gehe nach dem Haag —“

„Du darfst die Stadt nicht verlassen, mein Bruder,“ sprach Mulder's Bruder.

„Ist die Nacht nicht dunkel? Ist die Mauer so hoch, daß nicht ein Seil hinabreicht? Ist der Graben so tief, daß ich nicht durchschwimmen könnte?“ rief Mulder. „Solche Einwürfe mache nur nicht. Sie schrecken Kinder — Deinen Bruder nicht! Es wird mir gelingen,“ fuhr er fort, „Hülfe zu erlangen und — Wesel ist frei!“

„So leicht nicht, als Du denkst, Mulder,“ fiel Rookleer ein. „Wie magst Du hoffen, unbemerkt ein feindlich Heer in die Nähe dieses Platzes zu bringen?“ —

„Haben nicht die Spanier ihre Spürhunde überall? Sie werden's wittern, und Wesel wird noch elender, als es ist, das Joch schwerer, als wir's schon tragen.

„Kleinmüthiger!“ schalt Mulder. „Denkst Du, daß mir das entgangen? Wird nicht vierteljährig durch ein Convoi Munition in die Festung gebracht? Gerade das ist der Scheingrund für das Rüsten der Niederländer. Die Spanier werden das Convoi verstärken, sich selbst dadurch schwächen, unsere Retter lassen das Convoi

durch und wir sind am Ziele. Nein, es ist kein Zweifel, daß am Muthe Einzelner der Tyrannei Gewalt zerschellt. Aber Euern bedarf ich. Wollt Ihr?" —

Beide schlugen jetzt freudig ein.

„Gottlob!" jauchzte Mulder. — „Männer! Brüder! denen das Geschick der unglücklichen Vaterstadt durch's Herz geht, Ihr fühlet es mit mir, es müsse durch festen Willen, kühne That und Gottes Segen gelingen, uns Rettung zu erringen; seid Ihr auch fest entschlossen, Leib und Leben, Gut und Blut an der Vaterstadt Rettung zu setzen? Soll Euch keine Mühe zu groß, kein Opfer zu schwer sein? Wollt Ihr Euch selbst und Euren kleinen Vortheil vergessen, wo es das Wohl Aller gilt, und nimmer wanken im Entschlusse, den Ihr jetzt gefaßt?"

Sie erhoben feierlich ihre Hände und sprachen:

„Wir wollen es! Gott helfe uns!"

In der höchsten Begeisterung legten sie die Hände in einander und schwuren es sich zu, fest und männlich ihr schönes Ziel zu verfolgen. Dann beteten sie stille und fielen sich in die Arme.

In diesem Augenblicke stürzte Anna in das Gemach. Ihr Aussehen war bleich und verstört. Ihr Athem stockte fast. —

„Vater!" rief sie endlich, „es ist ein spanischer Rottmeister drunten, der nach Euch verlangt!" —

Rostleer und Mulder's Bruder erbleichten.

„Wir sind verrathen!" riefen Beide außer sich vor Schrecken.

Mulder sah sie mit lächelnder Ruhe an. „Ist das Euer Muth? Ist das Euer Gottvertrauen?" fragte er. „Seht auf mich: mein Glaube wankt nicht, ob ich gleich nicht weiß, was der Spanier von mir will. Das aber steht mit Flammenschrift in meinem Innern geschrieben: Gott ist mit uns, und was auch erfolge, es kann nur dienen, das gute Werk zu fördern! Ruhig und fest ging er hinab.

Der Gesandte meldete ihm barsch: der Commandant begehre sein! Mulder folgte ihm.

Mancherlei Sorgen wollten seine Brust auf diesem bittern Wege bestürmen. Sein kräftiger Glaube aber scheuchte sie alle und heiteren Antlitzes trat er in des Commandanten Gemach.

Er hatte ihn erwartet und kam ihm fast freundlich entgegen. „Mulder," hob er an, „mir ist der Befehl geworden, eine neue Bastion zu errichten. Zu diesem Zwecke sind bereits alle Anstalten getroffen; allein noch fehlt das Nöthigste, das Holz zu den Pallisaden, die einstweilen den Zugang schützen sollen. Ihr seid der Mann, der die Kenntniß hinlänglich besitzt, um solches von Köln hierher zu bringen. Dieses Geschäft lege ich in Eure Hand. Es soll mir den Beweis liefern, ob Ihr würdig seid, daß ich Euch die volle Freiheit wieder schenke, aus der Stadt zu gehen, wie Ihr wollet."

„Ihr sollt Euch nicht getäuscht haben, Herr Commandant," sprach Mulder, und sein Herz hätte laut auffauchzen mögen; denn gerade jetzt und so war ihm die volle Sicherheit gegeben, seinen Plan in's Werk zu setzen. Schon hatte sich der Gedanke in seiner Seele festgestellt, daß Alf nach Köln in und unter seinem Namen gehe, während er sich, versehen mit dem Sicherheitsbriefe des Commandanten unaufgehalten nach den Niederlanden begeben konnte. Er ließ sich vom Commandanten die nöthigen Weisungen ertheilen, empfing die Gelder und eilte nach Hause, um in der Frühe des morgenden Tages seine Reise anzutreten.

Zu Hause angekommen, sprach Mulder mit Alf, trug ihm das Geschäft auf, besprach genau alle mögliche Umstände, und Beide verließen mit dem grauenden Morgen unaufgehalten die Stadt in der Richtung nach Köln. — Kaum aber durften sie sicher sein, nicht mehr von Don Vincente's Spürhunden beobachtet zu werden, so hielt Mulder an.

„Alf," sagte er, „geh' Du mit Gott in und unter meinem Namen nach Köln. Die ich dort kenne, kennst auch Du. Findest Du Jemanden, der Dich genauer kennt und weiß, daß Du Alf Düllmen heißt, gut, so sage, ich habe Dich adoptirt, damit Dein Name mit dem der Papiere übereinstimmt. Hast Du die Bäume

gekauft und zum Floß gekettet, so mögte meine Rückkehr ab. Sie wird, will's Gott, innerhalb zehn Tagen erfolgen. Sollte es länger währen, so bin ich krank geworden, verstehst Du mich!" —

Alf verstand ihn, obwohl er in die geheimen Plänke des Alten nicht eindringen konnte und aus Bescheidenheit jede Frage mied.

Ein stolzes Schiff segelte jetzt von Oben her. Im frischen Thalwinde flatterten die Wimpel und blähten sich die Segel. Mulder rief das Schiff in der ächten Schifferweise an. Sogleich wurde ein Boot ausgesetzt, um ihn aufzunehmen. Es war ein befreundeter Schiffer von Arnheim, welcher bei so günstigem Wind und auf Mulder's Rath sich entschloß, den Kanonen Wesels zum Trotz vorüber zu segeln, ohne den Zoll zu erlegen, den der Commandant den vorüberfahrenden Schiffen auferlegte. Der Wind hob sich immer stärker aus Südosten und wurde gegen acht Uhr fast zum Sturme. Die Wellen gingen sehr hoch.

„Wohlauf!" rief Mulder, „laßt mich an's Ruder. Kein Boot wird es bei diesem Sturme wagen, uns zu verfolgen."

So nahten sie mit vollen Segeln Wesel, das Schiff flog auf den Wellen des breiten Stromes dahin, da überdies es nicht seine volle Ladung hatte. Kaum im Bereiche der Festung angelangt, donnerte ein Falconet von der Rheinbastion seine Mahnung herüber, beizulegen. — Ein frischer Windstoß trug das wilde Hurrah der Equipage hinüber als Gegengruß.

Einen Augenblick schienen sie zweifelhaft, wie sie diese Antwort deuten sollten.

Als aber die gewöhnliche Thätigkeit auf dem Schiff ausblieb, welche regelmäßig dem Landen vorherzugehen pflegt, als nichts den Anschein gab, daß die Segel eingerefft würden und das Schiff in gerader Richtung seinen Lauf fortsetzte, im kecken Uebermuthe Hollands Flagge aufhissend, da donnerten die Feldschlangen herüber und die Kugeln sausten um die Köpfe der Schiffenden. Zwei bemannte Boote schickten sich in aller Eile zur Verfolgung der kecken Rebellen an und auf den Hafendämmen regte sich Alles geschäftig. —

Allein ehe die Boote ausliefen, lag Wesel schon hinter dem eilenden Segler und Mulder's Auge warf einen wehmüthigen Blick auf die Thürme zurück, indem er in sich hineinsprach:

„Leb' wohl, theure, vielgeprüfte Vaterstadt! Mit neuen Hoffnungen im ersten Morgenstrahle der Freiheit seh' ich dich wieder!"

* * *

Nach einer glücklichen Fahrt landete das Schiff im Hafen von Arnheim. Mit pochendem Herzen betrat Mulder den freien Boden. Sein erster Gang war zum Commandanten, dem Obristen van Dyden. Er traf ihn nicht. Der Obrist war nach dem Haag abgereist. Die Befehlshaberstelle über die feste Stadt und die im Lager stehenden Truppen der Staaten von Holland führte Hauptmann Lauwyk, ein Schweizer, welcher seinen Arm schon seit den ersten Freiheitskämpfen unter Wilhelm dem Schweigsamen, den ihre Freiheit erstrebenden Holländern geliehen, und durch Muth, Tapferkeit und Einsicht das gerechteste Vertrauen erworben hatte. Zu dem ließ sich Mulder führen. Er fand einen Mann von herkulischer Gestalt und Kraft. Er hatte ganz das biedere, einfache Wesen seiner Landsleute. Kein Stolz war bei ihm bemerklich. Freundlich hieß er den Eintretenden willkommen.

Mulder, obwohl ein in einfachen Lebensverhältnissen erzogener Mensch, besaß durch viele Reisen und vielseitigen Verkehr mit der Welt jene ruhige Haltung, die nie vor Höheren verlegen wird, und jene Klarheit des Geistes, welche nicht lange ängstlich nach Worten suchen läßt.

Unumwunden, aber auch mit dem Feuer des Patriotismus schilderte er Lauwyk die Lage Wesels, den Jammer der Bürgerschaft, dann seinen Rettungsplan, seine Absicht, die Stadt in die Hände der Holländer zu liefern, um ihr ein besseres Loos, hauptsächlich in Rücksicht der unterdrückten Religionsfreiheit zu bereiten.

Die natürliche Beredsamkeit des Mannes fesselte das Ohr des Hörers, der Plan und seine in die Augen springenden Vortheile dessen ganze Seele. Lauwyk äußerte seinen tiefen Schmerz darüber,

daß er augenblicklich nicht im Stande wäre, ihm irgend einen Bescheid zu ertheilen, da er blos für die Frist der Abwesenheit die Stelle des Obristen van Dyden versehe; indessen wünschte er sehr, daß Mulder die Reise nach dem Haag machen möchte, um durch eine Audienz bei dem Statthalter der Sache einen entschiedenen Nachdruck zu geben.

Während Mulder über die Zeit nachsann, welche ihm etwa bliebe, um diese Reise zu machen, vernahm man einen schweren Männertritt dem Zimmer sich nahen. Das Klirren der Sporen verrieth von ferne schon den Offizier.

Es trat ein Mann herein von hoher Gestalt und edler Haltung. Er trug die schöne Kleidung der Hauptleute der Reiterei. Der stattliche Federhut vermochte nicht, die Fülle des schönen Haares in seinem Herabwallen auf Nacken und Schultern zu hemmen. Frische Blüthe der unverwüsteten Gesundheit thronte auf den Wangen. Um Kinn, Lippen kräuselte sich ein schöner Bart. Feuer und Muth blitzte aus dem Auge.

Mulder's Blick fiel auf ihn — ein freudiges Erschrecken aber lähmte seine Zunge: denn im Augenblick erkannte er Jan Huygens in dem Offizier. Auch bei diesem war das Erkennen augenblicklich. Die Jahre voll Kämpfe, Leiden und Erfahrungen, welche zwischen der Trennung und dem Momente des Wiedersehens lagen, fielen in nichts zusammen. Mit freudigem Willkommen lag der Jüngling an des väterlichen Freundes Brust. In Mulder's Auge regte sich die Thräne der Freude. Innig umschloß er den schmerzlich Vermißten, den so unerwartet Wiedergefundenen — aber eingedenk des Orts und der geänderten Lebensverhältnisse drückte er mit dem, dem Alter eigenthümlichen Festhalten an Förmlichkeiten, den Hauptmann leise von sich zurück.

„Es hat sich Vieles unter uns geändert, Herr Hauptmann," sagte Mulder mit Ehrerbietung, „und es will sich nicht ziemen, daß ich Euch, wie damals, umarme, als Ihr noch ein Jüngling ohne Stand und Rang waret!" —

„Wie?“ rief Jan aus, „Ihr, mein väterlicher Freund, wollet vergessen, wer ich war und Gott sei Dank! noch bin? Nein, Vater Mulder, zu einem Ehrenmanne, wie Ihr seid, kann kein Verhältniß mein Gefühl ändern. Das Herz ist dasselbe geblieben, obgleich ich die Uniform der Staaten mit dem einfachen Wamms des Kaufmannslehrlings vertauscht habe. Ihr liebtet mich einst wie ein Vater seinen Sohn, und, lese ich recht in Eurem Auge, so lebt die alte Liebe noch. Das freundliche Du müßt Ihr mir geben — sonst — setzte er mit Wehmuth hinzu, muß ich glauben, jenes unglückliche Ereigniß in Wesel habe mir in Euren Augen ebenso viel geschadet, wie in denen meines Oheims Rostleer. Müßte ich dann nicht glauben, ich sei vergessen worden von Euch!“

Jetzt erst fiel ohne Rückhalt Mulder an des Jünglings Brust.

„Ja,“ sagte er, „Du bist, gottlob! unverändert geblieben am inwendigen Menschen, mein Jan. Ach wie lange haben wir Deinetwegen Angst und Sorgen gelitten! Es war unnütz, wie ich jetzt sehe.“

Ehe Jan aber die Begebenheiten des eigenen Lebens mittheilte, mußte Mulder erzählen. Es geschah so ausführlich, wie es des Alters Sitte und Art ist, allein ganz nach Jan's Wünschen, denn auch das Kleinste hatte Interesse für ihn. Besonders angelegentlich fragte er nach Agnes. Mulder, welcher das Mädchen lieb hatte, wie Jan, sparte nichts in ihrem Lobe, verhehlte nichts von ihrer so offenbaren Liebe für Jan, von ihrem Kummer um ihn. Nicht ohne Bewegung vernahm es Jan: Auch in seiner Seele lebte ja das liebliche Bild des Kindes noch immer so frisch, als habe er sie gestern verlassen. Auch ihm waren die Umstände bei Anna's Verlobung am Abend seiner Flucht recht verständlich geworden. — Jetzt, wo Mulder von ihr erzählte, ihr Bild ihm malte, wie sie in den wenigen Jahren zur Jungfrau herangewachsen und in jeder Tugend der Mutter schöneres Abbild sei, jetzt malte seine lebendige Phantasie das Bild aus mit den lebhaftesten Farben und unvermerkt tiefer noch grub er es in sein Herz.

Nicht ohne Beben hatte er dieser Erzählung geharrt, weil er

von dem Zwischenraume, der ihm auch nicht ein Lebenszeichen gebracht, so vieles Schreckliche zu hören befürchtet hatte, als sein Herz geahnt. Jetzt traten freundliche Bilder vor seine Seele, und wenn auch die Einkerkerung eine schwarze Folie bildete, so hoben sich die Bilder des Lebens, wie sie Mulder gab, desto schöner davon ab. Mulder schwieg voll zarter Schonung über Wesels jetzige Lage. Er konnte es nicht über sich gewinnen, den bitteren Wermuth in den Freudenkelch der Erinnerung zu pressen. Er wollte warten, bis Jan selbst frage. Jetzt aber war das dem Herzen Näherliegende im ungetheilten Besitze seiner Seele, so daß er an nichts weiter dachte. An ihm war jetzt die Reihe, Mulder's Neugierde zu befriedigen, und er that's mit Freuden. Damals war er, wie durch ein Wunder, den Nachstellungen seiner Feinde entgangen und nach einem angestrengten Marsche, den er großentheils nur in der Nacht fortsetzte, während er am Tage, von Feldfrüchten sich nährend, sich verbarg, in den Niederlanden angelangt, wo man mit Vergnügen den rüstigen, vielversprechenden Jüngling in's Heer aufnahm.

Jan's Muth, seine Tapferkeit, sein schnell sich entwickelndes Talent, seine ausgezeichnete, unermüdliche Dienstreue machten ihn bald dem Obristen van Dyden bemerklich. Dieser zog ihn hervor, lernte ihn täglich mehr schätzen und bahnte ihm den Weg zum Emporkommen. So schwang er sich mit reißender Schnelle durch sein Verdienst zum Hauptmann auf. Sein biederer, männlicher Charakter, sein makelloses Leben erwarb ihm Aller Achtung, sein gutes Herz Aller Liebe. Tief im Gemüth aber lag ein Kummer, den allein das Auge des Freundes Lauwyk erkannt hatte. Schmerzlich bereute er seine rasche That; schmerzlich das Ungemach, welches er seinem Oheim Rootleer bereitet, was er aus der Kenntniß der Umstände als gewiß voraussetzen konnte, ob ihm gleich alle directe Nachricht fehlte. Seines Oheims Härte erschien ihm jetzt bei Weitem in milderem Lichte. Richtigere Prüfung und Entfernung des im fremden Lande mehr auf sich selbst gewiesenen Gemüths ließ ihn Manches anders, als früher, ansehen. Sein eigenes Benehmen

erschien ihm jetzt erst als strafbar. Wie gerne hätte er es gut gemacht, hätte er gekonnt. Das Alles umdüsterte seinen Himmel, gab seinem Gemüth eine ernste, fast melancholische Richtung. Die Entfernung raubte ihm jede Kunde von den Theuren. Lauwyk schloß sich wärmer an ihn an. Ihm verdankte Jan die Rettung von völliger Melancholie. Er zog ihn mehr in das Leben herein, dem er sich zu entfremden in Gefahr geschwebt. Als nun van Dyden's Regiment an die Grenze rückte, da hob die Hoffnung wieder die Flügel; allein der Spanier Wachsamkeit ließ es nicht zu, auch nur das Mindeste aus Wesel zu erfahren, bis Mulder ihn wiederfand.

Diese Umstände theilte Jan dem alten Freunde mit. Lauwyk aber nahm, als Jan geendet, das Wort:

„Ihr vergeßt über dem Persönlichen das Wichtigere," sagte er; „obgleich ich Euch das nicht zum Vorwurfe mache, denn ich weiß wohl, wie theuer solche Kunde dem Herzen ist, allermeist dem meines Freundes Huygens; aber lasset uns doch auch des Ernsteren gedenken."

Jetzt erst vernahm Jan Huygens das Elend der Vaterstadt und seiner Freunde. Erst jetzt schilderte ihm Mulder die Leiden Rootleer's und seine eigenen Erfahrungen. Tief erschütterten sie Jan. Hoch erfreut aber wurde er, als Mulder seinen kräftigen Entschluß aussprach, seine Vaterstadt zu retten.

Die Unterredung, welche nun zwischen Lauwyk, Jan und Mulder erfolgte, betraf die Pläne Mulder's und die Möglichkeit ihrer Ausführung. Man kam überein, daß es nöthig sei, daß Mulder mit Jan nach dem Haag sich begebe. Und so geschah es am andern Tag in aller Frühe. —

Wenn auch diese Reise eine sehr beschleunigte war und Mulder'n viele Ungemächlichkeiten verursachte, so diente sie auf der andern Seite wieder dazu, ihn tiefe Blicke in Jan's Herz thun zu lassen, auf dessen tiefstem Grund ihm Agnesens Bild entgegenlächelte. Oft leitete er das Gespräch auf sie und immer ergriff mit höchster Wärme Jan den Faden und spann ihn mit tiefster Erregung weiter. —

So erreichten sie den Haag, wo alsbald Jan mit Mulder'n seinen Obristen aufsuchte. Der Obrist vernahm mit Vergnügen den Antrag. Ihm hatte schon die Unthätigkeit in Arnheim zu lange gewährt. Es gelüstete ihn nach dem Kampf. Er versprach, Mulder'n schon am andern Tage zu dem Prinzen zu geleiten. So geschah es. Aengstlich pochte Mulder's Herz, als die Stunde kam, wo er zum ersten Male vor einem Mächtigen der Erde stehen sollte; allein die Milde und Freundlichkeit des Prinzen verscheuchte schnell alle Befangenheit. Der Obrist nahm für Mulder'n das Wort; doch bald wendete er sich an Mulder'n selbst, ließ sich von ihm sowohl die Werke und ihre Festigkeit, als auch den traurigen Zustand der Stadt beschreiben, wie auch die Anzahl der Besatzung. Mit sichtbarem Wohlgefallen horchte er dem schlichten Manneswerte, lobte den Plan, den Mulder entworfen und sagte endlich die Erfüllung seines Wunsches zu. Es lag klar am Tage, daß der Handstreich keineswegs zu gewagt, der Erfolg aber, fiel er günstig aus, von dem größten Gewichte war.

„Ihr steht im Lager zu Arnheim," „Obrist," hob endlich der Prinz nach einiger Ueberlegung an. „Wie groß ist die Macht unter Eurem Befehle?" —

„Sechszehnhundert Mann Fußvolk, zum Theil mit Feuerröhren, zum Theil mit halben Lanzen bewaffnet," antwortete van Dyden. „Es sind erprobte Burschen und acht Schwadronen Reiterei."

„Wer befehligt sie?"

„Huygens und Lauwyk."

„Und welche Hauptleute stehen dem Fußvolke vor?"

„Der Drost von Bonfort, Diest und Marquelte."

„Gut," sagte der Prinz. „Es sind tapfere Degen, deren Kriegsruhm die Bluttaufe nicht von gestern hat. In Gottesnamen sei es. Ueberleget mit diesem wackern Manne die Sache genau und unternehmet den kecken Handstreich. Schonet aber des Bluts, und wenn Ihr Sieger seid, so sendet mir den Hauptmann Huygens mit der Botschaft. Ich bin ihm ohnehin noch verpflichtet.

Der Prinz verließ sie sehr gnädig und Beide eilten, dem Harrenden die Freudenbotschaft zu bringen.

* * *

Vierzehn volle Tage waren in steter Erwartung dem Commandanten von Wesel hingeflossen wie vierzehn Jahre. Seine Ungeduld stieg mit jeder Stunde. Er warf sich selbst die Unvorsichtigkeit vor, Mulder'n zu viel getraut zu haben. Als aber der fünfzehnte Tag bis zum Mittage verflossen war, meldete man ihm vom Hafen: Peter Mulder sei mit einem herrlichen Floße gelandet. Diese Nachricht erfüllte ihn mit großer Freude. Schon war das Material vorräthig und nur die Palliſaden fehlten, um die Arbeit an der Baſtion zu beginnen.

Wäre unterdessen eine Unterſuchung gekommen, der Commandant würde ſich in einer keineswegs erfreulichen Lage befunden haben. Alles aber war beim Alten geblieben und dies war der Grund, warum er Mulder'n, deſſen Holz vortrefflicher Art war, ſehr freundlich empfing und ihm die volle Befugniß gab, ſeiner Freiheit ſich zu bedienen, wie er wolle. Obgleich nun Mulder wohl wußte, inwieweit dies zu verſtehen ſei, daß man ihn dennoch mit Mißtrauen auf jedem Schritt beobachten würde, freute er ſich dennoch innig darüber. War ihm doch ſo freiere Hand gegeben, ſeinen Plan auszuführen. —

Groß war die Freude des Wiederſehens bei den Seinen, größer noch die ſeiner Mitverſchwornen, als er ihnen die günſtigen Reſultate ſeiner Unterhandlungen mittheilte.

Rootleer wußte ſeine Freude kaum zu mäßigen. Ihm und Mulder's Bruder hatte der Commandant andeuten laſſen, daß ſie mit ihrer Freiheit und Habe für die Rückkehr Peter Mulder's und Alf's haften müßten. Schon bebten ſie bei dem Gedanken, daß Mulder möchte ein Unglück zugeſtoßen ſein, weil auch das ſchon für den Habſüchtigen hingereicht haben würde, ſie auszubeuten.

Es war ein Freudenfeſt in Mulder's Hauſe. Er ſelbſt war wie umgewandelt. Sein Antlitz leuchtete voll freudiger Erregung.

Auch wenn die Vertrauten nicht gefragt hätten, auf seinen Zügen stand ja die Gewährung ihrer schönsten Wünsche, die Erreichung ihres Zieles, geschrieben. Alle Andere setzten diese Freude auf die Rechnung der wiedergewonnenen Freiheit.

„O, daß der Tag morgen schon käme," rief Rootleer, als Mulder ihm und seinem Bruder seines Strebens Erfolge erzählte, „wie wollte ich die Retter segnen!"

„Wolltest Du das, Rootleer?" fragte Mulder.

„Wie kannst Du zweifeln, Jan?" gegenredete der. „Selbst mein Köstlichstes sollte mir nicht zu theuer sein, daß ich es zum Opfer brächte."

„Und wenn nun sie, wenn ich Dich beim Worte hielte?" fragte mit bedeutsamem Lächeln Mulder; aber er sprach nichts weiter von dem Wiedergefundenen zu Rootleer. Als er indessen zu den Frauen kam, denen er versprochen, nach Jan zu forschen, stand die stumme Erwartung, das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung auf ihren Gesichtern geschrieben, und sie wagten die Frage nicht, deren Beantwortung ihrem Herzen Wonne und Schmerz bereiten konnte. Mulder, das Herz voll Freude, weidete sich einen Augenblick an diesem Anblick, indem er die Wonne überdachte, die folgen würde, wenn er nun die Lebenskunde brächte; aber die Thräne in Agnesens Auge ließ ihn fühlen, wie grausam er handle.

„Er lebt!" rief er aus.

Da leuchteten die Blicke, da kehrten die Rosen auf die bleichen Wangen zurück, da falteten sich die kleinen schneeweißen Hände vor der stürmisch-pochenden Brust und das Auge blickte nach Oben, während die Lippe leise sich bewegte.

Mulder schwieg. Er hätte den Athem anhalten mögen, um das heilige Dankgebet eines liebenden Herzens nicht zu stören.

Die Mutter wurde zuerst ihrer Gefühle Meister.

„Er lebt, sagt Ihr, Mulder; aber ist das Alles, was Ihr uns zu sagen wißt? Ach, wir möchten mehr wissen; mehr, als dies kahle: Er lebt! — ? —"

„Er lebt und ist gesund!“ setzte Mulder hinzu.

„Habt Ihr ihn denn selbst gesehen?“ fragte Agnes mit einer Stimme, die den großen Antheil des Herzens an dem Gegenstande der Frage nur zu deutlich verrieth.

„Ja, Kind, ich habe ihn gesehen, und war drei Tage bei ihm.“

„O, so erzählet uns doch um Gotteswillen und martert uns nicht!“ riefen Beide.

Da erzählte er denn, wie er männlicher und schöner geworden, aber noch ganz derselbe von Seiten des Herzens geblieben sei; erzählte, wie er ihn gefunden, wie er in Achtung stehe — und — Agnes Augen senkten sich und eine höhere Röthe trat auf die Wangen — wie er noch mit der alten Liebe ihrer gedenke; ja wie diese Liebe noch stärker geworden durch die Entfernung, wie er so unersättlich gewesen im Fragen nach den Theuren, die er verlassen. —

„Und wie äußerte er sich über den Vater?“ fragte die Mutter nicht ohne Angst.

„Wie ein edler Mensch!“ sprach Mulder. „Er vergab; ja, er mißt sogar sich selbst den größten Theil der Schuld bei.“

„Gelobt sei Gott!“ sprach die sanfte Seele. „Möchte doch nur Rootleer auch mildere Gesinnungen annehmen gegen ihn.“

„Er wird es,“ sagte Mulder. „Lasset erst die Zeit kommen, wo Jan in Eurer Mitte sein wird, dann gleicht sich Alles aus, dann fallen alle Scheidewände, und wir preisen Gott, der Alles wohl gemacht!“ —

„O, wann wird die kommen!“ rief die Mutter schmerzvoll aus, und diese Worte hallten wehmüthig in Agnesens Herzen nach.

„Sie wird kommen,“ sprach mit prophetischem Feuer Mulder, „sie wird kommen, ehe die Blätter fallen, die jetzt noch die Bäume schmücken, ehe der Herbststurm über die Stoppeln fährt!“

Da sahen sie ihn, noch schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, an.

„Ja, sie wird kommen, so wahr die Abendsonne heute hinabsinkt und morgen wieder leuchtend und wärmend heraufsteigt!“

Diese Worte betonte er stark und schritt, die Frauen ihren Gefühlen überlassend, von dannen.

* * *

Der Commandant war durch das Holzfloß, welches Alf und Mulder herbeigeführt, in den Stand gesetzt, den Bau der Bastion mit allem Eifer zu beginnen. Im weiten Umkreise wurden Pallisadenreihen eingerammt und nun, geschützt durch diese, der bisherige Graben zugeworfen. Zahlreiche Arbeiter waren Tag vor Tag beschäftigt, das Werk, ehe die ungünstige Jahreszeit eintrete, zu beendigen. Schon war unter diesen Arbeiten die Hälfte des Augusts gekommen. Schon erhoben sich die Mauern, stark und dauerhaft, zu halber Manneshöhe, als Mulder seinen Bruder nach Arnheim sandte, dem Obristen zu melden, daß es an der Zeit sei, zu handeln; denn vom gutmüthigen Sanchez, der oft das Haus Rootleer's besuchte, hatten sie erfahren, daß am siebenzehnten August das Convoi abgehen sollte, das bestimmt war, neuen Bedarf an Munition zu holen und einen Theil der Garnison mit Wallonen zu vertauschen. Freudig rüsteten sich die Niederländer und rückten der Grenze ganz nahe.

Wohl brachten die Kundschafter diese Nachricht. Die Klugheit gebot es selbst Mulder's Bruder, der Ueberbringer dieser Botschaft zu sein.

„Sie werden uns nichts anhaben," lachte der übermüthige Spanier und ging in die Falle; denn er verstärkte das Convoi über Gebühr und schwächte dadurch die Besatzung. Ihm kam es nicht im Entferntesten in den Sinn, die Niederländer könnten einen Ueberfall der Festung wagen wollen. Er pochte zu sicher auf die Festigkeit der Werke, die Stärke der Besatzung und ihre Tapferkeit. So lullte er sich selbst in den gefährlichen Schlummer der Sicherheit, der um so nachtheiliger war, je weniger er an die Gefahr glaubte. —

Als am Morgen des achtzehnten August die Nachricht kam, die Niederländer hätten sich bei dem Anblicke des durch Reiterei geschützten Convoi's schnell zurückgezogen, da höhnte der Comman-

dank ihrer Feigheit. Die Nachricht brachte allgemeine Freude unter der Besatzung hervor, und so groß war die Unklugheit, daß man am Abend jene Stelle, wo die Bastion erbaut wurde, nicht einmal gehörig mit Wachen versah.

Bereits einige Stunden vor dem Thorschluß war Mulder durch das Braun'sche Thor hinausgewandert, als ob er sich ergehen wolle in der abendlichen Kühle, die nun bald auf die Gegend sich herabsenken sollte.

Niemand argwohnte etwas. Tiefe Stille lag auf der Stadt und der Umgegend. Nur der drei Verbundenen Herzen pochten der Stunde der Erlösung stürmisch entgegen. Eine Stunde später, als Mulder, verließ Rootleer heimlich die Stadt durch ein anderes Thor und gleich ihm Mulder's Bruder. Auf weiten Umwegen gelangten sie an dem verabredeten Orte, eben auf jener Stelle, wo einst Agnes ihren Jan erwartet hatte, zusammen. Noch einmal flehten die Männer um Gottes Schirm und Schutz für ihr Werk und drückten sich mit frohen Ahnungen die Hände — dann ergriff Mulder den ungeheuren Hammer, den er sich zum Zerschmettern der Pallisaden hatte machen lassen, und sie schritten in die Nacht hinaus, den nahenden Reitern entgegen. Nach einem stundenlangen Wandern trafen sie in die Vorhut des Heeres.

Rootleer und Mulder's Bruder blieben bei der Vorhut. Peter Mulder ging zu dem Obristen, um noch einmal eine kurze Rücksprache mit ihm zu nehmen. Als sie sich gegenseitig verständigt, wurden die Loose über die Aufeinanderfolge der Streiterhaufen geworfen. Sie waren je zu hundertfünfzig Mann vertheilt. Das erste Loos traf Jan Huygens. Frohlockend faßt er Mulder's Hand.

„Euch folge ich!“ rief er; „wir werden die Ersten sein, die der Vaterstadt Rettung bringen!“

Still und ohne bemerkt zu werden, geschützt von dem Nebelmantel einer regendrohenden Neumondnacht, rückten sie bis dicht an die Pallisaden heran, die jene Stelle schützten, wo die neue Bastion erbaut wurde.

Ein furchtbarer Schlag von Mulder's ungeheurem Hammer traf die Palliſaden, daß ſie krachend ſich auseinander thaten. Hageldicht fielen ſeine herkuliſchen Streiche nach und erſt jetzt erholte ſich der nächſte Wachtpoſten von ſeinem Schrecken über das unerklärliche Schlagen. Ein Schuß brannte los — aber ſchon ſank der Soldat, von einer niederländiſchen Kugel getroffen. Wie ein Strom ſtürmten Huygens', Lautpyk's und Dieſt's Leute nach. Ehe die Spanier zur Beſinnung kamen, war der Markt beſetzt.

Mulder und Huygens, von Wenigen begleitet, ſprengten die Wache des Braun'ſchen Thores auseinander und öffneten mit Gewalt das Thor. Jetzt drang unaufhaltſam der Schwarm der Reiter herein, an deren Spitze Huygens ſich ſtellte.

Nach einem Hauſe aber, das nahe am Braun'ſchen Thore lag, ſandte er einen ausdrucksvollen Blick und gebot ſechſen ſeiner Leute, zum Schutze deſſelben zurückzubleiben, indeſſen er mit den übrigen dem Markte zuſprengte, wo ein Fähnlein geharniſchter Reiter, welche einige Kanonen und ihre Munition bewachten, ſich zur tapfern Wehr geſetzt hatten. Hier entſpann ſich das wildeſte Treffen. Umſonſt bot Jan Huygens Pardon den Tapfern — ſie fielen Alle bei ihren zu bewachenden Geſchützen. Unterdeſſen war die ganze Stadt erobert, die Wälle beſetzt, die Thore geöffnet worden und alle noch außerhalb Stehenden waren nachgerückt.

Der Commandant ließ einige Bomben von der Citadelle auf die Stadt ſchleudern, allein ſie verurſachten keinen ſonderlichen Schaden und die Ungewißheit eines nächtlichen Kampfes ließ ihn das Sichere wählen, die Waffen bis zum Morgen ruhen zu laſſen.

Die Niederländer ruheten indeſſen nicht in dieſer Nacht. Mehrere Batterien errichteten ſie gegen die Citadelle und beſetzten ſie mit dem ſchweren Geſchütze, welches ſie mitgebracht, zum Theil aber auch in den Werken der eroberten Stadt gefunden hatten.

In der Citadelle befanden ſich eilfhundert erprobte Streiter. Voll wüthenden Haſſes gegen die Niederländer, welche ſie noch immer Geuſen (Bettler) nannten, verlangten ſie laut, ausfallen zu dürfen.

Wohl geschah dies mit außerordentlicher Kraft; allein mit eben solcher Kraft wurde der Ausfall zurückgetrieben. Die Holländer folgten den fliehenden Spaniern auf dem Fuß und beinahe zu gleicher Zeit wären sie mit ihnen in die Citadelle gedrungen. Jan Huygens forderte sie zur Uebergabe auf.

Grimmige Blicke schoß der Commandant auf ihn, als er so muthig, so fröhlich vor ihn hintrat, um die unwillkommene Botschaft seines Obristen auszurichten. Schnöde wurde er abgewiesen; doch als noch Holländer nachrückten, als der Commandant sah, wie man in der Stadt mit Ernst eine Belagerung vorbereitete, die ihm nur Tod und Verderben bringen konnte, da gab er sich mit eintausend und zwei und vierzig Mann, welche ihm geblieben waren, kriegsgefangen und Jan nahm den Degen des Wuthknirschenden in Empfang.

Ein dumpfer Schrecken hatte sich bei dem ersten Getümmel des Ueberfalles der Weseler bemeistert. Was vorgehe war ihnen nicht klar, da das Alles so unerwartet kam, so unvorbereitet. Nur im Hause Rootleer's und Mulder's ahnte man die Wahrheit. Hätte die Sorge um das theure Leben des Gatten und Vaters sie zur Ruhe kommen lassen, die Bewohner hätten sich wohl mögen der höchsten Freude hingeben. Zur Gewißheit wurde ihnen ihre Ahnung, als vor beiden Häusern Sicherheitswachen erschienen gegen mögliche Ungebühr. Auf ihren Knieen beteten Agnes und ihre Mutter hier — Anna dort für die Theueren, welche ihr Leben wagten für ihrer Mitbürger Freiheit. In Angst und Sorge, in Hoffnung und Erwartung ging die Nacht herum. Schon graute im Osten der Morgen, als Rootleer's Haus sich öffnete und er selbst, von Staub bedeckt, von Schweiß übergossen, hereintrat.

„Wesel ist frei!" rief er, „und Ihr mit!"

Da flogen sie ihm entgegen und fielen in seine Arme und ein Moment doppelten, innigen Dankes folgte.

Zum zweiten Male öffnete sich die Pforte.

Wie Verklärte traten Mulder und Anna herein. Stürmisch umarmte Anna die Frauen, besonders ihre geliebte Agnes.

„Hoffe, meine Agnes, er ist nahe!“ flüsterte sie in ihr Ohr. In wonnigem Erschrecken bebte das Mädchen zusammen und schlang fester die Arme um der Freundin Nacken, ihr Antlitz an ihrem Busen verbergend.

„Jan,“ rief Rootleer'n jetzt Mulder zu, „Du sagtest einst, segnen wolltest Du Alle, die mitgewirkt zur Befreiung?“ —

„Ich segne sie, wie sie Gott segnen möge!“ erwiederte feierlich der tiefergriffene Rootleer.

„Alle?“ fragte noch einmal Mulder. „Auch wenn Du zu grollen Ursache gehabt?“ —

„Alle, so wahr Gott uns geholfen!“ war die Antwort.

Mulder riß die Thür auf.

„Herein denn, Du Verstoßener, der Du der Erste warst auf dem Boden der Stadt unter ihren Befreiern!“ rief er, und — Jan Huygens, im Schmucke des Reiterhauptmannes, trat in das Gemach.

Rootleer stutzte einen Augenblick.

„Er war der Erste auf Wesels freiem Boden!“ rief Mulder. „Rootleer, bist Du Deines Wortes nicht mehr eingedenk, Deines Wortes, das Du eben erst gesprochen?“

Einen Augenblick noch kämpften in ihm widerstreitende Gefühle; aber das Bessere gewann die Oberhand.

„Komm an mein Herz, Jan!“ rief er. „Es ist Alles vergessen; ich segne Dich! Es sei von nun an anders bei uns, als es gewesen!“

Jan, überwältigt von seinen Gefühlen, stürzte an des Oheims Brust und seine Thränen rannen.

Es war ein seliger Moment.

„Gelobt sei Gott!“ sprach Mulder in sich hinein. „Es ist gelungen!“

Tiefe Rührung bemächtigte sich Aller.

Agnes lehnte sich zitternd an Anna's Schulter. Es hatte sich ihrer eine Angst, eine Bangigkeit bemeistert, welche selbst die Wonne, welche ihr Herz fühlte, den Geliebten wieder zu sehen, überbot. Sie

wagte es kaum, ihr Auge auf den schönen Mann zu richten, dessen Wesen und Haltung etwas so Stolzes, Imponirendes hatte; der, so wollte es ihr dünken, hoch über ihrer Liebe stand und — doch so überschwänglich von ihr geliebt wurde.

Die Mutter hatte sich in die Umarmung Jan's und Rootleer's gedrängt. Beider Arme umschlossen den Glücklichen, der in diesem seligen Augenblick alle herben Erfahrungen seines Lebens vergessen hatte, dem es war, als habe sich ihm der Himmel aufgethan.

„Hast Du denn Agnes ganz vergessen, Jan?" rief endlich der überselige Mulder und lächelte unter Thränen, die sich über seine gefurchte Wangen herabdrängten.

Jan erwachte. Er richtete sich empor. Da sah er das in aller Fülle der herrlichsten Blüthe vor ihm stehende verschämte Mädchen. Er faßte ihre zitternde Hand und sein wonnetrunkener Blick sog das schöne Bild in sich hinein; aber ihr Blick war gesenkt und ihre Wange glühte. Halb zog er sie, halb drängte sie Anna an seine Brust.

„Mein guter Geist," sprach er, sanft sie an sich drückend, „der mich auf allen Wegen begleitete! Agnes, meine geliebte Agnes, hast Du keinen Blick, kein Wort für mich?"

Da blickte ihn scheu und zagend ihr großes, feuchtes Auge an; aber in diesem Blicke lag ein ganzer Himmel. Aus ihm sprach der Liebe ganze Seligkeit.

In der Mutter Herzen war die höchste Wonne bei dem Anblicke der schönen Gruppe; denn an Jan geschmiegt, stand das liebliche Mädchen. An seiner Brust ruhte der schöne Kopf. Sein Arm hielt sie umschlungen. Sein Mund ruhte auf ihren Locken.

Auch Rootleer sah mit Wohlgefallen das schöne Bild.

„Rootleer," sprach jetzt Mulder, der nicht mehr an sich halten konnte, „Du sagtest einst, auch Dein Köstlichstes wärest Du bereit, dem Retter zu geben. Ich mahne Dich an Dein Wort, wie ich es in Anspruch zu nehmen damals mir vorsetzte, weil ich ihre Liebe kannte. Sieh' hin, alter Freund, gibt es, kann es Menschen geben,

die der Wille Gottes für einander mehr bestimmte, als sie? die sich inniger lieben, als sie? — Mache Dein Kind glücklich und Jan, den Du als Sohn wieder aufnahmst! Gib ihnen Deinen Segen, wie sie Gottes Segen haben!"

Bittend sah die Mutter zu ihm auf, bittend legte Anna ihre Hand auf seinen Arm.

Der Sturm der Gefühle in Rootleer's Herzen war zu mächtig, als daß er fähig gewesen wäre, zu widerstehen.

Er trat zu den Glücklichen.

„Agnes," sagte er sanft, „ist es wahr, liebst Du Jan? Willst Du mit ihm durch's Leben gehen?"

Da schlang das Mädchen ihre Arme um Jan's Nacken und preßte ihr erröthendes Antlitz an seine Brust.

„Willst Du eine andere Antwort, Alter?" rief Mulder.

Jan schloß sie feuriger noch an seine Brust.

„Wohlan, in Gottes Namen sei's! Seid glücklich! Gottes Segen ruhe auf Euch!" —

Mulder jauchzte laut auf und schloß die Seligen an seine Brust.

Jan drückte den Brautkuß auf die Lippen Agnesens. Ihr Glück hatte die höchste Stufe erreicht. Aller Wünsche waren erfüllt.

* * *

Vor den Obristen van Dyden rief eine Ordonnanz den Hauptmann Huygens. Aus den Armen der Geliebten mußte er dem Befehle folgen.

„Nun," rief der Obrist, „Ihr habt mit der Festung eine schöne Braut erobert? Glück auf! Doch thut es mir leid, Euch von ihr reißen zu müssen. Angesichts dieses müßt Ihr nach dem Haag, dem Prinzen den Rappert zu bringen. Eilt, der Braut Lebewohl auf kurze Frist zu sagen, und dann schnell zu Pferde. Kehrt Ihr wieder, so bitte ich mich bei dem Hochzeitmahle zu Gast."

Jan eilte zu Rootleer's Wohnung zurück, um die unwillkommene Botschaft zu bringen. Sie machte sie Alle traurig, aber Mulder tröstete sie.

„Er kehrt fröhlicher zurück, das glaubet mir;“ sagte er mit Zuversicht.

Der Abschied war wohl schmerzlich nach so kurzer Frist des Wiedersehens; allein über das Gebot der Pflicht konnte man nicht klagen. Er mußte sich losreißen. Von ihren Segenswünschen begleitet, warf er sich auf das Roß und sprengte zur Stadt hinaus, von einigen Reitern begleitet.

Ohne Gefahr erreichte er den Haag. Noch vom Staube bedeckt, ließ er sich bei dem Prinzen melden.

„Vergebt, Hoheit,“ sprach Jan, „daß ich also vor Euch trete. Der Eifer, Euch die frohe Kunde von der glücklichen Einnahme Wesels zu bringen, ließ van Dyden mir verbieten, die Kleider zu wechseln.“

„Seid willkommen!“ sprach freundlich der Prinz. „Also Wesel ist unser? Hat es viele Opfer gekostet?“ —

„Fast keine; Gott sei Dank!“ entgegnete Jan, indem er des Obristen Schreiben ehrfurchtsvoll überreichte.

Der Prinz erbrach und las es. Seine Züge erheiterten sich immer mehr.

„Wackere Männer!“ rief er dann aus. „Ja, das Vaterland ist wohl geborgen, so lang es solche Streiter und Helden hat! Hauptmann,“ fuhr er, sich gegen Jan wendend fort, „Euer Obrist meldet mir, daß Ihr mit der Festung eine holde Braut erobert. Es wäre grausam Euch von ihr zu trennen, und, da ich ohnehin Euch für so manche wackere That noch verschuldet bin, so will ich mich dieser Oblage entledigen. Bringet van Dyden seine Ernennung als Commandant von Breda, Lauwyk die seine als Befehlshaber des Regiments Friesland, und Euch ernenne ich hiermit zum Obristen an van Dyden's Stelle und zum Commandanten von Wesel. Dienet dem Vaterlande so treu und tapfer, wie bisher, und haltet Euch wacker in der Festung, deren Eroberung zum großen Theile Euer Werk ist!“ —

Jan dankte tiefgerührt dem Prinzen. —

Am anderen Morgen wurden ihm die Papiere eingehändigt nebst einem Befehl an van Dyden, den Commandanten der spanischen Besatzung anzuhalten, sämmtliche Erpressungen zu erstatten.

War er im Fluge nach dem Haag geeilt, so war dieser Ausdruck kaum zureichend, um die Eile zu bezeichnen, mit welcher er nach Wesel zurückkehrte.

Frohes Staunen erfüllte alle Herzen, als der Erfolg seiner Botschaft bekannt wurde. Jeder gönnte Jan das wohlverdiente Glück.

Mit van Dyden gingen die Gefangenen nach Holland. Der Commandant mußte blutenden Herzens seine geraubten Schätze herausgeben. Es war ihm schwerer, als der Verlust der Festung und seiner Freiheit. Aber des biederen Sanchez vergaßen die Glücklichen nicht. Reich beschenkt verließ er die Stadt, um, der Einzige, dem man die Freiheit gab, nach Brüssel und bald in die Heimath zurückzukehren, wohin so mächtig das Herz ihn zog.

Wesel blieb in der Niederländer Gewalt. Jan's Milde hob bald wieder den gesunkenen Wohlstand, und sein Hochzeitfest war ein Freudenfest für die gerettete Stadt, die den biederen Mulder und seine Genossen als ihre Retter bis zu ihrem Grabe verehrte.

Die Kreuzfahrer.

Eine Erzählung aus dem eilften Jahrhundert.

I.

Die Winterſtürme brauſten ſchauerlich über die Vogeſen hin und wirbelten das abgefallene Laub der alten Eichen und Buchen raſſelnd in die Höhe, und hin und wieder krachten die dürren Aeſte und brachen. Regen, mit Schnee untermiſcht, wurde von dem heulenden Sturme wider die Wände der Menſchenwohnungen und die Wangen der Wanderer getrieben, die in dieſer ſchauerlichen Jahreszeit noch die Heerſtraße oder die einſamen Pfade längs des Rheines gingen. Wen nicht die Nothwendigkeit mit ihrer eiſernen Ruthe trieb, der mochte wohl lieber weilen am kniſternden Feuer des Herdes oder Kamins, und näher hinzurücken ſeinen Schemel oder Lehnſtuhl, um dem innerlich ſchüttelnden Froſte zu wehren. In den Dörfern des Oberrheins war es ſtille, und ſelbſt die Straßen der Städte waren öde und leer, denn in den Hütten und Häuſern ſaßen die Bewohner beim erwärmenden Feuer und beſprachen einen Gegenſtand, deſſen Heiligkeit und Wichtigkeit den Gewalthaber auf dem Throne, wie den Bauer in der Strohhütte, den Ritter wie den Leibeigenen, den Prieſter und Mönch wie den Laien mit gleicher Stärke anſprach, und die Gemüther Aller in jedem Stande und Verhältniß erregte. Es war dies der namenloſe Jammer, welcher aus dem Innern Paläſtina's bis herüber in die Abendländer erſcholl; der unmenſchliche Druck, die raub- und blutgierige Verfolgung, welche Paläſtina's Chriſten und die frommen Pilgrime traf, die dort ſühnen wollten ihre Schuld, und die rohe, rückſichtsloſe Ver-

wüstung, welche durch der Sarazenen Fanatismus die heiligen Orte betroffen, wo der Heiland einst heilbringend gewandelt und gestorben war. Was die rückkehrenden Pilger erzählt hatten in vielfachen Modificationen, das hatte Peter von Amiens auf seinen Zügen mit der wilden Gluth seines schwärmerischen, exaltirten Gemüths anschaulicher, greller, furchtbarer und empörender geschildert, und so die Rachegluth in den Gemüthern erzeugt, und sie zu einer schwärmerischen Begeisterung hingerissen, die noch lange nachglomm, als schon die Tage von Clermont und Piacenza vorüber und Peter bereits mit seinem zusammengerafften Haufen Gesindels in Ungarns Wäldern eine entsetzliche Niederlage erlitten hatte, und nur mit den Trümmern in die Nähe des entnervten Constantinopels gekommen war. Einen neuen Antrieb hatte aber des Volkes Begeisterung wieder in diesen Tagen erhalten, denn durch den Elsaß und Lothringen, durch die oberrheinischen Gauen und die angrenzenden Länder zog ein neuer Kreuzprediger.

In jener, Eingangs beschriebenen, entsetzlichen Witterung kam ein Mönch die Heerstraße von Straßburg herab, dessen seltsames Wesen einen außerordentlichen Beruf verkündete. Nicht achtend der schneidenden Luft und des erstarrenden Regens und Schnee's schritt er seinen Weg dahin. Seine starke breitschultrige Gestalt schien ganz dazu geeignet, den empörten Elementen zu trotzen. Die Kutte, an Dicke dem Sohlleder vergleichbar, mochte ihn wohl gegen den ersten Andrang des schneeigen Regens schützen, allein die bloßen, von Kälte und Nässe rothblauen, bloß mit dicken Sandalen unterlegten Füße mußten der Witterung wilde Gewalt desto empfindlicher erfahren, obwohl dies ihn wenig zu kümmern schien. Ein dicker Hanfstrick hielt oberhalb der Hüfte die Kutte zusammen, von welchem ein großes hölzernes Kreuz bis zum Knie herabhing. Ein rothes Kreuz zierte seine Schulter, und seine Rechte führte einen kräftigen Pilgerstab mit baumelnder Kürbisflasche. Die Kapuze war über das kahlgeschorne Haupt gezogen, doch nicht so tief, daß man nicht hätte ein vollwangiges Gesicht, buschige Augenbraunen, schwarz wie

des Raben Gefieder, und ein Augenpaar entdecken können, dessen brennender und stechender Blick und gewaltige Gluth den Schwärmer verrieth, in dessen Innerem fanatischer Feuereifer und ein ganzes Heer von Leidenschaften wühlte. Sein Name war Gottschalk und seine Heimath die Pfalz. Gottschalk hatte Peter'n von Amiens auf seinen Kreuzpredigerzügen durch Deutschland, und nachmals an Peters großem Triumphtage zu Clermont kennen gelernt. Er hatte Peters Umgang genossen und einen Theil seiner Schwärmerei war auf ihn übergegangen, denn er war in den Jahren, wo noch das Gemüth überhaupt empfänglicher der Begeisterung und ihrer Entartung, der fanatischen Schwärmerei, ist, als später, wenn die Jahre nahen, von denen man sagt: Sie gefallen uns nicht. Allein es mischte sich doch zu seiner Schwärmerei eine starke Dosis Eifersucht über den Geruch der Heiligkeit, in welchem Peter bei dem Volke stand, und über die anbetende Verehrung, die es ihm allerwegen gezollt hatte. Kein glänzenderes Ziel für das junge, ehrgeizige Mönchsgemüth konnte es geben, als das, ein Idol des Zeitalters zu werden, wie es Cucupeter gewesen. Klug genug, um die Schwäche des Zeitalters zu kennen und einzusehen, jetzt sei, gerade in dieser Gewitterschwüle und Stille, nachdem das erste brausende Wetter vorüber gezogen war, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, auch um sein Haupt den Heiligenschein zu ziehen und seinen Namen der Nachwelt zu überliefern; schwärmerisch-religiös genug, um im Innern den rastlosen Trieb zu fühlen, zur Befreiung der heiligen Erde von seiner Seite alles, was ihm möglich sei, beizutragen; von einem zu regen Geist erfüllt, als daß, bei der wachsenden Gährung der Gemüther, seine enge Zelle und des Klosterlebens Einförmigkeit und Unthätigkeit ihm nicht hätte ein Greuel sein müssen, und auch wieder zu viel Weltkind, um nicht die schrankenlose Freiheit des Anführers eines Kreuzheeres den Fesseln des klösterlichen Gehorsams, und eine genußvollere Lebensweise dem strengen Selbstverleugnen seiner Ordensregel vorzuziehen — war Gottschalk unfähig, länger innerhalb seines Klosterzwingers zu weilen. Er verließ sein Kloster,

verließ die blühenden Gauen der Pfalz, und wanderte muthig und eifrig in den Elsaß und Lothringen, und predigte das Kreuz, nach dem Maße der Gaben, die er empfangen hatte. — Aber — waren diese geringer, als Gottschalk glaubte, oder war der erste Rausch der Begeisterung vorüber, den Cucupeter erregt hatte — war er kühlerer Ueberlegung und ruhigerer Besonnenheit gewichen — oder waren die Augen der Ritter und des Volkes auf Deutschlands innere Gährung und italische Befehdung gerichtet, kurz, Gottschalk, obgleich er Peter's Grimassen und herzbrechende Floskeln sich zu eigen gemacht hatte, sah keinen sonderlichen Erfolg seines Predigens in jenen Gegenden. Freilich hatte er hin und wieder eine reiße Ernte gefunden, und rüstig sich in die Zeit schickend, diese geschnitten und in volle Garben gesammelt, aber ganz nach Wunsch ging es nicht. Mit Graf Emiko von Leiningen hatte er sein Bündniß geschlossen, ehe er seinen Apostelzug angetreten. Dieser wollte sich als Heerführer des Zugs aufwerfen. Sehr klug war es berechnet von Beiden, daß Gottschalk so weit von der Heimath seinen Kreuzzug hatte zu predigen begonnen, und still durch die Pfalz gezogen war, denn mißlang es dort, so konnte ohne die Schmach fruchtloſen Bemühens er sich wieder hinter die Mauern seines Klosters und die Gitter seiner Zelle zurückziehen. Jetzt aber kehrte er triumphirend in die Heimath zurück. War auch der Triumph klein, so war es doch immerhin ein Triumph für den, durch die Nothwendigkeit genügsam gewordenen Gottschalk. Auf diesem Zug erblickten wir ihn zuerst.

Es war deutlich wahrzunehmen, wie es in seinem Innern arbeitete und wie sich eine Vorstellung seines ganzen Wesens bemeistert hatte, also, daß selbst das Gefühl nur zurückgedrängt war. Die Muskeln seines Gesichts waren in steter Bewegung, sein Auge glühte, und er richtete es oft gen Himmel mit neuem seltsamen Ausdruck der Mienen, dann erhob er wieder seinen Pilgerstab, als wollte er wüthend drein schlagen, und streckte die geballte Linke drohend hinaus. So schritt er eine Weile fort, dann wurden ein-

seine Laute hörbar, die er herausstieß, und endlich auch zusammenhängende Worte.

„Bist du mehr als ich, Peter!“ rief er aus. „Bin ich vom Himmel verdammt, ein Prediger in der Wüste zu sein? — Nein, auch der verkannte Gottschalk wird, wie du, ein Heer sammeln, und es, mit Ruhm bekränzt, hinführen an die heilige Stätte, und siegen über die blutgierigen Tiger! durch die Pfalz soll meine Stimme schallen, wie der Ton der Posaune des Weltgerichts, und sie rütteln aus ihrem memmenhaften Schlafe, die schlemmenden Pfälzer, und in die Schlösser der Fürsten und Bischöfe, in die Burgen der Ritter und die Hütten des Volkes soll meine Stimme schallen mit der Gewalt des Donners!“ Während dieses Monologs hatte sich der Weg um eine Ecke gewendet, und aus den Bäumen heraus wurde der steigende Rauch und bald auch die Dächer eines Dörfleins sichtbar, das bisher Gottschalk's Blicken verborgen gewesen war. Dieser Anblick setzte sein ganzes Wesen in neues Feuer. „Wohlauf, Gottschalk!“ rief er sich zu, „sei ein rüstiges Werkzeug des Herrn!“ Durch diese Apostrophe goß Gottschalk neues Oel auf die Fackel seiner Begeisterung, die doch etwas erloschen war. Rüstiger schritt er in das Dörfchen. Sein Anblick rottete bald das Volk zusammen, und das rothe Kreuz auf seiner Schulter, that nicht sobald seinen Beruf kund, als es auch schon wie ein Lauffeuer durch die Gassen des Dörfleins bis hinauf zu der darüber liegenden Burg erscholl: „Ein Kreuzprediger, ein Kreuzprediger!“ Alles, was Athem und Beine hatte, verließ die Häuser und sammelte sich auf einem freien Platze des Dörfleins, wo bereits der ungeduldige Eiferer eine im Kothe liegende Weintonne erfaßt, aufgestellt, und sich mit Hülfe seines Pilgerstabes darauf geschwungen hatte.

Gerade als der Ruf: ein Kreuzprediger! auch in der Burg erscholl, saßen daselbst beim perlenden Weine drei Ritter, Hans von Rüssenberg, der Burgherr, Heinrich von Stadion und Welf von Greifenklau, letztere Beide noch Jünglinge, und besprachen mit

einander die Sache des Kreuzzugs. Ihrem jugendlichen Eifer wollte der Tag Mariä Himmelfahrt des Jahres 1096 zu lange ausbleiben. Die Kunde von Gottschalk's und Emiko's Unternehmen war bis zu ihnen erschollen, und Reiffenberg hatte bereits ihnen den nicht unwillkommenen Antrag gemacht, sich diesen Beiden anzuschließen. Jetzt erscholl jener Ruf, und wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhren sie alle Dreie von ihren Sitzen auf und folgten eiligen Schrittes den Knappen und Knechten, die bereits auf dem Wege zum Dorfe waren. Der feurige Gottschalk stand schon auf seiner mehr als profanen Kanzel, und seine Rede war schon im vollen Fluß, als sie ankamen. Die Thränen rollten schon stromweise aus den Augen der Zuhörer, die Gluth der Begeisterung flammte schon in den Blicken der Jünglinge und Männer. Durch den ansehnlichen Zuwachs seiner Zuhörerschaft neu erweckt, stieg seine Gluth jetzt höher und höher. Ergreifend schilderte er Hakem's Grausamkeit, Ortoc's Blutdurst und Wüthen. Anschaulich, und darum mit sichtbarem Erfolge, malte er die Scenen beispielloser Grausamkeit, verübt an den frommen Pilgern, die hingezogen waren, am Grabe des Heilandes zu beten und zu büßen. Seine Thränen rannen, sein Auge flehte um die Rache des Himmels, seine Hände waren krampfhaft geballt, als er des Unglücks gedachte, welches die, unter der Leitung der Bischöfe von Mainz, Bamberg, Utrecht und Regensburg, nach Palästina gezogenen siebentausend Pilger getroffen, von denen nur zweitausend das Vaterland wiedersahen! Jetzt rief er zur Rache, zum Kreuzzug auf. Jetzt schilderte er das Heil, was zu erwerben sei. Jetzt gedachte er der irdischen Vergünstigungen, welche der heilige Vater in Rom den Kreuzfahrern zugestanden. Seine Stimme erhob sich immer kraftvoller, bis mit dem Ausruf: „Nehmet das Kreuz auf Euch, es ist der Wille Gottes!" seiner Stimme den Dienst versagte, und er, der noch wenig genossen hatte, seit der mühseligen letzten Tagreise, ganz erschöpft in die Arme des rüstigen Reiffenberger's sank, der ihm den wonnevollen Ruf: „Es ist der Wille Gottes!" mit

barbarischer Kraft in die Ohren brüllte. Und in gleichem Grade der Stärke erscholl er jetzt ringsum. Die Ritter führten Gottschalk im Triumph auf die Burg, und das erregte Volk zog schaarenweise hinterdrein, immer rufend: „Es ist der Wille Gottes!“ bis endlich an den Thoren der Burg Gottschalk sie segnend entließ. War gleich dieser Erfolg nur der schwache Schatten jener Scenen von Piacenza und Clermont, so war dennoch Gottschalk unendlich glücklich, und als nun gar der gute Rheinwein aus Reiffenberg's Keller den ermattenden Körper des Mönchs zu der frühern Stärke hinaufgetrieben hatte, da war Gottschalk ein Feuer, eine Gluth, ein Leben, und er befestigte in den Herzen der Ritter den früheren Entschluß bis zur unerschütterlichen Festigkeit. Nun wurde das Nähere reiflich besprochen. Nun setzte Gottschalk ihnen den ganzen Plan auseinander. Er sprach von Emiko's Eifer, von den Aufopferungen, die er zu machen bereit und gesonnen sei. In der Ebene von Grünstadt bis Speier sollte das Heer sich bis zu Anfang des Monats März versammeln und von da seinen heiligen Zug beginnen.

Unter solchen Reden war die Mitternacht herangekommen. Gottschalk dehnte sich behaglich auf dem weichen Pfühl und schlief ein, umgaukelt von den Träumen, die die Ereignisse des Tages so lieblich vor seiner Seele malten.

Stadion und Greifenklau waren zwei so ziemlich gleichartige Jünglinge, Beide waffengeübt, Beide ruhmvoller Geschlechter Sprößlinge, aber Beide sehr verschieden in ihrer Denk- und Handlungsweise. Heinrich Stadion war wild, leidenschaftlich, aufbrausend, aber dabei dennoch schwach und lenksam, wenn ein ruhigerer Genosse ihn zu lenken wußte. Jedem Eindruck offen, leicht von Liebe, auch leicht von Haß entzündet, war sein Herz dennoch nicht ohne Tücke und Falschheit. Listig wußte er da, wo offene That ihn nicht zum Ziele brachte, durch Hinterlist es zu erreichen. Seine Mutter war eine Italienerin, die sein Vater auf einem Kaiserzuge nach Rom lieb gewann und als Gattin heimführete. Weitläufig mit Greifenklau

verwandt, brachte er schon den größten Theil eines Jahres auf der Burg von Welf's Vater zu, wohin ihn die Liebe zu Welf's Schwester Bertha zog und festhielt. Welfen achtete und fürchtete er mehr, als er ihn eigentlich liebte; denn der Neid, der seiner Seele nicht fremd war, ließ gegen Welfen keine Liebe in ihm aufkeimen. Sah er Bertha's und Welf's wirklich überschwängliche, an Innigkeit und Kraft kaum ihres Gleichen zwischen Geschwistern, absonderlich in jenem rohen Zeitalter, findende Liebe, so nagte gegen Welfen eine heimliche Eifersucht an seinem Herzen; denn Bertha liebte ihn nicht, und ließ es ihn wiederholt fühlen, wie unlieb ihr seine Gunst sei. Manchmal kam ihm der Geschwister Liebe zu innig vor, und das Zwiegespräch, das er einst zwischen dem alten Diener Kurt und Berthd's Vater belauscht hatte, wollte ihm Zweifel beibringen, als sei Welf Bertha's Bruder. Und doch konnte er nichts finden, was seinen Zweifel bestätigte, und seine Nachforschungen führten ihn zu dem Resultate, Welf und Bertha seien Zwillinge, von der Gattin des Ritters ihm in Erfurt geboren, wo er auf der Heimfahrt aus Sachsen, woselbst er seine Schwester Elfriede aus dem Hause eines ihrer Verwandten mit der Gattin abgeholt, durch ihre nahende Niederkunft sei aufgehalten worden. Welf war edel, stark, treu, fromm und wahrhaft, so recht das Urbild eines Deutschen vom ächten Schrot und Korn. Sein Gemüth lag offen und klar da, wie der reine Spiegel des Himmels. Sein Wille war eisern, wenn es ein edles Ziel galt, und doch war seine Seele sanft und voll Liebe zu Allem, was er nicht als unedel kannte. Und wie sich das Innere ausprägt in der äußeren Erscheinung, so war auch Stadion ein blühender, frischer Jüngling, aber des Auges dunkle Gluth, die bedeckte, selbst bei dem Jüngling falkenreiche Stirne und der Zug der Falschheit, der unverkennbar auf seinem Gesichte lag, stieß den Fremden ab und zog den Bekannten nicht an.

Für schön konnte er gelten, wenn Welf's blühende Heldengestalt nicht neben ihm stand. Sah nun Welfen bei ihm, den hohen Jüngling mit dem großen, treuen, blauen Auge, in dem seine reine Seele

lag; ſah man Wolf's offene, hohe Stirn, den ſchönen Mund, die edle Adlernaſe und das in Locken auf ſeine Schultern fallende blonde Haar, dann ſchlug ihm, und nur ihm, jedes Herz entgegen.

Unter Meiſſenberg, bei welchem die Jünglinge vor wenigen Tagen gaſtlich eingekehrt, waren, gehörte zu den Menſchen, die aufrichtig und ehrlich, ſich gerne jedem Eindruck ganz hingeben, ohne lange zu überlegen, ob es fromme. Abenteuerlich, wie er war, hatte ihn der Kreuzzug mehr von dieſer Seite als von der frommen angeſprochen, und nur der jungen Gattin umſchlingende Arme, des lieblichen Knäbleins Lächeln, das ſie ihm geſchenkt, hatte ihn von Peters Zuge zurückzuhalten vermocht. Jetzt aber lockerte, von Neuem angefacht, die Luſt nach Abenteuern in ihm auf, und er löſte des Lebens ſchönſte Bande ohne Kummer. So war das Kleeblatt, über welches Gottſchalk's Beredſamkeit einen ſo herrlichen Sieg errungen.

Daß in dieſer Nacht in Aller Augen kein Schlaf kam, als in die des ermüdeten und nun zur Genüge leiblich erquickten Mönchs, läßt ſich aus dem Zuſtande der Erregtheit, in welchen ſie der Mönch verſetzt, leicht begreifen. Doch hatte jeder ſeinen eigenen Bilderkreis, in dem ſich die Seele bewegte. Meiſſenbergen ſchwebten die Abenteuer, die Kriege, Schlachten und Siege vor. Stadion ſah Bertha's Herz im Scheiden ſich erweichen und die verborgene Liebe bei ſeinem edlen Entſchluſſe ſiegend hervorbrechen. Wolf's Seele hatte andere Gegenſtände, die ihr Stoff gaben zu immer neuen Vorſtellungen. Seine frommer Sinn zeigte ihm das Verdienſtliche ſeines Entſchluſſes. Er empfand die Seligkeit, dort, wo der Heiland gelebt hatte und geſtorben war, zu wandeln und zu beten. Er hatte daheim einen alten Vater, an dem ſeine Seele mit unendlicher Liebe hing, und eine Schweſter, mit deren Herzen das ſeinige in Eins verſchmolzen war. Der Zuſtand des Trauminnbildens führte ihre Geſtalten vor ſeine Seele. Bertha, die ſo innig, ſo unausſprechlich geliebte Gattin, lag vor ihm auf den Knieen, und beſchwor ihn zu bleiben, und doch pries ſie wieder ſeinen Entſchluß hoch und

jammerte, daß sie nicht Mann sei, um ihn begleiten, an seiner Seite seine Gefahren theilen zu können. Der alte Vater legte segnend seine Hand auf sein Haupt und sprach: „Zieh' hin, mein Sohn, es ist der Wille Gottes, er sei mit Dir!" Und dennoch sah er Beide von trostlosem Schmerze zerrissen, als er schied. Solche Bilder zauberte seine Phantasie ihm vor, bis das Licht der winterlichen Sonne matt und röthlich durch die bunten Glasscheiben auf sein Lager fiel; da erst sank sein Auge zu, um nach wenig Augenblicken in das erwachende Leben in der Burg wieder geweckt zu werden. Im Burghofe hörte er schon seines alten treuen Kurt's schnarrende Stimme, der Reiffenberg's Knechten freudig kund that, wie er seinen Herrn begleiten würde auf dem Zuge nach Palästina. Rasch erhob sich der Jüngling, und als er herab in die Halle trat, da kam schon Reiffenberg, mit dem rothen Kreuz geschmückt, ihm entgegen, und Reiffenberg's Gattin heftete eben auf Stadion's Schulter unter rinnenden Thränen das heilige Zeichen, und auch für Welf war schon eins bereit. Gottschalk aber war schon vor des Tages Grauen von dannen gewandert, um rheinabwärts seines Wortes Kraft zu versuchen.

2.

Es war am 24. April desselben Jahres, als früh Morgens Gottschalk, gefolgt von etwa zwei Hunderten des lumpigsten und elendesten Gesindels, gegen die Burg Leiningen anzog. Am Thore trat ihm schon Graf Emiko entgegen und beugte sich tief, des Mönchs segnenden Gruß zu empfangen, den dieser höchst würdevoll ertheilte. Nun zog die Mannschaft ein in den geräumigen Burghof, und Graf Emiko blickte nicht ohne Achselzucken über sie hin. Der Beobachter würde auf ihren Gesichtern die Merkmale der sittlichen Verworfenheit in allen Abstufungen und in ihrem Aeußern die des Elends gefunden haben. Der Graf befahl, ihnen Mundvorrath darzureichen und den Nacktesten Kleidungen, und schritt nicht eben

sehr freundlich gegen den Mönch diesem voran die Wendeltreppe hinauf bis zu seinem Kloseit, dessen Thüre er öffnete, den Mönch hineinschob und nach einem Labetrunk rief. Letzteres klang wunderlieblich in des Mönchs Ohren, der ziemlich lange sich nicht erquickt hatte und aus guter Erfahrung wußte, daß man nicht nur den besten Markebrunner, sondern auch die ächte Liebfrauenmilch bei dem Grafen fand. Unten im Hofe wurden schon die Laute der Freude und des Wohlbehagens hörbar von den Kreuzfahrern, die sich gelagert hatten und sich gütlich thaten. Emiko saß, ernst und unwillig ausseheud, gegen Gotschalk über in seinem gepolsterten Armstuhl. Die Diener setzten zwei Pokale auf den Tisch und eine gewaltige Silberkanne, auf der lüstern Gottschalk's Blicke hafteten, während er, von öfterem Nippen und selteneren kräftigen Zügen unterbrochen, die Erfolge seines Predigens, mit allen Umschweifen und Verbrämungen mönchischer Redseligkeit und Prahlerei, dem aufmerksamer werdenden Grafen zum Besten gab. „Aber, Mönch," hob endlich nach langem Zuhorchen der Graf an, „wenn Du keine besseren Beweise für Deine Rede führst, als den im Schloßhof, so darfst Du meinen Glauben an Deiner Erzählungen Wahrheit nicht sehr hoch anschlagen, wer möchte Anführer eines Heeres sein, das aus solchem Gesindel bestünde? Was könnte ich mit ihnen anfangen?" — „O, ho!" rief Gottschalk einfallend, der seinen Mann kannte, „kommt es denn etwa in Anschlag, ob der Sarazenen Pfeile einen braven Mann treffen oder einen Schurken? Und steht nicht dieser Galgengesichter eines so gut auf seinen Beinen wie ein braver Mann, und füllt solch Einer nicht so gut seine Lücke, wie Jener? — Meint Ihr, es fehle ihnen an Muth und Eifer? Ei, da irret Ihr, denn wer daheim kein Obdach und keine Ruhe vor den Schuldnern, und dabei schon eine Schuldverschreibung an Rad und Galgen gegeben hat, der, sollte ich meinen, ergriffe mit Lust die Gelegenheit, von seinen Schulden, seinen Sünden und der Anwartschaft an den Galgen erlöst zu werden, und nebenbei die Hoffnung reicher Beute hinzunehmen. Auch dürft Ihr nicht glauben,

als sei dies der beste Theil meiner Werbung; das Beste kommt noch. Ich bringe Euch rüstige Lothringer, handfeste Elsässer, kernhafte Schwaben, feurige Pfälzer in Menge, und Ritter, wie die Helden von Hohengerolseck, den Reiffenberger, den Stadion, den Greifenklau, den wackeren Landschaden von Steinach, zwei Gemmingen und Dreie von den edlen Kämmerern von Wormbs; Alle mit ihren Reisigen."

Der Graf konnte eigentlich gegen des Mönchs erste Argumente nichts einwenden, und seine letzte Argumentskiste entwickelte seine Sieben. — „Aber," versetzte er, „wie steht's mit den Kosten des Zugs?" — „Auch dafür ist schon gesorgt, verlaßt Euch nur auf Gottschalk, der weiß Bescheid, wo Niemand weiß. Ich habe Geld in Fülle bekommen, das werde ich Euch schon einhändigen." Der Graf reichte Gottschalken die Hand. „Wohlan, Gottschalk, steht die Sache so, so ziehe ich mit, und je eher, je lieber!" „Dafür sorgt abermals nicht," fiel wieder Gottschalk ein, „in höchstens vierzehn Tagen sehet Ihr das Heer dort in der Ebene sich lagern. Die Elsässer und Lothringer mit den Oberrheinern ziehen schon heran und werden bald eintreffen. Daß aber Reiffenberg, Stadion und Greifenklau noch nicht bei Euch waren, wundert mich; sie hatten mir zugesagt, dieser Tage hier zu erscheinen, denn erst vor fünf Tagen war ich bei ihnen."

Als Gottschalk noch so sprach, erscholl im Hof ein freudiges Hallo der erquickten Kreuzfahrer, und Emiko, der an's Fenster trat, sah Reiffenberg, Stadion, Greifenklau und den Aelteren von Hohengerolseck eben hereinsprengen. „Sie haben das Kreuz genommen," jubelte der Graf, warf den ungeheueren Fensterflügel prasselnd zu, und rannte, dem Mönche freudig auf die Schulter klopfend, zu des Klosetts Thüre hinaus, die Kommenden zu empfangen. Gottschalk blinzte ihm nach, lachte in sich hinein, und machte mit der Hand eine Bewegung, als sähe er gerne seine Entfernung; dann goß er schnell seinen und des Grafen Pokal voll bis zum Rand, und eben so schnell leerte, füllte und leerte er wieder, und schlich dann,

inniglich auf die noch den Rest enthaltende Kanne zurückblickend, zur Thüre hinaus.

Vor dem Saale angelangt, richtete er sich mächtig auf, gab seinen Mienen einen Ehrfurcht gebietenden Ausdruck und trat ein. Da saßen sie schon tief im Gespräche, Meinungen äußernd und austauschend über den heiligen Zug, für den der ehrgeizige Emiko mit Feuer und Liebe erfüllt war. Die Ehrerbietung, die der Mönch zu empfangen gewohnt war, nahm er mit innigem Behagen hier um vieles gesteigert, und setzte sich dann, während Emiko ein satyrisches Lächeln nicht bergen konnte, neben diesen, um an der Berathung selbst seinen thätigen Antheil zu nehmen. „Der Zug wird zu groß werden, um mit dem vorhandenen Gelde alle Bedürfnisse desselben zu befriedigen," fuhr Emiko, gegen die Ritter gewendet, fort; „dann selbst nicht, wenn wir alle unsere Besitzungen verpfändeten." — „Aber wie wollt Ihr dann das Volk ernähren und vor Mangel hüten und Hungersnoth?" fragte gespannt Welf, der dem Gange der Unterhaltung bis hierher still und ohne alle Unterbrechung gefolgt war, und jetzt ein Labyrinth für den Grafen sah, aus welchem er nicht zu retten wußte. Der Graf, erregt, und selbst unwillig durch des Jünglings Unterbrechung, sagte barsch: „Wohlan, laßt uns die Sache versuchen und Alles der heiligen Sache opfern! Ihr seid ja ein reicher Erbe, Greifenklau, und könnet also auch opfern! Ich bin nicht alleiniger Erbe meines Vaters, und dabei lebt er noch," versetzte Welf scharf; „zudem habe ich mich nicht geweigert, meine Mittel alle darzureichen. Ihr meintet ja, es hülfe dennoch nicht!" Emiko wollte eben losbrechen und mit scharfen Worten Welfen zurecht weisen, als Gottschalk sich erhob. „Pax vobiscum!" sprach er. „Wozu des beginnenden Zwistes? — Nicht unsere Sache ist's, die wir führen, es ist die Sache Gottes; darum wird sich der Herr nicht unbezeugt lassen an uns. Nicht der Ehrgeiz treibet uns, sondern der heilige Gotteseifer und die Liebe zu Gott — ist es denn nicht aller Christen Pflicht, daß sie theilen ihr Brod mit uns? Sie werden's, denn unsere Sache ist ihre Sache.

Wir ſind geheiligte Streiter des Herrn. Nicht unſer iſt unſere That, ſondern des Herrn; nicht unſer das Lob, ſondern des Herrn, der ein Herr iſt über Alles auf Erden. Sind wir denn des Herrn, ſo iſt unſer Alles auf Erden, und ſo wir ſchneiden vom Brode des Bürgers oder Leibeigenen, ſo iſt's von unſeres Herrn, und derohalben von unſerem Eigenthume!“ — Da erglühte Welf furchtbar und ſprang auf. „Wie, ſo wollt Ihr rauben, Ihr, ein Diener des Herrn? So wollt Ihr durch arge Trugvorſtellungen uns zu Räubern umſchaffen? — So fahre lieber hinweg, du heiliges Zeichen, von meiner Schulter, wenn du der Schild ſein ſollſt, unter dem man freveln darf am Eigenthum des Nächſten!“ Er griff mit dieſen Worten raſch nach dem Kreuz und wollte es herabreißen; allein Stadion und Gottſchalk fielen ihm in den Arm. „Biſt Du raſend, Jüngling,“ ſchrie Gottſchalk, „weißt Du, was Du thuſt? So willſt Du um eines eiteln Mißverſtandes willen Deiner Seele Heil, des heiligen Grabes Rettung aufgeben? Als Streiter Chriſti verlange ich von Dir das Dämpfen Deiner brauſenden Leidenſchaft und der unheiligen Flamme des Zornes! Oder willſt Du gleich ſein den wilden, raſenden Sarazenen, deren Unthaten unſeren allerheiligſten Glauben ſchmähen und ſchänden?“

Welf wurde bleich. Der edle Menſch ſchämt ſich ſolcher Aufwallungen; auch Welf fühlte Schaam über ſein Beginnen. Gottſchalk gab ſeinen Worten eine feinere Deutung. Er wies dem Jüngling die Gerechtigkeit ſeiner Forderungen an die Chriſtenheit nach, und ſchloß mit der Verſicherung, daß es ihnen nicht fehlen würde. Welf wurde dadurch beruhigt. Seine argloſe Seele ließ ſich von des Mönchs Worten einlullen, ſo daß auch kein Funke irgend eines Verdachts einer unedlen Abſicht übrig blieb. Guter Welf! hätteſt du die Greuel vorausgeſehen, die das Kreuzheer begehen würde, hätteſt du die Maſſe des Elends gekannt, die es hervorgebracht, hätteſt du die Scenen roher, viehiſcher Barbarei alle gekannt, die ſeinen Zug bezeichneten, du würdeſt nicht gezogen ſein mit dieſen Auswürflingen des menſchlichen Geſchlechtes; dein ritter-

lichet Muth würde bessere und ehrenvollere Gelegenheit zu edlen Thaten gefunden haben, als bei diesem Volke du fandest!

3.

In einem hoch gewölbten Gemache seiner Burg schritt, in tiefes Sinnen versunken, der alte Ritter Greifenklau mit so gewaltigen Tritten auf und nieder, daß der ziegelsteinerne Fußboden erschallte und nicht selten die Glasscheiben in den spitzbogigen Fenstern klirrten. Er war ein Greis von siebenzig Jahren, aber der Jahre Last hatte ihn nicht gebeugt und das Alter hatte nur seinen Schnee ihm auf's Haupt gestreut, nicht aber seine Kräfte gebrochen. Die sonst so heitere Miene war verschwunden, ein wehmüthiger Ernst lag auf den edlen Zügen des Greisen, und die Falten seiner Stirne, das unsichere Umherirren seiner Blicke, der rasche, kräftige Gang, waren Verkünder eines mächtigen Zwiespalts in seinem Innern und einer Verworrenheit, aus der er den rettenden Faden nicht finden konnte. Was mochte den Mann so bewegen, der sonst eisern und fest im Leben dastand, unerschüttert von seinen Stürmen? Was konnte ihn zu solcher Unentschlossenheit führen, da sonst sein sicherer Blick, sein heller Verstand und sein edles Herz ihn nie lange wählen ließ? — Aus dem stillen Gemache Bertha's, der einzigen, lieblichen Tochter, war er so eben getreten. Dort hatte er das liebliche Mädchen in ihren Thränen gefunden, wie er sie seit langer Zeit so oft fand. Der unaussprechliche Kummer, der an ihrem Herzen nagte, konnte selbst ihre erzwungene Heiterkeit nicht fürder verhehlen, denn er hatte ihre Wange gebleicht, das Feuer ihres schönen Auges gelöscht, die hohe, edle Gestalt gebeugt. Des Vaters Blicken war diese Veränderung nicht entgangen. Sorglich hatte er das geliebte Kind beobachtet, weil er wähnte, ein körperlich Leiden trage sie. Aber seit Welf's Abwesenheit, seit der Ruf erscholl von einem neuen Kreuzzuge, hatte ihr Zustand sich sichtlich verschlim-

wert, und auch des Vaters heiterer Sinn war mit Bertha's Wohlsein gewichen. Er war besorgt in ihr Gemach getreten. Da kniete Bertha vor einem Bilde der heiligen Jungfrau und betete, und ihrer selbst und Alles außer ihr vergessend, betete sie laut, von heftigem Schluchzen unterbrochen: „O, gib Frieden meinem Herzen, Heilige, gib ihm Frieden! Laß es nicht brechen bei dem Schmerze der Trennung. O, nimm in deinen Schutz den Streiter seines Sohnes. Wahre du sein Haupt vor den feindlichen Schwertern. Laß ihn wiederkehren an mein Herz. Sollte er fallen, o, so nimm mich zu dir, zu ihm!“ Sie schluchzte lauter und lauter. Krampfhaft drückte sie die gefalteten Hände vor die kummervolle Brust und senkte das Haupt. Dann erhob sie es wieder. „Bin ich strafbar, daß ich ihn so unendlich liebe? O, du Heilige liebtest ja so unendlich deinen Sohn, so ich den Bruder!“ Bei diesen Worten der Jungfrau schüttelte ein eisiger Schauer den Greis, der überrascht von dem Anblick, ergriffen und im Innersten bewegt von dem Gebete seines Kindes, mit gefalteten Händen dastand. Wie Fieberfrost schüttelte es ihn. Leise trat er zurück, wie er gekommen, die Betende sich selbst überlassend. Die Scene, deren unbemerkter Zeuge er gewesen, hatte alle die Räthsel mit einem Male furchtbar gelöst. Ihm war eine Gewißheit geworden, die er wohl manchmal geahnt, öfter gefürchtet hatte, ohne sie sich selbst jedoch zugestanden zu haben. Mit allen den Gefühlen, die in ihm wogten, mit allen den Gedanken, die seinen Kopf durchkreuzten, trat er in das Gemach und seufzte tief aus dem Innersten seiner Seele: „Herr, Herr! bleibe bei mir, denn es will Nacht werden!“ Er schritt mit sich selbst im Kampf auf und nieder, und konnte nicht die ruhige Ueberlegung gewinnen. „Elfriede, Elfriede!“ rief er mit gebrochener Stimme, „du Vollendete, bete für dein Kind und das meine! — O, des furchtbaren Schicksals! Soll das einzige Herz brechen, das noch mein ist? Fluch dem Buben, der deine Ehre raubte, Fluch ihm ewig!“ Er schritt wieder heftiger auf und nieder. „Sie liebt ihn,“ sagte er nach einer Pause, ruhiger geworden, „sie liebt ihn, und diese

Liebe iſt nicht die Geſchwiſterliebe, ſie iſt die reine Liebe der Jungfrau zu dem Jüngling ihrer Wahl! Warum wollte ich der Natur ihre Rechte nehmen? Warum mußte ich ihn meinen Sohn nennen und als Bruder ihn zu Bertha geſellen? O, wie glücklich könnte ich jetzt ſein! — Und doch? — Vergib mir, Elfriede, vergib mir, daß ich den heiligen Eid bereue, den ich dir geſchworen! War es nicht der Schweſter Ehre, unſeres Stammes Ehre, unſeres Wappens Reinheit, die mich verpflichtete, der Unwahrheit den Stempel der Wahrheit aufzudrücken und ihn meinen Sohn zu nennen, der der Baſtard eines Elenden war? — — Was ſoll ich beginnen? Soll ich Welfen, ſoll ich Bertha'n ein Geheimniß enthüllen, das die Schranken niederreißt, die ſie trennen, und ſoll dann Bertha's Herz brechen, wenn Welf fällt?" — — — Er rieb ſich angſtvoll den kalten Schweiß von der Stirne, ſaß eine Weile nachdenkend — dann fuhr er auf und rief aus: „Wer aber löſt meinen Eid? Soll ich eidbrüchig werden?" — „Das verhüte Gott!" ſprach eintretend und des Ritters letzte Worte vernehmend, Benedikt, des Ritters vieljähriger Freund und Beichtvater, von ihm hochverehrt ob ſeines Edelmuths und ſeiner Frömmigkeit. Benedikt war Abt eines nahen Kloſters. Auch zu ihm war die Kunde von Welf's Entſchluß gedrungen. Er kam, dem Greiſe Glück zu wünſchen, und ſo es Noth thäte, Troſt zu ſpenden.

„Ihr ſeid mir ein Engel des Herrn heute," redete ihn mit einem, um Vieles erleichterten Herzen, der Ritter an, ihm die Hand bietend zum traulichen Willkommen. — „Aber was habt Ihr doch, Ritter," fragte mit herzgewinnender Freundlichkeit der fromme Benedikt, „daß Ihr im Zweifel ſtandet, eidbrüchig, alſo untreu und unwahr gegen den Allmächtigen zu werden? — Ich will nicht glauben, daß ſolches Euer Ernſt war, denn dafür möchte ich Bürge werden, daß mit ſolcher Sünde Euer Herz nichts gemein hat!" —

„Ihr, der Vertraute meines Herzens, Ihr, vor dem meine Seele in ihren geheimſten Falten offenbar iſt," ſprach jetzt ernſt und wehmüthig der Ritter, „Ihr mögt entſcheiden, was die Pflicht

mir geboren. Euch will ich mein Herz ausschütten: Ihr wisset, daß Welf nicht mein Sohn, daß er die Frucht einer getäuschten Liebe meiner Elfriede war, die lange und schwer geblüht für den Fehltritt. Euch ist es bekannt, wie ich den Knaben als den Zwillingsbruder Bertha gelten ließ, weil gerade meine vollendete Gattin auf der Fahrt aus Sachsen in Erfurt mir Bertha gebar, als Welf erst wenig Tage alt war. Ihr billigtet diese Handlung, da sie Elfriedens Ehre schützte, unseres Stammes Ehre erhielt und so mein Wappen unbefleckt blieb. Ich hielt meinen Schwur. Ich vergaß in der Liebe zu dem herrlichen Knaben, daß er mein Kind nicht war — er war es durch die Bande der Liebe. Beruhigt hierüber starb meine Schwester ruhig und freudig. Jetzt erst wird mir zur furchtbaren Gewißheit, was meine Seele gefürchtet, geahnet, Euch oft vertraut, daß — Bertha's Liebe zu Welfen mehr ist, als die Liebe der Schwester zum Bruder. Ihr Herz hängt mit einer unendlichen Liebe an Welf, es bricht, fürchte ich, wenn Welf scheidet. Darf ich das Geheimniß enthüllen, darf ich Bertha's Liebe billigen? O, wie glücklich könnte ich sein, wenn der Ehe heiliges Band sie umschlänge, und ich die Enkel schaukeln könnte auf meinen alten Knieen? — Entscheidet, ich bitte Euch!" — Während dieser Rede saß Benedikt im ernsten Sinnen. Er hatte des Ritters Rede mit angestrengter Aufmerksamkeit angehört. Sein Herz, das an Beider Wohl und Wehe den innigsten Antheil nahm, war bewegt durch diese Entdeckung. Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ihr müßt schweigen, mein alter Freund. — Fraget Euch selbst, wird Bertha glücklicher, wenn Ihr das Geheimniß enthüllet? Auch Welf liebt die Jungfrau, das habe auch ich schon längst erkannt. Aber Welf hat im frommen Eifer für seines Heilandes Ehre das Kreuz genommen. Wird er das aufgeben?" „Er wird, er darf nicht!" versetzte mit gebrochener Stimme der Ritter. „Wohlan denn," fuhr Benedikt fort, „wollet Ihr ihm den Gang der Pflicht erschweren, wollet Ihr sein Herz mit einer irdischen Liebe entflammen, da jetzt seine Liebe eine geheiligte ist? Wollet

Ihr Bertha's Herz mit einer Hoffnung beglücken, die vielleicht auf Erden nicht ihre Erfüllung findet? O, laßt sie in dem Glauben, als seien sie Geschwister. Lasset ihren Herzen den goldenen Frieden. Und kehret einst Welf, wie es Gott gnädiglich fügen wolle! kehret einst Welf heim, dann ist ihre Liebe erprobt, und glühet sie noch in ihren Herzen, wohlan, dann laßt uns sie krönen durch der Ehe heiliges Band!"

Da faltete der Ritter seine Hände, und sein Auge richtete er gen Himmel und sprach: „So hilf du, Herr, und laß es wohl gelingen!" Und eine große Thräne rollte in den grauen Bart. „Amen," sprach Benedikt gerührt, des Greisens Rechte fassend; „seid getrost, der Herr wird auch Bertha's Seele Frieden geben! Wo ist sie?" — „Sie betet in ihrem Kämmerlein," versetzte der Ritter. „O, dann seid ruhig, mein Freund!" tröstete der Abt, „dann hat sie selbst das untrüglichste Heilmittel gefunden für ihres Herzens Weh; denn wo die irdische Hoffnung bleicht, da gibt das Gebet die himmlische dem Herzen; und wo der Menschen Trost versiegt, da flößt des Gebetes Gotteskraft eine Ruhe in das kummervolle Herz, die unzerstörbar ist, und gibt ihm einen Muth, der Alles erträgt, und eine Demuth, die Alles duldet, selbst die Dornenkrone des tiefsten Schmerzes."

Und also gab der fromme Mann den Frieden und die Ruhe dem Herzen des Greisens wieder, indem er ihn selbst den Ausweg aus dem Labyrinthe finden ließ. Und lange saßen sie noch in trauriger Zwiesprach, und immer fester wurde in des Ritters Seele der Entschluß, zu schweigen. Aber im Stillen betete er zu Gott um Bertha's Ruhe und Glück. Der Mittag war heraufgekommen unterdessen. Hier lächelte der blaue Himmel auf die noch todte Erde, und der Sonne erste warme, belebende Strahlen fielen durch die großen bemalten Fenster in die Gemächer der Burg. Bertha hatte im hausmütterlichen Berufe gewirkt. Des Herzens Weh hatte das fromme Gebet gelindert. So trat sie bleich — aber mit dem sanften Lächeln frommer Ergebung in das Gemach, wo der Vater

und der fromme Abt noch immer im Gespräche dasaßen. — „Der Herr sei mit Dir, und gebe Dir Frieden und Freude!“ sprach sanft der Abt, die Jungfrau segnend, die den frommen Gruß erwiederte und hinzusetzte: „Deß bedarf ich wohl, ehrwürdiger Vater!“ „Und warum, meine Bertha?“ versetzte Jener, „warum? Sollte Dein Herz nicht voll heiliger Freude sein ob des Heiles, dessen Welf gewürdigt wird? Möchtest Du denn, daß der Bruder hier in träger Ruhe weile, während Tausende von Gattin und Kind, von Vater und Mutter scheiden, um das heilige Grab zu befreien von der Ungläubigen unheiliger Hand? Willst Du trauern, wo ihm des Glaubens Ehre gebeut zu ziehen? Willst Du verzagen, wenn er im Schutze des Herrn und seiner Heiligen dahingeht, zu fechten für eine heilige Sache? Oder säheſt Du lieber, daß er eiteln Ruhm erkämpfe in den heimischen Zwisten und Fehden, und siegen über Brüder, über Christen? das sei ferne von Dir. Dem Mann ist es Pflicht zu handeln für eine heilige Sache, und so es Noth thut, selbst zu bluten, und zu siegen über andere Wünsche. Das Weib muß beten, und beruhigen und ermuthigen, wenn der christliche Kämpfer feig genug wäre, hier zurückzubleiben, wo das Heiligste auf dem Spiele steht. Fühlst Du, erkennst Du das nicht?“ — „Ich erkenne, ich fühle es, mein Vater; aber wollet Ihr der Schwester Herz verdammen, wenn ihm die Trennung von dem geliebten Bruder wehe thut, die vielleicht eine ewige ist? — das wollet nicht!“ — „Eine ewige?“ fragte verweisend in sanftem Tone der Abt. „Gibt es denn eine ewige Trennung, Bertha? Stehet nicht Welf im Schutze des Herrn, für den er streitet? Und fällt er im heiligen Kampfe, so bist Du nicht ewig getrennt, so siehst Du ihn da wieder, wo unser Aller Heimath, unser Vaterhaus ist. Bertha, bedenke das!“ — „Es ist mein letzter Trost, wenn die Hoffnung irdischen Wiedersehens zu Grabe geht,“ lispelte die Jungfrau, während eine Thräne ihr Auge umflorte.

Und über dem einfachen Imbiß, zu dem sie jetzt gingen, sprach im väterlichen Tone der Abt weiter, und flößte neue Kraft Bertha's

Seele ein. Der Abt ſah, wie nöthig ſeine Gegenwart ſei. Er blieb. Und als ſie am Nachmittage traulich im Gemache ſaßen und Benedikt ihnen die Greuel, die auf der heiligen Stätte ſich ereigneten, erzählte, und Bertha in der Niſche des Bogenfenſters ſaß und für den geliebten Bruder eine himmelblaue Schärpe mit ſilbernen Kreuzen ſtickte, da rief ſie plötzlich freudig, ihres Leidens vergeſſend, aus: „Er kommt, er kommt!“ Und ehe noch der Abt und der Ritter ſich erhoben hatten, war ſie ſchon hinausgeflogen und die Stiegen hinab, den Geliebten zu begrüßen, der eben vom Pferde ſtieg, das die frohlockenden Knechte ihm hielten.

„Kommſt Du endlich?“ rief ſie, ſeinen Hals mit ihren Armen umſchlingend. „Ach, wie oft habe ich mich vom Söller nach Dir umgeſehen und konnte Dich doch nicht herbeiholen!“ Welf küßte die Holde und ſagte, die Locken ihr von der Stirne ſtreichend: „Nun haſt Du mich ja wieder, Du Gute! Was macht der Vater?“ In dieſem Augenblicke fiel Welf's Mantel zurück und das rothe Kreuz auf ſeiner Schulter fiel ihr in's Auge. Sie erbleichte, ſie wankte, und Stadion, der bisher von ihr gänzlich unbeachtet, zitternd vor Grimm ob dieſer Nichtachtung, dageſtanden hatte, fing ſie auf. Sie ſtarrte ihn an. „Welf,“ rief ſie, „o nimm mich in Deinen Arm.“ Welf ſtand da wie eine Bildſäule, ſo war er erſchrocken. „Was iſt Dir, meine Bertha?“ rief er jetzt angſtvoll, ſie auf ſeine Achſel hebend und mit der geliebten Laſt die Treppe hinaufeilend. Bertha erholte ſich wieder. Die beiden Greiſe, die Zeugen des Auftritts durch die Fenſter geweſen waren, kamen ihnen angſtvoll entgegen. Bertha hing weinend in Welf's Armen. „So willſt Du wirklich ziehen, mein Bruder?“ fragte ſie mit einer klagenden Stimme. „O, könnte ich mit Dir!“ — Die Worte drangen wie ein Schwert durch des Jünglings Seele und raubten ihm die heitere Stimmung wieder, die das Wiederſehen der geliebten Schweſter und des Vaters, und das Bewußtſein der Erfüllung einer hochheiligen Pflicht durch ſeinen Zug ihm gegeben. Ernſt und ſtill ſaß er neben Bertha, und nur Benedikt's frommes und ſalbungsvolles

Wort richtete seine Seele auf. Allein der nahende Trennungstag, den Stadion's Treiben noch näher rückte, breitete eine Wehmuth über sie aus, die diesem allein fremd blieb, in dessen Brust eine unauslöschliche Bitterkeit eingezogen war. Nur der alte Ritter war muthiger als Alle. Eine jugendliche Heiterkeit schien ihn zu beleben. Er pries Welfen glücklich. Er wünschte nur noch einmal die erloschene Jugendkraft zurück, um auch gleich ihm den Zug zu des Glaubens Ehre machen zu können; und diese Stimmung des Vaters regte Welf's Glaubensmuth von Neuem auf, und selbst Bertha's Schmerz schien sanfter zu werden. Aber was sie heimlich litt, was ihr Herz empfand, wenn die Männer von den Thaten sprachen, mit denen die Jünglinge ihren Namen ehren würden, das sah kein Auge, als das des Allwissenden, vor dem sie ihrer Seele Schmerz in heiliger Andacht ausströmen ließ, zu dem sie für Welfen betete. Es schien, als wolle sie die wenigen Stunden, die sie noch um den geliebten Bruder war, erkaufen; denn sie begleitete ihn wie sein Schatten. Sie war thätig, mit ihm die Vorkehrungen treffen zu helfen, und mochte auch ihr Herz bluten, mochten ihre Thränen rinnen, sie ließ sich's nicht nehmen. Noch einmal besuchten Beide Arm in Arm die Orte, wo sie in und um die Burg bei den Spielen ihrer Kindheit so harmlos glücklich gewesen waren. Noch einmal versetzten sie sich in jene lieblichen Tage zurück. Kein Plätzchen blieb unbesucht. Von dem Saale, wo der Ahnen Bilder hingen, wo Beide in sinnigem Beschauen vor Elfriedens und Bertha's Mutter Bilde so oft gestanden, unwissend, wie nahe das Bild den Jüngling anging — bis zu den alten Eichen, an deren Fuße sie so oft unter des Vaters oder Kurt's Augen gespielt hatten, gingen sie alle durch ihre Liebe geheiligten Orte durch, und bei jedem seufzte Bertha: „Wann wirst Du wiederkehren?!" — Dann tröstete sie Welf mit einer Hoffnung, an der er selbst mit ahnungsvollen Schauern zweifelte. —

Greifenklau's Dienstmannen und Reisige sammelten sich allmälig. Stadion war von seiner elterlichen Burg mit einer Anzahl

Welfigen zurückgekehrt. Drei von der edlen Familie der Kämmerer von Worms fanden sich bei Greifenklau ein mit ihrem Mannen, und brachten die Kunde, wie unweit Leiningen es schon wimmele von Kreuzfahrern. Sie hatten Alle schon ihr Lebewohl den Lieben der Heimath gesagt. In ihren Herzen glühte das Feuer einer edlen Begeisterung. Für Welf's Gemüth war das regere Leben in den Mauern der Burg sehr wohlthätig. Er hatte jetzt nicht Zeit, seinen Gefühlen nachzuhängen; aber Bertha schlich wie ein Schatten umher. Nur für Welf hatte sie Augen, und nur um ihn war sie beschäftigt. Sie wußte nirgends Bescheid, denn ihre Seele hatte nur einen Gegenstand, der sie beschäftigte. — So kam der Scheidetag. Früh rüstete sich der Zug. Welf hatte die blaue, unter Thränen gestickte Schärpe Bertha's um seine Hüften. Er stand zwischen dem Vater und der Schwester, und hielt ihre Hände, und Alle waren stumm, und nur die Thränen, die ihnen entrannen, sprachen ihre Gefühle aus. Da trat Stadion herein und rief zum Scheiden, und die Hörner erklangen im Burghof. Und Welf kniete vor dem Vater nieder und vor dem Abt, und sie segneten ihn, und der Abt sprach: „Sei ein wackerer Streiter des Herrn. Zieh' hin mit Gott, und der Herr segne Deinen Ausgang und Eingang, und führe Dich wieder zurück in unsere Arme, auf daß Dir werde Deiner Thaten Lohn!" Der Jüngling erhob sich. Der Vater schloß ihn an seine Brust, dann Bertha. Krampfhaft hatte sie ihn umschlungen, und als der Vater ihre Arme wollte losmachen, da war sie kalt und bleich. Noch einen Kuß drückte Welf auf die kalten Lippen, dann eilte er die Treppen hinab, schwang sich in den Sattel, und das gespornte Roß flog pfeilschnell zu dem Thore hinaus.

4.

Es gibt keinen Zeitraum der Geschichte, wo menschliche Größe und Armseligkeit; Nationalhaß und Gemeingeist, Sclaverei und Freiheitssinn, frommer Glaube und überklugte Gleisnerei, Pflicht-

keit und unbegreifliche Dummheit, Verſchlagenheit und offene Ehrlichkeit, Heldengeiſt und Don Quixotterie, Tugend und Laſter in einem wunderbaren Gemiſch konnte gefunden werden, als den, welcher die Kreuzzüge umfaßt. Alle dieſe betrogenen Theile vereinigten ſich zu einem Ganzen; alle dieſe Tugenden und Laſter hatten Ein Ziel, aber jedes hatte wieder ſeine beſonderen Zwecke, deren Befriedigung es hoffte und erwartete von dem Zuge. So zogen ſie denn heran, die Züge aus nahen und fernen Gegenden, im ſeltſamſten Gemiſch von Tracht und Bewaffnung, und Bildung und Sprache. Doch war der größere Theil deutſchen Volkes. In der großen Ebene zwiſchen Speier und Worms wimmelte es von Kreuzfahrern; und was die Orte nicht faſſen konnten, das lagerte unter dem großen Himmelszelte, oder in Laubhütten, die man ſchnell errichtet. Da ſah man Greiſe und Männer, Knaben und Jünglinge, und Weiber und Mönche, und Ritter und Knappen. Die Luft zitterte vom Lärm und Geſchrei der Mißhandelten und Gewaltthäter, denn es war der Kreuzfahrer Grundſatz, daß Alles, was ſie fanden, ihnen ſei, und ein Gemeingut. Da fehlte es denn nicht an Händeln mit den Einwohnern der Ebene.

Auf Burg Leiningen aber war noch großer Tumult, denn da fanden ſich alle die Ritter, der beſſere Theil des Zuges überhaupt ein. Da wurde Kriegsrath gehalten und dennoch nichts beſchloſſen, denn die Ichſucht, die zu allen Zeiten des Elends und der Zwietracht Urheberin war, hatte auch hier ſchon ihren Spielraum gefunden. Durch Gottſchalk's Bemühungen gelang es endlich, ein Reſultat zu gewinnen. Emiko wurde als oberſter Feldherr erwählt und Gottſchalk ihm an die Seite geſtellt. Das geſammte Heer zählte fünfzehntauſend Mann, ohne das, was nebenbei lief, als Weiber und Knaben. Man theilte es in drei Heerhaufen. Reiffenberg und Welf Greifenklau befehligten den erſten, der ältere Geroldseck und der Landſchad von Steinach den zweiten, der Kämmerer Aelteſter und ein Gemmingen den dritten. Unter Welf ſollte Stadion kämpfen. Wie es ihn ſchmerzte, wie ſein Herz kochte, als er hier ſich wieder zurückgeſetzt ſah, wie dort bei der Geliebten, und das

Alles durch Einen, der in ſeinen Augen nicht mehr Verdienſte hatte, denn er, — das vermag kaum beſchrieben zu werden. Abgeſchloſſen in ſeinem Weſen, mürriſch und ſtill, in ſich Pläne ſchmiedend, ihn zu ſtürzen, und ſo ſeine glühende Rache zu befriedigen, war Stadion einer Maſchine gleich, die thut, wozu ſie eingerichtet wird. Er gehorchte — aber mit Zähneknirſchen. Im Aeußern war alſo Friede und Ordnung gewonnen. Die Heerhaufen wurden geordnet und unter jubelndem Jauchzen und frommen Ceremonien wurde der Zug begonnen. — Aber ſchon ſeine erſten Schritte bezeichneten Greuelthaten. Gottſchalk hatte in des wilden Emiko's Seele ein Feuer angefacht, das verderblich wüthete. Aber nicht nur Emiko, ſondern auch der größere Theil der Kreuzfahrer war davon ergriffen. Die Einbildungskraft dieſer Horden war voll von den Mißhandlungen, welche die Chriſten in Paläſtina erlitten, und ſie entzündete ſich noch mehr bei dem Anblicke des Volkes, das ohne Heimath in aller Welt herumirret, ſeit es ſein Kanaan verlor. Begierde nach Beute bot dem Fanatismus die Hand, und die wilden Horden ſchwangen die Geißel gräßlicher Verfolgung über ein bemitleidenswerthes Volk. Es wurde ſchrecklich mißhandelt. So wurde der Zug begonnen, wie konnte er geſegnet ſein?

Die edleren Männer ſchauderten. Welf's Herz blutete. Er beſtrafte die Wüthendſten, aber es war vergeblich. Selbſt Stadion war an Emiko's Seite. Seine Rache fand Nahrung. Im Kriegsrathe zu Mainz zog Welf ſein Schwert gegen Emiko, und nur Gottſchalk's Machtwort rettete den Jüngling. Allein das bewirkten doch die Beſſern unter Welf's Anführung, daß dem Schlachten des unglücklichen Volks Einhalt gethan wurde. Aber wer wollte die Räubereien alle hindern, die dieſe Auswürfe der Menſchheit begingen. Blut und Raub bezeichnete die Wege, die ſie durch Deutſchland gingen. Der Fluch von Tauſenden folgte ihnen. Und dennoch wuchs der Haufen, denn was Verworfenes dieſſeit und jenſeit des Rheines wohnte, das ſchloß ſich an ſie an, in der Hoffnung reicher Beute, der Befreiung von ihren Schulden und Sünden.

Die schaudervollen Ereignisse, denen er Zeuge gewesen war, und die er nicht hatte hindern können, hatten tief Welf's edles Herz empört. Die Sehnsucht nach Bertha, nach dem alten Vaterhause in dieser düstern Stimmung ihn mit unaussprechlicher Gewalt ergriffen. Er haßte den blutgierigen Emiko, er verabscheute den wilden Gottschalk, dessen verworfenes Herz Welf bei den Judenverfolgungen, dessen thierische Leidenschaften und unheiliges Gemüth er bei so manchen empörenden Auftritten der Ausschweifung und Schwelgerei erkannt hatte. An Stadion hatte er sich betrogen, denn der Heuchler hatte die Larve gegen ihn abgeworfen und trat nun als sein erklärter Widersacher auf. Die Edeln unter dem Haufen hielten sich zu Welf — aber ihre Zahl war klein; Stetes Ankämpfen gegen Stadion's Ränke, stetes Aufstehen gegen Emiko's Pläne machten ihm das Leben bitter, und oft schlich sich die Reue in sein Gemüth, daß er mit solchen Menschen den Zug unternommen. Rückkehren konnte er nicht, ohne einen heiligen Schwur, in Gottschalk's Hände auf Leiningen geleistet, zu brechen, ohne den Schein der Feigheit auf sich zu laden. Darum zog er ohne Theilnahme, ohne Lust mit, und in Stunden einsamer Betrachtung beengte eine bange, eine seltsame Ahnung sein Herz, von der er sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte; und je näher sie Ungarns Grenzen kamen, desto öfter beschlich ihn diese Ahnung und eine daraus hervorgehende ähnliche Stimmung. — Reiffenberg und seine Freunde, die sich zu Welf hielten und mit ihren Mannen die Nachhut des Heeres bildeten, waren in einer beinahe ähnlichen Stimmung, obgleich das Abenteuerliche des Lebens der Kreuzfahrer, nachdem das Blutvergießen aufgehört hatte, dem Ersteren mehr und mehr zuzusagen begann. Gottschalk's Scharfsinn sah die Entzweiungen mit allen verderblichen Folgen voraus, denn Peters Schicksale in Ungarns Wäldern waren ihm nicht unbekannt geblieben. Thätig, wie er war, ließ er nichts unversucht, ein gutes Verhältniß unter den Heerführern wieder herzustellen. An Ungarns Grenze waren ihm Malevill e's Schrecken, recht grell und fürchterlich geschildert, vor

die Seele getreten. Er suchte Emiko's Gemüth zur Aussöhnung zu bringen, er stellte ihm alle die Folgen einer solchen Zwietracht vor, indem er ihm die nicht eben wohlwollende Stimmung der Ungarn gegen die Kreuzfahrer schilderte, deren verderbliche Unbesonnenheit Peters Heer beinahe aufgerieben hätte.

Eine Versammlung der Führer bewirkte endlich sein rastloser Eifer. Aber bei dieser Zusammenkunft bekundete sich der Geist, der sie beseelte. Am Abend vor diesem Tage hatten sich bei Welf die Ritter Reissenberg, Gemmingen, Landschad Hohengeroldseck und die Kämmerer von Worms eingefunden und einmüthig beschlossen, ihren Heerhaufen von den übrigen zu trennen und auf ihre Faust den Zug durch Ungarn und Bulgarien zu machen. Vereint traten sie mit finsteren Mienen in Gottschalk's und Emiko's Zelt, wo diese Beiden, Stadion und ihre Genossen, schon ihrer harrten. Gottschalk nahm das Wort. Er entwickelte mit fliegender Beredsamkeit die Gefahren der Spaltungen im Heere. Nicht ohne Tadel gedachte er der verübten Greuel, wollte aber sich und Emiko rein waschen von der Blutschuld. Eine Weile hatten Alle still und aufmerksam der Rede des Mönchs ihr Ohr geliehen; jetzt aber trat Welf hervor. — „Wohl ist es übel," hob er an, „daß Spaltungen unter uns herrschen; um so übler, da der Ungarn feindliche Stimmung uns den Durchzug dürfte schwierig machen; aber nicht länger können wir gemeinsam mit einem entmenschten, gottlosen Haufen ziehen, nicht länger wollen wir gemeinsame Sache mit denen, auf welchen der Fluch des Himmels ruht, machen. Für uns wollen wir hinziehen in's heilige Land. Für uns einen Durchzug uns verschaffen. Mögen Eure räuberischen Horden fortan freveln, so mögen sie selbst büßen unter der Ungarn Schwert." — Er trat zurück und enger zusammen rückten die Edlen, die eines Sinnes waren mit ihm. Emiko und Stadion und Gottschalk erbleichten um die Wette. Das hatten sie nicht erwartet. Eine unheimliche Pause entstand. Da faßte sich Gottschalk wieder. „Ist das Eure Gesinnung?" fragte er ernst. Die Ritter neigten sich bejahend.

„So also wollet Ihr den Schwur halten, den Ihr geleistet in Priesters Hand? Ihr wollet Euch trennen, Ihr, die Ihr die besten Reisigen habet, und uns Preis geben der Ungarn Wuth! O, dann Wehe über Euch, die Ihr die Sache des Herrn verkaffet. Wehe über Euch, die Ihr den unter günstigen Aussichten begonnenen Zug jetzt störet in seinem Fortgang! Doch — nein, es ist nicht Euer Wille! Lasset uns tilgen die Entzweiung, lasset uns brüderlich uns einigen. Vergessen sei, was dahinten ist. Ein Sinn belebe uns, dann ist der Herr mit uns!" So sprach er. Und Emiko machte den Vorschlag, ein ernstes und strenges Gebot unter dem Heer ausgehen zu lassen, und dem die Todesstrafe zu drohen, der frevle im Ungarland, und nicht treu und redlich zahle, was er an Lebensmitteln kaufe. Reiffenberg war der Erste, welcher zustimmte dem Vorschlag Emiko's; die Uebrigen waren noch unentschlossen; aber sie vermochten nicht zu widerstehen den Bitten Gottschalk's und selbst Emiko's, der seinen Stolz brach und dringend bat um Vereinigung und festes Zusammenhalten. Die Einigkeit war hergestellt; aber nun galt's, einen Entschluß zu fassen, wie man es mit dem Durchzuge durch Kálomann's, des Ungarkönigs Reich halten wollte.

„Nicht als Feinde dürfen wir handeln," rieth Welf. „Laßt uns eine Gesandtschaft an den König senden, und bitten um einen friedlichen Durchzug und um freundliche Behandlung, so wie um Darreichung von Lebensmitteln gegen billige Zahlung."

„Also sei es!" sprachen die Ritter, und Emiko war es, der vorschlug, „man möge Welfen und Gottschalk an des Königs Hoflager senden, dort das Nöthige zu veranlassen."

Und mochte Welf bescheidentlich seine Jugend und Unerfahrenheit vorschützen, es stimmten Alle in des Grafen Vorschlag ein, und schon am nächsten Morgen zog der Mönch und Welf in ansehnlicher Begleitung ab, ihren Auftrag zu erfüllen.

5.

Die Mähr' von dem neuen Zuge der Kreuzfahrer, der ſich den Grenzen des Reiches nähere, war von allen Seiten zu den Ohren Kalomann's gekommen. Der tauſendzüngige Ruf hatte der Kreuzfahrer Anzahl bis in die Hunderttauſende vergrößert. Die Sache, über die Kalomann und ſeine Magnaten zuerſt als über eine ihnen unbegreifliche Verrücktheit gelacht hatte, wurde ihnen jetzt bedenklich. Man überlegte ſehr ernſt, was in dieſem Falle zu thun ſei. Als eben Kalomann im Rathe ſeiner Magnaten ſaß und die Botſchaften anhörte, trat ein Diener ein, des Kreuzheeres Geſandtſchaft meldend. Kalomann ließ ſie vor ſich beſcheiden, und bald traten, geführt von einem alten vornehmen Ungar, herein Gottſchalk in ſeinem Mönchsgewande, mit allen ſeinen Abzeichen geſchmückt, und neben ihm mit einem Achtung gebietenden Anſtand ein hoher Ritter im blanken Stahlharniſch, umgürtet mit einer blauen Binde voll ſilberner Kreuze und einem gewaltigen Schwerte. Sein Haupt deckte ein glänzender Helm mit einem wallenden Reiherbuſche, deſſen Viſir geſchloſſen war. Der Ungar, der ſie hereinbegleitet, richtete in deutſcher Rede die in ſeines Königs Auftrag ausgeſprochene Frage an ſie: „Wer ſie ſeien? von wannen ſie kämen, und was ſie begehrten?" — „Von des Rheines Ufern," nahm Gottſchalk das Wort, „kommen wir in chriſtlichem Eifer und frommem Sinne, hinzuziehen nach Jeruſalem, um von der Ungläubigen Hand zu befreien das heilige Grab des Herrn. Keine feindliche Abſicht bringet uns an Eures Reiches Grenzen. Fromm, wie unſere Abſicht, iſt unſer Thun. Wir wünſchen einen friedlichen Durchzug durch das Ungarland, und flehen, daß Ihr Euren Unterthanen gebieten möget, uns darzureichen von ihrem Ueberfluſſe gegen billige Zahlung, was wir zu unſeres Lebens Friſtung bedürfen." Der alte Ungar dollmetſchte des Mönchs Rede dem König und ſeinem Rathe. Bedenklichkeiten erhoben ſich hier vielfach. Man erinnerte ſich Peters und der Seinen Ausſchweifung und Mißhandlung. Man

konnte es wahrnehmen, daß der Dollmetscher sich der Kreuzfahrer annahm. „Es sind gutmüthige und ehrliche Deutsche," sprach er, „und nicht des üppigen Frankenlands Insassen: Lasset sie ziehen!" — Seine Bitte fand Eingang; doch berathschlagte man noch lange über die Bedingungen, und endlich sprach der Magnate: „Ihr möget durchziehen durch das Ungarland in Frieden, soferne Ihr als die Gesandten Eures Herrn versprechet, daß Euer Volk ehre ungarisches Eigenthum und nicht frevelnd es verletze, daß Euer Volk das Leben unseres Volkes nicht antaste, und redlich zahle, was es empfängt von den Unserigen."

„Wir geloben's feierlich!" sprachen jetzt, ihre Hände erhebend, Gottschalk und Welf. — Doch kaum waren die Worte über ihre Lippen, noch waren ihre Rechte schwörend erhoben, als man Außen Tumult vernahm und mehrere Magnaten hereintraten, verkündend, daß aus den Grenzprovinzen Gesandtschaften so eben anlangten, die schnell ein geneigtes Gehör begehrten. Welf und Gottschalk, die der Slaven Mundart nicht verstanden, traten auf des dollmetschenden Greises Wink auf die Seite, und hereintraten Ungarn, deren wildes Aeußere, deren blutige Gewänder nur blutige und schreckliche Mähre erwarten ließen. Gottschalk's Herz pochte von einer bösen Ahnung, und unsicher irrte sein Blick umher, das Gefährliche seiner Lage erwägend. Welf's Seele ahnte nichts Arges, denn sein Vertrauen auf die Menschheit war sehr fest, obwohl er so viele Greuel und Ausschweifungen Zeuge gewesen war. Er hatte Emiko's Wort, und dem traute er. Bald aber sagten auch ihm der Ungarn und ihres Königs rachegluhende Blicke, hier handle es sich um sie. Er schob rasch sein Visir weg und blickte muthig in die immer zornigerwerdenden Gesichter und wartete ungeduldig des Bescheids, der kommen mußte, indeß dicke Tropfen des Angstschweißes auf Gottschalk's Stirne standen. Jetzt hatten die Gesandten geendet. Der Magnate wandte sich zu ihnen und hob an: „Also spricht mein Herr, der König: Ihr seid Heuchler und Betrüger, denn Ihr wollet hintergehen mich und meinen Rath und die Großen meines Volkes.

Ihr schnödest Frevlen und Rache zu, und während dessen wüthen Eure Horden in meinem Reiche schlimmer wie Feinde, und rauben und morden mit unmenschlicher Grausamkeit. Also seid Ihr verfallen meinem Blutbann." Da zitterte Gottschalk sichtlich und er vermochte nicht mehr, sich aufrecht zu erhalten. Er sank auf seine Kniee und flehte um sein Leben. Da richtete Welf sich stolz empor und blickte verächtlich auf den Mönch: „Hast Du nicht sterben gelernt in Deinen Klostermauern?" herrschte er ihm zu, trat dann einen Schritt vor und sprach: „Mag es sein, daß vielleicht Etliche wider Sitte und Recht handelten von unserem Volke, sprechet darum kein Urtheil über Alle! Sie werden ihre Strafe erleiden und fortan nicht mehr schänden das heilige Zeichen, das sie schmückt. Wir aber sind hier als Gesandte, und unsere heiligen Rechte müsset Ihr ehren, und so Ihr es nicht wollet, so soll wenigstens mein Leben Euch theuer zu stehen kommen!" Mit diesen Worten funkelte das Schwert in seiner Rechten, und er stand da, kühn und muthig die Angreifenden erwartend. Da aber funkelten der Ungarn Klingen auch und sie stürzten auf Welfen ein. Doch der dolmetschende Magnate, der mit einem rührenden Ausdruck in Welf's Gesicht geblickt und in dieser Anschauung ganz versunken war, hielt, jetzt gleichsam zum Selbstbewußtsein erwachend, sie zurück. Er verständigte sie über des Jünglings Worte. Er wollte ihre Zornesgluth besänftigen; aber umsonst. „Er hat das Schwert gezogen in des Königs Gegenwart, er ist des Todes schuldig!" riefen Alle. Jetzt wandte sich der Greis sanft bittend zu Welf: „Stecke ein, Jüngling, Dein Schwert; ich bitte Dich. Gib Dich gefangen, Du machest Dein Schicksal also nur schlimmer!" Er bat so rührend, daß Welf nicht wußte, was ihm geschah. Er steckte sein Schwert in die Scheide, löste es ab und reichte es dem Manne dar. Und Fesseln brachten sie nun, und seine Hände wurden gebunden und er und Gottschalk wurden abgeführt in einen dunklen, feuchten Kerker, wo wenig Stroh ihr kümmerlich Lager war. — Immer noch hoffte Welf, es werde sich aufklären und das Heer gerechtfertigt erscheinen. Aber Gottschalk,

der ein besserer Menschenkenner war als der Jüngling, fragte unter Beben: „Meint Ihr denn, daß die, die längst des Teufels waren, nun auf einmal Engel geworden seien?“ Auch Welf's Vertrauen schlug dies nieder. „Und Ihr habt,“ zankte Gottschalk, „durch Euren unbesonnenen Eifer die Sache gänzlich verdorben. Wir werden bluten müssen und unser edles Werk geht unter.“ „Edel?“ — dehnte der Jüngling, „ist es edel, so geht's nimmer unter. Nur Muth. Auch aus Kerkers Banden kann der Herr erretten. Und ist's nicht, wohlan, so laßt uns muthig und Gott ergeben der Welt Valet sagen!“ Gottschalk gefiel das nicht. Er brummte heimlich noch lang, als schon Welf mit dem reinen Bewußtsein, trotz seiner Fesseln, in die süßen Arme des Schlafes gesunken war, und träumte von Bertha'n und dem Vater, und vom fröhlichen Wiedersehen.

Der Anblick Welf's hatte auf Jaroslav, so hieß der Magnate, welcher des Deutschen kundig war, einen seltsamen Eindruck gemacht. Der Greis, wenn man einen Mann so nennen konnte, dessen Körperkraft, trotz seiner sechzig Jahre, noch ungeschwächt war, und welchen nur das weiße Haar als einen Alten bezeichnete, schien seitdem tief bewegt. Die Stille, mit welcher er der tumultuarischen Rathsversammlung beiwohnte, fiel selbst seinem König auf. Er nahm an den Berathungen keinen Antheil. Der starre Blick und der wehmüthig ernste Ausdruck seiner Mienen gaben kund, daß er an frühere schmerzliche Auftritte seines Lebens zurückdachte. Für nichts, was vorging, hatte er Sinn. Ohne zu wissen, was er that, gab er seine Zustimmung zu dem Bluturtheil gegen die Gesandten des Kreuzheeres; aber desto heftiger auch erschrack er, als er, zur Besinnung gekommen, vernahm, was er gebilligt hatte.

Die beiden Gesandten im Kerker verlebten einen grauenvollen Tag. Gottschalk seufzte, weinte, betete, fluchte und jammerte abwechselnd über sein ungünstiges Geschick und über Welf's Brausekopf. Voll tiefer Verachtung schwieg Welf; desto mehr aber ergrimmte der Mönch, der in Welfen einen Stab suchte, an welchem er seine gesunkene Seelenstärke wieder emporrichten wollte.

Welf ſah ruhig der Stunde entgegen, wo ſein Haupt fallen ſollte. Wenn etwas ihm ſeiner Seele Heiterkeit trübte, ſo war es das Andenken an ſeine geliebte Bertha und ſeinen alten Vater. Ein von Außen ſehr ſtürmiſcher Tag ging vorüber in ſteter geſpannter Erwartung deſſen, was kommen ſollte. Eine noch ſtürmiſchere Nacht folgte dem Tage. Finſter und regneriſch war es draußen; das Kerkergewürme kroch eiskalt an den Gefangenen herum und pfiffe ſchauerlich in die Kerkerfinſterniß hinein, ſo daß es ſelbſt Welfen anfing unheimlich zu werden. Ganz nahe ihrem Kerker rief der Todtenvogel ſein ſchreckliches: „Komm' mit! komm' mit!“ welches denn Gottſchalk's Blut erſtarren machte. Dumpf hörten ſie jetzt Tritte in der Nähe ihres Kerkers. „Sie kommen!“ ſeufzte der Mönch und ſeine Zähne klapperten fürchterlich. Er rückte dicht an Welf, als wolle er Schutz ſuchen bei ihm. Dieſer aber hatte jetzt keinen Sinn für den Mönch. Die Nähe des Todes trat doch ſchauerlich auch vor ſeine Seele; denn wo ſchlägt ein jugendlich Herz, ſo muthvoll, ſo fromm es auch ſei, das nicht das Leben mit ſeinen Armen liebevoll umfaßt und es nicht gerne feſthalten möchte? Die Hoffnungen des jugendlichen Herzens ſind viel zu reich und ſchön, als daß es ihnen ohne Schmerz entſagen könnte. „Warum,“ ſo ſeufzte jetzt Welf in ſich hinein, „warum hat der edle Ungar, deſſen ganzes Weſen mich ſo gewaltig zu ihm hinzog und ihm eine ſo entſcheidende Macht über meinen Willen gab, warum hat er nicht unſere Rechte vertheidigt?“ — Jetzt wurde behutſam der Schlüſſel umgedreht im roſtigen Schloſſe, die eiſerne Thüre knarrte, und eine hohe Geſtalt ſtieg, im Dunkel umhertappend, die Treppe herab, und zog dann erſt unter dem ſie umwallenden Mantel eine Leuchte heraus. „Ihr ſeid frei!“ ſprach jetzt eine wohlbekannte Stimme. „Folget mir!“ Das Wort „frei“ wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf den Mönch. Er ſprang frohlockend auf, ſo daß der Bote des Heils ihm Stille anempfehlen mußte. Auch Welf richtete ſich mit erleichtertem Herzen auf. „Sind wir durch ordentlichen Spruch frei?“ fragte

ernst. Der Mann leuchtete ihm in's Antlitz und starrte ihn an. „Was soll die seltsame Frage jetzt?“ versetzte er. „Genug, ich bringe Euch Freiheit!“ „Nicht genug!“ sagte Welf. „Fliehen wie ein Feigling mag ich nicht, und lieber —“ „Willst Du sterben?“ fiel der Ungar ein, „sterben, wo Deine Brüder in unbeschreiblicher Noth sind? Weißt Du, daß ein furchtbar Heer gegen sie anrückt?“ — „Ist das wahr?“ fragte gespannt Welf, „o, dann komm', dann ruft eine heiligere Pflicht!“ „Narr Du!“ brummte der Mönch, „der Du lieber sterben willst, als fliehen. Ich bin anderer Meinung! Komme ich nur mit heiler Haut aus dieser Löwengrube, so will ich nicht lange fragen: wie und wodurch?“ —

Der Führer empfahl Stille, und schritt dann durch die stürmische Regennacht mit ihnen rüstig fürbaß. Im Dunkel folgten Beide, denn die Leuchte hatte der Ungar wieder verborgen, um desto unbemerkter von dannen zu kommen. So ging es eine gute Viertelstunde fort über das Feld und über Wiesen. Dann hielt der Ungar an und horchte, ob Niemand folge. Alles war still, nur die Nachtvögel schwirrten und krächzten schauerlich in den heulenden Wind. Jetzt nahm er die Leuchte heraus. Sie waren auf einem breiten Wege. Der Hochwald, der sie jetzt in seinen Schutz nahm, ließ Welfen den Weg erkennen, den sie gekommen waren, ihre Botschaft auszurichten. Noch eine gute Strecke gingen sie still und schnell fort, dann lichtete sich der Wald und der Ungar pfiff schneidend auf seinen Fingern. Aus weiter Ferne wurde der Pfiff erwiedert. Rüstiger ging's nun über das Haidekraut und durch niederes Strauchwerk, bis sie endlich an die Stelle kamen, wo Pferde und einige Leute ihrer harrten.

„Gottlob, daß Ihr da seid, Junker!“ frohlockte Kurt, Welf's alter Diener, der allein zurückgeblieben war, als bei den tumultuarischen Auftritten die übrige Begleitung in der Verwirrung unbeachtet entfloh. Er schüttelte Welf's Hand freudig. „O, wie viel Angst habe ich Eurethalben ausgestanden. Segne Gott Euren Retter!“ Der Ungar ließ ihn nicht weiter reden. „Schwingt Euch

in die Bügel!" rief er, „und zieht im Schutze Gottes weiter; dort ist Euer Führer." Welf wollte gerührt danken, aber der Mann war schon in der Nacht verschwunden. Ihn jagend schwangen sie sich auf die Rosse, und trabten in geflügelter Eile die Straße nach, die der Führer ihnen voranritt.

„Das war einmal eine Gesandschaft übernommen," sprach, begeistert durch die Erinnerung der Gefahr, in der sein Haupt geschwebt, der Mönch, „und nie wieder! Kommen ähnliche Fälle, so mag Emiko selbst hinziehen. Ich will mein Leben also nicht wieder auf's schwankende Spiel setzen." So wenig es Welfen um's Lachen war, so konnte er doch dem Lachreiz, den des Mönchs Rede bei ihm erweckte, nicht widerstehen! — Der Regen hatte allmälig nachgelassen. Der Wind hatte sich in ein sanftes Wehen verwandelt. Der Wald hatte sein Ende erreicht. Noch immer aber war der Rabenmantel der Nacht über die Gegend gebreitet, durch welche sie zogen. Als sie aus dem Walde herausritten, war an zwei Stellen der Himmel gluthig roth. „Das ist Brand!" riefen Alle zugleich aus. Der Ungarführer blickte dahin — deutete dann knirschend und kopfschüttelnd auf das Kreuz, welches Welf's Rüstung zierte, indem er seine Leuchte darauf hielt. Und Alle verstummten ob der verständlichen Pantomime, und Welf faltete leise seine Hände und seufzte gen Himmel: „O, du heilige Religion, du Himmelgeborene, zu welchen entsetzlichen Greueln liehst du schon deinen Namen! O, strafe sie nicht in deinem Zorn, Herr, die Gottlosen!" Und er blickte seufzend auf das Kreuz auf seiner Schulter, und ritt mit einem unaussprechlichen bitteren Gefühle die Straße dahin. Und Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

Dicke Nebel stiegen jetzt von der feuchten Erde in großen Massen auf. Es wurde heller. In Osten röthete sich der Himmel, des Tages Herrin verkündend. Fliehende Ungarn begegneten ihnen, beladen mit dem Wenigen, was sie vor der Kreuzfahrer Raubsucht bewahrt hatten. Die Weiber trugen weinende Kinder. Jetzt hielt der Führer an. Er deutete auf die Flüchtlinge, dann in die

Gegend in östlicher Richtung hinaus, als wolle er sagen: „Seht hier den Beweis, daß Ihr in der Nähe der Curigen seid"; wandte dann sein Roß, und jagte, das Thier spornend, in aller Eile zurück.

Welf's Herz war zerrissen. Gottschalk selbst war betroffen, und ritt still, unter sich blickend, dahin. Nur Kurt fluchte mit deutscher Kraft auf die Kreuzfahrer, die also verführen in Freundes Land. An den brennenden Dörfern vorüber zogen die drei Reiter, und hatten kaum den Muth, auf die Brandstätten zu blicken, so drückte sie das Schamgefühl nieder. Gegen Mittag fanden sie die letzte Abtheilung des Heeres, unter Reiffenberg's Führung. Frohlockend empfing er sie. „Ich hielt Euch für verloren, Greifenklau!" rief er aus, „denn Eure muthigen Begleiter kamen und brachten die Kunde, Ihr würdet enthauptet. Nun," setzte er hinzu, „so weh mir es that, so konnte ich doch den Ungarn so etwas nicht verargen, denn es ist schrecklich, wie das Volk wirthschaftet; die Judengreuel am Rheine sind nur ein schwaches Vorspiel dieser Verheerungen gewesen!" — „Warum aber thatet Ihr ihnen nicht Einhalt?" fragte Welf zornig. „Einhalt thun?" spottete der Ritter. „Wenn die Führer mit gutem Beispiele vorangehen, wie es Emiko und Stadion thaten, wie will man dann das Volk strafen? O, Ihr hättet die Freude sehen sollen, als man Euern Tod als wahrscheinlich meldete. Unser Volk that nichts der Art, denn wir hatten die Todesstrafe auf jede Unthat gesetzt!" — „Wohl Euch!" erwiederte schwer betrübt Welf, „wohl Euch! Und Wehe über die Wüthriche."

„Wie aber seid Ihr denn der Gefahr entgangen?" fragte neugierig der Ritter weiter. „Das laßt Euch von dem redseligen Mönch erzählen, wenn ihm die Todesangst nicht die Zunge gelähmt hat!" versetzte Welf, und Reiffenberg wandte sich zu Gottschalk, der eben aus der Flasche eines Reisigen einige kräftige Züge that, und nun, begeistert von des Ungarweins Gluth, die Abenteuer, sich und seinen Muth herausstreichend, dem lachenden Reiffenberg erzählte. — „Euch hat der Herr wunderbar errettet," sagte Reiffenberg, sich wieder zu dem, in stiller Betrübniß versunkenen Welf wendend,

„Lob und Dank sei ihm dafür! Aber wißt Ihr denn auch, wie es um uns steht, junger Freund? — Die Ungarn," fuhr er, sich selbst antwortend, fort, „haben sich gerüstet, uns zu bekämpfen, und wir werden in diesen Tagen wohl manchen harten Strauß zu bestehen haben." — „Wohl weiß ich es," entgegnete dumpf der Jüngling; „die Strafe des Himmels wird nicht ausbleiben! Gottlob, ich bin schuldlos an diesen Greueln, aber bald ist mir's leid, daß ich nicht in meinem Kerker blieb und den Tod fand; ich hätte dann doch nicht Zeuge dieser Schandthaten sein müssen. Vielleicht finde ich ein ehrlich Grab auf dem Schlachtfelde, daß ich so ein Dasein ende, das mir ein Abscheu wird!" „Das verhüte Gott!" rief Reiffenberg gerührt aus; „es thut der guten Sache Noth, daß edle Kämpfer, wie Ihr, übrig bleiben!"

6.

Die Nachricht von der Ungarn Heranziehen wirkte auf die Kreuzfahrer wie das Berühren auf die Mimosa pudica. Sie waren wie zerschmettert, denn sie fürchteten Beides, die Strafe des Himmels und die Rache des mißhandelten Volkes; und sie fürchteten Beides mit Recht; denn fürchterlich zeugten die Leichname der ermordeten Ungarn, die Wunden der Mißhandelten, die reiche Beute, welche die Sieger über Frauen, Kinder und Wehrlose belastete, und die Brandstätten und rauchenden Trümmer einst blühender Dörfer und Städte gegen sie, und forderten den Himmel zur Strafe, und das wehrhafte Volk der Ungarn zu blutiger Rache auf. Gepeitscht von der Furcht, floh in wilder, regelloser Eile das Heer der Kreuzfahrer durch die Berge und Wälder des Ungarlandes, bis sie endlich unweit Belgrad eine weite Ebene erreichten, und vor Erschöpfung nicht weiter konnten. Dort lagerten sie sich, glaubend, der Ungarn Kriegsheer sei noch weit hinter ihnen zurück. Diesmal aber hatten sie sich getäuscht; denn als die Nacht herabsank, da verkündete das dumpfe Geräusch und die Menge der erglühenden Feuer rings um

sie herum, daß in ihrer Nähe ein furchtbares Heer, größtentheils berittener Ungarn stehe. Man rief die Ritter in Emiko's Zelt zum Kriegsrath. Wild und trotzig trat er ihnen entgegen. „Es gilt jetzt Sieg oder Tod!" sprach er, „denn die Feinde umgeben uns, die —" „Unsere Freunde sein könnten, wenn Vernunft und Mäßigung Eure Schritte geleitet hätten!" warf ihm Welf bitter ein. Mochte Emiko das Gerechte dieses Vorwurfs fühlen — er unterdrückte seinen Zorn und erwiederte: „Zu Vorwürfen ist es jetzt nicht Zeit, laßt uns berathen, was zu thun sei!" Es war nur ein Rath, das Heer zu ermuthigen, eine feste Stellung einzunehmen, und so den Kampf um Leben und Freiheit auf gutes Glück hin zu wagen. Gottschalk, nebst den Priestern und Mönchen, die bei dem Heere waren, unternahmen dies nebst den Rittern. Alles gerieth jetzt in Bewegung im Lager der Kreuzfahrer. Die Mönche hielten feurige Reden an das Volk. Das Wort der Ritter entflammte sie. Sie erkannten Alle, daß nur in einem verzweifelten Muth ihr Heil und ihre Rettung liege, da an Flucht nicht zu denken war. So bemeisterte sich ihrer der starre Trotz der Verzweiflung. An Ruhe dachte Niemand. Emiko und die übrigen Führer ordneten die Schaaren. Sie nahmen auf den nahen Hügeln eine feste Stellung noch in dieser Nacht ein, so geräuschlos, als es sich immerhin bei einer solchen Masse thun ließ, und erwarteten in trotziger Ruhe den kommenden Tag. Endlich graute er. Die Nebel, die sich auf die Ebene gesenkt hatten, fielen als Thau nieder, und in hehrer Pracht stieg die Sonne über die östlichen Berge herauf und zeigte beide Heere in ihrer Ehrfurcht gebietenden Stellung. Die Ungarn stutzten und staunten. Sie hatten eine regellose Menge erwartet; jetzt stand ein wohlgeordnetes Heer ihnen gegenüber. König Kalomann rief seine Heerführer zum Rathe zusammen, denn er selbst stand an seines Heeres Spitze. Lange überlegten sie, was man beginnen solle; ob man sie einschließen und durch Hunger, oder in offener Feldschlacht aufreiben sollte. Endlich siegte der machiavellistische Rath, dies Gesindel sei der Ehre eines Treffens nicht werth, und

wenn man jemals Treulosigkeit im Kriege gestatten könnte, so wäre sie gegen Treulose verzeihlich, die keine Schonung verdienten. Der Einzige unter den Magnaten, der diesem Rathe sich widersetzte, war Jaroslaw — aber seine Stimme war die eines Predigers in der Wüste. — er wurde überstimmt, und der Rath ging durch. Man wollte Gesandte zu den Kreuzfahrern senden mit verstellten Friedensvorschlägen, um sie zu täuschen und den Sieg desto gewisser zu machen.

In banger Ahnung standen die Kreuzfahrer da, denn die feindlichen Streitkräfte entwickelten sich jetzt furchtbar in der Ebene. Da erschienen plötzlich unter Vortragung einer schneeweißen Standarte drei Abgeordnete der Ungarn und begehrten eine Unterredung mit dem Heerführer. Emiko ließ sie vor sich, und die Ungarn sprachen: „Der König der Ungarn läßt Euch großmüthig die Wahl zwischen Krieg und Frieden. Aus der unzähligen Menge derer, die Ihr zum Streit gerüstet sehet, könnet Ihr urtheilen, welche Wahl Euch die Klugheit gebeugt. König Kalomann will lieber Frieden als Krieg; denn wohl weiß er, daß unter den Tausenden viele Unschuldige sind. Jenen will er dieserwegen Gnade widerfahren lassen. Der Preis, den er fordert für diese Huld, ist, daß Ihr Eure Waffen so lange niederleget, bis geschlossen ist ein dauerhafter Vertrag zwischen uns und Euch. Dies Zeichen des Friedens wird auch uns entwaffnen. Ihr möget wohl prüfen, was wir Euch bieten, und unterdessen werden wir Euch, als Zeichen unserer friedfertigen Gesinnung, Lebensmittel in Fülle senden!“ Also sprachen sie und schieden.

Dieser Antrag warf die Fackel des Zwistes in das Heer der Kreuzfahrer. Die Führer waren getheilt. Welf führte das Wort für die Klügern, auf deren Seite alle Ritter der Pfalz und ein großer Theil der übrigen standen. — „Soll man uns als Ueberwundene betrachten?“ sprach Welf muthig. „Sind wir Geschlagene, denen man solche Wahl zwischen Untergang und Frieden stellt? Es ist eine List, zu grob ersonnen, als daß wir sie nicht durchschauen

konnten. Wer will seine Waffen niederlegen und so sich seiner Feinde Gewalt überliefern? Schmach dem Feigling, der das will!" Aber auf Seiten Emiko's standen die Mönche, zitternd vor offener Feldschlacht. Sie trauten den Worten des Königs. Das Versprechen der zu sendenden Lebensmittel blieb unerfüllt. Der Hunger hatte sie abgemattet. Da fand der Mönche Wort Eingang in den Gemüthern, und die Mittagssonne spiegelte sich in dem ungeheueren Haufen der Waffen, die sie in ihrer Unbesonnenheit niederlegten. Nur ein kleiner Theil des Heeres blieb kampfgerüstet. Jetzt brachte man Lebensmittel in Ueberfluß. Die Gierigen fielen wie Verhungernde darüber her, und der Ungarwein beraubte sie völlig ihrer Fassung. Kaum sahen die Ungarn ihrer Wünsche Erfüllung, als sie wie wüthend über die Wehrlosen herfielen und ein Blutbad begannen, dessen Beispiel selten gefunden werden darf. Wohl lief Alles nach den Waffen, wohl gelang es einem Theile derselben, sich ihrer wieder zu bemeistern, aber sie waren trunken und vermochten nicht Widerstand zu leisten. Der gerüstete Theil des Heeres focht mit beispielloser Tapferkeit. Welf, auf's Heftigste erzürnt ob solchem Verrath, glich dem Würgengel, der nur mordet, ohne Barmherzigkeit. Seine Wuth führte ihn in das tiefste Gewimmel der ungleichen Schlacht. Da traf er auf Jaroslav. Aber er kannte ihn nicht, denn auch sein Visir war geschlossen. Beide kämpften mit Heldenmuth. Da führte Jaroslav einen Hieb auf Welf's Helm, daß das Visir aufsprang, und in diesem Augenblicke klirrte seine Klinge und brach in zwei Theile. Welf's Gesicht erblickend, erbleichte er. „Gott im Himmel!" rief er, „willst Du so vergelten!" Da erkannte ihn Welf an dem wohlbekannten Klang der Stimme. Er warf kräftig sein Pferd herum, und stürzte mit dem Ruf: „Mit Wehrlosen kämpft der Deutsche nicht!" tiefer in das Schlachtgewimmel, und bald sank sein Roß, und er, überdeckt von unzähligen Wunden, schloß sein Auge, leblos dahinsinkend. Und weiter und weiter hinaus in die Ebene brauste die Schlacht, und blutig ging die Sonne endlich, müde, des unmenschlichen Würgens Beschauerin zu sein, unter.

Und auf dem Schlachtfelde, das diesen Namen verdiente, lagen dreizehntausend gemordete Kreuzfahrer, und unter ihnen Emiko und Gottschalk, und alle die Edlen, die mit freudigem Heldenmuthe gefochten hatten an Welf's Seite, und die, die den Tag des Jammers überlebten, irrten in Ungarns Wildnissen umher und fanden durch Hunger und Feindes Hand den Tod, und nur Wenige erreichten die Heimath wieder. Jubelnd zogen die Ungarn über das Schlachtfeld zurück, das, gräßlich vom Mond erleuchtet, vor ihnen lag, ein schauderhafter Zeuge menschlicher Unbesonnenheit, Feigheit und hinterlistiger Verrätherei, und das Volk wühlte unter den Todten und raubte wieder, was ihnen geraubt war, und kehrte schwer mit Beute beladen in die Heimath zurück.

Es war Mitternacht, und frische Kühle wehte über das blutige Schlachtfeld, das vom Röcheln und Wimmern wiederhallte. Der Mond stand voll und klar mit seinen tausend Begleitern am Himmelszelte; da schlug Welf das Auge auf und das Bewußtsein kehrte ihm wieder. Blutend aus vielen Wunden, fühlte er sich unendlich matt und schwach. Ueber ihm lag sein Roß, doch so, daß seine Last auf anderen Leichnamen mehr ruhte. Alle seine Kräfte strengte er an, um sich heraus zu arbeiten. Es gelang ihm. Er richtete sich empor, blickte über das ungeheuere Leichenfeld und schauderte. „So also," rief er seufzend aus, „so mußtet ihr enden! So mußte ein Zug enden, der mit Sünden begonnen war! Du bist gerecht, Allvater," seufzte er, „und strafest die Sünder, wie sie's verdienten! Aber was ist aus Euch geworden, Ihr Edlen?" Er blickte umher, da lag Reiffenberg an seiner Seite mit gespaltetem Schädel, und dort der edle Landschad. Welf hielt die Hände vor seine Augen, und eine Thräne der Wehmuth, geweint den Edlen, floß über seine Wangen! „O, warum muß ich denn Euch überleben, warum?" In diesem Augenblicke wankte eine blutige Gestalt auf ihn zu. „Lebt Ihr, mein Junker?" fragte mit leiser Stimme der alte Kurt, „o, dann will ich ja gerne sterben!" Mit diesen Worten sank der Treue zu Welf's Füßen

nieder. „Kurt, mein Kurt!“ rief zitternd der Jüngling, „o, stirb nicht!“ Er richtete ihn auf. Kurt blutete heftig. Des eigenen Schmerzes vergessend, hob er ihn auf, legte ihn auf sein todtes Roß, riß Reiffenberg's Harnisch auf und von seinem Wamms ein Stück herab, des Treuen Wunde zu verbinden. Es gelang ihm. Dann löste er seinen Harnisch ab, wand Bertha's Binde um sein blutendes Haupt, nahm Reiffenberg's Helm und wankte zu einer Quelle hin, deren Rieseln er vernahm. Dort schöpfte er, erquickte sich, und brachte durch das Wasser auch Kurt wieder zu sich. Beide verbanden sich nun mit wetteifernder Liebe. Sie irrten über das Schlachtfeld hin zu dem Orte nahe an den waldigen Hügeln, wo das unbedachtsame Volk die Lebensmittel der Ungarn genossen hatte, und aus dem Blute hoben sie das Brod auf und genossen's, und stärkten sich also wieder zu ihrer Wanderung.

7.

Fünf Tage hindurch waren sie in Ungarns unwegsamen und unwirthbaren Waldgebirgen umhergeirrt, ohne ein menschliches Wesen gefunden zu haben. Mit Wurzeln und wilden Beeren hatten sie ihr Leben kümmerlich gefristet. Ein dichter Wald umgab sie. An dem Fuß eines Baumes hatten sie die laue Juninacht zugebracht; aber der Schlaf hatte die ermatteten Wanderer nicht gestärkt, nur mehr fühlten sie ihre Schwäche, und besonders war der alte Kurt nicht mehr Meister über sich; er konnte nicht mehr weiter. „Laßt mich hier in Euren Armen sterben, mein edler Junker!“ sprach er leise; „ich bin Euch nur zur Last. Gehet Ihr weiter, bis daß Ihr Menschen findet, und Gott gebe! auch Menschlichkeit und Erbarmen!“ „Das sei ferne von mir,“ erwiederte gerührt Welf, „daß ich Dich verlassen sollte, Du treue Seele! mein, mit Dir sterben will ich, oder mit Dir gerettet werden!“ Und trotz alles Widerstrebens des alten Dieners lud ihn Welf auf seine ermatteten Schultern und trug ihn fürbaß. Nicht lange war er so gewandert,

da hörten sie Menschenstimmen. Freudig belebte das des Jünglings Kräfte. Süß klang der fremden Sprache Klang in seinen Ohren. Es waren Menschen. Er hatte vergessen, daß es Feinde waren. Bald trafen sie auf ungarische Bauern, die Holz fällten; aber kaum erblickten sie diese, kaum sahen sie das rothe, verhängnißvolle Kreuz auf ihren Kleidern, als sie racheschnaubend mit geschwungenen Aexten auf sie zu rannten. Schon waren sie nahe, schon erwartete Welf den Todesstreich, als sie plötzlich ihre Aexte senkten und scheu zurück traten. Welf wandte sich um — und — vor ihm stand Jaroslav. „Du hier?" fragte der Ungar mit mildem Tone. „Bist Du entgangen den Schwertern unseres ungerechten Volkes?" — Welf blickte ihn kalt an. „Warum laßt Ihr nicht diese da uns den Todesstreich geben?" fragte er bitter. „Lasset das Maß Eurer Schande voll werden und die Wehrlosen tödten, denen das Leben eine unerträgliche Last ist!" — „Ich fühle Deinen gerechten Vorwurf, Jüngling!" sprach wehmüthig, ihn mit einem liebevollen Blicke betrachtend, der Magnate; „allein Du bist ungerecht, da Du dem Einzelnen entgelten lässest die Schandthat seines Volkes, gegen die er muthig, doch vergeblich, ankämpfte! Komm mit mir, mein Sohn! Lerne den Ungar lieben, wenn Du die Ungarn hasssest. Dein guter Stern führte Dich auf mein Gebiet. Dein Leiden soll geendet sein!" Er rief den Bauern. Sie trugen den kranken Knaben. Jaroslav unterstützte den ermatteten Jüngling, und so wanderten sie einen Fußpfad dahin. Bald wurde der Wald lichter, und auf einem sonnigen Hügel vor ihnen lag des Magnaten Burg. Dahin führte er sie. Die Diener leisteten ihnen Beistand. Jaroslaw selbst war unermüdet thätig, und bald lagen die beiden unglücklichen Flüchtlinge auf sanften Ruhebetten, und der Schlaf senkte sich zum ersten Mal erquickend auf ihre Augen, denn der Schmerz ihrer noch nicht geheilten Wunden war durch Verband, Reinigung, wohlthätige Heilmittel gelindert. Aber die Ruhe, die sie jetzt genossen, die bessere Lebensart war für sie nicht zuträglich. Beide erkrankten. Jaroslav kam nicht von Welf's Bett. Er entsagte dem Schlaf

und wachte bei ihm, und in den Stunden nächtlicher Stille saß er am Lager und seufzte, und seine Seele lebte in der Vergangenheit mehr als in der Gegenwart. Der Greis war nicht glücklich. Ein geheimer Schmerz hatte ihn auf allen Wegen seines Lebens begleitet. Er war nie vermählt, und seit er von einer Sendung Kalomann's an des deutschen Königs Hoflager zurückgekehrt war, wo ihn lange Zeit sein Auftrag festgehalten hatte, konnte auch kein weibliches Wesen mehr sein Herz rühren, ob er gleich damals in den schönsten Jahren männlicher Vollkraft und Blüthe stand. Er hatte später noch einmal eine Reise nach Deutschland gemacht, war lange dort geblieben, ohne daß Jemand einen Grund wußte, und nur schwermüthiger kehrte er in sein väterlich Erbe, die Baronie Szegedin, zurück, und lebte einsam, von allem Verkehr mit seines Gleichen getrennt. — Kalomann, der den brauchbarsten seiner Magnaten hochschätzte, zog ihn an seinen Hof zurück, bewies ihm viel Vertrauen, und stellte ihn hoch über seine Standesgenossen. Und dennoch war er nicht glücklich. Noch in seinem Alter mußte er das Schwankende der Fürstengunst schmerzlich erfahren. Er war es, auf den man den nicht ungerechten Verdacht der Beförderung der Flucht Welf's und Gottschalk's geworfen hatte. Er war es, der heftig gegen die Hinterlist protestirte, die man gegen die Kreuzfahrer ausübte. Das hatte ihm des Königs Ungnade zugezogen, und der verdiente, alte, treue Diener, der des Volkes Heil als die höchste Aufgabe seines Wirkens betrachtete, und nur in diesem Geiste gewirkt hatte, wurde nach kaum geendigter Schlacht vom Hofe verbannt.

So sehr solch Unrecht auch den Freiherrn schmerzte, er ging gern in die ländliche Ruhe zurück, denn in seinem Innern waren alle Wunden aufgerissen worden durch Welf's Anblick, die auf's Neue bluteten, und ihn dem geselligen Leben entfremdeten. Denn sah er glückliche Gatten, glückliche Mütter und Väter, dann ergriff ihn eine Wehmuth und eine stille Schwermuth, die nur nach Einsamkeit und Zurückgezogenheit sich sehnte. Welf's Züge hatten einen

tiefen Eindruck auf ihn gemacht vom ersten Augenblick an, da er ihn sah, und bei dem Zusammentreffen mit dem Jüngling in der mörderischen Schlacht wurden auf's Neue jene geheimen Saiten seines Innern angeschlagen. Er fühlte sich mit einer innigen Liebe zu Welfen hingezogen. Um so größer war jetzt seine Angst, seine Besorgniß, um so herzlicher aber auch seine Freude, als das Fieber, welches Welfen heimgesucht hatte, nun ihn verließ, und das jugendliche Feuer wieder in dem Auge des Jünglings zu glühen, das frische Roth der Gesundheit wieder seine Wangen zu schmücken begann. Welf fand die Liebe des ihm fremden, aber ihm dennoch durch einen geheimen Zug seines Herzens theuren Mannes so edel, so uneigennützig, daß das Gefühl der Dankbarkeit der Liebe die Hand bot, und also ein Band aufrichtiger Zuneigung Beide umschlang, durch welches des Greises Stirne sich entwölkte, und er gleichsam neu belebt, ja verjüngt wurde. Auch Kurt genas durch sorgsame Pflege, und so fühlte sich denn bald Welf heimisch auf Szegedin.

Als Welf's Kräfte so weit zurückgekehrt waren, daß er das Gemach verlassen und in Gottes freier, reiner Luft lustwandeln konnte, nahm ihn der Magnate bei der Hand und führte ihn in den Garten, der das Schloß auf der einen Seite umgab. Die Blumen dufteten Wohlgerüche, die Vögel sangen ihre Lieder, der Himmel war wolkenlos und rein, und die Strahlen der Sonne sandten dem Genesenden wohlthätige Wärme. Welf's Herz war heiter und froh, es ergoß sich im innigsten Danke gegen Gott und Jaroslav. Dieser ging nachsinnend neben dem Jüngling. Forschend blickte er ihm von Zeit zu Zeit in das Auge. Es schien, als liege ihm Etwas auf dem Herzen, was ihn quälte, als liege ihm eine Frage auf der Zunge, die er sich auszusprechen vor sich selbst fürchtete. Welf bemerkte das. „Was ist Euch, mein Vater?" fragte er theilnehmend. Bei dem Worte „Vater" zuckte der Greis in sich zusammen. „Vater!" wiederholte er langsam; „o, mein Gott, mein Gott, wäre es möglich, daß dieser süße Name mich

beglücken sollte?!" — Welf sah ihn recht wehmüthig an. Der unglückliche Mann, der so vereinzelt im Leben dastand, der Niemanden um sich hatte als Miethlinge, jammerte ihn. Welf setzte sich auf eine Bank, die zur Ruhe einlud. Jaroslav stand mit verschränkten Armen vor ihm und blickte feuchten Auges ihn unverwandt an; dann hob er stockend an: „Ich habe eine Frage an Dich zu richten, Jüngling, die Du mir zu gute halten mußt, weil es dem Gastfreund nicht ziemt, den Gast um den Namen zu fragen; ich bitte Dich, sage mir Deinen Namen! Deine Züge rufen mir Menschen in's Andenken, die mir einst unendlich theuer waren — und — noch sind," setzte er leise hinzu, „denn ich war lange Zeit in Deinem Vaterlande!" —

„Welf von Greifenklau ist mein Name," versetzte Welf. „Vergebt, edler Mann, daß ich das Euch zu sagen vergaß."

„Greifenklau!?" rief der Ungar. „Allmächtiger Gott! Greifenklau!" Und er faltete seine Hände und erbleichte, und doch lebte eine unendliche Freude in seiner Brust. „Greifenklau heißest Du? Und wo, sprich, ich bitte Dich, wo ist Deine Heimath?"

„Am Rhein," sagte Welf, betroffen über des Ungarn seltsames Betragen. „Aber warum bewegt Euch der Name so? Kennt Ihr meinen Vater?" — „O, daß ich ihn kennte, und meinen Frieden wieder fände!" sprach Jaroslav leise in sich hinein. „Der Rhein!" wiederholte er dann laut; „ist das weit vom Sachsenlande?" — „Sehr weit," entgegnete Welf. „Lebt Dein Vater noch?" fragte gespannter der Magnate. „Ich verließ ihn wohlbehalten, und, so Gott will! lebt er noch," war Welf's Antwort. Jaroslav schwieg. Eine Weile ging er in tiefem Sinnen umher; dann kam er wieder zu Welfen. „Hatte Dein Vater Geschwister?" fragte er stotternd. „Zwei," erwiederte Welf; „einen Bruder, der in Italien fiel, und eine Schwester, die als Nonne starb." „Als Nonne? Sage, um Gotteswillen! wie hieß sie?" Immer gespannter wurde Welf. „Elfriede hieß sie!" — „Elfriede?" rief Jaroslav, „Elfriede!" und sank wider einen Baum und bedeckte die Augen

mit seiner Hand und schluchzte hörbar. „Todt? sagtest Du nicht so?“ hob er nach einer Weile, in der Welf seltsam gerührt und ergriffen war, wieder an. „Ihr scheint meine Familie näher zu kennen und Antheil an ihrem Geschicke zu nehmen. — Ja, Elfriede starb im Kloster Rupertsberg, von tiefem Weh zerrissen!“ Auf's Neue rannen des Greises Zähren. Er setzte sich zu Welfen und lehnte sein Haupt auf seine Schulter und weinte still, und auch Welf weinte, denn sein Herz war wunderbar von des Greises tiefem Schmerz ergriffen.

Lange saßen sie so: dann erhob sich der Ungar wieder. „Habe Geduld mit mir, Du theurer Jüngling,“ sprach er; „ach, Du ahnest nicht, wie nahe Du meinem Herzen stehest. Deine Worte haben alte Wunden neu aufgerissen. Dich, Dich hat der Himmel mir zugeführt. O, ich ahnete das! Als ich Dich zum ersten Male sah, da sprachen Deine Züge mich wunderbar an. Du, Du bist das Ebenbild Elfriedens.“ „Ihr kanntet sie also, meines Vater geliebte Schwester? — Ja, man sagte mir's oft seit meiner Kindheit, ich sei ihr Ebenbild.“ „Du bist's, mein Sohn! O, erzähle mir, ich bitte Dich, erzähle mir, was Du von Elfrieden weißt! Sie war nie vermählt?“ „Nie. Ich hörte einst von meinem Vater, eine unglückliche Begebenheit habe ihr Herz gebrochen; und seit sie aus Sachsen kam, wo sie bei der Gräfin von Plauen erzogen worden, lebte sie im Kloster Rupertsberg, wo sie starb.“ — „Ach,“ seufzte der Greis, und seine Thränen rannen wieder stromweise, „wie foltern Deine Worte, Jüngling! — Ich, ich habe ihr Herz gebrochen. O, Du Engel des Lichts, vergib es mir, ich war ja unschuldig! Ich suchte dich ja wieder mit liebendem Herzen, und fand dich nicht!“ Welf sah ihn groß an. „Ihr, Ihr brachet Elfriedens Herz, Ihr?“ fragte er überrascht. „Verdamme mich nicht, Kind,“ bat der bewegte Greis, „höre erst meine Schicksale, dann urtheile. — König Kalomann sandte mich an Deines Kaisers Hoflager in wichtigen Angelegenheiten. Ich zählte damals acht und zwanzig Jahre. An des Kaisers Hoflager lernte ich den jungen Grafen Heinrich von Plauen

kennen. Wir wurden bald Freunde, denn gleiche Gesinnung und gleiche Gefühle verbanden uns. Meine Sache zog sich am kaiserlichen Hof in's Weite. Ich mußte länger verweilen, als ich gedacht hatte. Graf Plauen reiste indeß auf sein Stammschloß. Ich begleitete ihn. Dort fand ich Elfrieden von Greifenklau und — liebte sie. Auch mir war Elfriede gut. Unser längeres Verweilen auf Plauen's Stammschloß brachte unsere Herzen näher. Elfriede liebte mich zärtlich und innig. — — Da rief mich mein Beruf plötzlich an das Hoflager zurück. Ich versprach Elfrieden wieder zu kehren und sie als Gattin heimzuführen in mein väterlich Erbe. Gott ist mein Zeuge, daß ich's redlich meinte! Ich mußte nach Ungarn zurück. Länger mußte ich dort am Hoflager des Königs weilen, als ich es wollte. Die Sehnsucht zog mich nach Deutschland. Sobald ich konnte, kehrte ich nach Deutschland zurück. Ach, es war zu spät. Ein Jahr war verflossen, seit ich Elfrieden gefunden hatte. Plauen's Mutter war todt. Er war mit einem Heereszuge des Kaisers nach Italien. Von Elfrieden wußte mir Niemand Auskunft zu geben. Eine Spur entdeckte ich von ihr. Ich verfolgte diese bis Erfurt — dort verlor ich sie gänzlich. Nach rastlosen Nachforschungen, die ich ein ganzes Jahr fortsetzte, konnte ich nichts mehr von ihr entdecken. Mit dem blutenden Herzen kehrte ich nach dem Vaterlande zurück. Meine Hoffnung war verschwunden, auch mein Friede und das Glück meines Lebens. Ihr blieb ich treu! Freudenlos ging ich meinen einsamen Lebensweg bis diese Stunde!" — Er hielt inne. „Armer, armer Mann!" seufzte Welf. „O, wie glücklich hätte ich sein können!" wehklagte Jaroslav. „Und Elfriede blieb auch mir treu?" — „Sie war Euch treu, denn sie wies alle Anträge ab und ging in's Kloster." — Männer, die in diesem Augenblicke nahten, unterbrachen das Gespräch. Jaroslav legte Welfen strenges Schweigen auf und Beide gingen vielfach bewegt in das Schloß zurück. — Welche Gedanken, welche Empfindungen erregte die Unterhaltung in Welf's Herzen! Er fühlte in diesem Augenblick, auch er könne so ein edles weibliches Wesen lieben und

ihr treu bleiben, wie der edle Greis. Zum ersten Male erwachte in seinem Herzen eine Sehnsucht, der er eigentlich keinen Namen geben konnte. Und seltsam! Bertha's Bild stand in aller seiner Lieblichkeit vor ihm. Aber ein heiliger Schauer rieselte durch seine Glieder. Sein besseres Gefühl, die heilige Stimme Gottes in seinem Herzen sagte ihm, Bertha'n dürfe er so nicht lieben, denn sie sei seine Schwester. Der Zustand seines Herzens war unbeschreiblich. Zu jenen Empfindungen gesellte sich die wehmüthige Theilnahme an des unglücklichen Jaroslav's Geschick, die wehmüthige Erinnerung an Elfriedens Weh, dessen oft sein Vater gedacht. Vor ihm stand Jaroslav gerechtfertigt. Schmerzlich war ihm die Erinnerung an den Fluch, den oft sein Vater über den ausgestoßen, der Elfriedens Herz gebrochen. Diese Bilder schwebten unvertilgbar in seinen Gedanken. Loszureißen von ihnen war ihm unmöglich. Gerne hätte er bei Kurt, der, als treuer alter Diener seiner Familie Elfrieden gekannt hatte, weitere Auskunft gesucht, aber er hatte dem edlen Manne sein Ritterwort gegeben, zu schweigen, und das durfte er nicht brechen.

8.

Den übrigen Theil des Tages war Jaroslav unsichtbar. Er hatte sich in sein Klosett zurückgezogen, seinen Empfindungen offenen Lauf zu lassen. Ach, wie lag es so schwer auf seinem Herzen, das Schicksal seiner Elfriede. Welche Ahnungen durchbebten ihn, welche Empfindungen durchkreuzten sein Herz, welche Zweifel marterten ihn! Es blieb ihm so Vieles dunkel in Elfriedens späterem Leben, und er konnte den Jüngling aber das nicht fragen, was eigentlich ihn so tief bewegte. In einer Stunde leidenschaftlicher Wallung hatte er und Elfriede das heilige Gesetz keuscher Sitte verletzt. Sie hatte die leise Ahnung der Mutterhoffnung ihm unter verzweiflungsvollem Jammer entdeckt, am Abend vor seinem Scheiden. Und er mußte eilends von dannen, und das widrige Geschick hielt

ihn länger in Ungern, als es seine namenlose Sehnsucht wagen konnte. Mit unaufhaltsamer Eile war er nach Deutschland geflogen, als er frei war von seinen drückenden Fesseln. Und Elfrieden, deren verlorene Ehre er vor dem Altar ihr feierlich wiedergeben wollte, fand er nicht mehr. Was war aus seinem Kinde geworden? Manchmal ergriff ihn eine leise Ahnung, als sei Welf sein Sohn. Aber er hatte so bestimmt seinen Vater genannt, daß Jaroslaw wieder zweifelte.

In diesen Stunden inneren Kampfes erinnerte er sich des alten Dieners, den Welf bei sich hatte, aus dessen Munde er gehört, daß dieser Welfen als Kind auf seinen Armen getragen. — Ein Lichtstrahl der Hoffnung fiel in das ihn umnachtende Dunkel. Er schickte seinen Diener nach Kurt und ließ ihn zu sich rufen. Erwartungsvoll trat der alte, treue Diener Greifenklau's in das Gemach. Er mußte sich zu dem Freiherrn setzen, der ihn um Nachrichten über Welf's Familie bat. „Ich habe Welf's Vater gekannt," sagte er, „mir liegt viel daran, von ihm zu hören." Kurt sah ihn forschend an. „Welf's Vater?" fragte er, „meinen alten Herrn verließen wir wohlauf." „Und Welf's Mutter?" „Ist längst todt!" erwiederte Kurt. „Hatte Greifenklau nicht eine Schwester?" „Elfrieden! Ja, die starb im Kloster."

„Unvermählt?" — „Sie starb unvermählt. Aber was sollen die seltsamen Fragen, Herr? Welf wird Euch das Alles schon gesagt haben."

„Wohl, Kurt; aber Welf weiß zu wenig von Elfriedens Schicksal, weißt Du nicht mehr? Wer führte sie aus Sachsen in die Heimath?" —

„Mein alter Herr und meine in Gott ruhende Herrin. Ich selbst war mit in Erfurt."

„Du? — O, dann weißt Du mehr: Alter, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich bei Deiner Liebe zu dem Jüngling, sprich, ist er Greifenklau's Sohn?" —

„Wie mögt Ihr zweifeln?"

„Ich habe gerechte Ursache, zu zweifeln. Ist er nicht der unglückliche Elfriede Sohn?“

„Gerechter Gott, woher wißt Ihr das?“

Jaroslav sprang auf. Alle seine Glieder bebten. Er faßte Kurt's Schultern mit seinen beiden Armen, blickte ihm durchbohrend in's Auge und rief: „Um Gott, ist er's?“

„Er ist Elfriedens Sohn, ja, er ist's. Möge Gott mir vergeben, daß ich ein Geheimniß verrathe, das ich zu wahren geschworen hatte.“

„O, du Heiliger!“ rief Jaroslav. „O Welf, Welf, du bist mein Sohn, mein Sohn! O, so täuschte mich meine Ahnung nicht. — Ich, ich bin Elfriedens Verführer, ich der Vater ihres Sohnes!“

Da stand Kurt bleich und sprachlos vor dem Mann, und seine Kniee bebten also, daß er in den Stuhl zurücksank. „Ihr also seid Welf's Vater? — O, so vergebe Euch Gott das Leiden der Unglücklichen, deren Lebensglück Ihr vergiftet habt!“

„Schweig, o schweig, Alter! Der über uns kennt den Jammer, den ich trug, kennt die Reue, die mich verfolgte, kennt das namenlose Weh, das ich empfand, seit jener unseligen Stunde. Er aber kennt auch meine edle Absicht, in der ich wieder nach Deutschland eilte, und — Elfrieden nicht mehr fand!“ — Jaroslav sank mitten im Gemach auf seine Kniee: „O, nimm meinen unaussprechlichen Dank, Vater!“ betete er, „der du mir, so nahe dem Grabe, die letzte Hoffnung gewährest! Und du, reiner, verklärter Geist meiner Elfriede, sieh' versöhnt auf mich nieder! An deinem, an meinem Kinde will ich gut machen, was ich verschuldet!“ — Und als er so betete, kniete Kurt neben ihm und sprach ein „Amen“ aus seiner Seele Innerstem.

Und nun war bei Jaroslav kein Halten mehr. Er eilte hinaus in Welf's Gemach, der noch im stillen Träumen beim matten Scheine seiner Lampe saß, das Haupt in die Hand gestützt. Er fuhr erschrocken auf, als Jaroslav so spät in sein Gemach stürzte. Dieser schloß ihn in seine Arme. „Mein Sohn, mein Sohn!“ rief

er aus mit jauchzender Stimme, und doch rannen seine Thränen. Und auch Kurt stand weinend daneben und nickte lächelnd dem Jüngling zu, der nicht wußte, was das sein sollte.

„Aber was beginnet Ihr?“ fragte er überrascht.

„Du bist mein Sohn, mein Welf! Elfriedens und mein Sohn!“

Welfen durchlief ein Schauer, denn ihm war's, als sei Jaroslav irre. Er bemühte sich, aus seinen Armen loszukommen.

„Willst Du mich nicht, willst Du Deinen Vater nicht anerkennen?“ rief dieser, und schloß ihn von Neuem an sein Herz.

„Aber, um Gott, sprecht, was soll das seltsame Wesen? Sprich, Kurt, antworte Du mir.“

„Ihr seid sein Sohn, edler Junker, glaubt's meinem Wort, ein graues Haupt lügt nicht, und der Scherz wäre strafbar.“

Da stand Welf wie vom Blitze getroffen, und es war ihm, als ginge vor ihm die Welt in Trümmer. — Er war keines Wortes mächtig. Kurt bat den Freiherrn, Welfen zur Besinnung kommen zu lassen. Und nun setzten sich Beide zu ihm, und Jaroslav erzählte und Kurt bekräftigte, das Unglaubliche dem staunenden, erschütterten Jüngling, der immer neue Zweifel erhob und nimmer ihre Lösung fand, und dennoch nicht wußte, wo er Licht finden sollte in diesem quälenden Chaos.

Nach und nach ruhiger geworden, entfaltete ihm Kurt das ganze Geheimniß, reichte ihm den Faden in diesem Labyrinthe. Da legte Welf sein Haupt an seines Vaters Brust und weinte, denn es schmerzte ihn unendlich, seinen Vater, an dem seine Seele von früher Jugend an liebevoll gehängt hatte, zu verlieren, und einen fremden so urplötzlich wiederzufinden, und jenem fremd zu sein. Er verlor in Bertha eine Schwester, die er so unendlich liebte. Er saß lange weinend in dieser Stellung. Ach, jetzt wurde ihm so Manches klar, was ihm früher dunkel gewesen war. Jetzt erinnerte er sich an Begebenheiten, an einzelne Reden, die er nicht verstanden, deren Sinn er aber jetzt klar und deutlich einsah. Jetzt fiel es

wie Schuppen von seinen Augen. Jetzt fühlte er erst, warum er Bertha's so innig geliebt. Jetzt dämmerte eine Hoffnung, leise und sanft, die er sich kaum zuzugestehen wagte.

Und die Tage, die nun kamen, waren Tage des Glückes, der Wehmuth, der Freude, der Hoffnung für Vater und Sohn, und Kurt sprach oft gerührt: „Herr, wie sind die Wege so wunderbar, auf denen du deine Kinder führst! Aber gehen sie auch durch Nacht und Finsterniß, so sind sie doch Licht, und gehen sie über Dornen, so sind's doch Wege der Liebe und des Glücks!“ Und er betrachtete das Kreuz auf seiner Schulter und sagte zu sich: „Du trügst nicht, du Zeichen des Schmerzes und der Wonne, denn beides brachtest du uns!“

9.

Einsam und still, öde und freudenleer war es auf der Burg des Ritters Greifenklau, seit Welf in's heilige Land gezogen war. Es fehlte dem Vater der sinnige Jüngling, dem er die Thaten seines Lebens und Abenteuer seiner Ritterzüge erzählen konnte, und Bertha fehlte Alles, denn Welf war ihr Alles gewesen. Für sie hatte das Leben keine andere Bedeutung mehr, als die Pflichterfüllung gegen den Vater, der sie so sehr liebte. Für ihn nur lebte sie noch. Von ihm ließ sie sich die Schlachten und das ganze blutige Kriegswerk schildern, und zitterte dann für ihren Welf, wenn sie der Gefahren gedachte, die ihm droheten. Kam Benedikt zu den Verwaisten herüber, erzählte er von dem heiligen Lande, wo er einst als frommer Pilger gewesen war, dann lauschte die Jungfrau, ganz Ohr, und dachte, jetzt wird vielleicht Welf da sein, wovon Benedikt erzählt. Und gedachte er der wilden, blutgierigen Muselmänner, dann bebte sie für den geliebten Bruder, und dennoch hörte sie nichts lieber als von den Oertlichkeiten und Verhältnissen des heiligen Landes erzählen, denn dadurch erhielt ihre Einbildungskraft immer neuen Stoff.

Schmerzlich hatte sie alle die Nachrichten von den blutigen

Ausschweifungen des Kreuzheeres ergriffen, die Verwüstung ihnen hinterbrachte. Ihr Bertha fand Welf die eifrigste Ehrenrettering und Vertheidigerin seiner Unschuld an diesen Greueln, wenn es irgend einer bedurft hätte; aber die beiden alten Freunde kannten ihren Liebling zu gut, als daß sie nicht hätten von seiner Unschuld überzeugt sein müssen. Als aber das Heer Deutschland verlassen hatte, blieb jegliche Kunde aus. Je länger dies währte, desto größere Besorgniß erfüllte Bertha's Herz. Der Schmerz, verbunden mit dieser steten Spannung, nagte sichtlich an ihrem Leben. Was ihren Kummer um vieles vermehrte, war des Vaters Kränklichkeit und zunehmende Schwäche, die eine baldige Auflösung fürchten ließ. Ach, wie fühlte sie sich jetzt oft so unglücklich, da sie Niemanden hatte, in dessen theilnehmende Brust sie ihres Herzens Qual ausschütten konnte. Sie mußte still und geheim ihr Weh tragen. Die Hälfte des Sommers war langsam und träge für sie vorübergeschlichen, und so oft Benedikt kam und sie ihn um Nachrichten vom Heere bestürmte, zuckte er traurig die Achseln und schwieg. Einst kam er noch spät am Abend auf die Burg. Seine ungewöhnliche Traurigkeit fiel Bertha'n um so mehr auf, da sonst stets die Ruhe und Heiterkeit einer frommen Seele auf seinen Zügen schwebte, und diese Bemerkung erfüllte sie mit quälender Angst. Die Furcht fesselte ihre Zunge. Sie hatte den Muth nicht, zu fragen, denn sie besorgte, eine schauderhafte Mähr' zu hören, und doch spornte die Ungewißheit ihre Neugierde. Sie geleitete ihn stumm in das Gemach ihres Vaters, der schlummernd in dem großen Armsessel saß. Als sie eintraten fuhr der Greis aus seinem unruhigen Schlummer auf. „Ich habe schwer geträumt," sprach er den Abt begrüßend. „Ich sah eine furchtbare Schlacht und des Kreuzheeres Niederlage, und auch Welfen sah ich blutend sinken." — „Sonderbar ist's, traun, mein alter Freund!" hob Benedikt an, „denn eine ähnliche Mähr' habe ich Euch zu verkünden." Bertha drohte zu sinken; sie hielt sich mühsam an der Lehne des Armsessels ihres Vaters aufrecht, der auch vor Schrecken bleich in diesen zurücksank. Beide hielten den Athem an, aus Furcht,

ein Wort zu verlieren, und Benedikt hob jetzt an, ihnen des Kreuzheeres gänzliche Niederlage in Ungarn zu melden. „Und Welf, und Welf, wißt Ihr nichts von ihm?“ fragten Beide zu gleicher Zeit mit dem Ausdrucke der gespanntesten Erwartung, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend. „Ich weiß leider nichts von ihm, als daß er zu den Wenigen gehörte,“ fuhr Benedikt fort, „die besonnen genug waren, den falschen Ungarn zu mißtrauen, und darum ihre Waffen behielten, und mit ritterlichem Muthe fochten.“

„Ja wohl, ja wohl, ein untreu und falsch Volk!“ seufzte, von einer schmerzlichen Erinnerung ergriffen, Greifenklau. — „Ach mein Welf, mein Welf, lebst du noch?“ wehklagte Bertha mit herzerschneidendem Ton, „oder bist auch du gefallen unter den Schwertstreichen des abscheulichen Volkes?“ — „Verzaget nicht!“ tröstete Benedikt. „Nicht Alle sind sie umgekommen. Viele sind schon in die Heimath zurückgekehrt, Viele kommen noch. Gebet der Hoffnung Raum und vertrauet auf Gottes Leitung, so lange es nur immer möglich ist.“ Aber sein Trost blieb fruchtlos. Bertha jammerte trostlos, und der alte Ritter saß stumm und bleich da mit gefalteten Händen, und starrte thränenlos in eine Ecke. Benedikt suchte wieder Hoffnung in ihre Herzen zu flößen, sie wieder aufzurichten. Es gelang ihm wohl scheinbar, aber ein Ereigniß, das jetzt eintrat, riß Alles, was er mit Mühe gebaut hatte, wieder nieder. Der Burgvogt meldete einen Pilger, der um Einlaß und Obdach flehe. Man gestattete gerne Beides, und da dieser, wie der Burgvogt meinte, sicherlich Neuigkeiten von den Schicksalen des Kreuzheeres wissen müsse, ließ ihn Bertha in das Gemach führen, auf daß er sich daselbst erquicke. —

Kaum aber war er in das Gemach getreten, kaum hatten alle Drei ihm schärfer in das bleiche Gesicht geschaut, als sie auch mit dem, zwischen dem Ausdruck der Freude und Furcht getheilten Ausrufe: „Stadion!“ von ihren Sitzen aufsprangen, und bleich wie Bildsäulen vor Stadion dastanden. Keines hatte den Muth, eine Frage an ihn, denn Stadion blickte ernst und traurig auf Bertha's

gleich als habe er ihr Schwereres zu sagen, als ihr Herz ertragen könne. Benedikt erholte sich zuerst von seinem Erstaunen. „Was bringt Ihr Gutes, Ritter Stadion," fragte er, nachdem er ihn begrüßt. „Gutes nicht viel, wohl aber Schlimmes die Fülle," begann jener zu erzählen. „Es kann Euch nicht unbekannt geblieben sein, welch grauses Geschick uns heimgesucht. In Belgrads Ebene liegt unser Heer begraben. Zerschlagen ist die schöne Unternehmung, und mit ihrem Blute besiegelten die Edlen ihrer Wünsche und Absichten Zerstörung." „Und wie steht es mit Welf?" fragten zitternd Alle zugleich. — „O, daß Ihr wieder mein Herz bluten machet!" seufzte Stadion. „Er fiel an meiner Seite, der Gute, denn wie wir immer ein Herz und eine Seele waren, so konnte uns auch in jenen schrecklichen Stunden des meuchelmörderischen Ueberfalles nichts trennen. Wir fochten muthig, bis er, vom tödtlichen Streiche getroffen, fiel, und ich, von Blutverlust erschöpft, neben ihn sank in todtähnlicher Betäubung. Als ich erwachte, war es Morgen. Welf lag mit seiner kalten Wange wider der meinigen. Ach, nicht mein Jammern, nicht mein Weinen konnte mir den erblichenen Freund wiedergeben — er war unwiderbringlich verloren, er war todt! Nur durch ein Wunder des Herrn entging ich, kämpfend mit allen Schrecken des Hungers und des Schmerzes, dem Racheschwert der Ungarn. Nach namenlosen Leiden seht Ihr mich hier als Bote des Schmerzes und der Trauer. O, daß ich als Bote der Freude hätte kommen können!" — Er schwieg gerührt. Der Schmerz Bertha's und des alten Ritters liegt jenseit der Grenzen menschlicher Darstellung. War er bei ihnen Beiden gleich tief, gleich gewaltig, so äußerte er sich doch verschieden; Bertha schien in sich zusammengesunken zu sein, ihre Züge waren starr wie ihre Blicke. Die Thränen waren versiegt, keine linderte das unaussprechliche Weh, an dem das Herz litt. Der Greis weinte laut. Es war herzzerschneidend, den alten Mann jammern zu hören. Benedikt hielt ihre Hände liebevoll gefaßt; er war tief gerührt, denn er nahm Antheil, innigen, ungeschminkten Antheil an dem Schmerze

der Familie; aber der innige Glaube und die stille Demuth und Gottergebenheit gab seinen Zügen im Schmerze den Ausdruck eines lebenden Heiligen. Stadion sah eine Weile starr auf die Gruppe, dann schauderte er innerlich zusammen, und er schlich leise hinweg wie Judas, der Verräther, denn sein Gewissen schlug ihn, und der nie ruhende Wurm erwachte. „Böseswicht! was hast du gethan?“ rief er sich selbst zu, indem er floh, als wenn ein Geist der Hölle ihn jage. — Das aber war nur das leise Aufblitzen des besseren Gefühls, vergleichbar dem vorübergehenden Wetterleuchten am schwülen Sommerabend; es war die Stimme seines guten Engels, der längst von ihm gewichen war, seit er in Gottschalk's und Emilo's verpestender Nähe gelebt. Auch jetzt war seine Stimme nur der Scheidegruß eines Freundes, den das Wehen der Lüfte noch zu dem Zurückbleibenden hinüberträgt, und bald flüsterte sein böser Dämon ihm zu: „Laß, es wird vorübergehen! Und auf solchem Grunde führst du das Gebäude deines Glückes auf. Du wirst nun Bertha's Tröster, und der theilnehmende Tröster wird Freund, der Freund Buhle, und der Buhle Gatte. Also war das Gewebe der Bäberei angelegt und wohlberechnet auf das Herz gewöhnlicher Menschen, aber zu diesen gehörte Bertha nicht. Stadion kannte das Herz der Jungfrau nicht, sonst würde er längst am Gelingen dieses Planes gezweifelt haben. Nur ein gleiches Gemüth konnte Bertha'n kennen. Stadion war seines Sieges so gewiß, daß er frohlocken konnte, als der tödtliche Schmerz in Bertha's Herzen wühlte. Wäre seine Liebe edel gewesen, das hätte er nicht gekonnt. — Er sah Bertha an diesem Tage nicht wieder. Mit neuem Muthe trat er am anderen Tage zu ihr. So ist der Mensch. Er richtet voll Zuversicht die Masten auf, breitet die Segel aus, hißt die Wimpel der Hoffnung hoch hinauf, und bedenkt nicht, daß ein Höherer am Ruder steht, lächelt seiner Thorheit, und spricht: „So soll's sein!“ — Stadion erschrack, als er die Jungfrau sah. Mit der treuherzigen Miene theilnehmender Freundschaft nahte er ihr und wollte trösten. Sie schüttelte, lächelnd wie eine Sterbende, das Haupt. „Ich bedarf

das Treffen nicht," sagte sie. „Wollt Ihr mir eine Freude machen, so erzählet vom Welf." Das that er, und hier sprach er Wahrheit. Bertha lauschte still. „Ja," sagte sie dann, „so war er! Da spiegelt sich sein edles Herz! Ach, es lebte nur Ein Welf!" setzte sie dann, gen Himmel blickend, hinzu. So blieb es aber auch, das Verhältniß, die ganze Zeit, so lange Stadion auf der Burg war. Und zu seinem größten Leid war Bertha kalt und ernst, abgeschlossen in sich, wie Eine, die mit der Welt ihre Rechnung geschlossen, und das Leben nur trägt als eine Bürde, von der sie bald hofft erlöst zu werden. Und Stadion wagte nicht näher zu schreiten zu seinem Ziel. Flehte er, sie möge wieder Freude gewinnen am Leben, dann entgegnete sie: „Das Leben hat nur noch ein Band, das mich mit ihm verbindet, und Ihr sehet, das ist mürbe." Sie spielte auf ihren Vater an; und wirklich hatte der Schmerz den Lebensfaden des Greises sehr verkürzt. Er wurde täglich schwächer. Der edle Benedikt wich nicht mehr von ihm. Er leitete die Geschäfte seines Klosters von der Burg aus durch Abgeordnete, die kamen und wieder gingen.

Langsam schlich ein Monat dahin, und wieder einer, und als die Traube sich zu füllen begann mit geistigem Stoff und die heimischen Schwalben sich sammelten auf der Zinne des Wanthurms zum baldigen Zug in die südlichere Zone, da klang eines Abends dumpf und schauerig das Glöcklein auf der Burg, und Bertha und Benedikt knieten am Sarge des Ritters. In diesem Augenblick trat Stadion in das Gemach. Und Benedikt erhob sich mit leuchtendem Antlitz gegen den Sünder und deutete auf den Leichnam, und laut heulend floh er von dannen, denn jetzt hatte ihn der Arm der Hölle gefaßt. Und als der Ritter beigesetzt war in der Väter stille Gruft, da war Bertha's Bleiben nicht mehr in den öden Mauern. Ihr Herz suchte Ruhe, und diese war nur zu finden in Hildegard's Asyl, in dem stillen Kloster Rupertsberg, das dort stand, wo die jungfräuliche Nahe schüchtern und sittig zaudernd in die Arme des Rheines sinkt.

Es war an einem schönen Herbstsonntag, als sie die zur Burg Hörigen auf dem Hofe der Burg versammelte. An Benedikt's Hand trat sie unter sie, schwarz verhüllt bis zum Kinn. Das bleiche Gesicht lächelte wie das eines Engels. In Benedikt's Hand legte sie die Verwaltung ihrer Güter vor Aller Augen. Da nahm sie rührenden Abschied von ihnen für diese Welt, segnete sie, kniete nieder und küßte die theure Erde, und wankte dann unter dem Schluchzen ihrer Unterthanen, die sie wie eine Himmlische verehrten, an Benedikt's Hand durch das Schloßthor, wo Beide ihre Zelter bestiegen. Und bald begrüßten die Nonnen im Kloster Ruppertsberg die neue Schwester.

10.

So innig Wolf den neugefundenen Vater liebte, an dem nun, durch Kurt und den Vater selbst überzeugt, der Jüngling nicht mehr zweifelte, so war dennoch sein Herz getheilt, und er konnte nimmer im Ungarlande heimisch werden. Das Heimweh nagte an seinem Herzen. Sein ganz verändertes Lebensverhältniß hatte dem Jüngling die Binde von dem inneren Auge genommen. Er fühlte jetzt, daß er Bertha'n liebe, und eine Sehnsucht, für welche seine Brust zu enge war, zog ihn zu der Geliebten, zu dem theuren Pflegevater, zur lieben Heimath. Wie unzählige Male schwebte jetzt sein Geist über die Berge, Flüsse und Ebenen, die in weiten Strecken zwischen ihm und dem geliebten Wesen lagen. Wie träumte er voll seliger Hoffnung von dem Wiedersehen, und wie oft saß er bei dem treuen Kurt, mit ihm plaudernd von dem künftigen Glück. Für Jaroslap war diese Entdeckung schmerzlich, denn ihm schien es, als sei Wolf's Herz nicht sein. Und doch konnte er des Jünglings Sehnsucht nicht mißbilligen, und selbst in seinem Herzen keimte der Wunsch, Wolf und Bertha, die er aus Wolf's Schilderungen herzlich liebte, vereinigt zu sehen, und der Trieb der Dankbarkeit gegen Elfriedens edlen Bruder, der so edel seiner verlassenen Geliebten Ehre rettete, und seines vaterlosen Kindes Vater geworden war,

erwachte immer lebhafter, und gesellte sich zu dem wehmüthigen Wunsche Elfriedens Grab zu sehen und dort zu beten, und einst neben ihr auszuruhen von den Kämpfen eines verstümmelten Lebens. Der Greis, dessen Herz zwischen dem Himmel und der Erde, Elfrieden und Welfen getheilt war, den nur schmerzliche Erinnerungen an Ungarn banden, der sein Volk, seit es so unedel gehandelt, nicht mehr lieben konnte, wurde nach und nach Welf's Wünschen zugänglicher. Er suchte und fand Käufer für sein Szegedin, und als er endlich seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, traten sie die Reise in Welf's Heimath an, aber nur langsam kamen sie vorwärts. Je näher sie den Grenzen Deutschlands kamen, desto hoffnungsvoller wurde Welf's Herz, desto düsterer der Greis. Die Bilder der Vergangenheit traten lebendig vor seine Seele und erfüllten ihn mit stiller Wehmuth, und oft schloß er unter heißen Thränen den Jüngling in seine Arme. Er that es nicht anders, sie mußten nach Plauen, und Tagelang führte er Welfen umher, und schilderte die glückliche Vergangenheit dem Sohne, der es tief im Herzen zu fühlen begann, das Glück einer treuigen Liebe. Eine seltsame Beengung fühlte Welf, als der Liebe, vaterländische Rhein wieder vor seinen Augen seine Silberfluthen dahinwälzte. Es bangte ihm, Erkundigungen einzuziehen, denn er fürchtete, eine Hiobspost hören zu müssen; davon wollte ihn wenigstens die bange Ahnung seines Gemüths überreden. Bei Worms schifften sie über den Rhein. Wie traurig und dennoch wie freudig blickte Welf über die Ebene hinüber nach Leiningen's Gegend, wo das für sein ganzes Leben so entscheidende Ereigniß war vorbereitet worden. Auch Jaroslav's Gemüth war beschäftigt mit Gedanken an die Vergangenheit, er nahte sich ja jetzt der Gegend, den Orten, wo Elfriede gelebt — und geweint hatte. Kurt allein war ungetrübt heiter, denn er sollte ja seinen alten Ritter, die alte Heimath, und — wie er sich heimlich glauben machte, ein frisch blühendes Glück für seinen Junker finden.

Endlich erreichten sie die Burg. Sie lag im Glanze der

Sonne majeſtätiſch vor ihnen. Nach wenig Augenblicken hielten ſie im Burghof. Welf flog vom Roſſe, die Treppen hinauf mit angſtvoll pochendem Herzen, denn Alles war ſo ſtill, ſo leer. Er riß die Thüren der Gemächer auf, wo ſein Vater, wo Bertha gewohnt hatte — Alles leer, Alles öde und ausgeſtorben. Da überfiel ihn eine unnennbare Angſt, und ein lauter Angſtruf machte dem furchtbar beengten Herzen Luft. Schauerlich antwortete das Echo in den leeren, hohen Gemächern. Da aber gingen denn mehrere Thüren auf, und Gottfried, der alte Burgvogt, trat ihm entgegen, bebte zurück, und entfloh mit einem entſetzlichen Angſtgeſchrei. Welf ſtand verſteinert. „Iſt denn Alles todt, Alles!“ rief er, „und bin ich denn hier zum Gegenſtande des Haſſes und Abſcheu's geworden?“ ſo fragte tief bewegt der Jüngling den nun mit mehreren alten Dienern die Stiege heraufkommenden Jaroslav, in deſſen Auge die Thräne ihm mehr ſagte, als er wiſſen mochte. Ungeheuchelt war der Diener und Knappen Freude; auch Gottfried, der Vogt, welcher Welfen für einen Geiſt gehalten, trat jetzt beſchämt herzu, ſeinen theuren Junker und künftigen Herrn zu begrüßen. Jetzt löſte ſich traurig das Räthſel, und Welf vernahm ſeines Pflegevaters Tod, Bertha's Zurückziehen in's Kloſter und Stadion's teufliſche Lüge. Seine Seele aber fühlte nur den Schmerz, nicht hatte ſie Raum für Grimm und Rache gegen den Verräther, den Mörder des edlen Greiſes. An des Vaters Sarge weinten Beide, Welf und Jaroslav, Thränen des Schmerzes, der Liebe, der Dankbarkeit; und als ſie von ihrem Thränenopfer zurückkehrten in die leere Halle der Burg, da trat ihnen die hohe Geſtalt Benedikt's entgegen mit dem Wunſche des Segens: „Friede ſei mit Euch!“ An ſeine Bruſt ſank der Jüngling ſprachlos, und der Abt küßte ihn ſegnend auf die Stirn und ſprach: „Sei ruhig, mein Sohn, er hat vollendet!“ Aber die Ruhe fand der Jüngling lange nicht, denn das Herz hat ſeine Rechte, die es ſich nimmer nehmen läßt. Tage gingen vorüber, bis er Benedikt die ſeltſame Entwickelung ſeines Schickſals mittheilen konnte. — Benedikt horchte

aufmerksam — dann ruhte sein Blick lange und durchbohrend auf Jaroslav, gleich als wolle er ihm jetzt Elfriedens Leiden strafend vorhalten; aber Jaroslav schlug nicht das Auge nieder, wehmüthig, aber ruhig blickte er ihm in's Auge. Und als Welf geendet, erzählte er ihm seines Schicksals Verwickelungen, und heiterer und heiterer wurde Benedikt's Blick, und er schüttelte Jaroslav's Hand und sprach: „Gott ist barmherzig; gelobt sei er!“ Dann wandte er sich zu Welfen, Alles bestätigend. — „Aber wie, wie ist es mit Bertha?“ fragte dieser mit stockendem Athem. „Sei ruhig, mein Sohn!“ entgegnete Benedikt, „sie ist noch nicht eingekleidet, und ihr Noviziat noch nicht herum.“ Da fiel Welf in des Vaters Arme, der ihn frohlockend empfing, und rief: „Ja, Gott ist barmherzig, er will Freude geben meinem alten Herzen!“

Schon an diesem Tage wollten sie die Fahrt nach dem Rupertsberge antreten, allein Benedikt wollte das nicht zugeben. Er sandte noch an diesem Tag einen Boten an die Aebtissin des Klosters, um nicht Bertha'n zu sehr zu überraschen. So mußten sie denn sich gedulden, bis der Bote zurückkehrte, und nun Welf mit dem Herzen voll liebender Hoffnung, in Begleitung des Vaters und Benedikts, nach Rupertsberg zog, wo er die so innig Geliebte wieder finden sollte.

Sie ließen rechts das Kloster liegen und ritten gen Bingen, so schwer es auch Welfen und Jaroslav wurde, denn Vater und Sohn wußte dort sein Theuerstes verborgen; jener bei den Todten, dieser bei den Lebenden, denn dort ruhte ja Elfriedens Hülle. Und in Bingen mußten sie verweilen, indeß Benedikt allein in das Kloster ging. Er fand Bertha ganz verändert. In dem erloschenen Auge lebte wieder der Strahl der Freude, und auf die bleichen Wangen begann das sanfte Roth der Hoffnung zurückzukehren. Sie flog ihm entgegen, rascher, lebendiger, als es der Himmelsbraut ziemen wollte. „Habt Ihr Kunde, mein Vater, lebt mein Bruder noch?“ — Der Greis sah sie lächelnd an. „Ja, meine Tochter, ich habe Kunde, er lebt, er wird wiederkehren in die Heimath, zu

Du!“ sprach er sanft und freudig. Da blickte unter Thränen lächelnd die Jungfrau gen Himmel und dankte Gott innig. Und selbst die Nonnen hatten Thränen der Freude in ihren Augen, denn sie liebten sie Alle! „Kommt er bald?“ fragte sie weiter, „ach, täuscht mich nicht!“ „Er kommt bald, Bertha, vielleicht in diesen Tagen — vielleicht heute noch!“ — Da bebte Bertha, da rann ein Strom von Freudenthränen über ihre Wangen, und in diesem Momente trat Welf, den Benedikt beschieden hatte, an ihre Seite, und — sie lag ohnmächtig an seiner Brust — und Jaroslav stand bewegt, ergriffen in seinem Innersten, da, und blickte auf die Gruppe mit unaussprechlich rührender Freude, und Alle, die zugegen waren, konnten sich der Thränen nicht enthalten. „Laßt sie allein!“ bat Benedikt die Aebtissin, und sie gingen Alle hinweg, und Jaroslav fragte nach Elfriedens Grab, und Benedikt führte ihn dahin. Da sank der Greis auf ihren Hügel und umfing ihr Kreuz, das ihren Namen trug, und lag da in seinem Schmerze. Benedikt aber ließ ihn allein. Er ging hinauf zur Aebtissin und sprach lange mit ihr allein, und als Beide wieder heraustraten aus der Zelle und hinabgingen an das Grab Elfriedens, da knieten Jaroslav, und Bertha und Welf um den Hügel, und des Greises Haupt lehnte an Welf's Brust und Bertha trocknete mit ihrem Schleier Beider Thränen. Benedikt richtete den Greis auf. „Seid Mann und Christ!“ sprach er sanft; „Gott hat Euch vergeben, und auch sie, wenn sie Euren Schmerz sieht.“ Und er führte ihn hinauf in den Versammlungssaal. Dort trat die Aebtissin zu Bertha. „Und wie ist's mit Dir, mein Kind, meine gute Tochter? Steht Dein Entschluß noch fest, die Braut des Himmels zu werden? Oder willst Du lieber jetzt an des wiedergefundenen Bruders Hand in das Leben draußen zurückkehren?“ Welf erbleichte bei diesen Worten; er sah Bertha mit flehendem Blick an. Benedikt lächelte wie ein Seliger. Bertha aber sank in der Aebtissin Arme und drückte ihr Gesicht an ihren Busen und schluchzte. „Sprich, Bertha,“ hob diese wieder an, „was willst Du thun? Wirst Du mir zürnen, wenn ich den Schleier

von Deinem Haupte nehme, und das Trauergewand von Deinem jetzt so glücklichen Herzen?" — Da schluchzte die Jungfrau lauter. „Nun, so sei's in Gottes Namen!" sprach sie. „Ich bin Mutter Dir, Du Vater- und Mutterlose — so gehe hin in Frieden an Deines Bruders Hand, und wenn dermaleinst das Leben für Dich keine Freuden hat, und Du Ruhe suchend hierher kommst, und ich noch unter den Lebenden walle, dann wird mein mütterlich Herz Dich aufnehmen mit Freuden!"

Und schon am selbigen Tage schied Bertha an Welf's Hand aus dem Kloster und kam mit neuer Hoffnung auf das Glück des Lebens in die väterliche Burg, und des Volkes Jubel füllte die Luft.

Und als die ersten Tage und die erste Freude vorüber war und die Herzen ruhiger geworden waren, und sie Alle traulich in des alten Ritters Gemach saßen, da nahm Benedikt das Wort und enthüllte vor der staunenden, zitternden Jungfrau das Geheimniß.

„Ach," seufzte sie, „habt Ihr mir ihn darum wiedergegeben, daß Ihr ihn mir wieder nehmen wollt? — O, Welf, Welf, bleibe mein Bruder!" Da stürzte der Jüngling vor ihr nieder und rief: „Nichts soll uns mehr trennen, Bertha, inniger sollst Du mein werden; mein Gemahl, mein Weib, wenn Du willst!" Da legte Jaroslav und Benedikt ihre Hände in einander und segneten sie, und Bertha sank erröthend in Welf's Arme, und Kurt öffnete die Thür und ließ Knappen und Diener herein, und ihr Jubel füllte das Gemach.

Sie wurden glücklich, und Jaroslav lebte frisch auf, als er die lieblichen Enkel schaukeln konnte, und Benedikt kam oft, und so oft er kam, sagte er zu Jaroslav: „Gott ist barmherzig!" Und „Amen" sprach der glückliche Greis.

Aber Stadion war verschwunden, und nach Jahren kehrte ein Pilger aus dem heiligen Lande bei Welf und Bertha ein, der erzählte seinen Tod, denn er war mit Gottfried von Bouillon's Zug nach Palästina gezogen und hatte den Tod gefunden. „Vergebe ihm Gott, wie wir ihm vergeben haben!" sprachen die Glücklichen.

Der physiognomische Bock.

Ein Fragment aus M. Mutt's Antibiographie.

(Hierzu eine Illustration.)

Es gibt Leute in der Welt, die die Ruhe so wenig vertragen können und das gute Leben (wie man zu sagen pflegt), als Andere das Essen ihres Stückchen Brots im Schweiße ihres Angesichts, oder die bittere Kost der Armuth. Sintemalen es nun nicht zu meinen Mucken gehört, hinter dem Berge zu halten, so sei es vorderſamst ehrlich gestanden, daß ich einer dieser — Menschen bin (die epikuräischen Philister würden ein anderes Wort einschieben, das näselnd anhebt und schnarrend aufhört). Mich hatte es nie gelüstet nach den Fleischtöpfen Aegypti, mir war mein Stübchen das Land, wo Milch und Honig fließt, und wenn ich einen Possen trieb, die Leute neckte, oder an meinem Special, dem alten Possenmacher Aristophanes saß (mit dessen Uebersetzung es just keine Narrheit war), oder mit einer Thräne im Auge lächelnd meines Adami's Briefe las — dann vergaß ich, daß ich ein Stiefsohn des Glücks, ein Hapaxlegomenon in der Welt sei, der keine blutverwandte Seele habe, und war bei dem kargen Mahle, das mir Koch Schmalhanns bereitet, überaus fidel und glücklich. — Aber wie das so zu gehen pflegt, mit den meisten meiner Possen hatte ich mir selbst die tollsten Possen gespielt — bis endlich das Geschick mir einmal lächelte, und meinen Adami aus dem Hofmeister zum Herrn Sohn und mich zum Hofmeister des Herrn Arnoldi machte; jetzt kam das gute Leben mit Haufen, und zuletzt machte die Sorglosigkeit mir viel Sorgen. —

Etwas muß der Mensch außer seinem Berufe mit Lust treiben. Ich ließ Adami Blumen pflanzen und Liebeln und studirte Hegel's Philosophie. Mit der ging's mir aber just, wie so vielen meiner philosophischen Zeitgenossen, die sich über die gesunde Vernunft hinaus zu Narren philosophiren. Es war Zeit, daß Adami mich zurück brachte. Wie's nun aber in der Welt geht, ich war nun einmal in speculativen Banden, und so leicht kam ich nicht wieder heraus.

Lavater's physiognomische Fragmente fielen mir in die Hand, und sie wurden nun das Steckenpferd, das ich ritt. Ich wurde Physiognom und practicirte nun in diesem Fache mit ganzer Seele.

Bekanntlich ist aber auf einem Dörflein, wie Adami's Landgut, wo ich mit meinem Zögling den Sommer verlebt, nicht viel auf dem Felde dieser Wissenschaft zu ernten. Der Winter kam, ich zog in die Stadt zu Vater Arnoldi. Da ging's jedoch auch nicht nach Wunsch. Der Frühling nahete und ich fühlte, daß ich eine Reise machen müsse, um meine physiognomische Meisterschaft, zu der ich's gebracht, immer mehr und mehr zu bewähren.

Einst saß ich bei meinem Zögling in studiis, da öffnete sich die Thüre, und mit seltsamer Miene, in der ich alsobald las, daß eine wichtige Sache die Seele beschäftige, trat Arnoldi herein.

„Setzen Sie sich einmal her zu mir, lieber Mukk, ich habe ein kleines Examen mit Ihnen zu halten."

Ich schob meinen Stuhl herzu und wartete ungeduldig, bis die erste Frage käme, die mir Licht über die confuse Idee des alten Herrn geben könnte.

„Wie hieß doch Ihr Vater?"

„Bartholomäus Isaak Mukk."

„Und war?"

„Pächter zu Friedewalde, Oekonom, das heißt ein armer Teufel."

„Thut nichts zur Sache; wie hieß Ihre Mutter?"

„Marie Frank."

„Von?"

„Zittau."

„Richtig, lieber Mukk.“

„Aber wenn Sie das so gut wissen, als ich, lieber Herr Arnoldi, dann begreife ich nicht —“

„Ich recht gut. Haben Sie nur Geduld. Haben Sie die Tauf- und Todesscheine Ihrer Eltern?“

„Ja wohl.“

„Die holen Sie mir schnell!“

Ich ging, und gab ihm dann die Papiere.

„Vortrefflich!“ rief er. „Hatten Sie auch Geschwister?“

„Keine.“

„Aber ich bitte, sagen Sie mir doch, warum Sie so fragen?“

„Wissen Sie, lieber Mukk, wie die Kinder sagen, wenn man sie fragt, warum sie das oder jenes thäten?“

„Und?“

„Darum!“ antwortete er und rannte zur Thüre hinaus und lachte.

Bei dem rappelt's, dachte ich, und setzte mich ärgerlich an den Tisch, wo der Junge sich am Virgil zerarbeitete; doch es ging nicht, ich mußte immer an den Alten denken und erforschen, was er gewollt.

So oft ich ihn auch fragte — er stand mir nicht Rede, und so ließ ich's am Ende und schwieg.

Nach ungefähr vierzehn Tagen saßen wir gerade am Frühstück, als der Auslaufer dem alten Herrn die Briefe und Zeitungen brachte. Einen dicken Brief mit dem Postzeichen „Hamburg“ erbrach er schnell, las ihn mit lächelnder Miene, steckte ihn ein, und fuhr nun mechanisch in diesem Geschäfte fort, dann ließ er den Buchhalter rufen, übergab ihm die meisten der Briefe mit kurzen Bemerkungen, und wandte sich dann zu mir mit den Worten:

„Ist es wohl an dem, wie ich früher gehört, daß Sie durchaus keine Anverwandte mehr haben?“

„Keine Seele, soviel ich weiß, und diese Sachen kenne ich ziemlich.“

„Also gar Niemanden mehr?“

„Niemanden.“

„Sagen Sie aber, hat denn Ihre Mutter Niemanden mehr gehabt?“ —

Ich besann mich. Ich hatte manchmal von einem Bruder gehört, den meine Mutter noch gehabt, der aber in früheren Jahren zum Teufel gelaufen, und von dem sie nie mehr Etwas vernommen hatte. Das sagte ich ihm.

„Hieß nicht der Bruder Bernhard? Und wollte nicht der Vater, daß er studire, und darum lief er fort?“ —

„Richtig, Herr Arnoldi, doch ich erstaune mit jedem Augenblick mehr über Ihre specielle Kenntniß meiner Familienverhältnisse.“

„Glaub's,“ erwiederte er, „allein ich weiß noch mehr. Der Oheim Bernhard ist aus einem Taugenichts ein Taugenichts, aus einem Bettelbuben, als welcher er aus dem elterlichen Hause echappirt, ein grundreicher Handelsherr in Surinam geworden, kommt heim, sucht seine Lieben, findet leere Nester und fremde Gesichter, und sucht nun Sie auf in allen Zeitungsblättern, Sie, als den ehelichen Sprößling Ihrer Mutter. — Na, na, gucken Sie mir nicht so confus in die Welt! — Da gibt's eine Erbschaft, alle Wetter!“

So wenig mich sonst Etwas außer Fassung bringen kann, so that's doch diese Mähr, die mir wie ein Mährchen aus Tausend und Eine Nacht klang. Daher ich denn anfänglich den Kopf schüttelte und nicht recht wußte, was zu thun.

„Ungläubiger Thomas!“ rief Arnoldi aus, „so hören Sie denn, daß Sie glauben werden: Ich habe Ihre Papiere, die Sie mir vor vierzehn Tagen gaben, an den Oheim aus Surinam gesendet, Ihre Authentie und Integrität ist anerkannt, und er verlangt Sie zu sehen und zu sprechen — da ist der Brief an Sie. Lesen Sie ihn, und es wird wie Schuppen von Ihren Augen fallen.“ Er drückte einen Brief mit meiner Aufschrift in meine Hand, und ließ mich allein. Mir war seltsam zu Muthe. O, es ist doch ein schönes Gefühl, das die Brust bei der Gewißheit schwellt, nicht

ganz allein in der weiten Welt dazustehen, eine Seele zu haben, die uns näher angehört! Als ich das so überdachte, wurde mein Auge feucht, meine Hände falteten sich zum Dankgebet, und — dann erst löste ich das Siegel und las:

„Mein theuerer Neffe!

„Der, um den, trotz dem, daß er ein böser Bube war, ein Vaterherz gewiß gezittert, ein treues Mutterauge geweint, und für den ein Schwesterherz gebetet — der ist wiedergekommen in die Heimath, abzubitten all den Kummer und zu vergüten den Schmerz — den er gebracht über gute, ach, so edle Menschen — ich — Dein Oheim Bernhard, der Langverschollene, von dem Du wohl gehört aus der Großeltern Munde und von der sanften Mutter — Böses — aber auch Gutes gewiß; denn die Liebe verzeiht Alles! — Ja, Sohn meiner Schwester, ich bin wiedergekommen mit dem Herzen voll Hoffnungen des Wiedersehens — und ich habe nur Gräber gefunden — eingesunkene Gräber und keine Herzen mehr, die mir verzeihen konnten. O, wie thut das so weh! Und wo ich und wie ich gefarscht, ich fand Niemanden mehr von den Meinen. Das nur erfuhr ich, Armuth sei das Loos meiner Schwester gewesen und ein Sohn sei übrig; aber wo, konnte man mir nicht sagen. Arm also war sie, meine Marie, o Gott! und ich war reich, ich hätte die Sorge von ihrem Herzen wälzen können, und blieb in der fremden Welt! Als ich das wußte, brannte es wie Feuer in meinem Herzen. Auch er, dachte ich, der Sohn meiner Marie, ist vielleicht arm und darbt — und heftiger brannte es in mir und eine unbekannte Stimme rief: „Suche ihn!" Wo sollte ich Dich suchen? In alle Blätter ließ ich nun schon seit Dreivierteljahren die Aufforderung an Dich einrücken — und doch blieb's stille, und ich dachte, er ist auch todt. Da endlich, als ich schon wieder von Zittau nach Hamburg abgereist war, und mich eben mit tiefem Weh einschiffen wollte, um nach Surinam zurückzukehren, da sandte man mir von Zittau aus den Brief Deines edlen Freundes Arnoldi nach, und zum

ersten Mal, seit ich Europa's fremdgewordene Küste betrat, wurde mir's wohl um's Herz, und die Freude zog wieder ein. Wann werde ich Dich sehen? Eile, wenn's Dir eine Freude macht, Menschen glücklich zu machen! Eile! O, wenn nur ein Funke von Deiner Mutter unendlicher Liebe in Dir ist, dann hast Du nicht mehr Rast noch Ruhe. Bis Bamberg komme ich Dir entgegen. Drei-bis vier Wochen nach Ostern erwarte ich Dich dort. Arnoldi wird Dir die anliegenden Wechsel zahlen. Eile, eile an das Herz Deines treuen Oheims! B. Frank."

Freudetrunken sprang ich auf und sang mit lauter Stimme: „Jesu meine Freude!" denn es war ein recht frommes Gefühl, was mein Herz durchdrang. Also war es wahr! Ich hatte noch Jemanden auf Erden! Und dieser Oheim mußte ein sanfter, guter Mensch sein, wie meine selige Mutter, dem Briefe nach zu urtheilen. Arnoldi kam herein. Ich drückte ihn mit stürmischem Jubel an's Herz. „Junge!" rief er aus, „hast Du mir nicht auch einst einen Theuern zurückgegeben, den ich verloren hielt? Sieh' da, ich habe es wett gemacht, und Gott gebe, daß das Glück Deines Lebens daraus hervorgehe! Aber nach Surinam gehst Du doch nicht? Sieh', Mukk, Du bist ja auch mein Sohn und mir lieb geworden. Darum freue ich mich nicht, daß Du reich wirst, denn ich hatte auch für Dich gesorgt, Du solltest es aber erst erfahren, wenn Du einmal ein weibliches Wesen gefunden haben würdest, das Dich beglücken könnte. Versprich mir, daß Du uns nicht verläßt!"

Er reichte mir die Hand dar. Stumm sank ich an das Herz des edlen Mannes. Ich weinte, denn jetzt sah ich ja, daß ich nicht allein in der Welt stand, auch ohne Blutsverwandte.

„Was wird Adami sagen?" fragte ich endlich.

„Der weiß Alles!"

„Und schwieg?"

„Weil er mußte. — Es hat ihm bald das Herz abgedrückt, aber — ich wollte mir die Freude nicht nehmen lassen, Dir so zu vergelten."

Da drückte ich ihn noch einmal an's Herz und rief: „Nein, Euch theure Menschen kann ich nie verlassen, und wenn man mir ganz Surinam böte!"

Wir besprachen nun die Sache hin und her. Arnoldi brachte die Wechsel, die ich hatte auf dem Kanape liegen lassen. Es war eine höchst bedeutende Summe, mit der ich, gewohnt wie der selige Asmus zu reisen, die halbe Welt hätte durchreisen können. Welche Aussicht eröffnete sich vor mir. Ich konnte meine physiognomische Passion befriedigen, konnte den Wunsch des Herzens erfüllen, den lang genährten, die Rheingegend zu bereisen, und fand am Ziele einen Oheim, der es so gut meinte, der gewiß das Ebenbild meiner Mutter war. Meine Phantasie malte mir ihn nun als einen schönen Mann mit sanften Zügen, sonneverbrannt, ernst, mild und — bald war das Bild fertig und stand vor mir. Anders konnte er nicht aussehen. Dabei war er ein alter Junggeselle — denn er hatte ja nichts von Familie geschrieben. Der März war nahe. Ich flog zu meinem treuen Adami, blieb im Schooße seiner Familie einige Tage, und zog dann von dannen heiter und fröhlich — mit dem Versprechen, meinen Oheim mit zurück zu bringen.

Freilich wohl hatte ich mehr Geld in der Tasche, als ich je zusammen gesehen in meinem Leben — aber ich konnte mich doch nicht wohl von meiner Art zu reisen lossagen — ich wanderte — mein Studiosränzel auf dem Rücken, durch das rheinische Paradies, und beobachtete die menschlichen Antlitze mit emsigem Fleiße, und fand manches physiognomische Kabinetstück. Ich hatte Frankfurt noch nicht gesehen. Jetzt hatte die Messe begonnen und Menschen aus allen Landen versammelt; da war der Ort zu meinem Studium. Schneller, als ich gesollt, eilte ich durch Deutschlands Paradies, um noch einige Tage in der berühmten Stadt verweilen und neben meinem Hauptzweck auch *den* erreichen zu können, die Schätze für Wissenschaft und Kunst, die hier sich finden, genau und sorgfältig in Augenschein zu nehmen.

Es war der zweite Meßsonntag, als ich Frankfurt erreichte.

Nicht müde von der Reise, da ich sie zu Wasser von Mainz herauf gemacht, benutzte ich den schönen Nachmittag, um die freundlichen Umgebungen in Augenschein zu nehmen. Obgleich noch der schönste Schmuck der Natur in diesen lieblichen Anlagen fehlte, so wimmelte es doch an diesem sonnigheiteren Tage von Lustwandelnden. Ich postirte mich recht phlegmatisch auf eine Ruhebank und ließ nun die Menschen vorübermandeln, um meine physiognomischen Beobachtungen in Ruhe und Gemächlichkeit anstellen zu können. Da kamen sie denn heran, die fröhlichen Gesichter und die traurigen, die ernsten und munteren, die satyrischen und Gott weiß, was für welche noch — Fratzen und Engelsgesichter. Ich hatte vollauf zu thun. Aber da kam Einer — Gott verzeih' mir! ich schauderte, und mir lag unbegreiflicher Weise der Gedanke so nah', daß ich — — der Teufel. Ich hatte auf meiner Reise mehrere Höllen-Breughel's gesehen, und denen glich er auf's Haar. Ja, das war verkörpert der, der hier umher schlich, wie ein brüllender Löwe, und suchte, welche er verschlinge. Das Grauen zog mir die Haut auf dem Scheitel zusammen, daß sich die Haare zu Berge sträubten. Schwarzbraun sah der Entsetzliche aus; dickes rabenschwarzes Haar hing straff herab in einzelnen erklecklichen Büscheln. Weit standen die spitzen Backenknochen vor, und in tiefen Höhlen lagen ein Paar kleine graue Katzenaugen, die mit brennendem, sengendem Feuer umherflogen. Ein unendlicher Mund reckte von einem Ohre bis zum anderen, und diese Ohren standen wie Hasenlöffel spitzig hervor. Einzelne Zähne standen noch im Munde; die Ruinen eines seiner Zeit entsetzlichen Gebisses. Spitz wie eine Nadel war das bartlose Kinn. Unter einer schmalen, kurzen, tiefgefurchten Stirne wölbte sich ein unendlicher Nasenbogen, und endigte in einer Spitze, die schärfer kaum zu finden, und von dem Nasenwinkel aus gingen zwei gerade Streifen struppiger grauer Haare über die Augen hin, und vollendeten ein Gesicht, das, jetzt nahe bei mir, und mich mit den Augen fast durchbohrend, das Blut zu Eis in meinen Adern machte. „Alle guten Geister!" et caetera, betete ich

im Stillen und lugte nach der Hahnenfeder und dem Pferdefuß, und — siehe, letzterer war in Form eines Klumpfußes vollkommen vorhanden; der unendlich hohe Hut deckte gewiß die Bocksḧrner, wie den Schweif barg ein über Gebühr langer schwarzer Spitzfrack ganz sicher. Sein Gang war ein Schleichen und die ganze Gestalt klein und gekrümmt. Er sah mich sehr scharf und mit einem gringenden Lächeln an, ging dann, noch mehrmals umsehend nach mir, vorüber.

Erst da, als dieser Entsetzliche vorüber war, athmete ich frei auf.

Es ist der Teufel in höchst eigener Personage, sprach's in mir, und mein feiner physiognomischer Takt gab sein Conzedo aus dem Grunde, weil so kein Mensch aussehen könne. Alle Welt blickte auf ihn mit ähnlichen Gefühlen und ähnlichen Gedanken, das sah ich klar.

Zwar warf mir meine Vernunft entsetzliche Sprenkel in den Weg über den Teufel und seine Frau Großmutter, deren Aufenthalt und Wittwensitz im Westrich zu finden, aber — war er nicht oft in heiliger Form, mit einer Mönchskutte schon erschienen. War nicht hier in der Messe, wo Wucher, Betrug, Spitzbüberei und alle Laster ihre Gelegenheit suchen, recht eigentlich das Plätzchen für ihn, wo er das Seelennetz auswerfen und einen reichen Zug thun konnte? — und das Geld, die Seele des Handels und der Messe, war ja von je und je der Köder, womit er seine Opfer an sich lockte? — Bei solchen Demonstrationen wurde mir's schwül zu Muthe und mir bangte für meine arme Seele, die ihm abscheulich mußte behagt haben — da er, jetzt zurückkehrend, mich wieder fixirte.

Ich stand auf und ging ärgerlich und doch ganz klüglich von dannen. Er folgte mir. Ich durchschritt noch einige der schönsten Straßen, und, hinter mich sehend, gewahrte ich ihn nicht mehr. Recht froh trat ich in das Theater und setzte mich. Hier versank ich in Betrachtungen über das Thema, das meine Seele ausschließ-

lich einnahm, und gewahrte zuletzt nichts mehr von dem, was mich umgab. Das Beginnen der Ouvertüre weckte mich — man gab den Freischützen. Schnell flog mein Blick umher — und — siehe, da stand der Greuliche unweit von mir und das Auge fixirte mich wieder. Ein seltsames Gefühl ergriff mich, dem nur ähnlich, was das Thierlein auf des Baumes Aesten durchdringt, wenn am Fuße des Baumes die Klapperschlange liegt und ihr rollendes Auge es verfolgt, und es, wie electrisirt, zuletzt, obwohl sich ängstlich sträubend, in ihren giftigen Rachen eilt. Es zog mich hin, und doch widerstrebte Alles in mir.

Die Oper begann und ich wurde endlich, als er das Auge zur Bühne wandte, meiner wieder Herr. Der Zauber löste sich. Ich folgte der Oper — und mit Schrecken sah ich hier meine Ahnung verwirklicht, und ich kam mir vor wie Max. Als die Höllenscene kam, wo Samuel erschien, da konnte ich mich nicht halten. Ich sah zu ihm hin. Er lachte greulich. Warum? Dieser Samuel war ja doch nur ein armer Teufel gegen den wirklichen Beelzebub! Mich durchbebte ein namenloses Gefühl. Das Theater kam mir wie der Abgrund der Hölle vor, ich rannte hinaus und drückte mich draußen in eine Ecke — siehe, da humpelte auch er heraus. „Pah," sagte er im Vorübergehen, „das ist tolles Zeug! Aber wo mag er hin sein?" — —

Das Er galt mir. — Fahr wohl! dachte ich und schlich leise hinweg in mein Gasthaus, schloß meine Thüre ab und steckte mich tief in die Decke. Mein Schlummer war ein seltsames Traumwachen. Er stand vor mir, der Schreckliche. Der Hut war weg. Die Hörner da, der Spitzrock fehlte und richtig! ein langer Kuhschweif bammelte vom Allertheuersten herab. Er lockte mich, er forschte nach meinem Denken und Empfinden — er packte mich endlich, um mit mir den Accord zu schließen. Er legte ein Papier hin — ich mußte mit meinem eigenen Blute den Pakt unterschreiben, und als ich das „Mukk" geschrieben, da flammte es auf in grünem Feuer — er faßte mich mit Riesenkraft — und — ich fuhr mit

einem heftigen Schrei auf. Es klopfte an meiner Thür, es war heller Tag.

„Herr!“ rief's, „machen Sie auf, was ist Ihnen?“ — Ich erkannte des Kellners Stimme, öffnete, und wurde nun über das entsetzliche Schreien gefragt, das ich hören gelassen.

Ich machte ihm etwas bläuen Dunst vor, und er beruhigte sich, glaubend, daß ich mit Bacchus am letzten Abend wohl Etwas zu vertraut geworden sei. Ich ließ ihn darauf.

Zuletzt sagte er: „Man hat schon nach Ihnen gefragt!“ —

„Wer?“ fragte ich mit Beben. „Wer kann hier nach mir fragen, wer kennt mich hier?“

„Es muß Sie doch Jemand kennen, aber nur den Namen nicht wissen, nach dem fragte er.

„Wer denn? Wie sah der Frager aus?“

Er beschrieb mir ihn nun, und ich konnte nicht mehr zweifeln, daß er es war, der mir auf der Ferse folgte.

„Aber was wollte er denn?“

„Nichts, als Ihren werthen Namen.“

„Wußten Sie den?“

„Nein; Sie kamen gestern spät an und ich vergaß bei der Menge von Gästen, nach Ihrem Namen zu fragen, um den ich Sie jetzt bitte, da ich ihn der Polizei angeben muß.“

„Und auch dem — — dem Frager wahrscheinlich?“

„Wenn Sie wollen, ja. Doch wenn Ihnen viel daran liegt, dann weiß ich zu schweigen.“

„Thun Sie das,“ sprach ich, und bekräftigte das mit einem breitgeränderten goldenen Grund. Ich hielt mich so für sicherer.

Ich nahm nun einen Lohnbedienten, der mich zu Bethmann's Hause führte, um dort Dannecker's herrliche Ariadne zu beschauen, die dem Fremden gezeigt wird. Ich trat mit großen Erwartungen in den Saal. Da stand sie vor mir, die herrliche Gestalt, so sanft hingeschmiegt auf das schöne Thier! Ich wurde ganz Auge. — Aber

als ich mich umsah, da stand der Schwelliche in einer Fensternische und hielt vor das Auge eine Lorgnette, die auf mich gerichtet war. Ich mochte sichtlich erschrocken sein, aber ich fasste und sammelte mich wieder, und machte ihm ein äußerst abschreckendes Gesicht. Demohngeachtet schien er Lust zu haben, sich mit mir in ein Gespräch einzulassen.

Fürchterlich, wie seine Gestalt, war seine Stimme.

Meine Antworten waren jedoch so kurz, so abstoßend, daß er sich scheinbar zurückzog. Allein mein Genuß war weg, rein weg, und ich entfernte mich so schnell ich konnte aus der schauderhaften Nähe.

Nach einem Spaziergange kehrte ich in den Gasthof zurück.

„Er ist da gewesen," rief mir der Kellner zu, „ist aber kahl abgefahren, da er nichts herausbrachte!" — Ich lächelte, so wenig es mir auch ums Lachen war, aß wenig und ging am Nachmittag auf die Messe. Ich wanderte unter den Buden umher und besah die Herrlichkeiten und zerstreute mich wieder. Da traf ich eine Bude mit Juwelen und Gold im Brauntfels, besonders sich auszeichnend durch Reichthum, Eleganz und Geschmack.

Als ich so dastand im Anschauen dieser eitlen Reichthümer, und meine Glossen machte über den unheilbringenden Luxus — siehe, da nahet eine Dame und an ihrer Seite ein Mädchen — — wie soll ich sie beschreiben, diese Reize, diese Unschuld, diese Engelshuld und Milde? — Sie war keine Frankfurterin, überhaupt keine Deutsche. Es war etwas Fremdartiges in dem himmlischen Wesen — der Accent, mit welchem sie das Deutsche aussprach, mir noch nie vorgekommen, und doch war er so wohlklingend, daß das Ohr nicht satt werden konnte zu hören, wie das Auge zu schauen. Ihr Blick glitt an mir vorüber, und es schien, als ob dies beifällig geschähe. Sie flüsterte ihrer Begleiterin Etwas zu — worauf diese mich forschend ansah, dann aber ruhig ihren Handel abschloß und ging, indem sie kopfschüttelnd Etwas zu dem Mädchen sagte.

Ich stand noch wie bezaubert. Einen Ring, den sie in den

lieblichen Hand gehabt, ein einfacher Ring mit einem Vergißmeinnicht aus einem Chrysopas und vier Oair bestehend, kaufte ich schnell um einen enormen Preis, und steckte ihn mit seltsamen Gefühlen an den Finger. Sie wandelte, mein, sie schwebte dahin und wandte das Engelsköpfchen noch einmal um. Ich mußte folgen — es zog mich mit unnennbarer Gewalt dem Engel nach. Sie waren jetzt um eine Ecke getreten. Ich folgte rasch — und — ach! — da stand mitten in dem Gange der Gog und Magog, und der Engel des Lichts legte seine Hand in die des Teufels! —

Mir schwindelte. Es war mir, als müsse ich hinzuspringen, sie hinwegreißen und rufen: „Es ist der Teufel! Flieh' ihn, du Reine!" Aber sie redeten traulich mit einander englisch, und als er mich ansichtig wurde, wandte sich das Engelsbild mit unbeschreiblicher Anmuth zu mir, und er, er verließ sie und kam auf mich zu. — Da aber packte mich ein fürchterliches Grausen und ich rannte wie besessen davon die Stiege hinab, hinaus und fand mich erst auf meinem Zimmer wieder.

„Hinweg," rief ich, „du Satan, von dem Engel! Hinweg von mir! Ich will aus dieser schrecklichen Stadt!" —

„Ich will fort," rief ich dem geschmeidigen Kellner zu, „sorgen Sie doch für einen Wagen, daß es schnell gehe!"

„Fort —?" dehnte der und schnitt eine Grimasse des Erstaunens. — „Fort? Und Sie haben das Museum noch nicht gesehen, nicht die Städel'sche Gallerie?"

„Ja, die will ich noch sehen," rief ich, mich ermannend, aus, „und wenn mir der Teufel überall auf der Ferse folgt."

Der Kellner sah mich jetzt mitleidig an. Er mußte mich für einen gepfropften Narren halten, das lag in dem Ausdrucke seiner Physiognomie. Obwohl mir das Lachen ankam, so ärgerte es mich doch.

„Gehen Sie nur und sagen Sie dem Lohnbedienten, ich wolle nun einmal das Museum sehen."

Er neigte sich und ging.

Bald darauf kam der Bediente.

Nun wird mir doch nicht überall der Satan folgen! dachte ich und trat in das Museum. Wir durchwanderten die Säle schauend. Aber richtig! da stand bei Rüppell's großer Giraffe der Satan wieder. Es überlief mich eiskalt und ich fluchte meinem Geschick, das mich immer in die Nähe des Gräßlichen brachte. Eins aber fiel mir heute doch auf. Er stand baarhaupt — und — hatte — keine Hörner. Der Mangel dieses Attributs konnte mich jedoch in meiner auf physiognomischem Wege gefundenen Ueberzeugung von teuflischer Identität nicht irre machen, und ich schob mich schnell, um doch jetzt die Städel'sche Gallerie wenigstens ungestört zu sehen, und dann wieder nach dem Braunfels zu gehen — in der Hoffnung, das Engelsbild wieder zu sehen, das mein Herz einnahm und meine Seele beherrschte. Manchmal schien mir's, und ein Traum der letzten Nacht führte mir's vor die Seele, als sei die Holde der Köder des Teufels, mit welchem er mich locken, bethören und hinreißen wolle zum höllischen Pakt — aber dann widersprach meine Physiognomik, die keine teuflische Seele in einer Engelform finden konnte, und zu können zugab. Ich suchte derlei Ideen zu verbannen, und kam so, ohne daß ich eigentlich gewußt wie, zu dem Gebäude, das die Bildergallerie enthält. Ich folgte blos dem voranschreitenden Diener, sah zur Erde, und — plötzlich blinkt mir etwas auf der breiten Treppe entgegen — ich bücke mich und finde einen ganz einfachen Haarreif mit vorzüglicher, aber ganz seltsamer Goldarbeit. Ich steckte ihn einstweilen ein, um ihn der Polizei zu übergeben, da er gewiß für den Eigenthümer von Werth, vielleicht vom größten, war. Jetzt traten wir in die Säle ein. Es war leer, und ich athmete froh und frei, da doch einmal Ein Genuß unverkümmert mir zu Theil werden sollte. Darum gab ich mich denn nun auch ganz ungetheilt dem Genusse hin, den von je das Beschauen der Werke der bildenden Kunst mir gewährt. Nur langsam schritt ich vorwärts, weil ich Alles gehörig beschauen wollte. Der Führer, den ich nach einem Raphael fragte, vertröstete mich auf eine Madonna,

die er, irre ich nicht, Giulio zusprach. Sehr begierig trat ich in den Saal, wo sie hing, und — da stand vor dem schönen Bilde, über welches eine unendliche Anmuth, eine himmlische Ruhe ausgegossen war — das Engelsbild, das ich suchte, mit ihrer Begleiterin, die ihre Dueña zu sein schien. Sie schienen in das Anschauen des Bildes ganz versunken, und gewahrten nicht, daß ich hinter ihnen stand.

„Wie schön!" sagte halbleise das Mädchen, indem sie unwillkürlich ihre Hände faltete. Doch auch in demselben Augenblicke schrie sie: „Ach, der Ring mit meiner Mutter Haaren! Ich habe ihn verloren!"

Sie wandte sich um und ihre Rosenwangen waren erblichen, ihr Auge feucht.

Da griff ich rasch nach dem Ring und hielt ihn dem Engel hin.

„Ist es dieser?" fragte ich, „ich habe ihn eben erst auf der Stiege gefunden."

Da leuchtete ein milder Strahl der reinsten Freude aus ihrem schönen Auge. „O Gott, ja, das ist er," sagte sie erröthend. „Wie soll ich Ihnen danken?" Sie küßte ihn und steckte ihn an ihren Finger. „Es ist mir ein unschätzbares Gut," sagte sie, „es sind die Haare meiner seligen Mutter."

Das sagte sie mit unbeschreiblichem Gefühl, und es war mir, als dränge der süße Wohllaut ihrer Stimme noch tiefer in mein Herz, als ihr süßes Bild. Ich war nie glücklicher gewesen, als in diesem Momente.

Mein feindseliges Geschick gönnte mir die Freude nicht — denn in eben dem Augenblick trat mein Erbfeind in das Zimmer — und wer malt mein Erstaunen! — das Mädchen flog auf ihn zu mit dem wonnigen Ausruf: „Mein Vater!" —

„Vater?!?" wiederholte ich leise in mich hinein, und eine tödtliche Kälte durchbebte mein Inneres.

Sie mußte es ihm erzählt haben, denn er trat zu mir und bot mir die gelbe Hand und sagte: „Sie haben meiner Tochter einen

großen Dienst geleistet, für den ich Ihnen herzlich danke." — Ich ergriff die dargebotene Hand unwillkürlich, und er schüttelte sie herzlich.

„Uebrigens," fuhr er fort, in eben so fremdartigem Dialekte, als seine Tochter, „zieht mich, ich muß es Ihnen offen sagen, ein unbekanntes Etwas mit unnennbarer Gewalt zu Ihnen hin, und Sie — scheinen mich mit Widerwillen zu fliehen. Ueberseh'en Sie die Schale, der Kern ist gut."

Ich stand verwirrt, verblüfft, und hielt noch immer seine Hand, indeß er fortfuhr: „Sie tragen eine Aehnlichkeit in Ihren Zügen, die meinem Herzen unbeschreiblich theuer ist. Es sind die Züge einer theuren, längstverlornen Schwester, die Sie tragen. Ihr Name, den ich noch nicht erfahren konnte, wird das Räthsel lösen."

„Ich heiße Mukk."

„Mukk?" wiederholten alle Drei mit sichtbarem Erstaunen.

„Mukk?" wiederholte Der — — „aus Zittau? Jetzt bei Arnoldi Erzieher in —?"

„Der bin ich, Herr," wiederholte ich in gespannter Erwartung, und mir war's dabei, als sei alles Teufliſche von ihm gewichen. „Ich gehe einem Oheim nach Bamberg entgegen, der aus Surinam kommt!" setzte ich hinzu.

„Sohn meiner Schwester, meiner Marie! So hat mich mein Gefühl nicht getäuscht!" rief er aus, und die hellen Thränen rannen aus seinem Auge. Er riß mich an sein Herz. — Ich sah und hörte Nichts mehr, denn ich bat ihm im Stillen mein Unrecht ab, ich fluchte auf meine heillose Physiognomik, die mich zu solchem Unrecht irre geleitet, und allgemach zerfloß die Eisrinde meines Herzens in Thränen der Freude, an meines Oheims Brust zu liegen, endlich ein verwandtes Herz, wenn auch in so herber Schale, gefunden zu haben.

„Sieh', Marie," rief er nun, und zog die Holde, die ihre Thränen trocknete, zu mir, „sieh', das ist meiner Schwester Sohn, der einzige Verwandte, den wir noch in Europa haben — o komm, umarme ihn, er ist Dein Bruder, er hat ja auch Niemanden mehr, als uns."

Da reichte sie mir die Lippe zum Bruderkuß und ich küßte eine ihrer Thränen mit weg und mir schwindelte fast.

Da kam der Himmel in meine Brust und eine unbeschreibliche Wonne, und ich sank von einem Herzen wieder an das andere. Der Engel war meine Schwester — der Teufel, Gott verzeihe mir's, mein Oheim, meiner theuren Mutter Bruder.

Wie es jetzt kam, weiß ich so recht nicht mehr; aber das weiß ich, daß Marie, so hieß, nach meiner Mutter, der Engel, an meinem Arme hing, und mit ihrer Flötenstimme mich so viel fragte, daß ich fast nicht genug antworten konnte, und mein Oheim meine Hand hielt, und die Thränen nicht stillen konnte, und wie er mich ansah, und alle Minute mich weinend an's Herz drückte und rief: „Ja, Du bist meiner Schwester Sohn, ihr Ebenbild!"

Was zog der Kellner für ein Gesicht, als er vernahm, daß der — mein Oheim sei, vor dem ich geflohen. „Wie ging das zu?" fragte er mich am Abend, nachdem wir allesammt den übrigen Theil des Tages beisammengesessen und gegenseitig gefragt und geantwortet hatten, und glücklich gewesen waren.

Und meine Antwort war: „Ich habe einen physiognomischen Bock geschossen, wie noch Niemand!"

Er lachte und sagte: „Lassen Sie den Bock zum Teufel fahren, und halten Sie das engelschöne Täubchen, daß es nicht fortfliegt!"

So naseweiß auch die Bemerkung war, ich konnte nicht zanken; denn ich fühlte eine Flammenröthe mein Gesicht überziehen. Unser Aufenthalt in Frankfurt wurde nun verlängert. In ihrer Gesellschaft besahen wir nun die Schätze der Wissenschaft und Kunst noch einmal, und wie viel herrlicher erschienen sie mir nun!

Es war eine merkwürdige Veränderung mit mir vorgegangen. Ich war nur glücklich bei Marien. Ich konnte stundenlang sie betrachten, in ihr Auge blicken, und wußte nicht warum. Und sie war so zutraulich, so hingebend, so schwesterlich, so liebevoll!

Oheim Bernhard schien's gerne zu sehen. Er lächelte, und in

dem Lächeln ſah ich nun nichts mehr, als die Vaterfreude, die Liebe, das Wohlwollen. Er war nun nicht mehr häßlich. Er war ja ſo gut, ſo edel. Er ſchenkte den Armen eine große Summe. „Sie ſollen froh werden," ſagte er, „denn ich bin's auch!"

Erſt nach wenigen Tagen fragte er mich: „Wie iſt's nun, Sohn, Du gehſt doch mit uns nach einigen Tagen nach Surinam?"

„An's Ende der Welt, wenn Sie und Marie es wollen, theurer Oheim!"

„Bleibſt Du aber nicht lieber bei uns, wenn wir in Europa bleiben?"

Ich ſah ihn groß an. „Hätte ich zu wählen, ſo wäre die Wahl entſchieden."

„So ſei's," ſagte er. „Wir wollen uns irgend ein ſchönes Plätzchen ſuchen im deutſchen Vaterland, und uns Hütten bauen. Was meinſt Du, Marie?"

Sie ſah mich an. „Es iſt gut und ſchön in Europa! Wo Sie ſich glücklich fühlen, bin ich's auch;" antwortete ſie dem Vater.

„Aber eine Bitte habe ich an Sie," ſagte ich —

„Gewährt!" rief er, „ſprich ſie aus!"

„Sie gehen mit mir den Rhein hinab zu Adami, zu Arnoldi, zu den Menſchen, die mir Vater und Bruder waren — mir — dem bisher Verlaſſenen — Sie kennen ſie ja ſchon als edle Menſchen!"

„Topp!" ſagte er, „ſo wollen wir morgen abreiſen."

So geſchah's.

Und wir fuhren nun den ſchönen Strom hinab. Ich ſaß an Mariens Seite, ihre Hand ruhte in der meinigen. Wie war ich glücklich.

Wir kamen unerwartet bei Arnoldi an.

„Haſt Du ſie gefunden?" fragte er lachend, als ich hinter dem Oheim mit Marien eintrat. „Gott grüß' Euch Alle, ſeid mir willkommen!"

Die beiden Alten waren bald Eins. Handel und dahin Ein-

schlagendes beschäftigte sie gar sehr und zog sie von Allem ab. Nur dann und wann flogen Arnoldi's Blicke zu mir und Marien herüber, und er lächelte, wenn er sah, wie das stille Flüstern und das traute Beisammensein uns Beide beglückte.

Da kam Adami und seine liebe Frau und Kinder, und die edlen weiblichen Herzen erkannten sich, und verschmolzen in Eins.

Die seligsten Stunden meines armen Lebens waren da, und blieben ununterbrochen. Ich entdeckte stündlich neue Tugenden, neue liebenswerthe Eigenschaften an Marien, und meine Liebe — ja, das war der rechte Name für das Gefühl, wuchs mit jedem Tage.

Meinem Adami erzählte ich den Hergang. Er lachte weiblich.

„Ja," sagte er, „das war ein physiognomischer Bock, den Du geschossen. Schieße hinfort keinen mehr."

„Nein!" rief ich, „hole der Teufel die Wissenschaft, die so trügt! Ich will im Kreise des gewöhnlichen Lebens bleiben, und nie mehr phantastischen Träumen mich hingeben, und —"

„Ein glücklicher Gatte werden durch Marien!" setzte er hinzu, und zog mich an sein Herz, und ich fühlte, er hatte die geheimsten Wünsche errathen.

Alles ging seinen schönen ruhigen Gang nun, bis mein Geburtstag kam.

Am Abend vorher nahm Arnoldi meinen Oheim unter'n Arm und ging mit ihm in den Garten.

„Hören Sie, Freund!" sagte er, „es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, daß unser lieber Mukk Ihre Marie liebt und sie ihn. — Morgen ist des Jungen Geburtstag, lassen Sie uns die beiden lieben Seelen glücklich machen."

„Herr!" rief der, „Sie haben in meiner Seele gelesen. Bei Gott, das war mein Wunsch, seit ich ihn fand."

„Gut, so lassen Sie mich sorgen."

Ich ahnte davon nichts. Erst später erzählte mir's Adami.

Mein Geburtstag brach an. Die ersten Strahlen der Morgen-

sonne fanden mich im brünstigen Dankgebete vor dem Schöpfer meines Lebens und meines Glücks.

Mein Gemüth war so selig. Ich ging herab. Sie waren Alle im Garten. Ein milder Morgen hatte Arnoldi bestimmt, dort das Frühstück bereiten zu lassen.

Ich trat in den Garten. Adami empfing mich mit Glückwunsch und brüderlicher Umarmung. Dann kam mein Oheim und Arnoldi. Dieser aber zog mich zuerst an seine Brust, indem er zu Oheim Bernhard sagte: „Er war eher unser als Ihrer.“ Dann küßte mich der Oheim mit Thränen.

Jetzt kamen Adami's herrliches Weib mit der festlich in Weiß gekleideten Marie. Auf ihren Gesichtern lag eine unendliche Heiterkeit.

„Es ist an mir,“ sagte Amalie, „Ihnen, Freund, eine unschätzbare Gabe zu bringen.“

Sie legte die Hand der überraschten Marie in meine Rechte. „Ihr liebt Euch!“ fuhr sie bewegt fort. „Seid glücklich!“

„Gott segne Euch!“ riefen Alle, und der glückliche Vater segnete uns!

Marie war mein! — Nach acht Tagen war Hochzeit.

„Hoch lebe das Brautpaar! Pereat der physiognomische Bock!“ Das war Adami's Toast.

Und nun ist Mukk der glücklichste Mensch der Erde; denn Oheim Bernhard, sein Vater, hat ein Landgut nahe bei dem Adami's gekauft, und da leben sie nun ein Leben wie im Himmel, so lange Gott will!

Victorins Schickſale.

Eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

In der Burſa des Meiſter Dietrich zu Ingolſtadt ging es am 15. Mai des Jahres 1630 herrlich und in Freuden her. Im großen Speiſezimmer waren die Tiſche an einander gereiht, und bogen ſich faſt von der Menge von Deckelkrügen und Humpen, die, wie der Magnet das Eiſen, in einem fort die Hände der Bursarii oder Burſchen, die in mannigfaltigen Gruppen umher ſaßen, anzogen, und den Weg, den ſie ſchon ſo viel tauſendmal gemacht, in jedem Augenblick wieder antreten mußten, nämlich den zum Munde. Viele Lichter zweckmäßig geordnet, machten den Saal ebenſo hell, als das brauſende Doppelbier die Köpfe dunkel; fröhliche Lieder, nachgedonnert im vielkehligen Chore, ſchallten, und die luſtigen Stadtpfeifer, kaum mehr im Stande, ſitzend die Vertikallinie zu behaupten, begleiteten die Geſänge oder rauſchten den ſchmetternden Tuſch zu den Vivats, Pereats und Trinkſprüchen, die bald deutſch, bald lateiniſch den Freunden, Feinden, Buhlen und anderen hochwichtigen Dingen des Jugendlebens dargebracht wurden. Meiſter Dietrich, der regſamſte Wirth, der je die Kreide an der Tafel zum Aufſchreiben der Zeche inſolventer Gäſte handhabte, ſtand in ſeinem lehmgelben Pluſchwamms, den er nur zu Feſtzeiten trug, in Mitten des Saales, hatte ein nettes Tüchlein unter'm Arm, die Hand auf dem Geldſacke ſeiner Hoſen, und ließ die Augen von einem Deckelkruge zum anderen, von einem Munde zum anderen wie Irrwiſche umherflattern, nickte freundlich, wenn Einer zahlte, verzog den breiten zahnloſen Mund bis in die Nähe

der Ohrlappen (denn Läppchen konnte man diese vehementen Hauptstücke nicht heißen), wenn ein Anderer freundlich sagte: „Zu dem Anderen, lieber Meister!“ und war dennoch in seinem Elemente, was man an seinen leuchtenden (so viel es annoch den triefenden möglich war) Augen richtig abziehen konnte.

Was aber der Grund dieses, obwohl nicht seltenen, doch aber auch nicht gewöhnlichen Gelages war, das mußte man darin suchen, daß die Jünglinge erst kurz von ihren Heimfahrten zurückgekehrt waren, und manchen blanken Ducaten und Kaiserthaler mitgebracht hatten, vermittelst welcher sie jetzt sich gütlich thaten. — Als nun Alles im vollen Jubel war, erhob sich plötzlich am oberen Ende der Tafel ein Bursche, dessen Stentorstimme allen Tumult übertönte, und rief: „Wo ist denn unser lustiger Victorin? Ich höre weder seine schöne Stimme, noch sehe ich sein von dem edlen Bier verklärtes Vollmondsgesicht?“ —

Alle sahen sich um, denn es hatte keiner den munteren Victorin heute Abend gesehen; selbst Meister Dietrich's kleine Katzenaugen flogen die Reihe hinab und hinauf, ohne auf den zu treffen, den man sonst nie umsonst suchte, wo die Humpen klangen, das Bier brauste, die Musik schallte, und der frohe Gesang das Herz erheiterte.

„Er ist nicht da!“ erscholl es von allen Seiten. „Meister Dietrich!“ rief wieder die Stentorstimme des Juristen Vicelius, mit dem Zunamen: Hans Liederlich, „wo habt Ihr denn unseren braven Victorin?“ — „Verzeiht, Herr Hans Liederlich, wollt' ich sagen Vicelius, daß ich Euch nicht Rede stehen kann!“ erwiederte demüthig der Meister; „Victorin hat heute einen Eilboten von Ulm erhalten, der ihm wohl eine Hiobspost mochte gebracht haben, denn ich sah ihn traurig!“

„Für's Erste,“ versetzte darauf Jener, die Linke in die Seite setzend und den Zeigefinger der Rechten drohend emporhebend, „will ich Euch kund thun, daß, soferne Ihr noch einmal meinen ehrlichen Namen mit meinem Beinamen zusammensetzet, Ihr Euch der

Gefahr aussetzen, daß Euere Haut, bestimmt zu edlem Pergament, getigert wird, mit Flecken von allen Farben des Irisbogens, und zwar vermittelst meiner respectiven Hand und meines Haudegens, genannt Philisterfeind. Für's Zweite ist in Euere Haut gelogen, daß Victorin, dessen Mienen nur dem Lachen unterthan sind, traurig gewesen!"

Dietrich schnitt ein Gesicht wie ein Affe, der eine taube Nuß aufbiß, verbeugte sich gegen den Altburschen, und versetzte kleinlaut, während dessen ein schallendes Gelächter durch den Saal wirbelte: „Wollet Euch selbst überzeugen, Herr Vicelius." „Famulus!" rief wieder Vicelius einem sanften Jünglinge zu, der ihm freundlich entgegentrat: „Gehe hinauf an Victorins Kammer, und sieh' nach, wie es steht." Indeß der Famulus ging, stimmte Vicelius brüllend Qualther's: Mihi est propositum an, dessen wohlbekannte Klänge mit elektrischer Gewalt Alle hinrissen.

Der Jüngling, der diese kurze Unterredung veranlaßt hatte, war ein Ulmer, mit Namen Victorin Amperger. Früher schon waren seine Eltern in dürftigen Umständen gestorben. Obgleich sein Vater Rathsherr und ein alter Patrizier gewesen, so hatten doch Unglücksfälle, mißglückte Speculationen und Familienleiden seine Vermögensumstände zerrüttet. Ein Bruder, der letzte seines Stammes und Namens, Rathsschreiber in Ulm, dessen Ehe mit vielen Mägdelein, aber keinem Sohne gesegnet war, versprach auf des sterbenden Vaters Bitte, sich des Sohnes anzunehmen, und ihn so erziehen zu lassen, daß er dermaleinst mit Ehren das Haupt einer freien Stadt und der Stammhalter einer edlen alten Familie werden könne. Der Oheim Nicolaus hielt redlich Wort, so viel ihm sein Geiz zuließ, allein mit Victorin hatte der Rathsschreiber seine geheimen Pläne. Fünf Blumen blühten im Garten seiner Ehe. Die Welt sagte es laut, und — trotz der Affenliebe des Vaters, die in ihnen nur die köstlichsten Blüthen der Schöpfung gewöhnlich zu sehen meint; — der Vater selbst mußte es sich heimlich gestehen, daß die ziegelrothen Haare und das zimmetfar-

bene Heer der Sommer- und Winterſproſſen (denn ſie vergingen nie), welche auf den Köpfen und Angeſichtern dreier dieſer Hulbinnen das Auge des Beſchauers entzückten, und der Höcker, der den Rücken der Vierten zierte, und die ſchielenden Aeugelein der Fünften — eben keineswegs geeignet waren, die Herzen der Söhne Ulms in verliebten Aufruhr zu bringen.

„Bringe ich," ſo hielt er oft Selbſtgeſpräche, „bringe ich nur einmal Eine an, ſo iſt's gewonnen; der Ruf der Ausſteuer wird die Bahn brechen, und dieſe Eine ſoll mir Victorin nehmen. Was will er auch mehr? Er iſt bettelarm und ich laſſe ihn die Univerſität beziehen, um ihn zu einem Rechtsverſtändigen zu bilden — als Dank verlange ich, daß er mein ſchielendes Töchterlein (denn Eruperantia iſt doch die Lieblichſte!) nehme; ich verleihe im Geld, Rang, Ausſichten!" Er ſchlug ein Schnippchen in die Luft und pfiff ein Lied: — Dieſe Rechnung war ohne den Wirth gemacht. So vielfältig auch, ungeachtet ſeiner Knickerei, Victorin dem Rathsſchreiber verbunden war, ſo lag doch ſeiner Dankbarkeit Grenze jenſeit der Pläne und Wünſche des Oheims. Victorin war jugendlich leichtſinnig, beſaß aber, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, dabei das beſte Herz. Er hatte aber leider dies offene Herz auf der Zunge, und ſagte bei ſeiner letzten Anweſenheit in Ulm, als der Stadtſchreiber nicht undeutlich anſpielte, ſeine Meinung ohne Hehl. Obgleich nun das ſchon an und für ſich das Herz des fünffach beglückten Vaters tief empörte, ſo ſchob er es dennoch begütigend auf die Rechnung des Leichtſinns ſeines Mündels, und würde Alles verziehen haben, hätte nicht Victorin mehr Geld gebraucht und mit dem Bürgermeiſter freier Stadt ſich tödtlich durch ein Duell verfeindet, in welchem er ſeinem Sohn in Ingolſtadt das linke Ohr vor die Füße legte. Als dieſe Hiobspoſt ankam in Ulm, da war große Noth, und wie eine Fluth glühender Lava ergoß ſich des Stadtſchreibers Zorn über den verſtockten Sünder, den Victorin. Er verſtieß ihn und zog die Hand von ihm ab. Der Rath von Ulm verwies ihn aus dem Stadtgebiete und, auf

daß sein Elend vollkommen werde, starb bald darauf sein Oheim Nicolaus, und wie ihm die erbitterte Exuperantia schrieb, war sein letztes Wort ein Fluch auf Victorin. Diese Botschaft hatte am Morgen des 15. Mai ein Eilbote gebracht. Oft schlägt der Blitz in die frisch und üppig grünende Eiche und spaltet sie vom hohen Gipfel bis hinab in die Wurzel. Wäre das Bild nicht zu stark, auf Victorin könnte es angewendet werden. Herausgestürzt aus dem Himmel seines sorgenlosen, jugendlichen, fröhlichen Lebens — stand er jetzt am Scheidewege, wo diesseits heiterer Frohsinn — jenseit trüber, kalter Ernst lag. Hatte sein Oheim auch viele Fehler gehabt, so war dennoch Victorins Herz mit Liebe, Dankbarkeit und Ehrfurcht ihm ergeben gewesen, und er wußte es nur zu gut, was er dem Manne schuldig war, der seine hilflose Kindheit gepflegt, die schlummernden Anlagen seines Geistes geweckt, die erwachten genährt, gestärkt, belebt, und endlich vor dritthalb Jahren die Laufbahn nützlichen Wissens in Ingolstadt ihm eröffnet hatte. Der Jüngling fühlte ganz den Verlust des Mannes, der allein ihm für die Zukunft zu einem redlich nährenden Amt in seiner Vaterstadt helfen konnte, wo Nepotismus das eine und Simonie das andere unübersteigliche Hinderniß seines Fortkommens war, und ebenso konnte der bei dem hochmögenden Bürgermeister seines lieben Ulms in Gunst stehende Stadtschreiber allein ihm Beizeihung und Aufhebung seines Verbannungsurtheils erwirken. Abgesehen aber auch hiervon, so war eben für Victorins gefühlvolles Herz in doppelter Hinsicht des Oheims Tod höchst schmerzlich. Es war der letzte Verwandte, den er väterlicher Seits hatte im deutschen Lande, denn seine Mutter war eine Schweizerin gewesen, und dieser ihm theuere Mann hatte seiner geflucht. — Dieser Gedanke folterte sein Herz. „Ach!“ rief er aus, „du rachsüchtige Exuperantia, wie hast du die Seite meines Herzens so gut gekannt, wo ich am leichtesten und am tiefsten zu verwunden war, um Rache zu nehmen für die unbesonnene Freimüthigkeit meiner arglosen Rede!“ Zürnend mit sich selbst und seinem Schicksale, faß

Victorin seit Mittag schon auf seiner Kammer, und Meister Dietrich hatte nicht gelogen, als er jenem Hans Liederlich von Victorins Thränen gesagt, denn sie rannen wirklich strommeise über seine bleiche Wange. Die Klänge rauschender Fröhlichkeit, die aus dem Saale herauf an sein Ohr schlugen, hatten die düsteren Gedanken düsterer, seine bitteren Gefühle bitterer gemacht. Unschlüssig, was er beginnen solle, wollte er sich eben, höchst abgemattet, auf sein Bett hinstrecken, als es erst leise, dann härter an seine Thüre pochte.

„Denkt doch Jemand meiner?“ sprach Victorin zu sich selbst. „Vielleicht ist's ein Engel der Rettung!“ — Er öffnete und mit forschendem Blicke trat der saufte Leuchtlin, auch ein Ulmer, in's Zimmer.

„Wir haben Dich heute Abend so sehr vermißt, Victorin,“ sprach jetzt der eintretende Gottfried, „daß Vicel mich abfandte, nach Dir zu schauen, da Du sonst doch selten fehltest, wann die Landsleute heiter und guter Dinge waren. Ist Dir was begegnet?“ fragte er mit mitleidiger Stimme.

„Ja, Gottfried,“ entgegnete Victorin, „mir ist heute ein grosses Leid widerfahren. Dir kann ich es sagen, Du spottest nicht eines verwundeten Gemüths!“ Und nun erzählte er weitläufig die Hiobsposten, welche ihm geworden.

„Was Deinen Oheim betrifft, so ist allerdings Deine Lage sehr zu bemitleiden; doch vielleicht hat der schielende Kobold mit den übrigen vier Genossen, Dein weiches Herz kennend, diesen Streich Dir mit einer Lüge gespielt, und ich bin deß gewiß. Hast Du ja doch nie Deinen Oheim beleidigt.“

Victorin seufzte und dachte an die Heirath.

Leuchtlin aber fuhr in einem Tone fort, „die Spießbürger mit ihrer Verweisung sollen schon zahm werden. Du wendest Dich wegen dieser Sentenz eines hohen Raths an das Summum imperatoris Tribunal, oder des heilig römischen Reiches Kammergericht, welches von Kaiser Maximiliano I. und den Reichsständen Anno

1495 gestiftet worden, und concurrentem jurisdictionem mit dem Reichshofrathe hat, welches anfänglicher in Frankfurt am Main war, hernach aber Anno 1530 ist nach Speier verlegt worden, sintemal es immer eine freie Stadt sein muß, woselbsten solches ist. — Aber Victorin, Du hörst nicht einmal, was ich Dir ad oculos demonstrire?! Es ist doch der einzige Rath für Dich. Dann wird die Sentenz untersucht, und ich bin sicher, daß sie aufgehoben wird, sintemal man um keines Eselsohres willen noch hat einen freien Mann verbannt."

Victorin mußte lächeln, allein er wollte den Freund nicht in Harnisch bringen, sonst war es vorauszusehen, er würde vor Tage mit seinen Pro et Contra's nicht fertig geworden sein.

„Bedenkst Du auch, daß ich vielleicht, ehe auf sothanem Wege meine Sache entschieden wird, ein Greis werde, und sonst wo längst mein Nestchen gebaut habe, wie die wandernde Schwalbe? Und gesetzt, Gottfried, es würde der Gang des Reichskammergerichts umgekehrt, und bald entschieden, so daß die Philister in die Jauche kämen, werde ich dann je, obwohl meine Familie alt ist, einen Dienst erhalten? Und wie viel Unannehmlichkeit werde ich ausstehen müssen von meinem einohrigen Feinde?"

„Dagegen ließe sich nur setzen," remonstrirte Gottfried, „daß sowohl nach Grundsätzen des natürlichen Rechts, als auch der Vernunft und Religion, sowie des juris privati, wie ich Dir leicht nachweisen könnte, auf Deiner Seite das Recht ist; denn —"

„Bemühe Dich nicht, lieber Gottfried, und erwäge nur, in ihrer Hand ist die Gewalt!"

„Philister über Dir, Simson! nimm den Eselskinnbacken und schlage todt, was Dich hemmt und unwirsch macht!" so rufend, trat der Senior Vicelius, heftig angesteckt, in's Zimmer. „Bist Du ein Kerl, Victorin? Du, der Du Ohren abschneiden kannst, besser wie ein britannischer Scharfrichter; — Du, der Du trinken kannst, so lange es lauft; Du, der Du im Reichthum Deiner Laune lachen kannst, wenn die Welt untergeht; — Du sitzest hier, während wir

des Lebens froh, und kämest wieder eine Hiobspost, und weinst wie eine Leichenfrau, und siehst drein, Gott verzeih' mir's, als solltest Du heute noch mit dem leibigen Luzifer die Reise ad inferos antreten! Nimm Deine Leier mit, und Du machst die Kerle rasend! Hat da die Lamnseele nicht etwas von Philistergewalt gesagt?" —

Sie erzählten ihm die Sache. „Ha! nichts weiter!" rief er; „komm Victorin, Dein Name ist nomen et omen, wird Dir alle brave Kerle an, und zieh' wie Coriolan vor das Ratznneſt!"

„Mit Gunst, Vicel!" fiel Gottfried Leuchtlin, des Zunftmeisters Sohn, ein, „es ist eine freie Stadt, unser Ulm."

„Hol' Dich der Henker, mit sammt der freien Stadt, ein Nest ist's, sage ich Dir, das von einem Stoßweihen oder Falken tüchtig gefegt wird. Schweig', Famulus, und bring mich nicht in Hitze!"

Leuchtlin war nicht dafür geschaffen, zu opponiren, wo man mit Kraft seinen, mit Juristerei und Schulfuchserei untermischten Reden entgegentrat. Das Wort auf seiner Zunge erstarb, und Vicel wandte sich zu Victorin. „Ist's nichts weiter als das, Victorin, so laß Dir nur von dieser lebendigen Reichsgerichtsordnung (auf Leuchtlin deutend) nichts in's Ohr setzen, und laß Du mich machen. Heute freilich bin ich zum Nachdenken nicht so ganz gestellt, aber das sage ich Dir — morgen soll Rath werden, und Dein verwittertes Ulm laß fahren. Komm! Ubi bene, ibi patria! Laß uns trinken bis die Sonne am Himmel heraufzieht, dann ist's genug, und wir wollen ausruhen und dann denken!" Er faßte Victorin am Arme und zog ihn mit sich hinab, wo ein schallendes: „Hoch!" ihn empfing. Der Liedersang, die trauliche Rede, der Klang der Becher, des Bieres Macht, waren nun allesammt thätig, Victorins Kummer einzulullen, der denn ihrer Gewalt nicht widerstehen konnte. Und ehe noch die Mitternachtsstunde warnend ihre zwölf Glockenschläge den Schwelgern in die Ohren schallen ließ, war Victorin heiter und heiterer, bis endlich Vicels Zutrinken die höchste Potenz der Lustigkeit hervorbrachte.

Mit einem dumpfen Kopf und einem mit sich selbst unzufriedenen Herzen erwachte am Morgen Victorin, durch ein Geräusch an seinem Bett. Meister Dietrich stand vor ihm, und sah ihn mit einem wohlwollenden Ausdrucke an.

„Nehmt mir's nicht übel, Herr Amperger," nahm Dietrich, nachdem er gegrüßt hatte, freundlich das Wort, „daß ich Euch schon so frühe wecke; allein bei uns zu Lande sagt man: „Ein guter Rath kommt nie zu früh, wohl aber oft zu spat," und weil ich Euch denn jederzeit, ob Eurer guten Sitten und freundlichen Manieren, die tollen Streiche abgerechnet, wohl in Affection genommen, so wollte ich Euch, meinen schwachen Verstandeskräften nach, rathen, und mein kleines Lichtlein nicht unter einen Scheffel vor Euch setzen!"

„Nun, Meister," unterbrach ihn Victorin gähnend, und die Augen reibend, „was ist's denn eigentlich?"

„Mit Gunst," fiel Jener schnell wieder ein, „unterbrechet mich nicht! „Jugend hat nicht Tugend," sagt das Sprichwort, und ich will eigentlich damit nicht nur auf Euren letzten Haustreit und das abgehauene Ohr sowohl, als auch ebenmäßig darauf hindeuten, daß das Alter oft mehr Ueberlegung als die Jugend hat. Mein ehrenwerther Landsmann Vicelius, genannt Hans Liederlich, sprach gestern von Euren Unfällen; da konnte ich dann vor Kopfbrechen Eurethalben nicht schlafen." — „Ihr habt wohl daran gedacht, daß ich noch in der Kreide bei Euch stehe?" unterbrach ihn ärgerlich Victorin.

„Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun, sagt das Sprichwort, Herr Victorin; ich will Euch den Beweis liefern, daß ich ehrlicher bin, als Ihr glaubt, und Euch zeigen, daß oft Gold ist, was auch nicht glänzt, indem ich hiermit Eure Rechnung vor Euren Augen zerreiße." — „Halt, Meister! das sollt Ihr nicht," rief aufspringend Victorin. „Ich habe annoch Bücher und Kleider!"

„Thut mir den Gefallen und schweigt," entgegnete der Bursenbesitzer. „Ihr habt mir durch Eueren Oheim, Gott hab' ihn

ſelig! einen Dienſt geleiſtet, der ſolch eine Lapperei aufwiegt, als Ihr mir das halb verlorene Erbe meiner in Gott ruhenden Catharina in Ulm herausbrachtet. Und da nun eine Hand die andere waſcht, wie wir ſagen, und es, wie es in den Wald ſchallt, auch herausſchallt, ſo biete ich Euch nebenbei meine geringſten Dienſte an, da, wie Ihr wißt, ein Freund in der Noth beſſer iſt, als eine Feder auf dem Hut, und will Euch einen Weg zeigen, wie Ihr fortkommen mögt in der Welt. Viel zwar kann ich nicht für Euch thun, aber im Schiffbruche greift man nach einem Strohhalm. Ich habe mit meinem Landsmanne Vicelius geſprochen, der wird für's Mehr ſchon Sorge tragen. Mein Rath iſt, daß Ihr von hier abgeht nach Magdeburg; dort wird, das weiß ich, ſolch ein Kopf wie Ihr gebraucht und geehrt; damit Ihr dort nicht braucht wegen eines Obdachs in Sorge zu ſein, ſo habe ich an meinen Bruder Euch einen Zettel geſchrieben. Er iſt zwar blos Nachtwächter in der Domſtraße — aber er iſt ein ehrlicher Mann und hat ein eigenes Haus, und er wird Euch gewiß aufnehmen wie ein Kind, und Euch um meinetwillen ſo lange Brot geben, bis Ihr es Euch erwerben könnt."

Victorin ſaß noch immer im Bett und ſah in ſtummer Rührung den rauhen Mann an, der ſo grundredlich ſich ſeiner anzunehmen geſonnen war und ihm eine Summe geſchenkt hatte, die er jetzt nicht erſchwingen konnte, ſo er ſie hätte bezahlen müſſen. Es regte ſich wohl in ſeinem Innern der Patrizierſtolz des freien Reichsſtädters — aber ein beſſeres Gefühl ſiegte. Warum, fragte er ſich in ſeinem Innern, warum ſoll es mich entehren, in meiner Noth aus der Hand dieſes ehrlichen Mannes ein Geſchenk zu nehmen? das, wollte ich es verſchmähen, mich die wenigen Habſeligkeiten koſten würde, die ich jetzt für Reiſegeld und Bezahlung ärmerer Gläubiger anwenden kann. Er nahm alſo, einig geworden bei ſich ſelbſt, Meiſter Dietrich's Hände, drückte ſie herzlich und dankte dem Ehrenmanne für ſein Wohlwollen, und konnte nicht bergen, was ſein Herz fühlte.

Auch der alte Dietrich war gerührt. „Herr,“ ſagte er, „Ihr habt mir große Freude gemacht! Ihr jungen Herren fahret oft hart uns niedrige Leute an, aber ihr thut uns oft Unrecht. Ich meinte, auch bei Euch würde mir ſo etwas zu Theil, aber ich ſehe nun, daß Ihr ein treues Blut ſeid, wie ich immer gedacht und glaube; darum, Ihr nehmt auch dies Wenige von mir. Ich weiß, wer auf Federn lag, findet das Stroh hart.“ — Mit dieſen Worten wollte er in Victorins Hand ein ledernes Beutelchen ſtecken, aber Victorin drückte ſeine Hand und ſprach: „Nein, braver Mann, das nehme ich nicht von Euch! So lang ich arbeiten kann, nehme ich keine Almoſen; möge Gott es Euch vergelten, was ich nicht vergelten kann!“ „Nun,“ entgegnete Dietrich, „wenn Ihr durchaus nicht wollt! — Aber vergeßt mich nicht. Und findet Ihr, was ich Euch nicht wünſchen möchte, ſo gern ich's auch erfüllte, was ich ſage, findet Ihr keine Unterkunft, ſo ſeid Ihr mir immer willkommen!“ — Jetzt eben hörte man Vicelius die Stiege herauf kollern, und Dietrich ging ſchnell, Schweigen auferlegend, zur Thüre hinaus, indem er ſich bemühte, ſeinen Zügen die gewöhnliche Haltung wieder zu geben. Victorin, es bemerkend, fragte ſich ſelbſt: „Iſt denn die Welt ſo ſchlimm, daß die Treue und die Redlichkeit ſich verbergen muß? Nein, ſie ſind nicht ſelten, die biederen deutſchen Männer, und Heil dem Vaterlande, das ſolche Kinder hat!“ —

„Predigſt Du?“ fragte Vicel, den Kopf in die Thüre ſteckend; „dann ziehe ich in Frieden von dannen, denn davon bin ich kein Freund; mein Gewiſſen iſt etwas weit und kann viel herbergen; ſo mag ich es denn nicht verengern laſſen. Ich liebe das Freie, Weite, darum mag auch der Teufel die Burſa zu Ingolſtadt holen! Weißt Du was? Bruder Coriolan (er erinnerte ſich ſeines geſtrigen Vorſchlags und lachte laut auf), wir wollen eine Fahrt antreten! Den Leuchtlin nehmen wir mit als Famulus, ſagen unſerem Griesgram Dietrich Valet, und fahren durch's Bayerland den Rhein hinab gen Köln, und ſo es uns allda nicht behagt, quer herüber nach Wittenberg oder Halle und wo gut ſein iſt, da bauen wir Hütten! Na, gefällt's?“

„Unter anderen Umständen würde ich freudig einschlagen und mit Dir durch's Vaterland ziehen; allein jetzt muß ich wohl bedenken, wie ich aussäe, daß ich ernte!“ —

Mit offenem Munde und großen Augen starrte ihn Vicel an, trat dann leise näher, rüttelte ihn mit einer satyrischen Miene, sprechend: „Du träumst oder befindest Dich in delirio, oder es ist ein frommer Schlafhaubengeist in Dich gefahren? — Warte, ich will einen Exorcismus sprechen, der ihn austreiben soll.“ —

„Laß die Späße, Vicelius; es ist mein Ernst. Ich habe des Lebens Ernst erkannt und bin ernst geworden; ich habe die Schellenkappe von mir geworfen, die Du noch trägst.“

„Ein Bekehrter will gleich Andere bekehren; ha, ha, ha, Victorinchen, ich nehme Dir so etwas nicht übel; bei Deiner überschwänglich lustigen Natur muß bald eine Krisis kommen, wo das Phlegma von dem Spiritus sich scheidet. — Aber, ich bitte Dich um Alles, sage mir, wie Du zu diesem sauertöpfigem Ernst kommst, und was Du mit dieser falschen Münze, die Dir Niemand abnimmt, anfangen willst?“

Auf Vicelius hatte dennoch, ob er gleich den Ernst für eine falsche Münze ausgab, und darum sich nie mit ihm befaßte, immer eine vernünftige, ruhige Vorstellung die beste Wirkung gehabt, wenn auch nur augenblicklich. So war es denn auch hier. Bei Victorin war die entscheidende Stunde seines Lebens mit dem Eilboten von Ulm gekommen; der Gährungsprozeß war entschieden. Das tolle Wesen, dem er bisher gehuldigt, war niedergesunken, und eine klare, ruhige Ansicht der Dinge, eine kühle Ueberlegung hatte die Oberhand behalten. Das Leben lag dunkel vor ihm. Kein lichter Punkt fiel in's Auge, aber dennoch rief sein Gedächtniß immer den Namen Magdeburg in sein Andenken. Er schilderte Vicelius seine Lage, seine Pläne, seine Aussichten, und selbst der rohe, leichtsinnige und moralisch schon ziemlich tief gesunkene Vicelius mußte nothgedrungen die Achseln zucken.

„Wie fällst Du aber auf Magdeburg gerade, das so fern liegt?“

„Den ersten Grund überlaß mir selbst“ (er mochte nicht Meister Dietrich's gedenken, und es war eine kindische Furcht vor Vicel's Spotte), erwiederte Victorin; „der zweite ist dieser: Viele meiner Landsleute sind dort angesiedelt, und vielleicht finde ich auch ein ehrliches Unterkommen.“

„Das will ich nicht in Zweifel ziehen,“ entgegnete Jener; „doch darfst Du die Zeitumstände nicht unberücksichtigt lassen: Es ist, als ob man ein Hochgewitter über Deutschland heraufziehen sähe, so eine dumpfe, beengende Schwüle herrscht in den Gemüthern. Nur das Klirren der Waffen und das Blitzen der Schießprügel ist's, was die Stille unterbricht. Tilly steht drohend in Niedersachsen. Die Protestanten schlafen auch nicht, und es ist, als ob Einer den Anderen beobachte. Da kann man auf eigene Faust am besten handeln und im Trüben fischen, aber dazu ist ein anderer Kerl nöthig, als Du jetzt bist. — Doch — versuch's einmal. Ich will Dir einen Zettel mitgeben an meinen Schwager, den Stadtschreiber Muzel in Magdeburg, der nimmt Dich vielleicht als Scribent.“

„Aber,“ wendete Victorin ein, „wird mir auch Deine Empfehlung eine Empfehlung sein?“

„Wie verstehst Du das?“ fragte mit einem kaustischen Gesichte Vicel.

„Ohne Tropus und Metapher, gerade herausgesagt, ist Dein Leumund nicht eben der beste, und werden Dich wohl die Deinen auch also kennen!“

„Du sprichst sehr verständlich, Victorin, und hast nicht Unrecht hierin. Die fatale Fama hat ihre Plaudertasche nicht halten können, und da der Wind aus dem Loche pfeift, so muß ich's leider selbst gestehen, daß mein ehrsamer Feldheld von Schwager nicht sehr große Affection zu mir trägt, doch desto mehr meine Schwester, und an die will ich Dir ein Sendschreiben behändigen, das Dich in ihrer Gunst festsetzen und bei ihrem Manne manuteniren soll.“

„Ich gestehe Dir's offen, daß mir dieser Weg nicht absonderlich

behagen will. Durch eine Haube möchte ich nicht zu Brod und Ehren kommen."

„So? — Et nun, so fahr' zum Teufel! — Doch nein — ich bestinne mich, ganz Unrecht hast Du nicht! Nun, ich will's schon machen; aber wir fahren doch eine Strecke mit einander?"

Ehe noch Victorin antworten konnte, trat Leuchtlin in's Zimmer mit einem ungeheuren Folianten unter dem Arme, den er keuchend auf den Tisch warf. Ein schallendes Gelächter von Vicelius tönte ihm entgegen. „Da will ich mich doch ritlich verpflichten, bis heute Abend keinen Becher in die Hand zu nehmen," rief er aus, „wenn nicht wieder diese Alleweiberseele in dem Jünglingskörper hier das ganze Corpus oder die verwitterte Reichsgerichtsordnung, oder Gott weiß was, sonst anschleppt, um Dir den Coriolan aus dem Kopfe zu treiben. Höre, Gottfried, zieh' mit dem Schulfuchs da ab und schnalle Dein Bündel; thue ein Paar Hemden, mein Sammtkleid hinein, und mache Dich bereit zu einer Fahrt."

„Da habe ich denn doch einige Merkpünktlein vorerst Dir in's Andenken zu bringen, Vicel, die Dich ein Anderes lehren!" sprach ernst Leuchtlin.

„Das erste Merkpünktlein ist: proximus sum egomet mihi! Das zweite besteht darin, daß ich hier bin, um zu lernen, und nicht um als Taugenichts in der Welt herumzufahren. Das dritte, daß ich frei und nicht Dein Sclave bin, und das vierte, daß ich Dir hiermit Valet sage. — — Longior esse nolo!"

Er nahm seinen Folianten, richtete sich stolz auf, und ging.

„Hast Du's gehört, Victorin?" fragte nach einer Pause des Erstaunens Haus Lieberlich. „Entweder ist der Welt Untergang nahe, oder —"

„Der Knabe ist mündig geworden," ergänzte Victorin.

„Na, laß den Schafskopf fahren. Entweder ich muß meine biogenische Habe selbst tragen, oder mich nach einem Penntal umsehen, das mir dient. Du aber, Brüderchen, rüste Dich. Mit dem Sonnenaufgang des morgenden Tages muß das thurmreiche, gebene-

bette Ingolstadt hinter uns liegen. „Mir geht's wie der Wachtel im Käfig, wenn die Wanderzeit kommt, ich habe keine Ruhe mehr!“

Viktorin hatte alles Entbehrliche verkauft, und sowohl aus seinen Kleidungsstücken als Büchern einen kleinen Nothpfennig zusammengebracht, womit er bis Magdeburg durchzukommen hoffte. Doch wie es die Sitte seiner Zeit war, hatte er einen Handegen und ein Paar große Pistolen in seinem Gürtel; das Uebrige faßte ein kleines Bündel auf seinem Rücken. Der Abschied von Ingolstadt, wo er sonächst drei Jahre eines ungestörten, harmlosen Glückes genossen hatte, von den Jünglingen, die er liebgewonnen, von Meister Dietrich, dessen wackern Kern er erst jetzt von der rauhen Schale unterscheiden gelernt hatte, that ihm sehr wehe. Mit all den tollen Reden, die Vicelius führte, mit all dem Fluchen, Singen und Pfeifen, das abwechselnd ihn beschäftigte, hatte er nicht Viktorins traurige Stimmung scheuchen können. Endlich brummte er in den Bart, und ließ den Jüngling seinen eigenen Gedanken und Empfindungen. Wie die Nebel am Herbstmorgen in den Thälern wogen und der mattere Schein der Sonne nichts darüber vermag, so war ungefähr der Seelenzustand des Jünglings. Zum ersten Male ging er mit Sorgen seiner dunkeln Zukunft entgegen. Oft durchbebte ihn ein leiser Schauer ob seiner Lage; doch der frohe Lebensmuth des Jünglings siegte bald über den Ernst, der jenseits der Grenzen seines Alters lag, und sein frommer Sinn, den er errettet aus den wüsten Stürmen seines Studentenlebens, und der wie eine Goldstufe, umgeben von unedlen Metallen, in der Tiefe seines Gemüthes verborgen gelegen, jetzt aber in dem Schmelzofen des Kummers geläutert, in seiner ganzen Reinheit, Herrlichkeit und ungeschwächten Kraft zu Tage gefördert wurde, gab bald dem Gemüthe die auf Augenblicke verlorene Kraft wieder, und er kam sich vor wie Jakob, der auch, ausgetrieben aus dem Vaterhause, einer umwölkten, unbekannten Zukunft entgegen ging, und weil er stark und muthig war, sein Schicksal besiegte. Er verdoppelte seine Schritte, um seinem Isegrim von Gefährten bei-

zukommen, der da zuschritt, als habe er Fortunatus berühmtes Stiefelpaar an seinen Füßen. Das gute Verhältniß war bald wieder zwischen ihnen hergestellt, und so ging's dann munter fürbaß über Bäche und Gräben, über Hügel und Ebenen, durch Wälder und Fluren der Heerstraße nach, ohne daß ihnen irgend ein Ungemach oder Abenteuer begegnet wäre, und wir lassen sie ihre Straße ziehen, ohne ihnen wieder zu begegnen, als jenseits der Grenzmarken des bayerischen Kreises, wo wir Victorin allein, abgemattet von den Strapatzen des Weges, den er mit nassen Kleidern bei stetem Regen gemacht hatte, bleich und krank aussehend, vor der Thüre einer Mühle auf einem abgehauenen Eichenstamme hingesunken, finden. Die Mühle lag rechts ab von der Heerstraße, in einem kleinen, von dichtem Hochwalde umschlossenen, nur von dem Mühlbache durchschnittenen Thälchen, beinah' eine Stunde in jeder Richtung von den Wohnplätzen der Menschen abgesondert. Das Aeußere derselben war ärmlich. Einen Mühlgang trieb der Bach. Dichtes Weidengebüsch begrenzte seine Ufer, an welche diesseits ein Gärtchen und jenseits frisch grünende Wiesenmatten stießen. Die Mühle sah man kaum vor den überhängenden Aesten einiger hoch aufgeschossenen uralten Erlen und Silberpappeln, durch deren Laub nur hier und da ihr rothes Ziegeldach hervorleuchtete. Victorin konnte nicht mehr weiter. Er hörte das ferne Klappern des Mühlgangs und schleppte sich bis dahin, wo er vor der Thüre auf den Eichstamm hinsank und einer Ohnmacht nahe war. Er empfand eine unüberwindliche Schwere in seinen Gliedern, ein stechendes Weh in seinen Seiten und ein Brennen im Kopfe, das ihn das Kommen einer ernsten Krankheit fürchten ließ. Vicelius hatte sich seit drei Tagen von ihm getrennt und war links hinabgezogen. Kaum war Victorin hingesunken, als ein Hofhund sein Mark und Bein durchschneidendes Bellen ertönen ließ, und obgleich es fortdauerte, so kam dennoch Niemand aus der Mühle. Victorins Mattigkeit nahm zu. Er vermochte nicht, sich zu erheben, um an der Pforte zu klopfen. Sein Haupt sank auf die Brust und ein leises Stöhnen war der

einzige Ton, den er hervorbringen konnte. Fünf Minuten mochte er in diesem Zustande, der nahe an Bewußtlosigkeit grenzte, vielleicht gelegen haben, als er eine nasse Hand über seine Wangen streichen fühlte und die Augen aufschlug.

Das fortgesetzte, zuletzt in ein Heulen ausgeartete Bellen des Hundes hatte aus dem sich hinter der Mühle hinabziehenden Garten ein Mädchen herbeigerufen, das mit Schrecken den bewaffneten Jüngling, der freilich keinem Räuber ähnlich sah, ohnmächtig hingesunken gewahrte. Sie blickte ihm eine Weile höchst überrascht in das bleiche, schöne Gesicht, um das eine reiche Fülle blonder Ringellocken wallte, und eilte dann, vom innigsten Mitleide beflügelt, in die Mühle, um Essig zum Abwaschen des Kranken zu holen. Sie vergaß, daß sie allein in der Mühle war, denn ihr Vater war mit seinen Eseln Mehl nach dem nächsten Dorfe fahren, und konnte mindestens erst in einer Stunde zurückkehren. Das weiche Herz des Mädchens, ergriffen von des schönen Jünglings Trauergestalt, kannte keine Rücksichten. Sie kam zurück. Sie wusch ihn an, und Victorins erwachendes Auge blickte in ein schönes, glänzendes, braunes Mädchen-Auge und fühlte den Hauch ihres schönen Mundes an seiner Wange.

„Euch ist unwohl geworden?" fragte eine wohllautende Stimme.

Jetzt erst gewahrte Victorin die blühende, hochaufgeschossene, in ein einfaches dunkles Kleid gehüllte Gestalt des siebenzehnjährigen Mädchens. Mit wenigen kurzen und oft unterbrochenen Worten erzählte er dem Mädchen seine Lage, sein Uebelbefinden.

„Stützt Euch auf mich," bat errötheud das Mädchen, „und versucht, ob Ihr so kräftig seid, in die Mühle zu gehen. Ich will Euch gerne mein Bett einräumen, und mein Vater wird Euch gerne eine Weile Obdach geben, bis Ihr hergestellt seid. Er weiß auch viele nützliche Heilmittel und Kräuter, die Euch gut sein können."

Victorin nahm dankbar die Anerbietungen des einfachen, lieb-

lichen Mädchens an, und gestützt von ihr, kam er in die niedrige, ärmliche, doch sehr reinliche Stube, an die Röschens nettes Kämmerchen stieß, in dem ihr Bett, gefüllt mit Haferspreu, stand. Sie bat ihn, hier zu verweilen, bis sie frisches Linnen über ihr Bett gelegt. Victorin wollte ihr Bett nicht einnehmen, er bat um etwas Stroh, allein Röschen gab es nicht zu, nöthigte ihn, in des Vaters hölzernen Sorgenstuhl sich niederzulassen, und hüpfte hinaus, um frische Laken zu holen. Dies Geschäft war bald beendigt. Victorin, immer matter und matter sich fühlend, ließ sich gerne von ihr in das Kämmerchen leiten, wo er sich auszog, und kaum hingestreckt in das Bett des Mädchens, von einem furchtbaren Froste geschüttelt wurde. Aengstlich sah sie zur Thüre herein, holte ihres Vaters Decke und legte sie noch auf den Jüngling, und suchte schnell Holunderblüthe, ihm einen schweißtreibenden Thee zu brauen. Während sie beschäftigt war, ihm diesen zu reichen, klopfte es an der Thür, und das freudige Jauchzen des Hofhundes verkündete des Vaters und seiner langgehegten Begleiter Ankunft. Röschen eilte hinab zu öffnen.

„Was fehlt Dir, Kind, Du siehst ja so sonderbarlich drein?“ war die erste Frage des Alten.

„Ach, Vater,“ begann Röschen stotternd, „ich habe etwas gethan, dessen ich mich freilich nicht zu schämen brauche, aber was Ihr vielleicht tadeln dürftet!“

„Was denn?“ fragte neugierig der Greis.

Nun erzählte ihm Röschen die Begebenheit mit dem fremden Jünglinge so rührend, so ergreifend, daß gerührt der Alte ihre Hand nahm und sagte: „Du hast wohlgethan, mein Kind, Dir gilt die Verheißung des Herrn: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Was Du mit Deinem Samariterherzen angefangen, will ich nicht als Leute tadeln, sondern als Christ gutheißen, und segnen und fortsetzen, was Du begonnen hast!“ Freudig schlang das Kind seine vollen Arme um des Vaters Nacken, und bat, daß er eile, um ihrem Pflegling zu sehen,

und schnell Mittel zu ergreifen, um größerem Uebel vorzubeugen. Das aber war zu spät. In entsetzlicher Fieberhitze fand der Greis den Kranken. Er glühte, seine Pulse schlugen, und wirre Reden hörte er hastig aus. Mit thränenden Augen stand Röschen an seinem Bette, als kopfschüttelnd der Vater sich von ihm wandte.

Mit sorgsamer Hand bereitete das gutmüthige Röschen die Arzneimittel, die der Vater ihr, bestehend in Kräutern, brachte; allein alle ihre Sorgfalt war vergeblich, von Tag zu Tag stieg Victorins Krankheit. Immer wilder wurden seine Phantasien. „Gruperantia, du höllischer Kobold!“ rief er oft, wenn das Mädchen seinem Bett nahte, und Röschen bebte dann zurück, und schlich weinend hinaus, und klagte, sie meine es doch so gut und treu mit ihm. Oft lag sie auf ihren Knieen, zum besten Helfer betend für den Fremdling. Nach zehn schrecklichen Tagen brach sich die Krankheit. Die Krise war eingetreten in der neunten Nacht, und bald wurde Victorin seiner Sinne Meister, seiner selbst sich bewußt; aber nun erst zeigte sich, wie krank er gewesen war, denn er fühlte sich so matt, daß er kaum zu reden vermochte. Der Müller war gerade wieder mit seinen Eseln weggefahren, als Victorin zum ersten Male zu sich selbst kam. Röschen saß noch an seinem Bett und beobachtete ihn aufmerksam. Er reichte nach ihrer Hand; sie gab sie ihm. Leise drückte er sie, und sprach kaum vernehmbar seinen Dank aus. Da glühten auf Röschens Wangen die Rosen der Freude. „Gottlob!“ rief sie, „daß Ihr wieder reden könnt und bei Sinnen seid. Ach, wie wird mein Vater sich freuen, wenn er Euch wieder besser findet!“ — Nun erst erfuhr der Jüngling, wie lange er gelitten. Nun erst konnte er errathen, was die guten Menschen für ihn gethan hatten. Um so inniger wurde nun aber auch sein Dank, um so aufrichtiger seine Liebe zu ihnen. Hatten die edeldenkenden Naturmenschen früher schon für ihn Alles aufgeboten, was ihre Verhältnisse erlauben konnten, so war jetzt ihre Sorgfalt noch größer, ihre Thätigkeit unermüdeter, ihre Wohlthaten sichtbarer. Es dauerte lange, bis Victorin dessen

stellt war; als er aber nun endlich nach vier Wochen wieder außer dem Hause sein konnte, und zum ersten Male wieder den Schein der herbstlichen Sonne empfand, da zog er Röschen und ihren Vater zu sich nieder auf den Eichenstamm, auf den er einst hingesunken war, und drückte ihre Hände an seine Brust, und stammelte seinen innigsten Dank. In dieser Stunde, wo sein Herz so voll des feurigsten Dankes gegen Gott und seine Wohlthäter war, erzählte zum ersten Male der Jüngling dem Greise und dem Mädchen seine Schicksale, und sprach von seinen Aussichten in die Zukunft mit bewegtem Herzen. Röschen horchte mit sichtlicher Theilnahme. Im Innern ihres Vaters bewegte sich etwas, welches er nicht auszusprechen wagen mochte.

In sichtlicher Verlegenheit fragte er endlich, ob er denn schon so schnell weg müsse? Röschens Wange wurde bleich, ihr Auge starrte auf Victorins Lippe, ihre Hände waren krampfhaft in einander gepreßt, ihr Athem stockte. Victorin bemerkte es nicht und antwortete, „daß ihm allerdings viel an seiner Hinkunft nach Magdeburg gelegen sei; allein, wenn es ihm, dem Vater, nicht unlieb sei, so denke er sich erst zu erholen.“ Jetzt kehrte langsam die Röthe auf des Mädchens Wange zurück; ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus der Brust. — „Ach, bleibt doch noch lange, wenn's Euch bei uns gefällt,“ bat sie mit einem Tone, der tief in Victorins Seele nachklang. Victorins Herz erbebte in diesem Augenblicke. Wie ein Blitz flog ein Gedanke durch seine Seele, der ihn in einen Widerstreit von Gefühlen stürzte, der kaum zu beschwichtigen war. Der Vater saß lange in sich gekehrt und nachdenkend neben dem Jünglinge. Röschen war schon in das Haus gegangen, das Abendbrod zu bereiten, und hatte im Hineingehen einen Rückblick auf den Jüngling geworfen, voll eines Ausdrucks, dem Victorin einen Namen zu geben sich fürchtete. Da ergriff plötzlich der Greis Victorins Hand. „Junger Herr,“ hob er an und seine Stimme zitterte, „ich habe etwas auf meinem Herzen, das herunter muß, wenn ich Ruhe gewinnen soll! Ihr seid unser

und mutterlos, Ihr habt keine Freunde in der argen Welt, und wollt auf gut Glück Eurem Schicksal entgegengehen. Ich liebe Euch zu sehr, als daß ich hierbei gleichgiltig bleiben könnte. Ich sehe es an, als habe Euch der Herr in mein Haus geführt, und darum spreche ich kühn meinen Wunsch aus: Wollt Ihr nicht hier bleiben auf immer? Meine Mühle ist schuldenfrei, mein Kind ist gut und rein und Euch nicht gram. — Wählet; es steht bei Euch, ein friedlich Obdach oder ein irres Leben zu ergreifen; am eigenen Herde mit einem guten Weibe glücklich zu sein, meines Alters Stütze zu werden, oder Euch blindlings dem wilden Brausen unserer Tage hinzugeben."

Victorin erbleichte. Was sollte er beginnen? was antworten? War es nicht wahr, was der Greis gesagt? Fühlte er es nicht, daß das Mädchen ihn liebe? Es dauerte lange Zeit, bis Victorin fähig war, zu antworten. Er bat den Greis, gegen Röschen zu schweigen und ihm Zeit zur Ueberlegung zu gönnen. „O, übereilt Euch nicht," bat der Greis, „und glaubet nicht, daß es mich sehr kränken wird, auch wenn Ihr meinen Antrag ablehnen zu müssen glaubt, obwohl es mir sehr wehe thun würde," setzte er mit zitternder Stimme hinzu und ging.

Victorin ergriff seinen Stab und schlich hinüber über die Brücke des Mühlbachs unter die uralten Eichen, deren Säuseln ihm wie Geisterflüstern klang. Er faltete seine Hände und flehte zum Himmel um Kraft, einen Entschluß zu fassen, der entscheidend sei für sein Glück. Er setzte sich auf einen Waldstein, und seine Gefühle lösten sich in ein Selbstgespräch auf. „Wie wahr sprach der Greis, wenn er meinen Lebensweg einen irren Lauf nannte! Wie wahr ist es, daß ich heimathlos umherirre und eine Ruhestätte suche, die mir hier geboten wird! Röschen — ist sie gleich nur ein Bauernmädchen, so ist doch ihr Herz rein und klar wie der Spiegel des Baches, der dort sich hinabschlängelt. Geht ihr das ab, was die Städterin ziert, jene feine Art im Umgange — so ersetzt ihr natürliches reines Gefühl diesen Mangel. — Daß sie

mich liebt: — ach, ich fürchte es nur zu sehr; aber liebe auch ich sie? Wird das, was ich für das holde Kind der Natur empfinde, innerend sein, um ein Lebensglück zu begründen? Wird nicht vielleicht späte Reue mein Leben verbittern? Ich habe zwar noch nie ein ähnlich Gefühl für ein weibliches Wesen empfunden — aber ist es Liebe? Und dennoch — ich gehe einem fremden Leben entgegen, das ich nicht kenne — hier wohnt der Friede — dort der Haß, der Neid! — Aber bist du nicht zu etwas Besserem berufen, als hinter den Esseln herzugehen und das Mehl den Kunden zuzuführen?" sprach es leise in seinem Innern. „Du mit deinen Kenntnissen, sollst du nicht dem Vaterlande nützen? Kannst du dir nicht ein besseres Loos gründen? Wirst du nicht mit der Zeit das Bedürfniß drückend fühlen, nicht auf der Stelle zu stehen, wohin dich deine Kenntnisse, dein Stand ruft?" So sprach leise der Ehrgeiz. Er richtete sich auf und sah stolz um sich. — doch bald sank das emporgerichtete Haupt wieder auf die Brust. „Ist es nicht schnöder Undank, wenn ich das Anerbieten von mir weise?" So fragte er sich. Und die Stimme seines Innern entgegnete: „Bist du verbunden, deinen höheren Beruf, den du in dir fühlst, als Dankopfer darzubringen?" — Seine Lage war jetzt unaussprechlich peinlich. Da trat der Müller unter den Bäumen hervor; seine Augen glänzten von Thränen, die sie füllten. „Ihr seid ein guter Mensch!" hob er an, Victorin's Hand drückend. „Vergebt, daß ich Euch belauschte. Allein Ihr habt mir die Augen geöffnet durch Euer Selbstgespräch. Ihr habt Recht, Ihr könnt nicht einstimmen in den Wunsch, den meine Seele hegt. Euer Beruf ist höher. Vergebt einem Greise die Grille, die Euch beunruhigte, an der leider sein ganzes Herz hing. Ich werde Euch jetzt nur noch herzlicher lieben, nur noch mehr bedauern, in Euch nicht meinen Sohn umarmen zu können; aber Ihr könnt, Ihr dürft nicht. Ich war bethört. Vergeßt meine Rede, ich bitte Euch; aber bleibt wenigstens noch bei uns, so lange Ihr könnt!"

Victorin drückte seine Hand. Still und traurig gingen beide

nach der Mühle, wo Röschen ihnen entgegen kam, um sie zum Abendbrod zu rufen. Es wollte aber keinem der Beiden munden; und so sehr auch Röschen nöthigte, und endlich schmollte, es ging nicht. Abgemattet von den Kämpfen, die er bestanden, fiel Victorin bald in einen tiefen Schlaf, und obwohl der Körper wie todt in den Banden des Schlafes lag, so war die Seele desto geschäftiger, und mancherlei Traumesbilder gaukelten an dem innern Auge vorüber. Nur eines einzigen derselben konnte sich der Jüngling am Morgen noch entsinnen, das lebhafter als alle anderen vor seiner Seele geschwebt hatte. Es war ihm, als stünde er auf einem blühenden Eiland, und ringsum brach sich wild das Meer, und es zog ihn fort in die Brandung mit unwiderstehlicher Gewalt, und dennoch sah er jenseits nur Brand, Mord und Verwüstung. Aber das Grauenhafte des Anblicks fesselte nicht seine Sehnsucht. Da wandte er sich in dem Augenblick, als er in die Brandung stürzen wollte, um, und sah Röschen da knien, und die gefalteten Hände und die thränenden Augen auf ihn gerichtet, und der Entschluß wankte. Jetzt aber erschien jenseits eine Gestalt, herrlich anzuschauen, wie die eines Engels, und winkte, und breitete die Arme aus und — er stürzte sich in die Fluth, und das Schreckbild der Verwüstung verwandelte sich schnell in ein Eden, und — die Gestalten flossen in einander, indem sein Auge sich aufthat.

War auch Victorin frei von jedem Aberglauben: so sah er doch in diesem Traume den Wink des Himmels, und konnte sich nicht von dem Bilde losmachen, das ihm der Spiegel seiner Zukunft zu sein schien.

Kurze Zeit blieb er noch bei den guten Menschen, deren Liebe einen magischen Kreis um sein Herz gezogen hatte. Obgleich der Vater sich in seiner schönsten Hoffnung getäuscht sah, so war doch der Greis um nichts weniger liebevoll gegen Victorin, und täglich sah er tiefer in Röschens Herz, das ihm nur sein Bild wie ein Spiegel zurückwarf, und erkannte mehr die Nothwendigkeit, seinen

Wanderstab weiter zu setzen, um nicht den Frieden dieses unverdorbenen Herzens zu untergraben.

Die Stunde, vor der ihm längst gebangt hatte, kam. Eine große Strecke begleiteten ihn Vater und Tochter, in stille Trauer versunken. Als sie endlich auf einer Anhöhe standen, welche weit hinaus die Heerstraße beherrschte, erinnerte der Vater an die Trennung. Victorins Lippen bebten, als er dem Vater die Hand reichte. Bleich und stumm stand er vor ihm; keine Thräne, so sehr auch sein Herz mit Trauer erfüllt war, wollte besänftigend aus dem Auge träufeln. Der Greis schüttelte ihm die Hand und gab ihm seinen Segen. Jetzt wandte sich Victorin zu dem Mädchen, das seine Augen mit einem Tuche verhüllte. „Leb' wohl, Du treue Seele," stammelte er; „möge Gott Dir vergelten! Meiner Seele wird Dein Bild vorschweben, wo ich auch sei!" Er legte den zitternden Arm um ihren jugendlichen Leib, drückte einen Kuß auf die Lippen, und nun erst schien Leben in die Gestalt zu kommen. Laut schluchzend schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, drückte die Lippen auf die seinen, und ließ dann schlaff die Arme herabsinken, und lehnte sich an ihren Vater. Noch einmal umarmte Beide Victorin und eilte dann schnell die Anhöhe hinab. Noch weit hinaus sah er Röschens Tuch in den Lüften wehen. Erst als ein Bogen der Heerstraße ihm den Anblick entzog, stand er stille, überdachte noch einmal Alles, und wankte in dem Entschluß, ob er nicht umkehren solle. — Doch nur einen Augenblick dauerte der Kampf, dann schritt er muthig fürbaß, aber es war ihm, als zögen tausend Arme ihn zurück. „Fahr' wohl!" rief er aus; „fahr' wohl, du Engelsherz! Möge der Himmel dir einen Gatten, gut und rein, wie du, geben, und das vollste Maß irdischen Glückes über dein Leben ausgießen. Du verdienst es!"

Der sechste Tag seiner Wanderung begann sich zu neigen. Gluthig zogen die Wolken über die Wipfel der Bäume des Hochwaldes, und warfen einen wunderbaren Schein auf die gelbenden Blätter, in denen ein rauher Herbstwind pfiff. Einsam war es und

ihn. Nur das Geschrei eines Waldvogels unterbrach dann und wann die lautlose Stille der Gegend.

Victorin war ermüdet von der langen Tagereise. Der moosige, weiche Boden, die Stille der Gegend luden ihn zur Ruhe; er ging von der Heerstraße ab hinter einen Busch, und legte sich nieder. Bald fingen die Bäume vor seinen halboffenen Augen zu tanzen an, die Stämme wurden zu grandiösen Massen, irre und wirre Bilder erschienen, und sanft umfaßten ihn die zarten Armen des Schlafes und drückten in seligem Vergessen den Jüngling an eine Brust, an der selbst der herbste Kummer die Seele nicht mehr quält.

Die Dämmerung wob ihren Nachtschleier um die Gegend. Das Abendroth war längst verglommen, und schon blinkte die liebliche Freia zwischen den Bäumen auf den ermüdeten Schläfer, als der Ton mehrerer rauhen Männerstimmen, die ganz in der Nähe sich unterredeten, Victorins erquickende Sieste unterbrach. Sich dehnend in die frische Abendluft, fühlte er neue Kraft und neues Leben, und dies Gefühl erfüllte ihn mit Wohlbehagen; allein die Gespräche seiner Nachbarn waren der Art, daß sie Letzteres bald in das Gegentheil verwandelten. —

Folgendes war ungefähr der Inhalt dieser Reden:

Während eine widerlich krächzende Stimme eine lange Relation machte, die jedoch selbst in der Nähe nicht zu verstehen war, wegen des durchaus fremden Dialektes und der fremden Worte, die durch die Menge der Consonanten einen unendlich widerlichen Eindruck auf das Gehör machte, fragte eine rauhe Baßstimme:

„Wo hast Du diese Nachrichten her, Casleu?"

Der Gefragte erzählte nun wieder weitläufig den Hergang, aus welchem denn Victorin doch so viel entnahm, daß dieser Casleu in dem nächsten Dorfe die Schenke bei dem Hufschmiede besucht, und dort in Erfahrung gebracht habe, daß ein reicher Kaufmann auf seiner Reise, die sehr eile, noch heute hier durchkommen müsse. Geld habe er bei sich, und das viel. Bei dem Bezahlen des zerbrochenen Hufes habe er eine Katze herausgezogen, in der, nach

seiner, Casleu's Schätzung, gewiß mehrere Hunderte enthalten gewesen. Auch seien die Pferde köstliche Holsteiner, und die ganze Gippschaft des Raisonden bestehe aus einem Bedienten, der graue Haare habe, die jedoch gegen die seines Herrn noch rabenschwarz seien.

Bei dieser Erzählung lachten, so viel Victorin unterscheiden konnte, Drei, ohne Casleu. „Und wie gedenkst Du Deinen Sack anzuhängen?“ fragte der Bassist wieder.

„Ha!“ erwiederte Casleu mit teuflischem Lachen, der „alte Kerl muß doch ehestens sterben; so denke ich, wird mich der Teufel nicht holen, wenn ich seine Stelle einmal einnehme.“

„Nein!“ sprach ein Anderer. „Der Hauptmann will nicht unnöthig Blut vergießen lassen. Laß ihn leben. Vielleicht hat er Kinder!“ — Nun aber brauste ein wüthendes Lachen daher. „Memme!“ rief Casleu; es wäre kein Wunder, ich schlüge Dir mit meinem Schießprügelkolben den Hirnkasten ein, um alle Welt zu überzeugen, wovon ich jedoch längst überzeugt bin, daß statt Gehirn blos Seifenschaum drinnen ist und Du den Galgen entehren würdest, wenn Du zu Deiner dereinstigen Erhöhung kämest!“ Alle fielen nun unbarmherzig über den menschlichen Räuber her. Während des Tumults hub Victorin so leise als möglich seine Pistolen, fest entschlossen, dem wehrlosen Greise zum Retter zu dienen, möge auch daraus entstehen, was da wolle. Er hatte noch kaum so viel Zeit, sich der Heerstraße zu nähern und sich hinter einem Baume zu verbergen, als der Bassist den übrigen freien Künstlern Stille auferlegte, weil nun wohl bald der Erwartete kommen werde.

Es war seitdem dunkel geworden, aber der Mond schien und seine Sichel warf so viel Licht auf die Scene, daß man doch die Gegenstände unterscheiden konnte. Jetzt hörte man in weiter Ferne Pferdegetrappel. Victorin spannte seine Hähne.

„Horch!“ rief Casleu, „klang das nicht, als ob ein Hahn sei gespannt worden?“

„Narr Du!“ zankte halblaut ein Genosse; „wo alle Teufel soll denn ein Schießgewehr hierher kommen, außer denen der unsrigen?“

„Wenn's nur nicht von Tilly's Reitern sind!“ fuhr er fort.

„Warum?“ fragte Casleu. „Meinst Du, die wären Heilige? Wenn es Gerechtigkeit gäbe, so müßte längst Tilly mit sammt seinem Heere gehängt sein, denn das sind die größten Spitzbuben, die je in der Schule des Teufels promovirten!“ —

Diese Redensarten wurden allgemach leiser, je näher die Pferde kamen. Als sie nahe genug waren, stellten sich plötzlich die Räuber ihnen entgegen, und aus Casleu's Büchse pfiff eine Kugel hart an dem Kopfe des Reisenden vorbei. Dieser wollte schnell sein Pferd wenden, allein zwei andere kamen von hinten. Ehe jedoch Casleu noch einmal zielen konnte, streckte ihn ein Schuß aus Victorins Pistole unter lautem Fluchen nieder, und ein zweiter lähmte des Bassisten Arm. Jetzt rissen sie den Greisen vom Pferde; der Bediente lag in seinem Blute. Victorin schwang seinen Haudegen und fuhr wie ein Rachegeist unter die Räuber. Es entstand ein Gefecht zwischen Victorin und den zwei Anderen, aber Victorin hatte die Vortheile der Fechtkunst für sich, und sah sich schon von einem erlöst, als plötzlich mehrere Schüsse aus dem Dickicht fielen, und Victorin, schwer getroffen, auf die Heerstraße niedersank. Wüthend trat ihm der Letzte der vier Räuber auf die Brust, um ihm den Stahl in's Herz zu bohren — doch eine Hand hielt ihn, und er mußte dem Befehl eines anderen Räubers gehorchen. Man band Victorins Arme und Füße zusammen und schleppte ihn mit dem Reisenden und seinem Bedienten fort. — Ohne Bewußtsein brachten ihn die Räuber in ihre Lagerstätte. Casleu war todt. Heulen und Wehklagen erschallte bei diesem Anblick, und einstimmig verlangte man als Sühnopfer den Todt des unberufenen Vertheidigers.

Während diesen Unterhandlungen erwachte Victorin. Sein Haupt lag in dem Schooße des Alten, für den er gefochten hatte. Mit Dankbarkeit und Mitleid ruhte des Greises Auge auf dem ehrenmüthigen Jüngling, dessen That er erst aus dem Munde der Räuber vernahm. Victorin hörte die Reden der bestialischen Men-

schen, die laut ihre Freude äußerten, den Hund, der Gasleu getödtet, recht martern zu können.

„Ist er verwundet?“ fragte jetzt eine Stimme, deren Klang wohlbekannt in Victorins Ohren drang. Man holte ihn und zerrte ihn bis zu dem Hauptmanne, der mit dem Ausruf: „Mein Victorin!“ in seine Arme stürzte. Ueberrascht blickte ihn Victorin an. „Vicelius!“ rief er aus, „Du hier, Du der Hauptmann dieser Scheusale?“ —

Vicel legte seine Hand auf des Jünglings Mund. Schweig' und moralisire mir nicht schon wieder, Du irrender Ritter!“ dann rief er laut den Namen „Käthe!“ und ein Mädchen blühend und stark, aber mit dem unverkennbaren Ausdruck der Verworfenheit im Blicke, trat hervor, in welcher, bei näherem Beschauen, Victorin eine Ingolstädterin erkannte, die einst Vicel's Gunst besessen, aber nebenbei nach Victorin oft, aber vergeblich das Netz ihrer Buhlerei ausgeworfen. Froh erkannte sie ihren einstigen Liebling. Vicelius befahl, ihn zu verbinden. Seine Wunde war sehr arg. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen, und verursachte dem Jüngling einen brennenden Schmerz.

Mit dem Mißbehagen, ihre Wünsche betrogen zu sehen, standen jetzt die Räuber da — aber Vicelius befahl mit seiner Stimme, die Mark und Bein erschütterte, ein Moosbett für „seinen Freund“ zu bereiten. Der alte Bediente des gefangenen Kaufmanns wurde auf des Hauptmannes Befehl auch verbunden, und mit seinem zitternden Herrn in eine Hütte gesperrt, vor welcher ein Räuber Wache hielt, indeß Victorin von der gefälligen, redseligen Dirne in ihre Hütte geführt wurde. — Als Victorin verbunden war, entschlummerte er gegen Tag, und Käthe hielt sorgsam Wache an seinem Moosbette, das ihm Gasleu's Rächer bereitet hatten.

Hell und freundlich schien die Sonne in das Innere der Laubhütte, als ein Kuß, den eine warme Lippe auf die seinige drückte,

Victorins Erwachen bewirkte. Die liebäugelnde Käthe stand vor ihm. „Wie ist Dir's, mein sprödes Jüngelchen?“ fragte sie, seine Wangen streichelnd. Victorin drückte ihre Hand zurück und wollte sich aufrichten, sank aber ermattet wieder auf sein Lager.

„Nun, nun, sei nur nicht mehr so dumm wie in Ingolstadt,“ fuhr die Dirne fort, „ich bin Dir ja noch ebenso gut, und Vicel ist nicht sehr eifersüchtig.“

Mit einem unaussprechlichen Widerwillen wandte sich der Jüngling ab. Allein eine kurze Ueberlegung gebot ihm, zum bösen Spiel gute Miene zu machen, um es nicht mit der mächtigen Beherrscherin dieser Bande zu verderben, von der, wie er leicht einsah, Vieles zu seiner Rettung abhing. Freundlicher sah er sie hierauf an, und fragte nach Vicelius.

„Der war schon hier, Du schliefst aber noch,“ erwiederte sie. „Greife Dich jetzt nicht an, Deine Wunde fordert Ruhe.“

Sie legte ihm nun einen neuen Verband an, während dessen Vicelius herein trat. „Guten Morgen, Du Held!“ redete er ihn an. „Wie gefällt Dir jetzt meine Käthe? Nicht wahr, ich habe Wort gehalten, als ich Dir sagte, in solch kriegerischen Zeiten, wo die Narren sich ihres Glaubens wegen morden, sei es gut im Trüben fischen und auf eigene Hand die freieste aller Künste treiben!?“ —

„Das hast Du furchtbar!“ erwiederte Victorin; „aber —“

„Was soll Dein gedehntes Aber? Willst Du etwa wieder einmal eine moralische Fastenpredigt halten? Höre, lieber Junge, wissst Du, daß mir Freunde und Genossen bleiben sollen, so schlag' Dir diese Posse aus dem Kopf, die weder ich noch unsere mildherzige Käthe lieben!“ —

Victorin schüttelte den Kopf, und fragte dann: „Wie bist Du aber hierher gekommen, während ich Dich längst in Köln glaubte?“ — „Sic erat fata nominum!“ versetzte lachend Vicel. „Ich wurde weiterverwiesen, als ich von Dir geschieden war, ging nach Ingolstadt zurück, holte meine Käthe zum Mißbehagen ihres Herrn Vaters,

und zog Dir nach, und kam so per varios casus et tot discrimina rerum unter meine jetzigen Standesgenossen, die uns eben da, wo Du den ehrlichen Casleu von der Bürde des Lebens befreitest, plünderten, und hierauf uns großmüthig in ihre ehrsame Zunft aufnahmen, wo sie dann, da sie im Grunde Alle, bis auf Casleu, Esel waren, meine Genialität bald erkannten, und mich zu ihrem Anführer wählten, welches Ehrenamt ich seit einem Monde bekleide."

„Vicelius, wie konntest Du so tief fallen?" — warf ihm Victorin vor.

„Ha! ha! ha!" lachte der. „Bin ich denn gefallen? Du siehst ja, ich bin erhöht. Ich bin ja Freiherr geworden, so gut als mancher Bauernbrücker unseres, unter Soldaten gebenedeiten Vaterlandes auch. Sei Du nur einmal eine Weile bei uns, habe Du nur einmal Dir Käthens Gunst erworben, so wirst Du bald anders denken."

„Denkst Du denn nicht an das Ende?" —

„Ende? O, Du engherzige Philisterseele! Ich sterbe einen ehrlichen Soldatentod, und damit Basta."

„Oder am Galgen?" —

„Nun denn, so bin ich nicht der erste Studiosus juris, der diese ehrenvolle Höhe ersteigt, um Schwingungen in freier Luft zu halten. Ich diene ja dann auch noch höheren Zwecken, ich werde eine Speise der jungen Raben und ihrer Eltern."

Ein Schauder durchrieselte Victorins Gebeine. Er hatte die Hoffnung gefaßt, vielleicht den Leichtsinnigen zu retten, aber nun gab er sie auf. Vicelius war in der kurzen Zeit moralisch gestorben.

„Was gibt's denn?" fragte jetzt Käthe, auf Victorins Lager sich setzend; „Du wirst ja bleich wie Kreide?" — Vicelius ließ Wein bringen, um ihn zu erquicken; aber der Wein konnte den inneren stechenden Schmerz nicht heben, den Victorin bei dem Gedanken an Vicelius empfand. Dieser entfernte sich bald mit seinen Leuten auf einen Streifzug, empfahl den Verwundeten Käthens

Pflege, und kam nicht eher zurück, als bis die Sonne hinabgesunken war. Käthe hatte Alles aufgeboten, Victorins düstere Stimmung zu verscheuchen — aber es gelang ihr nicht. Der Jüngling machte sich heftige Vorwürfe, daß er nicht in der Mühle geblieben, und mit dem liebenswürdigen Röschen ein Loos, das, wenn es auch nicht glänzend war, doch redlich ihn genährt haben würde, getheilt hatte. Wie war Röschen in seiner Krankheit gegen ihn gewesen? Die Dirne, die jetzt ihn mit ihren Zudringlichkeiten marterte, war die Folie, die Röschens Engelsherz und Engelsreinheit in Victorins Augen bis zur höchsten Höhe erhob, und ihn je länger je mehr mit Reue erfüllte. Ja, es wollte ihm dünken, als liebe er wirklich das einfache Bauernmädchen. Solcherlei Vorstellungen durchkreuzten sich bei ihm, und waren nicht geeignet, seinem Herzen die Ruhe zu gönnen, die zur baldigen Genesung nöthig gewesen war.

Wie es mit dem Kaufmanne stand, erfuhr er von Käthe. Noch immer saß er gefangen. Der Bediente hatte unbedeutende Wunden. Auf seine Bitte ging Käthe, ihn mit besserer Speise zu versorgen, als er sonst würde erhalten haben. Und als Vicel am Abend heimkehrte, konnte er des Jünglings Bitten nicht widerstehen, gab ihm einen Drittheil des ihm geraubten Geldes zurück und ließ ihm auch aus besonderer Vorgunst die Pferde wieder zustellen, unter der Bedingung, daß der Greis seinem Retter Victorin danke. Dies that er mit aller der Inbrunst, die in solchen Lagen das Herz erfüllt gegen den Retter aus Gefahren, und schied dann mit dem Wunsch, einst, wenn auch Victorin frei und gesund sein würde, ihm lohnen zu können.

Victorins Genesung ging ziemlich langsamen Schrittes — doch konnte er innerhalb drei Wochen wieder an seinen Abzug aus dieser Heimath des Lasters denken; allein er hatte einen schweren Kampf mit Vicelius zu bestehen. Dieser schilderte ihm alle Reize eines ungebundenen Lebens und der Ernte, wo man nicht gesäet. „Sieh', Du frommer Milchbart," sprach er, „wir leben ja ächt

christlich! Wir sorgen nicht für den kommenden Tag. Wir sammeln uns Güter, wo keine Diebe zukommen, denn unseres Gleichen bestiehlt sich nicht selbst. Wir lassen Andere sorgen und freuen uns des Lebens; lassen Andere arbeiten und theilen mit ihnen. Die Grillen einer Hausfrau plagen uns nicht, denn gesetzt uns Eine nicht, so sind wir heute geschieden. Während Du Deine Federspuke kaust und Dein Gehirn plagst, und Actenstaub centnerweise einathmest, genießen wir Gottes freie Luft und ruhen auf den Lorbeeren unserer Siege. Ohren hiebst Du ja immer gern ab. Sieh; ich erlaube Dir, alle abzuhauen, die Dir vorkommen, die meinigen und die unserer Leute abgerechnet. Du fochtest gern — dazu gibt's alle Tage Gelegenheit. An Geld fehlt's nie, und willst Du einst die Coriolans-Sache in's Werk setzen, so stehe ich Dir für Beute, die das dulce und decorum des Todes von anderer als Henkershand kennen."

„Bist Du für alles Edle verloren, Vicel, so laß mir wenigstens die Grille, wie Du es nennst, es zu lieben. Plage Dich nicht, mir die Reize Deines Lebens zu konterfeien — für mich hat es keine. Laß mich ziehen und gehe Du Deinen Weg. Möge Gott Dir bald ein Licht aufgehen lassen, ehe es in Deinem Innern auf Mord und Elend fällt."

Vitellius wurde bleich. Er lachte nicht; aber er gab ihm stillschweigend seine Hand und sagte: „Grüße meine — gute Schwester und — sage ihr, ich sei verloren!" — In diesem Augenblicke aber war auch die gute Regung vorüber. Er schlug ein Schnippchen in die Luft und pfiff ein Lied; strich über die Stirn, als wolle er eine unwillkommene Vorstellung verscheuchen. — „Na, so ziehe in Frieden; ich will denken, Du seist unseres Lebens nicht werth!" setzte er hinzu, und befahl seinen Leuten, den Jüngling auf die Landstraße zu leiten. Käthe stürzte auf ihn zu und umschlang ihn und bat mit Thränen, da zu bleiben. Als aber Victorin sie von sich zu halten bemüht war, stieß sie ihn weg und schalt ihn Simpel und ging knarrend davon. Noch einmal drückte er Vicel's Hand,

sagte leise: „Denke, daß ein Gott lebt, denke an den Kummer Deiner Schwester!“ und als Vicelius mit der Hand ein Zeichen der Verneinung machte, schied er traurig von dannen und betete leise: „Ich danke dir, Herr! daß du mich nicht gerathen ließest in die Schlingen des Lasters! Laß mich immer ein freies, reines Herz bewahren, und dann komme es, wie es wolle!“

Bis vor den Wald begleiteten ihn die Räuber, und scheidend sagte der Eine derselben, jener Bassist, den Victorin verwundet hatte: „Macht, daß Ihr fortkommt, sonst möchte ich mich versucht fühlen, zur Sühne für Caslen und meinen kranken Arm Euch eine Kugel nachzusenden!“ Mit diesen Worten gingen sie in's Dickicht zurück, und Victorin schüttelte den Staub von seinen Füßen und eilte, so viel er konnte, eine Gegend zu verlassen, an die für ihn die unangenehmsten Erinnerungen geknüpft waren.

Es war gerade am 11. November 1630, am Tage des heiligen Martinus, als Nachmittags um zwei Uhr der Nachtwächter der Domstraße zu Magdeburg, Meister Martin Dietrich, mit seiner Ehehälfte, Frauen Else, an einem kleinen Tischlein saßen und eine Flasche Wein vor sich stehen hatten und einen duftenden Zwiebelkuchen, womit Else ihren Gatten an seinem fünf und sechzigsten Geburtstage beschenkt hatte.

„Fünf und sechzig Jahre, liebe Else, wandle ich nun schon hienieden,“ sprach der silberhaarige Greis wehmüthig, „und gottlob, meine grauen Haare trage ich als eine Krone der Ehre, wie Salomon sagt, denn ich war redlich und treu in meinem wichtigen Berufe!“

„Das ist Gott Zeuge!“ versetzte das Mütterchen.

„Nun sind wir neun und dreißig Jahre im heiligen Ehestand, und es ist mir, als seien es kaum neun und dreißig Wochen. Wir hatten uns lieb und ertrugen unsere Fehler mit Geduld, und der Friede wich nicht von uns. Nicht wahr, Else?“

Das Mütterchen nickte freundlich, aber es perlten ein paar große Tropfen in ihren Schooß.

„Nun, weinen mußt Du nicht, Mutter!“ fuhr der Greis fort; „aber sprich, warum weinst Du denn? Vielleicht, daß Gott unser Gebet erhört und wir Beide zusammen sterben; dann nimmt uns ein Grab auf. Sieh', es ist mir, als müsse es so kommen; ich habe so einen festen Glauben dran. Ach, es wäre hart, wenn Eins von uns sterben sollte, und es müßte das Andere ihm die müden Augen zudrücken. Es wäre sehr hart, denn mit Kindern segnete uns der Herr nicht, und wie sollte es dem Uebrigbleibenden ergehen?“

Das Mütterchen weinte heftiger.

„Doch,“ fuhr der Greis fort, „warum uns grämen heute, wo wir froh sein sollten und dankbar gegen Gott, der uns so lange bei einander leben ließ! Komm, Liebe, Dein Zwiebelkuchen scheint so gut, und die Flasche, die uns Deine Sparsamkeit erwarb, soll und muß geleert werden an diesem Tage der Freude. Wer weiß, wer ihn noch einmal erlebt, und wozu sollen wir sparen, für wen? Mein Bruder ist reich und Du hast keine Verwandte mehr! Doch — liebe Else, einen Wunsch hegte ich mein Leben lang — und der wird mir alle Tage lebhafter: einen Sohn zu haben, und wenn es auch nur ein angenommener wäre. Was meinst Du?“

„Was Dir Freude macht, Martin, das ist auch mir das Liebste!“

„Na, laß uns einmal überlegen. Da haben in der Sudenburgerstraße die Deimling's einen schmucken Knaben, und Du weißt, die Leute sind arm und haben ihrer noch acht außer dem. Ich glaube, die geben ihn uns; der erbte unser Häuschen und mein Amt, das gottlob seinen Mann nährt und ein wichtiges Amt ist; denn ich habe Dir oft schon gesagt, wie wichtig der Mann ist, der für Anderer Sicherheit sich den Schlaf bricht.“ Während er so sprach, trat ein Mädchen herein mit einem Körbchen, grüßte freundlich und setzte einen Kuchen und eine Flasche und ein Goldstück

auf den Tisch und sagte: „Das sendet Euch meine Gebieterin, mit dem Bedeuten, den alten Johannisberger auf ihr Wohl zu trinken!“ Der Alte nahm mit Rührung die Mütze ab, faltete seine Hände und sprach: „Segne Gott die holde Jungfrau, die das Alter ehrt und die Treue! Danket ihr in unserem Namen und sagt ihr, der alte Martin würde für ihr Heil beten!“

„Siehst Du, Else,“ sprach er hierauf, als das Mädchen weg war, „daß man mich ehrt. Aber ich habe auch schon dem alten Horst manchen Dienst gethan, den ein Anderer nicht gethan hätte. Er sagt aber auch immer: Der alte Martin ist treu wie Gold!“

Mit diesen Worten war er an's Fenster getreten, und sah drüben die freundliche Hulda, des Kaufherrn Horst's einzige Tochter, am Fenster stehen, die ihm das Geschenk gesandt hatte, und er nickte ihr zu, beugte sein Haupt, und hob ein Glas hoch in die Höhe und trank. Und die Jungfrau lächelte wohlgefällig ob des redlichen Mannes Freude.

In diesem Augenblicke wurden Beider, der Jungfrau und des Greises, Augen auf einen anderen Punkt gelenkt. Es kam die Straße vom Dom herauf ein stattlicher Jüngling, dessen phantastisches Aeußere auf einen fahrenden Schüler schließen ließ. Ein knappes Wamms umschloß die schmale Hüfte und die breiten Schultern, auf die eine reiche Fülle natürlicher Ringellocken herabfiel, auf denen ein schwarzes Baret nachlässig saß. Die Hüfte umschloß ein Gürtel, in dem zwei Pistolen steckten, und ein langer Haudegen hing an seiner Seite. So schritt der schöne Jüngling die Straße herauf, und mit Wohlgefallen folgten ihm die Blicke der sittigen Jungfrau, bis er innerhalb der Thüre Meister Martins verschwand.

„Else, der Jüngling ist in unser Haus getreten, was mag der bei uns suchen?“ rief hastig der alte Martin. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da klopfte es leise an die Thür, und herein trat, das Baret in seiner Hand bescheidentlich Victorin.

Das silberweiße Haupt neigend, reichte der Greis dem Jüngling die Rechte, mit den Worten: „Was Euch auch in das Haus

eines armen Mannes führen mag, seid mir willkommen, junger Herr, sofern es nicht etwas Unrechtes ist, und dafür sehe ich Euch nicht an!"

Victorin schüttelte die dargebotene Hand. „Darüber könnt Ihr ruhig sein, alter Vater!" versetzte Victorin. „Ich bin ein Bote des Friedens von Euerem ehrenwerthen Bruder, Meister Dietrich zu Ingolstadt, der Euch einen herzlichen Gruß entbieten läßt und diesen Zettel sendet."

„So seid mir dreimal willkommen, junger Herr! Geh', Else, nimm dem Herrn den Degen ab, daß er sich setze und das Festmahl eines armen, aber redlichen Mannes nicht verschmähe."

„Nennt mich nicht: „Junger Herr," Vater, ich heiße Victorin, und so höre ich mich am liebsten nennen!"

„Nun, wenn Ihr's erlaubt, so soll es geschehen!" versetzte mit leuchtenden Augen der Greis. „Setzt Euch in Gottes Namen und thut Bescheid. Mutter, hol' den schönen Becher, hörst Du, den schönen, und brich Jungfrau Hulda's Flasche an und kredenze dem Herrn. Ihr aber erlaubt, daß ich mich einen Augenblick entferne und meines Bruders Botschaft lese!"

Hierauf lief der muntere Alte flugs hinüber zu Jungfrau Hulda, die des Lesens kundig war, und bat sie, ihm seines Bruders Schreiben zu lesen, welches die Jungfrau gern that, und also las:

„Gott zum Gruß und Jesus zum Trost!

„Herzliebster Bruder! Dieweil der junge Herr Victorin Amperger, eines angesehenen, aber verarmten Mannes Sohn, hierselbsten in unserem guten Ingolstadt seines Bleibens, ob böser Menschen willen, nicht mehr hat, und ein redlich Stücklein Brod durch seine Erkenntniß suchen will in Magdeburg, auch ein braves junges Blut und treu wie Gold, und sittig und fromm wie eine Jungfrau ist, als welchen ich ihn Dir wolle empfohlen sein lassen, so bitte ich Dich, Du wollest ihm ein Obdach geben auf meine Rechnung, und auch Unterhalt, bis daß er sich's mag verdienen;

und somit sei Du Gott befohlen. Grüße Deine Frauen und gehab' Dich wohl.

Hans Dietrich.

Ingolstadt am Tage Laurentii in diesem Jahr."

„Seht, Jüngferchen," hob nun fröhlich der Greis an, als er das gehört hatte, „da haben wir heute eine Weile geweint (meine Else nämlich, und hätte sie mich beinahe auch weichherzig gemacht), daß uns der Herr nicht Ehesegen gab, und hatte ich mir schon einen Ausweg ausgesonnen, nämlich des Taglöhners Deimling in der Sudenburger Vorstadt kleines Andreschen an Kindes Statt anzunehmen. — Aber gottlob, ist der junge Mensch so, wie ihn Hans schildert, so soll er mein Sohn sein und soll es gut haben, so wahr ich Martin heiße, und heute fünf und sechzig Jahre alt geworden bin. — Doch — bald hätte ich's ja in der Freude vergessen, Euch sonderlichen Dank zu sagen für Euer Geschenk. Nun, Gott vergelte es Euch reichlich, was Ihr an uns alten Leuten thut!" Er drückte der Jungfrau lilienweiße Hand, und entfernte sich dann so schnell er konnte, um zu seinem Gaste zu kommen.

Und zu Hulda trat ihre Zofe Agathe und ließ sich mittheilen, was in dem Briefe gestanden.

Derweile hatte denn geschäftiglich Else dem Jüngling den edlen Johannisberger kredenzt und den Zwiebelkuchen dargeboten, den er sich zu Elsens nicht kleiner Freude kräftiglich munden ließ; aber den Wein nahm Victorin nicht. „Setzt ihn weg, Mutter!" sagte er sanft, der ist für Euch. Ich habe gottlob meine Kräfte, und bedarf einer Stärkung nicht; doch in Euren Jahren thut so etwas Noth." Und Else wunderte sich ob des Jünglings weiser Rede und sittiglichem Betragen, und wurde ihm sehr gewogen in ihrem Herzen.

Ueberdem trat der alte Martin, den Zettel hochhaltend, in's Stübchen, und rief: „Else, der Sohn ist gefunden, wenn der Jüngling will!"

Da starrte die gute Alte bald den Gatten, bald den Jüngling an, und wollte den Scherz unziemlich finden, aber Victorin schlug

freudig ein, und der Bund dreier guten Menschen war geschlossen, und die Freude, die so neu war, zog in die Herzen der Alten ein, und wuchs ihnen beinahe über das Haupt hinaus, als Victorin bei dem alten Manne traulich am Kamine saß, und ihm die Mähren alter Zeit erzählte. Else bereitete ihm das obere Stübchen so nett und freundlich zu, daß Victorin sich bald behaglich und heimisch fühlte. —

Als am anderen Morgen der Jüngling ausgeruht, und sich stattlich in sein Sammtkleid geworfen hatte, ging er an das Werk, was ihm jetzt besonders anlag, nämlich bei dem Stadtschreiber Wimmer, Vicel's Schwäher, das Schreiben desselben abzugeben und sich zu empfehlen. Als Else vernahm, was ihr Pflegling beginnen wolle, sah sie ihn mit einer gewissen Ehrfurcht und Scheu an, denn Wimmer war ein hochangesehener Mann, und Else fühlte sich hochgeehrt, wenn ihr Pflegesohn mit diesem Manne im Verkehr stand.

Dem fragenden Victorin wies man ein schönes, großes Haus als des Stadtschreibers Wohnung. Er trat in ein großes, geräumiges Zimmer. An dem Fenster saß ein junges Weib in den besten Jahren, züchtig gekleidet in ein schwarzes, bis an das Kinn reichendes Gewand, aber bleich und nachdenklich anzuschauen. Auf ihrem Schooße saß spielend ein Knäblein von einem Jahre Alters, und zu ihren Füßen spielten zwei Mädchen, schön wie Engel. Die Züge des Weibes waren die Vicel's, nur gemildert und zärter, reiner, also daß man sie sehr schön nennen konnte. Auf Victorins zierliche Verneigung setzte sie das Knäblein zu den kleinen Mädchen, und trat freundlich auf ihn zu, fragend, womit sie ihm gefällig sich erweisen könne?

„Ich komme von Ingolstadt, edle Frau, und bringe, wenn ich den Zügen Eures Angesichts trauen darf, von Eurem Bruder Vicelius freundliche Begrüßung und dieses Schreiben." —

Wenn die Frau hätte bleicher werden können, sie wäre es geworden, als Victorin so sprach. Aber man sah dennoch in ihrem

Auge die schwesterliche Liebe aufglühen. Sie nöthigte Victorin, sich niederzulassen, und trat mit des Bruders Schreiben in eine Fensternische. Sie las, und während des Lesens flog oft ihr Auge über den Brief hinaus, und weilte forschend auf dem Gesichte des Jünglings, der in den Anblick der Spiele der Kinder vertieft, für nichts Anderes Auge und Ohr hatte. In diesem Augenblicke drohte das Knäblein zu fallen. Pfeilschnell flog Victorin auf ihn zu, hob ihn auf und trug ihn zur Mutter, ihm liebkosend — und hatte nun schon das Mutterherz gewonnen.

„Mein Bruder schreibt mir viel Gutes von Euch, und das macht mir Freude, daß mein Eheherr Euch vielleicht wird dienen können. Ein junger Mann wie Ihr darf nicht darben."

Das Blut war in Victorins Wangen getreten und hatte sie hochroth gefärbt.

„Euere treuherzige Miene und das Lob, das mein Bruder Euch zollt," fuhr die junge Frau mit einem tiefen Seufzer fort, „berechtigt mich zu der Frage: Habt Ihr mir auch Gutes von meinem Bruder zu verkünden?"

Victorin erröthete wieder. „Er ist wohlauf, das darf ich zu Euerer Beruhigung sagen," — erwiederte er.

Sie sah ihn scharf an. „Verstandet Ihr den Sinn meiner Frage nicht, oder wollet Ihr ihn vielleicht nicht verstehen? Ich bitte Euch um Wahrheit!"

Victorin hatte nie gelogen. Die Unwahrheit wollte nicht über seine Lippen. „Selbst auf die Gefahr hin, Euer schwesterliches Herz zu verwunden, muß ich leider Euere Frage mit Nein beantworten!" entgegnete wehmüthig der Jüngling.

Das Weib rang die Hände, und stromweise stürzten die Thränen aus den schönen Augen. „Und wo fandet Ihr ihn zuletzt, denn dieser Brief ist sehr alt? — O, ich beschwöre Euch, bei der Liebe, die Ihr zu Eueren Geschwistern fühlt, seid redlich und verhehlet mir nichts, denn schon ist ein schreckliches Gerücht mir zugekommen, dessen Bestätigung zu hören mein Herz bebt."

„Ich kenne leider die Geschwisterliebe nicht, aber sie ist mir ehrwürdig und heilig, seit ich Euch sah — wollet Ihr dem Freundling nicht zürnen, so soll Euch die treueste Kunde werden!“ Und nun erzählte er ihr Alles. Das gute Weib war einer Ohnmacht nahe.

„Und habt Ihr ihm denn nicht das Schrecklichste seines Lebens vorgestellt, habt Ihr ihn nicht an Gott, an seine Seele, an seiner Schwester namenlosen Kummer gemahnt?“ —

„Gott ist mein Zeuge, daß ich es that; Gott ist aber auch mein Zeuge, daß es fruchtlos blieb, und ich Hohn erntete und Spott für meine gute Meinung!“

„Kann denn der Mensch so fallen?“ rief sie, die Hände ringend. „O, mein Gott, ist es möglich?!“ Der Schmerz der unglücklichen Schwester war herzzerreißend. „Ach,“ jammerte sie, „wäre er gestorben in meinen Armen, ich würde in der Hoffnung des Wiedersehens Trost gefunden haben, — so aber todt, todt, zehnfach todt!“ Victorins Thränen rannen mit den ihrigen. —

Er mußte nun von Vicel's früherem Thun und Lassen reden. Aufmerksam hörte sie zu; dann aber brach sie plötzlich wieder in lautes Weinen aus. Unter Fragen, Antworten und Weinen war es Mittag geworden, und Victorin griff nach seinem Barett, sich zu beurlauben. Die gute Frau war so sehr von ihrem Schmerz ergriffen, daß sie noch nicht einmal die Abwesenheit ihres Eheherrn gemeldet hatte. Jetzt bat sie um Vergebung deßfalls, und ersuchte den Jüngling so dringend, so zutraulich, ihr Mittagsmahl zu theilen, daß er nicht umhin konnte, ihrer Bitte Gehör zu geben und die Rückkunft ihres Gatten aus der Rathssitzung abzuwarten.

Endlich, als es schon Mittag vorüber war, kam er. Es war ein junger, schöner Mann, dem der schwarze Amtsmantel wohl anstand, dessen edle Züge Biedersinn und Redlichkeit verriethen. Ungezwungen und freundlich hieß er den Jüngling willkommen; der ihm doch ein Unglücksbote war; ließ sich mit ihm in ein ernstes Gespräch ein und fand mit Freuden, welch ein offener Kopf

Victorin von und welch einen reichen Schatz von Kenntnissen er sich erworben hatte, und gab ihm sogleich Arbeit, reichlichen Lohn für die Zukunft verheißend. Gar bald trat ein zutraulicher Ton mehr unter ihnen ein, und das Mahl war noch nicht geendet, da wußte schon der Stadtschreiber und seine Gattin die ganze Lebensgeschichte des Jünglings. Nun berathen sie sich, wie Vicelius zu retten sei. Der Stadtschreiber ließ sich von Victorin genau die Gegend beschreiben, wo er die Räuber gefunden hatte, und es wurde ausgemacht, daß man ehestens sich dahin begeben wolle, um das Möglichste zu versuchen, Vicelius auf den Weg des Rechts und der Ordnung zurückzuführen.

Mit dem freudigen Bewußtsein, vor Mangel geschützt zu sein und sich selbst seinen Unterhalt zu erwerben, ging spät am Nachmittage Victorin nach der Wohnung des ehrlichen Nachtwächters zurück. Stolz, wie ein Freiherr, schritt er die Straße entlang und mit leisem Erröthen lehnte sich Hulda hinter dem Behange des Fensters hervor, den schönen Jüngling zu sehen, auf dessen Gesicht die Freude erfüllter Wünsche ausgeprägt war. Freudiger schüttelte er seines Hausherrn Hand und beruhigte die bald schmollende Else, die ihr Mahl bis spät hinaus, auf ihn wartend, verschoben hatte. Und so ungern sie es auch zugaben, er machte mit ihnen seinen Miethepakt fest für die Zukunft, unter der von Martin und Else ausdrücklich gesetzten Bedingung, daß das unter ihnen stattfindende Verhältniß kein anderes, als das zwischen Eltern und Sohn sein sollte.

Rüstig ging Victorin nun an die Arbeit des Stadtschreibers. Er nahm die halbe Nacht hinzu, und als er aus dem süßen Schlafe, den das Bewußtsein erfüllter Pflichten dem Manne gönnt, erwachte, kleidete er sich schnell an, um noch vor der Rathssitzung dem Bürgermeister die Arbeiten zu bringen, über deren Vortrefflichkeit dieser höchlich erfreut war. Hier machte denn der Stadtschreiber dem Jüngling den Vorschlag, des morgenden Tages schon sich Urlaub zu nehmen, und dann mit ihm nach der Gegend zu reiten, wo er

Vicelius zuletzt getroffen, den Victorin wohlgefällig aufnahm. Als Victorin über den Domplatz ging, um nach seiner Wohnung zurückzukehren, hörte er den Gesang gottesdienstlicher Andacht in dem Hause des Herrn. Die Stimmung, in welcher jetzt sein Gemüth war, zog ihn in den Tempel, dem Lenker seiner Schicksale die schuldigen Opfer des Dankes darzubringen. Er trat hinein und mischte sich unter die Gläubigen, und die herzergreifenden Worte des Wochenpredigers, der von dem Vertrauen auf die Hülfe des Herrn sprach, ergossen ein süßes Gefühl und einen stillen Frieden in seine Seele, der ihn mit männlichem Muth und sicherer Hoffnung für die Zukunft erfüllte.

Die erbauliche Predigt war geendet. Harmonisch erklang wieder die schöne Weise von Paul Gerhard's herrlichem Liede: „Befiehl du deine Wege" — als Victorins Auge unwillkürlich über die Reihen der Frauen und Jungfrauen hinflog, die die Andacht hier versammelt hatte. Eine hielt seine Blicke gefesselt. Es war eine Jungfrau von etwa achtzehn Jahren, sittsam gekleidet, aber reich, deren holdes Madonnenangesicht, verklärt von dem Andachtsgefühl, auf Victorin einen bezaubernden Eindruck machte. Er vergaß das Singen über dem lieblichen Anblick, und es that ihm unendlich wohl, daß auch ihr Auge einigemal auf ihm weilte, ob sie es gleich erröthend niederschlug, wenn es das seine traf. Noch ganz versunken in dem Gedanken an das liebliche Wesen, kehrte er heim, und siehe, die Liebliche schwebte vor ihm her und trat schnell, als sie ihren Begleiter gewahrte, in das Haus, das gegen dem seinigen über stand.

Er erzählte Elsen, wo er gewesen, und gedachte im Vorübergehen auch der Jungfrau. „O," rief sie, „da habt Ihr ja Herrn Horst's einziges Töchterlein gesehen. Nicht wahr, wie ist sie schmuck? Aber ihr Herz ist schöner als ihr Körper. Sie ist so mild, so sanft, so häuslich, daß Ihr's kaum glauben könnt. Sie führt des reichen Mannes große Haushaltung gar verständig. Sie ist der Armen Mutter — ja, ich gelte gar viel bei ihr! Wer die einst

heimführet, der hat ohne ihres Vaters Reichthum den reichsten Schatz.“ So ging es in einem Athem noch lange fort, und man fand hier erfüllt das Sprüchwort: „Wovon das Herz voll ist, fließt der Mund über.“ Was ihn selbst Wunder nahm, Victorin wurde des Geplauders der Alten nicht müde, die denn auch ihrerseits nichts versäumte, den Grund zum Wohlwollen in Victorins Herz zu legen.

Das Kuppeln, selbst im edelsten Sinne des Worts, ist den alten Frauen eigen. Sie möchten beglücken, weil sie einst glücklich waren. Sie möchten die Liebe in die Herzen einführen, weil ihr Herz voll von Liebe ist. Bei der guten Else, die schon nach den wenigen Tagen kaum wußte, ob sie Victorin oder „ihr Hulbchen,“ wie sie die Jungfrau nannte, die ihr so viel Gutes that, und die sie einst auf ihren Armen geschaukelt, als Herrn Horst's Gattin noch lebte, in deren väterlichem Hause sie ihren Martin liebgewonnen hatte, mehr liebe, traf obige Bemerkung auf's Genaueste ein. Kaum glaubte sie in Victorins Herz den guten Grund gelegt zu haben, als sie eilends hinüber zu Hulda'n trippelte, und auch hier die beredteste Apologie aus dem Stegreif hielt, die je aus einem wohlmeinenden Herzen in das offene Ohr eines jungen Mädchens drang, dem der Gegenstand der Lobrede nichts weniger als gleichgültig zu werden anfing.

Auch hier fand Else, zu ihrer unaussprechlichen Freude, geneigtes Gehör. Triumphirend in ihrem Innern, sah sie schon in ihrem Geiste Victorin und Hulda vereint. Fest nahm sie es sich vor, an dem Altare der Liebe unermüdet fortzubauen.

Der Morgen graute kaum in Osten, da hielt vor Meister Martins Wohnung ein stattliches Roß, von einem Diener geführt, der nach Victorin fragte. Else, die schon auf war, führte den Diener zu dem Jüngling, der ihm einen Gruß entbot von dem Herrn Stadtschreiber und ihn ersuchte, sich in den Pelzmantel zu

hüllen, den er ihm reichte, Antemal, wie der Diener sagte, ein barbarisches Wetter draußen sei. Victorin zog den Pelz an, gürtete seinen Degen um, schob seine Pistolen in den Gürtel, setzte seinen Filzhut auf und folgte dem Diener. Else verstand von dem Allen nichts und fragte ängstlich, wohin Victorin wolle und ob er denn auch wiederkehre? — „So Gott will, in wenig Tagen!" antwortete er, ihr die Hand reichend; und als er sich flink auf das edle Thier schwang, flog sein Blick zu Hulda's Fenstern hinauf, und siehe, da stand die Liebliche im netten Morgengewand und nickte erröthend, als Victorin grüßend den Hut schwang und dann die Straße hinab flog. „Das muß man aber sagen," sprach Else in sich hinein, „schön ist er wie ein Engel, und steht ihm nicht der Pelz wieder allerliebst? Und wie er dahin reitet? Wahrhaftig, wenn der nicht Huldchen's Herz sich erwirbt, so ist es in Kurzem zu einem Kiesel geworden!" — —

Jetzt gewahrte Else ihren Liebling am Fenster und machte sich auf, um mit ihr zu überlegen, was wohl der Grund von Victorins geheimnißvoller Abreise sei, da er doch sonst ihr allemal sage, wohin er gehe und wo er gewesen, wenn sie ihn darum frage. Hulda selbst hätte es wohl gerne gewußt, doch blieb ihr Sinnen fruchtlos.

Der Stadtschreiber wartete des Jünglings schon zu Pferd. Er hatte sich auch in einen Pelzrock gehüllt und einen Degen umgegürtet.

Begleitet von den Segenswünschen der betrübten Gattin, begaben sie sich nun schnell auf ihren Weg, und hatten bald die Thore Magdeburgs hinter sich. — Vier Tage ritten sie ununterbrochen in dem schrecklichsten Schneegestöber und dem schneidendsten Winde, als sie endlich am Abend des fünften in der Nähe jener Waldgegend ankamen, wo Victorin sein Abenteuer bestanden hatte. Sie machten in dem Dorfe Halt, das am Saume jenes unsicheren Waldes lag, und kehrten in der Schenke des Hufschmieds ein, wo einst jener unglückliche Greis war belauscht worden. — Viele Bauern

saßen um die Tische und zechten, als die Reisenden eintraten. Ehrerbietig machten sie den Ankömmlingen Platz, und als Victorin und der Stadtschreiber sich etwas von der erstarrenden Kälte erholt hatten, begann Ersterer sich in ein Gespräch mit dem Wirth einzulassen, und kam unvermerkt auf die Räuber. Das war Feuer an den Zündstoff gebracht, das jetzt hoch loderte. Jeder wußte eine Gräuelthat zu erzählen, und zu Beider nicht geringer Ueberraschung vernahmen sie Victorins Begebenheit auf's Genaueste mit allen einzelnen Umständen, welche die Bescheidenheit des Jünglings zu erzählen nicht gelitten hatte. Recht freundlich drückte ihm der Stadtschreiber die Hand, so sehr auch eine entsetzliche Angst sein Herz folterte. Hauptsächlich wußten die Bauern viele Gräuel von dem Hauptmanne der Bande zu berichten. Die Worte schnitten wie zweischneidige Schwerter in Wimmer's Herz ein, und tief bekümmert saß Victorin neben ihm.

Als endlich diese Chronica geendet war, nahm der Wirth allein das Wort: „Nachdem meine Gäste und Nachbarn Euch, ehrbare Herren, Alles erzählt haben, was öffentkundig von den Räubern geworden ist, so muß ich Euch auch das Ende dieser Geschichte erzählen. Dieser Räuberhauptmann, von dem man sich sagte, er sei vornehmer Eltern Kind aus Magdeburg und habe in Ingolstadt studirt (Wimmer erblichte bei diesen Worten), ist denn neulich unweit Coburg eingefangen worden und wurde dort, wie heute ein Händler erzählte, vor drei Tagen gehenkt, mit etwa Vieren von seiner Bande, namentlich dem, dem der fahrende Schüler den Arm lahm gehauen."

Tief erschüttert von der Nachricht, sank Wimmer ohnmächtig auf die Bank. Ein allgemeiner Tumult entstand. Man sprach von dem plötzlichen Unfalle mit sonderbaren Mienen und muthmaßte, es müsse der Hauptmann dem Fremden sicherlich verwandt sein. Mit vieler Mühe brachte ihn Victorin zu sich, Alles, was er sprach, war: „Ach, mein Weib, mein armes Weib!" Victorin wandte alle seine Beredsamkeit an, ihn zu beruhigen. Er schlug ihm das einzige Mittel vor, was der guten Frau zum Troste gereichen konnte, näm-

lich ihr die Umstände seines Todes anders zu erzählen. Nach vieler Mühe gelang es ihm, Wimmer'n endlich von der Wohlthätigkeit dieser Maßregel zu überzeugen, der dann gern die nöthige Relation dem Jüngling überlassen zu wollen versprach.

In stummem Schmerz ritten sie am andern Morgen ab, um über Coburg die Rückreise zu machen. — Der Hufschmied hatte nicht gelogen. Nahe bei Coburg stand ein Galgen mit vier Leichnamen, in deren größtem Victorin alsobald Vicelius erkannte. Nach vieler Mühe gestattete man ihnen, daß er konnte beerdigt werden; und als Victorin dem Unglücklichen diesen letzten Dienst erwiesen hatte, zog er mit dem trauernden Wimmer nach Magdeburg zurück, wo sie der leidenden Schwester des Unglücklichen die Nachricht brachten, er sei in einem Gefechte mit Tilly's Reitern gefallen, welches sie denn auch glaubte.

Hatte auch diese Reise keinen weiteren glücklichen Erfolg, so war doch jetzt Wimmer's und seiner Gattin Herz mit der redlichsten Freundschaft dem Jüngling ergeben, der durch gute Sitten und freundliches Benehmen, treuen Fleiß und ausgezeichnete Geschicklichkeit sich Wimmer's Freundschaft täglich mehr erwarb.

Es war an einem kalten Novembersonntage, als nach geendigtem Gottesdienste der Kaufherr Horst, ein geborener Heilbronner, der sich in Magdeburg seit Jahren niedergelassen, und ein reicher Mann geworden war, in des Stadtschreibers Wohnung trat. Höflich ging dieser ihm entgegen. In kurzen Worten that der stolze Reiche dem Stadtschreiber kund, wie er bei dem Rathe der Stadt eine Klage gegen einen saumseligen Zahler müsse vorbringen, und er ihn ersuchen wolle, diese Sache zu übernehmen.

„Mit Eurem Wohlnehmen, Herr," versetzte ernst Wimmer, „kann und mag ich mich der Sache nicht unterziehen; allein ich will Euch an einen, zwar fremden, aber dennoch nichts destoweniger geschickten Rechtsgelehrten empfehlen, der nebenbei in etwas dürf-

tigen Umständen ist, und gerne die Sache übernehmen würde." —

„Und der wäre?" fragte jetzt auf einmal grinsend freundlich den Kaufmann, auf den die letzten Worte des Stadtschreibers eine magische Zauberkraft ausübten, denn er gehörte zu der Zunft, deren Grundsatz es ist: „Nehmen ist seliger denn Geben!" Wimmer nannte ihm Victorins Namen und Wohnort.

„Also mein nächster Nachbar, wenn ich recht gehört habe, und mir noch unbekannt? Hm! Hm! Nun — ich danke Euch, Herr Stadtschreiber."

Mit diesen Worten und einer kurzen Verbeugung zog der Filz ab, und Wimmer sagte zu seiner Gattin: „Leid ist es mir, daß ich dem Jüngling nicht bessere Kundschaft und in einer besseren Sache überweisen konnte; doch er kennt seinen Mann noch nicht, und es wird ihm wenigstens Ruf machen, wenn er die Sache durchführt!"

Es war noch keine Stunde verflossen, da kam Herr Horst mißmuthig zu Hause. Die Streitsache einem so unbekannten, unerfahrenen Menschen zu übergeben, war ihm doch im Ganzen zu kritisch erschienen; darum war er bei mehreren Rechtsgelahrten, die alle, den Geiz des Menschen und seine erniedrigende Behandlungsart aus Erfahrung kennend, in feinen und unfeinen Worten ihn abgewiesen hatten. Das hatte denn doch den Hochmuth und Geldstolz des Kaufmanns schwer beleidigt, und mißmuthig warf er sich jetzt in den Sessel, der am Kamine stand, und statt mit Haaren bloß mit Moos gepolstert war. „Hulda!" rief er dann der blühenden Tochter zu: „Laß mir einmal den Fant herüberrufen, der sich beim alten Martin eingenistet hat!" —

„Aber, Vater! was wollet Ihr mit dem Jüngling, den Ihr mit Unrecht einen Fant nennet, denn er ist sehr sittsam und brav?"

„Ei, sieh' da, am Ende kennt gar mein züchtiges Töchterlein alle Tugenden eines Landstreichers, während sie die Laster, oder wie sie es zu nennen beliebt, des Junkers Kettelhodt mit eben so großer Freude hervorhebt!"

Hulda erröthete vor Unwillen. „Ihr thut mir sehr Unrecht,

Vater. Ich habe mir zufällig von der alten Else erzählen lassen, wer denn ihr Hausgenosse sei, die mir dann, ohne meine Frage, viel Gutes von ihm rühmte. Wenn ich aber Kettelhodt's Laster hervorhebe, so thue ich es bloß, um der Wahrheit offene Bahn zu machen, und mich von einem lästigen, widerlichen Menschen zu befreien, der seines Geldes wegen Euch werth ist."

Horst schwieg. Er fühlte das Wahre in Hulda's Aeußerungen, der er erst am Vormittage wieder ernstliche Anträge wegen des Junkers gemacht, und dadurch Hulda's Inneres tief gekränkt hatte.

Eine Magd wurde hinübergesandt, und bald erschien Victorin. Der alte Filz mußte sich doch so den Jüngling nicht gedacht haben; denn etwas verblüfft begrüßt er den jungen Mann, der in stolzer, edler Haltung vor ihm stand, und nach seinen Wünschen fragte. Der Alte setzte ihm die Sache nun auseinander, und Victorin versprach, sie des morgenden Tages zu betreiben.

Er hielt Wort. So langsam auch der Gang des Gerichtes war, so trugen doch Victorins bündige Darstellungen, mit den evidentesten Rechtsgründen belegt, viel dazu bei, daß der Schuldner in die Kosten verurtheilt, und binnen kurzer Frist bei Gefängnißstrafe im Falle der Nichtleistung der Zahlung angehalten wurde, sich mit Horst zu verständigen.

Der Alte war seelenvergnügt, allein Victorins Herz war tief bewegt, als er vernahm, der Schuldner sei arm und Vater von sechs Waisen.

„Diesmal, Huldchen," sagte Horst am Tage des Entscheids, „diesmal hattest Du Recht. Der Junge ist ein tüchtiger Jurist, und nebenbei sehr honnet, indem er mir nicht fordern wollte."

„So werdet Ihr ihm doch auch seine Mühe lohnen?"

„Ja; ich denke, ein Ducate soll hinlänglich sein?" — „Ich dächte wenigstens viere!" entgegnete Hulda. Der Vater, der überall geizig war, nur gegen seine Tochter nicht, fügte sich ihrer Meinung, obwohl nicht gerne.

Mißmuthig warf der Jüngling das Geld auf seinen Tisch,

mit nur 20 fl. für Silbergeld ansah. Blos schüchtern aber kam Herein, und setzte sich zutraulich neben ihn, und erzählte ihm, wie die edle Hulda jetzt eben den Schuldner ihres Vaters habe kommen lassen, und ihm nicht nur den Betrag der Kosten, sondern auch die ganze Schuldsumme zum Einhändigen an ihren Vater gegeben. „Ich war Zeuge," setzte sie mit Thränen der Freude im Auge hinzu, „als der arme Mann vor der Jungfrau auf den Knieen lag, und ihre Hände mit den Thränen der Dankbarkeit benetzte."

Victorin fühlte jetzt in seiner Seele ein Gefühl, das der Anbetung nahe kam. Er hätte mögen hinüberstürzen und sich vor dem Engel niederwerfen.

Das günstige Urtheil, welches sämmtliche Glieder des Raths aller Orten über den fremden Jüngling, seine Kenntnisse, seine Bescheidenheit fällten, brachte ihm einen großen Ruf, und bald sah er sich im Besitze des Ueberflusses. Niemand freute sich deß herzlicher als Wimmer und seine Gattin. Um so schrecklicher war aber auch eines Tags der Schlag für sie, als ein Gothaischer Abgesandter bei dem Rathe der Stadt die Anzeige machte, es habe die Beischläferin des Räuberhauptmannes, der ob seiner Thaten gehenkt worden sei, auf diesen Victorin Amperger, als einen Genossen des Hauptmannes, bekannt. Zitternd an allen Gliedern, brachte Wimmer die Trauerbothschaft der Gattin, die ihn trieb, zu Victorin zu eilen, um ihm zur Flucht behülflich zu sein.

Victorin arbeitete heiteren Sinnes auf seiner Kammer, als der blasse Stadtschreiber hereinstürzte und athemlos in einen Stuhl fiel.

Erschrocken fuhr Victorin auf, meinend, es sei dem Freund oder der Seinen einem ein Unfall begegnet. Als Wimmer wieder athmen konnte, verkündete er so schnell als möglich die Trauerpost, und beschwor den Jüngling, zu fliehen, ehe er verhaftet würde, wozu er ihm sogleich ein Pferd senden wolle.

Victorin hielt ihn zurück. Er war allerdings betroffen, denn er achtete des Raths und — mehr Hulda sagen würde. — Aber das Bewußtsein der Unschuld hielt ihn aufrecht. „Laßt es kommen,

das Ungewitter, mein theurer Freund," sprach er ruhig zu Wimmer, „ich zittere nicht. Mag die Meute mir aufbellen, was sie will, droben über uns ist der Schützer der Unschuld. Ich werde nicht ausfliehen. Die Schmach, die mich unschuldig trifft, erniedrigt mich nicht. Wollt Ihr mir aber nützlich sein, so sucht es also zu erwirken, daß ich hier vor dem Rathe gerichtet und die Anklägerin mir entgegengestellt werde."

Wimmer eilte schnell zum Bürgermeister. Kaum aber hatte er das Ende der Straße erreicht, als schon die Rathsdiener kamen, den Jüngling in gefängliche Haft zu nehmen. Groß war der Zusammenlauf des Volkes, größer Martins und Elsens Jammer. Bleich wie ein Marmorbild lehnte Hulda in dem Fenster. Da trat Victorin mit der heiteren Stirn und dem Lächeln der Unschuld aus der Thüre, warf einen Blick hinauf, indem er die Hand auf sein Herz legte und gen Himmel deutete — und schritt dann durch die Volksmenge, die mitleidig den schönen Jüngling betrachtete. Der Auflauf zog die Bewohner Magdeburgs an die Fenster. Man sah dem Jüngling traurig und mitleidig nach; aber nur Ein Mann wurde tief erschüttert bei seinem Anblick. Es war ein Kaufmann, der ohnlängst erst von einer langwierigen Krankheit erstanden war, die ihm ein Schrecken zugezogen hatte, über dessen Grund er übrigens ein strenges Stillschweigen beobachtet hatte. Er sandte sogleich seinen Diener ab, der bald mit der Nachricht von der Ursache der Verhaftung des jungen Mannes zurückkehrte und mit freudiger Miene hinzusetzte: „Er ist es, Herr; ich habe ihn sogleich erkannt!" „Gottlob," erwiederte der Herr, „jetzt kann ich vergelten!"

Der Coburgische Abgesandte verlangte Victorins Auslieferung mit vielem Nachdruck, indem er der gravirenden Aussage eines Wirthes erwähnte, bei dem dieser Jüngling kürzlich in Begleitung eines anderen Mannes gewesen, der bei der Nachricht von der Räuber Hinrichtung in Ohnmacht gesunken sei.

Der Bürgermeister aber erklärte, daß er dem Jünglinge Schutz verheißen, und dieses gegebene Wort nicht brechen könne, worauf

endlich der Gesandte nach vielem Widerstreben die Verhandlung über den Muth von Magdeburg zu bringen zugab. Victorin erhielt ein anständiges Gefängniß, in welchem oft der Bürgermeister mit Wimmer ihn besuchte und hier aus des Jünglings Mund den Lauf der Sache erfuhr. Victorin bat Wimmer, wo möglich Vicelius Namen nicht zu nennen. Aber der edle Mann kannte keine Rücksichten mehr — es galt ja die Rettung der Unschuld, mochte nun auch Schmach die eigne Sippschaft brandmarken. —

Der von Victorin so sehnlich erwartete Tag der Ankunft Käthens erschien, und bald der Tag des Verhörs.

Eine angstvolle Stimmung hatte sich der Richter bemeistert. Nur der Bürgermeister und Wimmer blickten ruhig, ja wohl triumphirend um sich. Victorin erschien; kurz darauf Käthe und der Schmied, nebst den Abgesandten von Coburg. Das Verhör begann. Käthe stotterte oft, verwickelte sich selbst in ihren Aussagen, und hatte nicht den Muth, den Jüngling, den sie entehrt, um Rache zu nehmen für verschmähte Gunst, anzublicken. Als sie geendet, legte der Schmied Zeugniß ab. — Jetzt erhob sich Wimmer von seinem Sitze innerhalb der Schranken, trat vor den Zeugen, und sprach: „Bin ich's nicht, von dem Du sprachst?" — „Das ist gewiß wahr!" betheuerte der Ueberraschte. Nun wandte sich der edle Mann gegen die Richter, und erzählte kurz und einfach den Hergang der Sache, die in allen Theilen der Zeuge bestätigte. — Eben als nun Victorin zu reden beginnen wollte, entstand vor der Thüre des Rathsaales ein Lärm: „Laßt mich, laßt mich!" rief eine Stimme laut, und gewaltsam stieß ein Mann die Thür auf und stürzte herein. Bei seinem Anblicke zitterte Käthe heftig. — „Gottlob!" rief Victorin. Es war der Greis, den er gerettet. Mit dem Feuer eines Jünglings stellte er Victorins edle That dar. Er war Zeuge der Auftritte mit Vicelius, mit Käthen gewesen. Victorins Unschuld lag klar am Tage.

Voll Ingrimm über des Weibes Verworfenheit donnerte der Bürgermeister den Befehl, die Schändliche zu entfernen. Dann

trat er von der Estrade herab zu dem Angeschuldigten, dessen Rechte der Mann gefaßt hielt, für den er einst so viel gewagt, nahm ihn bei der anderen Hand, und begleitete ihn unter dem Jubel des Volkes, das seine Unschuld durch das Proclama der Gerichtsdiener vernahm, von dem Rathhause bis zu Martins Wohnung, und umarmte ihn dort auf offener Straße, zum Zeugniß seiner Unschuld, und der gerettete Kaufmann verkündete allerwärts des Jünglings Edelthat, also daß er ein Liebling des Volkes und ein Gegenstand gerechter Achtung wurde. Wer aber beschreibt das Entzücken Hulda's und der beiden Alten und des edlen Wimmer's und seiner Gattin? — Wer aber schildert auch ihren Schmerz, als ihres Bruders schreckliches Ende ihr offenbar wurde? —

Seit langer Zeit hatte Hulda's Schönheit die Herzen der Jünglinge Magdeburgs entzündet, aber keines mehr, als das des wüsten, rohen Otto von Kettelhodt, der denn auch regelmäßig die Unerbittliche belagerte. Kettelhodt's Neigung wurde zur flammenden Leidenschaft bei der Jungfrau Widerstand und sichtlicher Abneigung gegen ihn. Er schwur nun hoch und theuer, er müsse das engelgleiche Mädchen besitzen. Alles, was List und Klugheit zu ersinnen vermochte, wurde angewendet — Alles fruchtlos. Da endlich suchte der Junker durch bedeutende Geschäfte im Gewölbe des alten Horst sich dessen Gunst und den freien Zutritt in's Haus zu verschaffen, und sich in des Alten Gunst festzusetzen. Kettelhodt war klug genug, seiner Leidenschaft wenigstens äußerlich den Stempel der Rechtlichkeit aufzudrücken, indem er den Alten versicherte, er suche Hulda's Hand. Geschmeichelter Ehrgeiz und befriedigte Habsucht sollten Kettelhodt's Freiwerber sein. Seine Berechnung hatte den Wüstling nicht getäuscht. Der Vater wurde ihm täglich gewogener. So standen die Umstände, als plötzlich Victorin auf den Schauplatz trat, und Hulda's Herz schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts sehr großen Antheil an dem Jüngling nahm, welcher Antheil, aus

täglich wärmer, herzlicher wurde, bis er endlich das ganze reine Herz des Mädchens einnahm.

Die Leidenschaft ist nicht immer blind, sie sieht oft schärfer als die Ruhe und der Gleichmuth. Kettelhodt's Spürher hatten bald den schönen Zugvogel ausgewittert, der an einem so gefährlichen Orte sein Nestchen baute. Sie wollten sogar wissen, daß seitdem die alte Elke öfters hinüberginge in Horst's Wohnung, daß Hulda öfter am Fenster zu sehen sei, und sogar in der Domkirche, wo der Fremdling gegen ihr über gestanden, lange ihre Blicke habe auf ihm ruhen lassen. Kettelhodt wurde unruhig. Er sah den Jüngling, und mußte, trotz des Hasses, sich gestehen, einen schönern Mann nie gesehen zu haben. Dies niederschlagende Bewußtsein erfüllte seine Seele mit wüthendem Hasse, der bis zur höchsten Höhe gesteigert wurde, als nun gar Victorin durch den alten Horst in das Haus kam, somit also Hulda Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, zu sprechen und zu lieben.

Willkommener konnte darum dem losen Junker nichts kommen, als jener Ruf von Victorins Gefangennehmung und seiner Theilnahme an den Räubereien der Bande, an deren Spitze schon des Stadtschreibers Schwäher gestanden, in dessen Hause nun der Fremdling so zutraulich aus und eingehe. Kaum war Victorin in seiner Haft, als schon der Junker in Hulda's Wohnung trat mit dem festen Vorsatz, jetzt dem Begünstigten, denn dafür hielt er mit Gewißheit den Jüngling, eine Grube zu graben, und könne er auch nicht siegen, doch Rache zu nehmen durch des Mädchens Folterqualen. Ganz verstört, ganz außer sich, fand er die Jungfrau, die schnell die Thräne zudrückte, die eben wieder in das Auge getreten war.

„Vergeiht, daß ich Euch so früh belästige!" hob der Junker an. „Ich konnte nicht umhin, mich nach Eurem Befinden zu erkundigen, nachdem der Volkslärm da drüben bei der Gefangennehmung des fremden Rechtsgelehrten Euch, wie ich sehe, Schrecken verursacht hat."

Hulda dankte verlegen für seine Theilnahme, und versicherte,

daß sie allerdings den Freunden bemitleide, der ihr nicht wie ein Verbrecher aussähe.

„Mir auch nicht!“ setzte darauf sanft und gleißnerisch Otto Hitzig: „allein es sind Gravamina gegen ihn vorhanden, die ihn, wenn nicht an den Galgen, doch zu ewiger Haft bringen können.“

Hulda erbleichte und zitterte, so, daß sie sich halten mußte. In Kettelhodt's Herzen wühlte jetzt die Rache alle unedlen Leidenschaften auf. Er sah seinen Argwohn bestätigt, zur Gewißheit erhoben, aber er mäßigte sich, um sich nicht zu verrathen.

„Vielleicht ist es Euch unbekannt,“ fuhr er in höchst gleichgiltigem, ruhigem Tone fort, „was man eigentlich gegen ihn hat? Doch, so etwas kann Euch zu hören gleichgiltig sein!“ —

„Um Gott, Junker! erzählt mir's, ich — ich — ich nehme viel Antheil an der Sache.“

„So?“ — dehnte Otto. „Nun, dann sollt Ihr Alles erfahren. Ich dachte, Ihr kümmertet Euch nicht um solch einen hergelaufenen Taugenichts, da Ihr ohnedem Euch um ansehnlichere Personen nicht bekümmert. Die Hauptschuld des jungen Menschen ist, daß er Bicel's Freund und einige Zeit bei ihm und seiner Bande war, mit raubte und mit mordete, dann aber bei dem Streite um eine, verzeiht den Ausdruck, Metze einen Anderen todt schoß und —“

„Haltet ein mit Eurer giftigen Zunge!“ rief jetzt Hulda tief empört, „und schont den Ruf eines jungen Mannes, dessen Lebenswandel die giftigste Zunge nicht beflecken kann, dem Ihr vielleicht nicht werth seid, die Schuhriemen zu lösen!“ —

„Zu viel Ehre, edle Jungfrau!“ erwiederte mit stechendem Hohne der Junker. „Ihr scheint sehr genau mit dem Vagabunden bekannt zu sein! Hat vielleicht gar die schöne Larve das spröde Herzchen erweicht? — Wie wird man sich in Magdeburg über die Mähr' wundern, von der ich zu reden weiß!“ Mit diesen Worten entfernte er sich lachend und überließ Hulda den zerreißenden Sorgen, die ihr Herz durchwühlten. Bald darauf kam Else. Ihre Thränen flossen. Sie erzählte der Jungfrau, wie Victorin so ruhig geblieben,

vor Gott heilig seine Unschuld betheuert, wie er bei ihrem Anblick die Hand auf's Herz gelegt. Sie wurde ruhiger über Victorins Gefahr — aber ihre Ehre, ihren guten Ruf sah sie jetzt der Rache des schändlichen Kettelhodt preisgegeben.

So sehr auch Kettelhodt jetzt von Rachedurst glühte, da dieser erst halb befriedigt war (der Rachsüchtige hat etwas Aehnliches mit der Löwin, die erst, wenn sie Blut schmeckt, blutgierig wird), so überlegte er doch, daß es besser sei, jetzt noch eine Mine gegen Hulda springen zu lassen, die sie ihm selbst anlegen half. Er ging am folgenden Tage zu Hulda. Ihr Vater meldete ihm, Hulda sei sehr krank. Kettelhodt wurde betroffen. Er theilte unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinem Verbündeten die Entdeckungen mit, die er bei Hulda gemacht. Wie unsinnig sprang der Wucherer umher. Er raste. Er wollte zu Hulda, um an ihr die ganze Wuth seines Herzens auszulassen. Kettelhodt sah schnell die Folgen seiner Thorheit ein. Er suchte den Alten zu begütigen, dadurch, daß er sich ein neues Sammtkleid ausnahm und den horriblen Preis ohne Widerspruch zahlte, den Horst gefordert. Nun erst versprach Horst, zu schweigen. Als Hulda wieder hergestellt war, drang sich Kettelhodt bei ihr ein. Er heuchelte Vergessenheit alles Früheren, kam aber bald wieder darauf zurück, daß heute Victorin sein Urtheil empfangen würde. Hulda war bereits beruhigt durch den alten Martin, der bei Wimmer den Stand von Victorins Angelegenheit erfahren hatte. Hulda war gütiger als sonst gegen den Junker. Sie suchte ihn so lange als möglich da zu halten. Kettelhodt konnte endlich doch nicht mehr schweigen. Er machte Hulda darauf aufmerksam, wie sie ihren guten Ruf in seine Hand gegeben, wie er aber, da sie jetzt gütiger gegen ihn sei, keinen Gebrauch davon machen würde. Das aber hatte Hulda nicht erwartet. Mit dem Pamphlet, den der beleidigte jungfräuliche Stolz ihr eingab, befahl sie dem Junker, augenblicklich ihr Haus zu verlassen und nie mehr ihre Thürschwelle zu überschreiten. Kettelhodt war unangenehm überrascht bei der Rede der Jungfrau. Er sah alle seine Pläne

scheitern und eilte zähneknirschend hinweg. Gerade als er zum Hause herausrat, kam Victorin im Triumph am Arme des Bürgermeisters die Straße herauf. Er war Zeuge des ehrenvollen Anerkenntnisses der Unschuld des Jünglings. Er biß sich in die Lippen und schwur Rache. —

Kettelhodt aber hatte das Unglück, in die Grube zu fallen, die er dem Jüngling graben wollte. Bei Hulda war jede Hoffnung vorüber; Victorin hatte sich durch seine Schicksale, die jetzt zum Tagesgespräche wurden, allgemeine Theilnahme und Achtung erworben. Seine Versuche, ihn zu verleumden, scheiterten größtentheils.

Unter Umständen, die für Victorins persönliche Verhältnisse höchst günstig waren, schied das 1630ste Jahr zu seinen Brüdern.

Am Tage Sylvestri 1630 saßen Hulda und ihre Zofe Agathe mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Agathens Zunge war nie müßig, am wenigsten, wenn sie bei ihrer Herrin saß, denn sie hatte alsdann so viel Schönes und Gutes von dem jungen Nachbarn zu sagen, daß sie nicht aufhören, und Hulda es anzuhören nicht müde werden konnte. Heute aber war der Gegenstand ihrer Unterredung anderer Art. Das Zöfchen war eine Schwäbin, die Horst einst von Heilbronn mitgebracht, und hatte all' den Aberglauben ihres Vaterlandes an Zauber, Beschwörung, Hexen, Kobolde und dergleichen mit der Muttermilch eingesogen. Hulda, zwar besser unterrichtet und klarer denkend, theilte den materiellen Theil von ihrer Zofe Aberglauben nicht, allein es lag der Glaube an die mögliche Einwirkung des Menschen auf die Geisterwelt, an die Möglichkeit des Vorherwissens künftiger Schicksale, wie in der Denkungsart ihrer Zeit, so auch innerhalb der Grenzen ihres Glaubens. Agathe kam in ihrer Redseligkeit auf mancherlei Dinge zu reden; endlich auch auf den Sylvester-Abend und die geheimnißvollen Dinge, die in der Scheidestunde des Jahres zwischen elf und zwölf Uhr in ihrem Vaterlande von liebenden Mädchen mit besonderem Erfolge unternommen würden.

Hulda wollte unwillig werden, aber sie vermochte es nicht.

Die Neugier des Weibes behielt die Oberhand. Lachend fragte sie, worin denn diese bestünden? Agathe wurde durch das Lachen geeilt. Eifrig vertheidigte sie ihre Ansicht, und erklärte sich nun genauer, daß man in jener verhängnißvollen Stunde ein Gebet zum heiligen Andreas spreche, sodann einen Löffel mit Blei über ein Kohlenbecken halte, und so es geschmolzen, in Wasser gieße, worauf das Blei entweder die Gesichtszüge oder das Attribut des Standes des künftigen Gatten zeige. Jetzt konnte Hulda das Lachen nicht mehr an sich halten. Agathe aber erzählte so viele Beispiele aus ihrer Erfahrung, daß am Ende Hulda halb und halb gläubig wurde. Jetzt hatte Agathe leichtes Spiel, sie zur Proselytin ihrer Meinung zu machen, und es wurde endlich beschlossen, dies Experiment am Abend vorzunehmen. Der Abend kam. Sorgfältig bereitete Agathe Alles vor, indeß Hulda unschlüssig war, ob sie auch recht handle.

Der letzte Tag des scheidenden Jahres war einer der furchtbarsten. Ein ungeheurer Schnee lag auf den Straßen. Die Kälte war entsetzlich und der schneidende Wind pfiff schauerlich in den Rauchfängen der Kamine. Schon den ganzen Tag über litt der alte Martin an einer Erkältung, die er sich zugezogen, und die sich ihm auf die Brust geworfen, und sehr bedenkliche Folgen hatte. Nichts aber war dem Greise schwerer, als der Gedanke, in dieser Nacht nicht seines Amtes warten zu können. Seine Unzufriedenheit und Unruhe wuchs bis zu der Stunde, die ihn sonst zum Berufe geführt. Da trat Victorin in die Stube, griff nach des Alten Mantel, hüllte sich bis über die Ohren hinein, nahm das Horn von der Wand und wollte gehen. Martin und Else staunten ihn an, und Letztere wollte es nicht zugeben. „Aber bin ich denn nicht Euer Sohn?“ fragte lächelnd Victorin. Martin remonstrirte, daß es unziemlich für ihn sei. Aber Victorin ließ sich nicht irre machen, und ging unter den ihn begleitenden Segenswünschen an die Erfüllung von des Kranken Beruf. Fast erstarrt kehrte er wieder, nachdem er die Stunde geblasen, und setzte sich nun an das Kamin, und unterredete sich mit dem Kranken, der nicht schlafen

konnte und das Dankens nicht müde wurde. Es kam die Mitter nacht herbei. Victorin griff wieder nach seinem Horn, und ging leise hinaus, denn der Kranke war eben eingeschlummert, und auch Elsens Augen hatten dem Drange der Natur ihren Tribut gezollt. Still und öde war's auf der Straße. Alle Lichter waren erloschen, nur in Hulda's Stube flimmerte schwach ein Lämpchen, und man sah zwei Gestalten sich bewegen. Lange stand Victorin still vor dem Hause. Zufällig fiel auf die Thüre sein Blick, und er bemerkte, daß sie weit offen stand. Er trat hinzu und lehnte sie an, ging dann die Straße blasend hinab, und kehrte zurück, um zu sehen, ob die Thüre noch nicht geschlossen. Sie war noch offen. „Soll ich es ihnen nicht sagen?" dachte er bei sich selbst. „Aber was wird man denken? — Doch ihre Sicherheit gebietet es!" Er ging leise hinauf. Das Licht schien durch die Fugen der Thüre. Er stand eine Weile still. Agathens Stimme flüsterte. Jetzt klopfte er leise an und öffnete dann — und — bleich wie ein Schatten, stand Hulda vor ihm; der Bleilöffel war aus Schrecken ihrer Hand entsunken. Agathe selbst war wie erstarrt. Victorin schlug seine Kapuze zurück, und entschuldigte seine Zudringlichkeit zu dieser späten Stunde mit der Sorge für ihre Sicherheit, indem er sie auf die offene Thür aufmerksam machte. Als eben der Jüngling sich von den überraschten Mädchen entfernen wollte, vertrat ihm Horst, der durch den Fußtritt Victorins auf der Stiege aufmerksam gemacht, durch Agathens Schrei erschreckt, herbeigeeilt war, den Weg.

Victorin wollte eben bescheidentlich den Grund seines Kommens entschuldigen, als ihn Horst wüthend bei dem Rocke faßte, und ihn zur Thüre hinausschob, während er fluchend drohte, die Nachbarschaft aufrührerisch zu machen, und den Verführer gefangen nehmen zu lassen, der mit ehrvergessenen Mädchen ein Stelldichein um diese Stunde der Nacht halten wollte. Victorins Entschuldigungen halfen nichts. Ein Donnerwetter entlud sich jetzt aller seiner Blitze gegen Hulda. Der Alte war wie besessen. Der lang verhaltete Zorn, den Kettelhodt erregt, brach jetzt mit allen seinen Schrecken hervor.

Noch an diesem Abend wurde Hulda mit Agathen in ein finsteres Zimmer des hinteren Hauses geschlossen. Der Seelenzustand war unbeschreiblich. Nur Agathe blieb sich gleich. Sie sah mit stiller Freude auf ihre geliebte Gebieterin, und sagte leise: „Beruhigt Euch, der Zorn geht vorüber — aber Victorin ist Euer. Hatte ich nicht Recht?“ Hulda war nicht im Stande, ihr zu antworten. Zu verschiedenartig waren die Bilder, die vor ihrer Seele standen. Am meisten aber schmerzte sie Victorins Behandlung.

Victorin dachte nur an Hulda. Er ließ sich am kommenden Morgen bei Horst gebührend melden, aber er wurde abgewiesen. Bewegt von widrigen Gefühlen ging er, ohne zu wissen wohin, die Straße hinab und stand, ehe er recht wußte, wo er war, in einem Weinkeller, wo viele Menschen saßen und sich gütlich thaten, dem neuen Jahre zur Ehre. Victorin ließ sich Wein reichen und setzte sich ebenfalls an einen der Tische. Lustige Schwänke und Witz und Scherzreden hielten die Gesellschaft in beständigem Lachen. Junker Kettelhodt bemerkte nicht sobald seinen Erbfeind, als er auch zu sticheln begann. Victorin achtete anfangs nicht darauf; als er aber von Nachtwächtern zu reden begann, die schönen Jungfrauen um Mitternacht den Hof machten, wie dies in der letzten Nacht geschehen sei bei dem Kaufherrn Horst, und sich dann mit beißender Ironie zu Victorin wandte und fragte, ob er auch bei dem Sturze von der Treppe sich nicht beschädigt, da erhob sich zornglühend der Jüngling und sprach: „Auf Euere unziemlichen Reden will ich Euch sogleich mit meiner guten Klinge antworten, die Ihr wohl nicht ablehnen werdet aus Feigheit!?“ — Der verblüffte Junker zwang sich zu lachen und entgegnete: Er als Cavalier sei nicht verbunden, sich mit einem hergelaufenen Menschen zu schlagen. „So seid ihr Alle Zeugen,“ erhob Victorin seine Stimme, „daß das, was ich jetzt thue, nur nothgedrungen geschieht, um mir mein Recht zu verschaffen, das dieser feige Krautjunker mir als ehrlichem, freiem Ulmer Bürger verweigert;“ und mit diesen Worten führte er mit flacher Hand einen so kräftigen Schlag in des Junkers

Gesicht, daß er rücklings in seiner Genossen Arme fiel und das Blut stromweise aus Mund und Nase floß. Victorin rief ihnen noch, daß er seinen Gegner in einer Stunde vor dem Sudenburger Thor erwarte, und ging raschen Schrittes hinaus. Kaum im Freien angelangt, begegnete ihm Wimmer. „So früh schon kommst Ihr glühend aus einer Weinschenke?“ fragte dieser, nicht ohne leisen Vorwurf. „Nichts nicht,“ entschuldigte Victorin, „bis ich Euch Dinge mitgetheilt habe, die ich Euch, als meinem einzigen Freunde, wohl schon längst sollte offenbart haben.“ Er ging mit Wimmer heim und öffnete sein Herz vor ihm, that ihm alle seine Anstalten kund, bis zu dem vor wenig Augenblicken. Wimmer schüttelte sorgenvoll das Haupt. „Es mag Euer Handel enden,“ sagte er, „wie er will, er wird höchst nachtheilige Folgen für Euch haben; denn die Kettelhodt's haben einen gewaltigen Arm im Lande sowohl, als hier in Magdeburg. Nehmt meinen Diener und meine Pferde mit. Im Fall es übel enden sollte, könnt Ihr schneller fliehen. Doch das hoffen wir nicht. Es würde ja auch dann übel um Eure Liebe stehen, die auf einen sehr liebenswerthen Gegenstand gefallen ist.“

Victorin nahm das Anerbieten des Stadtschreibers an, schwang sich auf das Pferd, der alte Kurt auf das andere, und so ging's zum Thore hinaus. Der Stadtschreiber hatte dem Jüngling keine Vorwürfe ob seiner hitzköpfigen That gemacht, denn der vernünftige Mann ging von dem Grundsatz aus, daß jeder Vorwurf eine Thorheit sei, da ja die That nicht mehr ungeschehen gemacht werden könne; allein er bedauerte aufrichtig die Unannehmlichkeiten, die auf seine That folgen mußten. Ging das Gefecht für Victorin glücklich ab, so entging er ohne eilige Flucht unmöglich den Verfolgungen der Familie Kettelhodt — endigte es unglücklich für ihn, so war er immer ein Gegenstand neuer Anfeindungen, und er hatte Alles von der Tücke und Hinterlist des Junkers zu fürchten. Das überlegte jetzt reiflich der edle Mann, und fand dennoch keinen Ausweg für Victorin.

Unterdessen war denn der bleiche Kettelhodt, der nur für Hin-

teufelt, nicht für offene Fehde Muth besaß, auch auf dem Platz angelangt, wo Victorin hielt. Man verabredete sich, den Ort des Zweikampfes weit von der Stadt zu verlegen. Dorthin zogen sie denn, und bald neigte sich das Glück der Waffen auf Victorins Seite, wo die volle Jugendkraft focht. — Noch wenige heftige Streiche, und schwer getroffen wälzte sich Kettelhodt in seinem Blute. Victorin schwang sich schnell auf sein Roß, das Kurt gehalten hatte, und jagte, ohne zu wissen, wohin, die Heerstraße entlang. — Ihre Flucht ging beinahe ohne Rast, bis die Grenzen des Erzstifts hinter ihnen lagen. — Jetzt, als zum ersten Male der Jüngling Ruhe genug fand, über sich selbst und seine Lage nachzudenken, ergriff ihn ein Entsetzen ob seiner Lage. Ohne Geld, ohne Kleidung, als die, die er trug, wußte er kaum, wie und auf welche Art er sich nähren, wo ihm ein Obdach werden sollte. Der Gedanke an Hulda verfolgte ihn. Was wird sie denken von dir? Wird sie nicht dem Andenken eines Mordes fluchen? Jetzt erst trat der Mord in allen seinen Schrecken vor seine Seele. Zwiefachen Mord warf er sich vor. — Hatte er nicht auch jenen Casten erschossen? Der Jüngling, dessen Einbildungskraft jetzt ungeheuer thätig war, dessen Schicksal finsterer als je aussah, der an dem Höchsten verzweifelte, was sein Herz kannte und liebte, dessen Bewußtsein ihn bei sich selbst des Mordes anklagte, war dem Zustande gänzlicher Zerrüttung seines Geistes nahe, hätte nicht der treue Diener des edlen Wimmer, vom Mitleid für den Jüngling beseelt, dessen Lob er stets aus dem Munde seines Herrn vernommen, ihn aufgerichtet, ihm Muth eingeflößt und seiner Thätigkeit eine Richtung gegeben, die den schrecklichen Folgen seines dumpfen Hinbrütens entgegen wirkte. Als der ehrliche Kurt den Kummer Victorins wahrnahm, selbst das Mißliche seiner Lebensverhältnisse überlegte, jetzt erinnerte er sich erst, daß ihm sein Herr auf den Nothfall der Flucht für Victorin ein Päckchen mit Geld gegeben. Freudig händigte es ihm der redliche Diener ein und sagte dann: „Leid ist mir, Euch, junger Herr, hier verlassen zu müssen,“ wo

Ihr in der Irre geht wie ein verlorenes Schaf. Laßt mir aber die einzige Freude, meinem Herrn die Nachricht bringen zu können, daß Ihr Euch entschlossen habt, Euch bei dem kaiserlichen Heer anwerben zu lassen, denn da allein könnt Ihr jetzt für den Augenblick am sichersten eine Unterkunft finden." Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch Victorins Kopf. Es war eine Wohlthat für ihn, jetzt eine sichere Richtung für seine Gedanken gewonnen zu haben, die ihn nicht mehr auf das Grübeln über seine Lage zurückkommen ließ. Freilich traten auch wieder bei ihm selbst Hindernisse gegen diesen Entschluß ein. Doch was sollte er beginnen? Er hatte keine Heimath. Sollte er nach Ingolstadt? Hier dem braven Dietrich zur Last fallen? Dagegen erhob sich sein Selbstgefühl. Er wurde also einig, den glücklichen Gedanken Kurts zu verfolgen. Er schrieb an Wimmer, sagte ihm den wärmsten Dank und entließ dann seinen ehrlichen Begleiter. Seinen treuen Pflege-Eltern ließ er durch Kurt ebenfalls ein Briefstein zustellen, in welchem er auch ihnen für ihre Liebe dankte, ihnen Alles vermachte, was sein war, und Elsen auftrug, der theuren Hulda ein Lebewohl zu sagen und ihr zu versichern, daß er ihrer nie, nie vergäße. Er wußte, daß dies Briefstein in Hulda's und sonst in Niemandes Hände kommen würde. Von seiner That erwähnte er nichts, nichts von seinem Vorsatze.

In einer Schenke eines unbekannten Dorfes des niedersächsischen Kreises saßen drei Wochen später mehrere Offiziere von Tilly's Reitern und erquickten sich. Fröhliche Gespräche würzten ihr Mahl. Ihr Feldherr war der Gegenstand ihrer Unterredung, von der nur das Bruchstück mitgetheilt werden soll, dessen Zuhörer Victorin war.

„Habt Ihr's schon gehört, Brüder," begann, nachdem er Tilly's Gesundheit im schäumenden Bier ausgebracht, ein junger Mann in der schönen Kleidung des Tilly'schen Reitercorps, „daß bald unsere Klingen wieder lebendig werden?"

„Wie so?" fragten die beiden Anderen neugierig.

„Der Schneekönig (so nannten sie spottweise Gustav Adolphen) wird, wenn anders die Sachsen nicht ritterlicher werden, über die Elbe setzen und uns aufstöbern aus unseren Standquartieren.“

„Laßt ihn kommen!“ entgegnete ein Anderer, „unser alter Corporal (wie Gustav Adolph Tilly hieß) wird ihm schon sein Jesuitenbrevier vorbeten, daß er mit blutiger Nase abzieht, und ich denke, meine Schwabenklinge soll auch das Ihrige thun.“ —

„Aber wo wird Tilly ihm begegnen? — Ich glaube fast,“ versetzte der Erstere, „daß er einen anderen Plan vorher ausführen will, ehe er ihm begegnet. Gestern sagte er, und seine kleinen Katzenaugen rollten, und die breite Stirn schlug Wellen wie die Nordsee, und seine Miene nahm den grimmigsten Ausdruck an, „ich will dem Schneekönig eine Jungfrauenfackel anzünden, daß sie ihm nach Schweden leuchtet!“ Ich war gerade in dem Gemache, und, ich sage es frei, es lief mir ein eisiger Schauer durch alle Gliedmaßen meines Leibes, als ich den Ton vernahm, mit dem der Feldmarschall dies sprach, er glich dem Ton einer zerrissenen Feldtrommete, so schrill war er, und hatte das Erschütternde, was der Ruf des Nachtwächters in stiller Nacht hat, wenn er „Feuer!“ schreiet.“

„Was meinte er aber mit der Jungfrauenfackel?“ fragte halblaut und sich umsehend der Zweite.

„Mich däucht, er zielte auf Magdeburg, das die Gelehrten Parthenopolis nennen!“ erwiederte Jener, indem er aufstand und an's Fenster trat, um den draußen haltenden Reitern den Befehl zum Aufsitz zu geben. Victorin saß in einer Ecke und hatte, um unbemerkt zuzuhorchen, seinen Kopf wie zum Schlafe auf den Tisch gelegt. Was ihn noch mehr hierzu bewog, war, daß er in einem der Offiziere einen Ulmer, und zwar einen Spielgenossen, einen strengen Katholiken, erkannt hatte, und von ihm nicht wollte erkannt sein; darum hatte er denn auch diejenige Ecke der Wirthsstube zum Sitze gewählt, in der es so dunkel war, daß man kaum Jemanden

erkennen konnte. Die Rede, die er vernommen, hatte ihn mit Entsetzen erfüllt. Tilly's blutgieriger, erbarmungsloser Charakter war genugsam bekannt, daß dasjenige, was jene Worte andeuteten, allerdings zu befürchten stand, um so mehr, da das protestantische Magdeburg sehr auf die schwedische Seite neigte, und Tilly Scharfblick genug besaß, vorauszusehen, daß Magdeburg seine Thore und seine gewaltige, noch neue Citadelle dem ersehnten Retter alsobald öffnen würde, sobald er die Elbe überschritten haben würde. Diesem einen solchen Haltpunkt zu entreißen, an welchem sonst später seine Pläne, wie die Wallenstein's vor Stralsund, scheitern dürften, und nebenbei die glühende Rache, die seine Seele gegen die Protestanten erfüllte, zu befriedigen, was konnte willkommener für einen Mann wie Tilly sein, der ohnedem seit des Friedländers Ungnade beinahe unumschränkte Macht besaß? Das überdachte Victorin, und sein Herz bebte für die Geliebte, für Wimmer. — Sein Plan war es gewesen, in Gustav Adolph's Heere Dienste zu nehmen, und für die Rechte seiner unterdrückten Glaubensgenossen zu fechten. Jetzt wankte dieser Entschluß. „Gesetzt," sprach er zu sich selbst, „gesetzt, der grausame Tilly führt seinen Plan aus, dann könnte ich nicht nur vielleicht in Wimmer's Hände eine Nachricht bringen, und ihn und Hulda warnen, oder ich könnte vielleicht ihr Retter werden!" Dieser Gedanke bemächtigte sich so ganz seiner Seele, daß er sich erhob, vor den ihm bekannten Offizier trat, und ihm mit den Worten: „Grüß' Dich Gott, Kronek!" die Hand bot. Der Offizier sah ihn lange zweifelhaft an, erkannte ihn aber bald, und bewillkommnete ihn freudig.

„Du hast ein schmuckes Ansehen gewonnen, Amperger, seit ich Dich nicht sah!" sagte er zu ihm. „Aber sprich, welch ein Wind hat Dein Schifflein in diese höchst unsaubere Bucht getrieben — oder hast Du gar Schiffbruch gelitten?"

„Ja und Nein, wie Du willst," versetzte Victorin. „Doch lassen wir das, und reden von einer Sache, die uns Beiden näher liegt. — Ich will Dienste nehmen unter Euch!"

Die anderen beiden Offiziere traten herzu und maßen den sittlichen Jüngling mit großen Augen.

„Du bei uns Dienste nehmen?“ fragte ironisch Kroneck. „Ich dächte, Du gingst unter die Schweden oder Weimarer.“ —

„Ich habe mich bestimmt geäußert!“ sprach scharf beinut Victorin, „daß ich unter Tilly's Fahnen dienen will, und ich dächte, das Ehemals und Jetzt fügte weder Dich noch mich an!“

„Gilt mir auch gleich,“ entgegnete Kroneck. „Du warst immer ein kecker Bube, und mir scheint's, als ob der Wolf die alten Haare, doch nicht die alten Neigungen verloren. Immerhin! Du wirst dem Feldmarschall willkommen sein, um so mehr, da Du Deine Klinge an dem Ulmer Ohre bereits in Ingolstadt erprobt. — Ha, ha, ha!“

„Du scheinst genauer meine Verhältnisse zu kennen, und ich darf also nichts weiter hinzusetzen, als das, daß Ihr guten Herren (indem er sich zu den anderen Beiden wandte) mir behülflich sein möget, daß ich nicht gemeiner Lanzknecht werde!“ — Alle. Drei reichten ihm hierauf ihre Hände und versprachen ihm, sich bei dem Feldmarschall für ihn zu verwenden, ja ihm, wo möglich, Gelegenheit zu verschaffen, sich selbst ihm zu empfehlen.

Nachdem sie nun auf gute Kameradschaft getrunken und Kroneck dem Jugendgenossen ein vorhandenes Saumroß hatte vorführen lassen, brachen sie auf nach ihren Standquartieren. Kroneck und Victorin ritten nebeneinander. Die goldenen Tage der Knabenzeit schlossen ihre Thore vor ihnen auf. Die Vergangenheit mit ihren Freuden und Leiden wurde zurückgerufen. Gern welkt auch der ernste Geist des Mannes, wenn in dem Dornengewinde des Lebens der Genosse jener unschuldigen Freuden ihm unvermuthet begegnet, noch einmal bei den Blüthenkränzen seiner harmlosen Kindheit, und nichts macht ihn empfänglicher für alles Gute, als gerade diese Erinnerung, auf die er wie auf ein entschwundenes Paradies mit einem wehmüthigen Seufzer zurückblickt. Durch sie wurde das Finstere in Kroneck's Gemüthsart gemildert. Sein Herz

fühlte sich zu dem Gespielen seiner Kindheit hingezogen, und schnell umfaßte ein herzliches Wohlwollen für Victorin sein Herz. Als Freunde kamen sie am anderen Tag in dem Hauptquartiere des Feldmarschalls an. Victorin mußte bei Kroneck wohnen. „Laß mich für Dich sorgen," sagte er, „und Du sollst gewiß mit mir zufrieden sein. Nur um Eins bitte ich Dich, vermeide sorgfältig, daß Dein Glaube offenkundig werde. Ich glaube, es würde Dir den Tod zuziehen. Ich selbst will Dich bei dem Feldmarschall melden. Sei kühn — ohne dreist zu sein. Antworte kurz und bestimmt, wenn er Dich fragt. Laß Dich durch den stechenden Blick seiner Augen nicht irre machen und Dein Glück ist gegründet. Vorerst aber muß er Dich sehen, ohne daß es den Schein hat, als sei es verabredet." —

Kroneck verschaffte nun Victorin ein stattliches Streitroß, das er, nicht ohne eine dankbare Erinnerung, mit Wimmer's Geld bezahlte; und alsbald bestiegen sie ihre Rosse und ritten, Victorin mit seinem unglückbringenden Ingolstädter Haudegen umgürtet, wie zufällig an dem Hause vorüber, wo der Feldmarschall wohnte. Er stand gerade auf dem Balkon und blickte die Straße entlang. Seine Adjutanten und Offiziere hinter ihm. Victorin sah dreist hinauf und grüßte, wie Kroneck, mit ächt militärischem Anstande. — Sie waren noch nicht weit geritten, als schon ein Offizier ihnen nachjagte und Kroneck zu dem Feldmarschall entbot. — „Das ist guter Wind!" raunte dieser dem Jüngling zu, und kehrte mit ihm um, ihn ersuchend, unten auf ihn zu warten.

„War das der Jüngling, von dem mir Ragowsky erzählte?" fragte barsch der Feldmarschall den Rittmeister von Kroneck. — Kroneck verbeugte sich bejahend. „Kennt Ihr ihn?" — „Er ist mein Spielgenosse gewesen!" — versetzte Kroneck, „und ich darf ihn als einen wackeren Katholiken und Haudegen Eurer Huld auf gutes Gewissen hin empfehlen!" „Was will er denn?" fuhr der Feldmarschall fort. „Unter Euren Fahnen Lorbeeren sammeln, wenn Ihr es huldvoll ihm gestattet!" „Das mag er!" versetzte

darauf Tilly. „Er gefällt mir. Aber als Lanzknecht wird er nicht dienen wollen?“ — „Mit Eurem Wohlnehmen, mein Feldherr,“ sprach kühn Kroneck, „es würde unrecht sein, solch ein Talent nicht emporzuheben, denn er vermag mit der Feder ebenso rüstig umzugehen, als mit der Klinge!“ „Habeat sibi!“ versetzte Tilly, „ruft ihn herauf!“

Nicht ohne Herzklopfen trat Victorin in den Saal. Er hatte ein Prunkgemach erwartet, aber er fand sich getäuscht. Hölzerne Bänke standen an den Wänden umher, statt Polstersesseln, zum Niedersitzen der Obristen beim Kriegsrath. Inmitten des Saales stand ein grober, eichener Dieltisch, an dem der Furchtbare auf einer Trommel saß. Kein Zeichen seiner Würde war an ihm wahrzunehmen. Ein grobes, einfaches Reiterkleid war sein Gewand; auf dem kleinen spitzigen Kopfe trug er einen alten Federhut. Vor ihm lag ein aufgeschlagenes Brevier in lateinischer Sprache. In einer Ecke stand ein gewaltiger Säbel, auf dem Tische lag Pergament, daneben ein Tintenfaß und ein Becher voll Wasser. Tilly's Aeußeres war unendlich abschreckend. Sein Haar war rabenschwarz und kraus. Die Stirne lag in tiefen Falten und war sehr breit; ein ungewöhnlich großer Mund, von einem struppigen Barte beinahe bedeckt, ein langer Spitzbart am hervorstehenden Kinne, tiefliegende, von buschigen Brauen beschattete, kleine, feuersprühende Augen und eine braungelbe Gesichtsfarbe machten sein Gesicht überaus häßlich und vollendeten den Totalanblick dieses fürchterlichen Menschen, der jetzt Victorin winkte, näher zu treten. Victorin nahm sich zusammen, seinen Widerwillen und seine Scheu zu besiegen, und schritt in stolzer, edler Haltung auf ihn zu.

„Wie heißt Du?“ war seine Anrede. „Victorin Amperger.“ „Woher des Weges?“ — „Gerade von Ingolstadt.“ — „Warum setzest Du Deine Laufbahn nicht fort?“ — „Die Lust, unter Euren siegreichen Fahnen zu kämpfen, zog mich hierher.“ — „Wenn's wahr ist, ist's gut!“ entgegnete Tilly. „Willst Du Reiter werden?“ — „Wenn ich wählen dürfte?“ — „Kroneck!“ rief Tilly, „er mag

als Rittmeister bei dem Regimente Eures Obristen Kienen — bringt ihm die Nachricht, das Patent soll folgen!“ — Er wandte sich zum Fenster. Victorin wollte danken. „Laßt mich ungeschoren, Rittmeister Amperger, und seid brav! — Gott befohlen!“ — Kroneck zog mit Entzücken den Jüngling hinaus, umarmte ihn dann freudig und führte den Ueberraschten zu dem Obristen, der, knurrend über Tilly's rasche Beförderung eines Fremdlings, diesen musterte, und ihm dann bei Kroneck in die Lehre zu gehen befahl. — Im Triumphe führte Kroneck seinen neuen Kameraden in seine Wohnung, wünschte ihm Glück zu seinem Emporsteigen, und gab ihm nun die Regeln seines Benehmens an. Militärische Uebungen nahmen nun seine ganze Zeit hinweg; bald aber hatte er sich in den Dienst eingeschossen, und sein manierliches Benehmen, seine Bescheidenheit, sein Scharfblick machten ihn bald seinem mauerköpfigen Obristen werth, und erwarben ihm die Liebe seiner Kameraden.

So war eine ziemlich lange Zeit hingegangen. Die bessere Jahreszeit war zurückgekehrt, und von ferne schon konnte man das Brausen der Stürme des Jahres 1631 vernehmen. Es herrschte über Deutschland eine Gewitterschwüle, die die Gemüther beängstigte, und das Herannahen schrecklichen Donners erwarten ließ. Victorins Seele war tief betrübt. Von Hulda hatte er nichts, nichts von Wimmer'n vernommen, seit er geflohen war aus der Stadt, die ihm Leiden wohl, aber auch die edelsten Freuden gegeben hatte. Mit sich selbst war er zerfallen. Gegen die Glaubensgenossen sollte er kämpfen, das hatte er geschworen in die Hand seines Obristen. Seinen Glauben mußte er verleugnen; das dünkte ihm eine schwere Sünde. — Aber nur die edle Absicht, die er erfüllen wollte — der Retter seiner biederen Freunde in Magdeburg zu werden — nur diese konnte ihn in Augenblicken ernsten Nachdenkens beruhigen. Aber die Stärke seiner Seele im Doppelkampfe mit Pflicht und Zwangspflicht, mit strengem Gehorsam und treuer Liebe sollte auf eine härtere Probe gestellt werden.

Es war am 16. März 1631, als Victorin eiligst zum Feldmarschall entboten wurde. Victorin eilte dahin. Mit raschem Schritte trat ihm Tilly entgegen. „Rittmeister," redete er ihn an, „ich bedarf zweier Männer von Muth, Klugheit und Umsicht. Euch habe ich dazu ersehen und Kroneck. Gegen Magdeburg, das Nest, das mit dem Schneekönig einen Bund schloß, und wußte, daß ich in der Nähe war, habe ich meinen Plan gerichtet. Es muß erobert sein. Um meine Maßregeln zu nehmen, muß ich wissen, wie stark die Macht der Spießbürger ist, muß den schwächsten Ort der Werke kennen, muß überhaupt genau über die Lage des Ortes, der Citadelle, des Proviants, des Geistes, der drinnen herrscht, unterrichtet sein. Ihr reitet bis in die Nähe der Stadt. Kroneck begleitet Euch. Dort nehmet ihr Beide Bauernkleider, kauft Euch etwas, und traget es zu Markte. Hier ist Geld. Ihr sehet zu, daß Euch nichts entgehe. In sechs Tagen erwarte ich Bescheid!" — Er machte eine Bewegung der Hand. Victorin mußte sich entfernen. Mit geballter Faust schlug er sich vor die Stirn, als er in seinem Quartiere stand. — Er klagte sich als Verräther an. Er war außer sich. — Kroneck kam mit der nöthigen Weisung, und erstaunte nicht wenig, Victorin in solcher Stimmung zu finden. Dieser durfte ihn nicht in sein Inneres blicken lassen. Mit zerrissenem Herzen machte sich Victorin am anderen Morgen auf den Weg mit Kroneck. Nach einem forcirten Ritte kamen sie am Morgen des dritten Tages in die Nähe von Magdeburg. Dort ließen sie ihre Pferde bei ihren Dienern, hüllten sich in die Landeswacht, kauften mehrere Läumer und Kälber, und trieben diese nach der Stadt. Mit nichts aber hatte Victorin größere Mühe, als den Trompeter seiner Schwadron, der mit einer unverbrüchlichen Treue ihm anhing, zurück zu halten, weil er mit aller Gewalt die Gefahren mit seinem Rittmeister theilen wollte. Es war um so mehr zu verwundern, da der Knabe (noch zeigte sich kein Flaum an seinem Kinne) sonst kleinmüthig war, und erst kurze Zeit bei dem Regimente stand. — Oft schien es Victorin, als müsse er

irgendwo ihn gesehen, irgendwo mit ihm zusammengetroffen sein, allein die Erinnerung verlor sich im Dunkel früherer Zeiten, und der junge Rittmeister hielt es nicht der Mühe werth, weiter darüber zu sinnen, obwohl ihn die Treue des lieblichen Knaben mit aufrichtiger Zuneigung zu ihm hingezogen hatte. Er mußte endlich es zugeben, bei den Dienern und Pferden zu bleiben, und die Beiden ihre nicht ungefährliche Wanderung antreten zu lassen. Der Zustand in Deutschland überhaupt hatte jetzt einen entschiedenen kriegerischen Charakter angenommen. Daß Magdeburg, so nahe dem Vorabend schrecklicher und blutiger Ereignisse, nicht ruhig geblieben, läßt sich leicht begreifen. Bürgerwachen hatten die Thore besetzt, Wachen standen auf den Wällen der Stadt und in den Werken. Die Citadelle war ganz im kriegerischen Zustande. So ganz verändert fand Victorin den Zustand der Stadt, daß es ihm bedünken wollte, er sei an einem anderen Ort. Ungehindert kamen sie zum Thore hinein — dann trennten sie sich verabredetermaßen, indem Kroneck den Zustand der Mauern und Festungswerke, Victorin aber die Citadelle und den Zustand der Gemüther zu erforschen übernahm — am Abend sollten Beide sich in einem Wirthshause der Vorstadt wiederfinden.

Von der Rathsversammlung war eben der Stadtschreiber Dr. Wimmer mit kummervollem Antlitz zurückgekehrt. Mit starken Schritten maß er das Gemach, und die Wolken seiner Stirn wurden dichter; Seufzer entstiegen seiner Brust. Seine Gattin, die bei ihrer Arbeit saß, blickte mit kummervoller Miene auf ihn, und hatte nicht den Muth, ihn zu fragen nach seines Kummers Quelle, aus Furcht, Schreckliches zu vernehmen. Diese für beide Theile grauenvolle Pause unterbrach plötzlich ein leises Klopfen an die Thüre, die sich auf Wimmer's: „Herein!“ öffnete. Es trat ein junger Bauersmann herein, der sittig grüßend auf Wimmer zutrat. Wimmer sah die Haltung des Mannes, die Gestalt, und staunte, denn das Alles lag über dem Kreise des Mannes; staunte noch

mehr, als dieser ihm von Victorin einen Gruß meldete. Jetzt faßte ihn Wimmer fester in's Auge, und stek mit dem Ausrufe: „Victorin, Ihr hier?“ in seine Arme. Als die herzlichsten Begrüßungen gewechselt waren, fragte Wimmer, wie es ihm ergangen, warum er in dieser Tracht erscheine. Victorin riß seinen Kittel aus einander, und Wimmer schauderte zurück vor Tilly's Offiziers-Kleidung, die Victorin unter seinem Kleide von Linnen trug. „Als Spion hat man mich hergesandt, aber ich komme als Freund, Rather und Warner!“ sprach der Jüngling. Nun erzählte er seine Schicksale, die Absicht, warum er unter Tilly Dienste genommen. Wimmer umarmte ihn. „Ihr seid ein sehr edler Mensch!“ sagte er, seine Hand schüttelnd. Erröthend fragte Victorin nach Hulda. — Aber ehe noch Wimmer antworten konnte, stürzte ein Bauernknabe in's Gemach, in dem Victorin schnell seinen treuen Trompeter erkannte, und rief: „Flieht, Herr Rittmeister! Kroneck ist entdeckt und gefangen; Euch sucht man überall.“ Bestürzt hörte Wimmer die Nachricht. „Könnt Ihr mich verbergen?“ fragte Victorin. „Nur Eins noch, Freund,“ setzte er hinzu, „nehmt, was Euch lieb ist, und bringt's aus Magdeburg. Tilly wird die Stadt zerstören, er hat es geschworen. Rettet Hulda!“ — Jetzt gab es auf der Straße Lärm. Wimmer verbarg Victorin und den Knaben, und als am Abend die Ruhe etwas zurückgekehrt war, brachte er Beide glücklich aus der Stadt, und schied mit Thränen dankbarer Rührung von dem Jüngling.

„Eure frühe Rückkunft bringt nichts Gutes?“ fragte Tilly mit stechendem Blicke den Rittmeister, der zu ihm in's Zimmer trat, um zu rapportiren. „Wo ist Kroneck?“

„Im Gefängniß zu Magdeburg!“ erwiederte Victorin traurig.

Tilly's Gesicht wurde braunroth. „Was habt Ihr gethan, daß es so kam? Ich glaubte Männer zu senden!“ — „Ich verdiene den Vorwurf nicht, mein Feldherr!“ sprach stolz Victorin. „Kroneck untersuchte die Außenwerke und wurde entdeckt. Ich sollte die Citadelle erforschen und entkam nur durch ein Wunder, leider

ohne Euren Befehlen entsprochen zu haben. Die Nachricht kann ich Euch übrigens bringen, daß man in Magdeburg auf seiner Hut ist."

„Zu wenig für Kronek's Verlust!" schäumte Tilly. „Ihr sollt mir das entgelten. Und seid Ihr nicht der Erste auf Magdeburgs Wällen, so soll Euer Kopf mir haften." Er zuckte bei diesen Worten tonisch mit dem Munde und ein Lächeln verbreitete sich über seine Züge, das Victorins Mark durchschnitt. „Geht und erwartet meine Befehle!" donnerte er ihm dann zu, und schweigend neigte sich Victorin und entfernte sich. Am anderen Morgen zog Tilly das Heer zusammen und setzte sich gen Magdeburg in Marsch, das er am dritten Tage nach Victorins Rückkunft erreichte. Eng wurde die Stadt eingeschlossen. Furchtbare Rüstungen wurden gemacht. Feuerschlünde von dem größten Kaliber und Feldschlangen wurden auf die schnell errichteten Schanzen gestellt. Alles verkündete ein Bombardement, das bis dahin seines Gleichen nicht hatte. Kampflustig standen Tilly's wilde Schaaren, der langen Ruhe müde und begierig nach Raub und Beute, in drohender Stellung um die unglückliche Stadt. Voll Kummer und Verzweiflung blickte Victorin auf die Thürme des Doms, in deren Nähe er sein höchstes Kleinod jetzt in der furchtbarsten Gefahr wußte, und flehte brünstig zum Weltenregierer, daß er ihn zum Werkzeuge der Rettung Hulda's mache und das Herz des unbändigen Wütherichs lenke zu Mitleid und Erbarmen über die Tausende Unschuldige in dieser unglücklichen Stadt. — Näher und näher rückte Tilly an die Stadt. Magdeburg hatte nicht Streiter, ihre sehr weitläufigen Außenwerke gegen die furchtbare Macht von Tilly's blutgierigen Schaaren zu vertheidigen. Darum ließ man die Vorstädte in Tilly's Hände fallen, — aber sie waren leer. Alle Habe hatten die unglücklichen Bürger der Vorstädte mit sich in die Stadt genommen, die sie desto mannhafter zu vertheidigen entschlossen waren, hoffend, der nordische Retter werde eilen, sie zu erretten aus den Händen des Unmenschen Tilly. Die Wuth von Tilly's Truppen war grenzenlos, als sie Alles leer fanden. Tilly's Ingrimm wuchs furchtbar, und auf

seinem Befehl begann mit dem Grauen des 6. Mai 1631 eine gräßliche Beschießung der Stadt, die furchtbare Verheerungen in ihrem Innern anrichtete, die ununterbrochen bis zum Abend des 8. Mai dauerte. Am 9. Mai hörte plötzlich die Kanonade auf — eine Stille herrschte im kaiserlichen Lager, als habe die Sichel des Todes in ihm gemäht, wie einst in Sanherib's Lager vor Jerusalem. — Freude belebte zum ersten Mal wieder die Herzen der armen Belagerten. „Gustav Adolph naht!" rief man sich freudig zu. „Tilly muß ihm entgegen rücken!" Der Kummer auf allen Gesichtern gibt der Freude und die Angst der Hoffnung Raum. In den Tempeln bringt man Dankgebete dar. Die Müden legen sich endlich zur Ruhe nieder, die sie so lange entbehrt. Die Wachen verlassen ihre Posten und schlummern den süßen Schlaf der Erquickung nach langem, mühevollem Dienst.

Am Abend des 9. Mai berief Tilly alle seine Offiziere zu sich. Ein ungeheurer Kreis umgab sein Zelt, als er, wie gewöhnlich, in seinen grauen Reitermantel gehüllt, heraustrat und also sie anredete: „Ich habe Euch, meine Obristen und Hauptleute, hierher beschieden, um Euch die Befehle für den morgenden Tag zu ertheilen. Um die nöthigen Anstalten zu treffen, ließ ich das Geschütz schweigen. Es hat den Weg gebahnt, Ihr müßt ihn gehen. Die Schweden nahen — die Brandfackel muß leuchten! Magdeburgs unverletzte Mauern müssen wir erstürmen! Zwar ist es kühn, doch Ihr seid mir Bürge, daß ich kein tollkühn Wagestück beginne. Auf Euch und mir wird die Schande lasten, wenn wir abziehen müßten von diesem ketzerischen Neste, wie Wallenstein von Stralsund. Nicht zweimal werdet Ihr Euch brandmarken wollen. — Von vier Seiten beginnt der Sturm — die Stadt und was sie enthält, ist Euer — darum seid Männer und der Sieg ist unser!"

Ein stürmisches Schlagen an die Schwerter zeugte von dem Eindrucke dieser Worte, und mit freudeleuchtenden Blicken trennten sich die Offiziere, um alles zum Sturme zu rüsten und ihren Schaaren die freudige Botschaft zu bringen. Nur Einer ging mit

Schaudern und tiefem Gram in ſein Zelt, wo ihn ſein Trompeter erwartete. Der Knabe ſtand bleich da und richtete den Blick auf den betrübten Rittmeiſter. „Was willſt Du ſo ſpät, mein Sohn?“ fragte ihn Victorin. Der Knabe trat leiſe herzu, faßte des Rittmeiſters Hand und küßte ſie in tiefer Bewegung. „Hab ich Euch auch treu gedient, Herr Rittmeiſter, und ſeid Ihr mit mir zufrieden?“ fragte er, von Schluchzen unterbrochen. „Das haſt Du, mein Sohn, das haſt Du bei Gott!“ ſprach gerührt der Jüngling; „aber ſprich, warum biſt Du ſo bewegt?“ „Ich fühle, daß ich morgen ſterbe,“ entgegnete leiſe der Knabe, „und da wollte ich mir den Troſt mit hinüber nehmen, daß Ihr mir nicht gram wäret!“ „Kind,“ rief Victorin, „Du biſt gut. Ich liebte Dich wie meinen Sohn; aber ſolchen düſteren Gedanken gib nicht Raum. Bleibe Du im Lager bei meinen Pferden!“ „Verkennet mich nicht, Herr Rittmeiſter; es iſt keine Feigheit, die mich treibt; es iſt das Vorgefühl eines baldigen Todes. Nur die Freude laßt mir, daß ich Euch begleiten, an Eurer Seite ſterben darf und — daß Ihr mir die Augen, die ſo oft für Euch wachten, zudrückt!“ — Victorin konnte ſeine Bewegung nicht bergen, er umfaßte den Knaben, küßte ihn auf die Stirn und bat ihn, ſich niederzulegen und den traurigen Gedanken zu verſchlafen. Als ihn Victorin küßte, bebte er zuſammen, ſein Auge leuchtete. „Nun will ich gern ſterben!“ rief er, und flog ſchnell zum Zelte hinaus. „Das iſt ſehr ſeltſam!“ ſprach Victorin zu ſich ſelbſt. „Des Knaben Liebe rührt mich tief!“

Am andern Morgen um 7 Uhr begann mit beiſpielloſer Wuth der Sturm. „Amperger!“ hatte Tilly ihm zugerufen, „von Euch fordere ich, daß Ihr das Reichspanier auf Magdeburgs Mauern zuerſt pflanzet!“ Die Hauptleute, die Obriſten hatten den Ruf vernommen. Mächtig ſpornte der Ehrgeiz, mächtiger die Liebe zu Hulda. „Dorthin meine Sturmleiter!“ rief er ſeinen Leuten zu, und flog dahin, und war mit dem Panier der Erſte auf der Leiter, der Trompeter der Zweite. Raſch ging's hinauf. Den Magdeburger, der einen Hieb auf Victorin führen wollte, ſtreckte eine

Kugel aus des Knaben Pistol nieder, und nun war mit einem Sprunge Victorin oben, pflanzte unter dem Jubelrufe der Stürmenden das Panier auf, und bald war Magdeburg erobert. Noch vor Mittag war Tilly Sieger. — Aber jetzt begann ein Morden und Wüthen, das zu den ungeheuersten gehört, die die Geschichte aufzuweisen hat. Mordsucht und Fanatismus waren die Triebfedern dieses Würgens. Es ist geschichtlich, daß unschuldige Kinder und hülflose Greise, Frauen und Mädchen gräßlich zu Tode gemartert wurden. Drei und fünfzig, in der Catharinenkirche betende Frauen wurden enthauptet, Kinder in die Flammen geworfen, Säuglinge an der Mutterbrust gespießt. Ströme Blutes flossen in den Straßen, Jammern und Aechzen erfüllte die Luft, gräßlich wütheten die Flammen, getrieben von dem heulenden Sturmwind.

Victorin, von namenloser Angst getrieben, eilte mit einem großen Theil seiner Schwadron auf Wimmer's Haus zu, und ließ es besetzen; dann flog er mit den Uebrigen zu Hulda's und Martins Wohnungen, diese letzte brannte schon. Er stieß Hulda's Hausthüre auf. Er rief mit einer Stimme, die Todte erwecken konnte; Niemand vernahm's. Von beispielloser Angst gefoltert, eilte er die Stiege hinauf, auf Hulda's Thüre zu. Sie war verschlossen. Ein Fußtritt sprengte sie auf. Da lag bleich und wie todt Hulda. — Er lief zurück auf die Straße, holte seine Leute, ließ die Geliebte in seinen Mantel hüllen, und durch die Straßen nach Wimmer's Wohnung tragen. Als er sie sicher wußte, und sie dem unglücklichen Wimmer, der am Arme verwundet auf seinem Bette lag, übergeben hatte, flog er, von Niemand als dem treuen Trompeter begleitet, zu Tilly, der auf dem Balkon des Rathhauses stand, und behaglich den wüthenden Flammen und dem Morden zusah, um für die unglücklichen Einwohner Schonung zu erflehen, und dem, sein Herz zerfleischenden Morden Einhalt zu thun. Er stürzte zu des lächelnden Wütherichs Füßen, und flehte um Erbarmen, daß nicht das unschuldige Blut des Helden Siegerruhm beflecke. Graf Tilly hörte die feurige Rede des Jünglings ruhig

an: „Kommt in einer Stunde wieder, Ampezzer!“ war seine Antwort. „Ich will dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben!“ — Da erhob sich glühend Victorin: „So komme über Dich, Unmensch, das Blut der Tausende, die Du schlachten lässest, und Dein Richter fordere es einst von Deiner Seele, und fluche Dir dann, wie ich Dir fluche!“ — So sprach er zu dem erbleichenden Wütherich, und schritt hinaus mit einem Herzen, das in seinen innersten Tiefen zerrissen war. — Da fand er bei dem Hinausschreiten aus dem Portale des Rathhauses seinen Trompeter bleich und blutend hingesunken. Er lud den Knaben auf seine Schultern, und eilte mit ihm davon. — Aber der Gedanke, er könne ihn in's Leben rufen, ließ ihn bald wieder rasten und den Knaben niederlegen; er riß ihm das Koller aus, das Wamms auf — und — ein schneeiger Busen, jugendlich und reizend, quoll ihm entgegen — ein Blick in das bleiche Gesicht, und mit dem Ausruf: „Allmächtiger! das ist Röschen!“ hob er den Leichnam an seine Brust, und seine Thränen rannen, und seine Lippen küßten die bleichen Lippen Röschens — da schlug sie noch einmal das Auge auf: „O, Victorin, an Deinem Herzen?!“ lispelte sie und — starb. Betäubt von allem Schrecklichen, was er erlebt und gesehen seit den wenigen Stunden, unaussprechlich verwundet in seinem Innern, sank er neben dem Leichnam des treuen Mädchens hin ohne Bewußtsein. Mehrere seiner Reiter fanden ihn, und trugen ihn in Wimmer's Wohnung, die von der Plünderung verschont geblieben war durch die Treue von Victorins Reitern. Dort erwachend, staunte er, die geliebte Hulda an seinem Lager zu finden. Wimmer, den einen Arm in der Binde, half ihr den Retter erwecken. — „Um Gotteswillen, Ihr zwei Menschen, die ich allein noch auf Gottes Erde habe, laßt uns fliehen aus dieser Mördergrube! Mein Eid ist gelöst, seit der Wütherich erbarmungslos meine Bitte abwies.“

„In Eurer Hand, mein Retter, liegt mein Loos,“ sprach Hulda,

— „o, mein Vater!“ unterbrach sie sich jammernd, „ich bin vaterlos, seid Ihr mein Bruder!“ Entzückt durch die Rede, befahl Victorin den Reitern schnell, denn das Feuer nahte furchtbar drohend, zwei Reiterkleider zu holen, und bald brachten sie des Trompeters Kleidung für Hulda, und eine andere für Wimmer, und berichteten die Entdeckung, daß der vermeinte Knabe ein Mädchen gewesen. — „O, Jungfrau,“ sprach wehmüthig Victorin, „es hat ein edles Herz unter dem Wamms geschlagen, das Ihr tragt; kommt jetzt schnell, sobald wir in Sicherheit sind, sollt Ihr das Weitere erfahren.“ — Er zog Wimmer'n und die Jungfrau mit sich. Der Abend war hereingebrochen, aber nicht die Nacht, denn gräßlichen Tag machten des unglücklichen Magdeburgs Flammen, die weithin den Himmel schrecklich rötheten.

Er zog sie hinaus in die Vorstadt, machte einen Kahn los, hob Hulda hinein, dann Wimmer, und stieß vom Ufer. Mit kräftigem Ruderschlage theilte er die gluthige Fluth, und pfeilschnell glitt das Boot hinab. Bald verschwand die brennende Stadt, die Wimmer und die Jungfrau stumm angestarrt hatten, aus ihrem Gesichtskreise, doch der gluthige Himmel blieb über ihnen. Das kaiserliche Lager lag gegen Morgen weit hinter ihnen und Victorin, nicht mehr mächtig, weiter das Steuer zu führen, legte am Ufer an. Die drei Flüchtlinge erquickten sich. Victorin konnte, seit es Tag geworden war, seine Blicke nicht von Hulda wenden. Hulda in diesem Anzuge war ihm, wenn es möglich gewesen wäre, doppelt theuer. Jetzt erzählte er ihnen nicht ohne Thränen Röschens Geschichte, von seinem Eintritt in die Mühle bis zu ihrem Tode, der, wie man deutlich an dem Kleide sah, durch einen Schuß in die Seite veranlaßt worden war, sofern sie ihm nämlich selbst bekannt war. Wimmer wurde innigst bewegt, und Hulda drückte ihre Arme unwillkürlich gegen das Herz, als wolle sie Röschens Gewand an ihr Herz drücken. „O,“ seufzte sie in sich hinein, „könnte ich für ihn thun, was sie that, für ihn sterben!“ Victorin schien es geahnt zu haben, was sie dachte; er drückte leise ihre Hand

und zwei große Thränen rollten, dem Andenken Röschens geweiht, über seine Wangen.

Als Victorin geendigt, nahm Wimmer das Wort. „Euer Werk ist gelungen, edler Mensch; Ihr habt mir Gattin und Kinder und ihnen den Gatten und Vater erhalten, Ihr habt diese edle Jungfrau gerettet aus dem größeren Elend als dem Tode — — jetzt, jetzt nehmt meinen Dank!“ Er flog an seine Brust, er drückte ihn an sich mit unaussprechlicher Liebe, er nannte ihn Du, Bruder; alle Namen der Liebe gab er ihm. Victorin entwand sich ihm. — „Habt Ihr mir weniger gethan?“ fragte er. „O, ich habe kaum vergolten, was ich Euch schuldete.“ — „Aber wie will ich Euch vergelten?“ sprach Hulda in der Gluth der Liebe. Da wandte sich Wimmer zu ihr. „Ihr, Jungfrau? O, Ihr könnt dem Edlen reichlicher vergelten als ich. Habt Ihr nicht ein Herz, ein reines — treues Herz? O, wie er Euch liebt, darf nur ich Euch sagen.“ Da kniete Victorin nieder vor ihr und faßte ihre Hand, und überwältigt von ihren Gefühlen, sank die Jungfrau an Victorins Brust, und Wimmer legte ihre Hände zusammen und sprach: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden!“ — und die Morgensonne trat eben hervor aus gluthigem Gewölk und beschien zwei der glücklichsten Menschen. Nach dem ersten Rausche des Entzückens fragte Wimmer den Jüngling: „Was aber wollt Ihr beginnen? — Wohin Euch wenden? Wohin die Jungfrau bringen?“ — Hulda erbleichte bei der Frage. Victorin hob begeistert seine Hand empor: „Ich weiß,“ sagte er mit Feuer, „daß sie in Heilbronn eine Muhme hat; dorthin will ich sie geleiten, als ein treuer Bruder, und für ihr Heil und Leben das meinige einsetzen, so wahr mir Gott helfe!“ Wimmer schwieg eine Weile — dann sagte er: „Bedenkt, sie ist ein Weib, bedenkt die Gefahren des Weges!“

„Ich habe es wohl bedacht!“ erwiederte Victorin. „War ich nicht ein fahrender Schüler noch vor Kurzem? Ich werde es wieder. Will anders die Jungfrau sich meiner Ehre anvertrauen,

so begleitet sie mich als Freund und wir ziehen ohne Gefährlichkeit der Heimath zu."

„Ich vertraue Euch; wem sollte ich sonst trauen als meinem Lebensretter, dem Retter meiner Ehre? Wem könnte ich mich sicherer anvertrauen?" So sprach ernst und feierlich die Jungfrau.

„So geleite Euch Gott und seine Engel seien mit Euch!" sprach Wimmer. „Ich danke Gott, daß ich von meiner Habe so viel retten konnte, daß ich Euretwegen außer Sorgen sein kann!" Er schnallte nun einen Gurt ab und theilte mit Victorin. Dann kauften sie sich im nächsten Städtchen Kleider und trennten sich. Der dankbare Wimmer zog zu Gattin und Kind, die er in Dresden sicher wußte, und Victorin mit der Geliebten nach dem Schwabenlande.

Ohne Gefahren kamen sie nach einer langen, wegen Hulda'n langsamen Reise nach Heilbronn, wo Victorin die Geliebte der Muhme überlieferte. Es waren die glücklichsten Tage seines Lebens, die Tage dieser Reise. Hulda's Herz hatte sich in seiner ganzen Engelreinheit vor dem Jüngling entfaltet. Ihre Liebe zu ihm hatte sich so herrlich gezeigt, sie war so innig geworden, daß mit Schmerz der Jüngling die Thürme von Heilbronn sah. Noch acht Tage blieb er dort in der Geliebten Nähe, dann begab er sich in die Gegend von Ulm, um Gottfried Leuchtlin, der derweilen Stadtkämmerer geworden war, zu sich zu bescheiden. Er kam, der ehrliche Gottfried, und seinen Bemühungen und uneigennützigen Anstrengungen hatte Victorin es zu danken, daß, da sein Erbfeind todt war, der Rath von Ulm die Verweisung aufhob und Victorin die Bürgerrechte verlieh. Leuchtlin war es, der ihm eine einträgliche Stelle verschaffte. Und als zwei Monate um waren, erschien Victorin als Freiwerber bei Hulda.

Er fand die Geliebte überaus glücklich, denn ihr Vater hatte sich durch ein halbes Wunder aus dem brennenden Magdeburg gerettet, hatte Wimmer gefunden und seiner Tochter glückliche Ret-

tung erfahren und sie in Heilbronn wiedergefunden. Gern segnete der von dem Verluste seines Vermögens gebeugte Alte den Bund ihrer Liebe, und bald führte Victorin die Geliebte als Gattin heim, und das Glück der Liebenden blühte fröhlich, und als ihr erster Sohn getauft wurde, stand der edle Wimmer zu Gevatter in Ulm, und freute sich unaussprechlich ihres Glückes.

Huaskar.

Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

1.

In jener Zeit, wo Francesco Pizarro nach unaussprechlichen Leiden, Entbehrungen, Kämpfen und Blutvergießen das herrliche Peru entdeckt und erobert, das großherzige Volk der Peruaner zu der drückendsten Sclaverei herabgewürdigt, in dieses unglücklichen Volkes Blute sich gebadet, seinen Fürsten gemeuchelmordet, den Frieden tausender harmloser Menschen zertrümmert, und dennoch, trotz dem unaussprechlichen Reichthume der Beute, seinen Golddurst nicht gestillt hatte, in jener für Europa in vielfacher Hinsicht heil-, für die neue Welt aber unheilbringenden Zeit, wo Alles, was Spanien an verworfenen, raubgierigen, habsüchtigen Glücksrittern in sich schloß, nach dem transatlantischen Paradiese die gefahrvolle Reise unternahm, hoffend, mit amerikanischem Golde die verlorenen Glücksgüter, den eingebüßten guten Ruf dermaleinst wieder zu gewinnen und schwelgend die Folgezeit zu durchleben — in jener Zeit ungeregelter Wünsche und Handlungen, Begierden und Leidenschaften — lebte unweit Sevilla, treu ergeben seinem heiligen Berufe, Führer der Menschen auf dem Wege zum Himmel zu sein, Muster jeglicher Tugend im dreifachen Verhältniß als Mensch, Christ und Priester, der fromme Las Casas. Beinahe angebetet von seinen Pfarrkindern, hochverehrt von Jedem, der ihn kannte, hatte der edle

Mann ganz seinem heiligen Berufe gelebt, und heller sehend, als so viele Andere seiner finsteren Zeitgenossen, Licht und Trost gespendet nach allen seinen Kräften, und den hohen Gottesfrieden eines reinen, pflichttreuen Bewußtseins in seinem Thun gewonnen; aber wie in so manches Gemüth, obwohl auf andere Art, die Nachricht von Pizarro's wirklich gefundenem Eldorado gleich einem elektrischen Schlag, jede Kraft neu aufregend, fuhr, so traf auch diese Kunde den edlen Las Casas. Mit einem Herzen voll Menschenliebe hatte ihn die Natur beschenkt, mit einem großen, edlen Herzen. Ihn hatte sein Geschick in früher Jugend nach Sanct Domingo geführt, wo er Zeuge war jener unmenschlichen Mißhandlung, welche die Spanier an den Wilden verübten; wo er oft mit blutendem Herzen Zeuge gewesen, wie entmenscht ein Menschenherz werden, wie schrecklich es gegen die Brüder wüthen kann.

Seit jener Zeit standen jene grausenhaften Bilder in all' ihrer blutigen Furchtbarkeit vor seiner Seele, und es zog ihn ein heiliges, unnennbares Gefühl hinüber in den Welttheil des Jammers, Freude zu bringen den Unglücklichen. Nicht der Ehrgeiz, der nur nach eitler Verherrlichung des eigenen, unbedeutenden Namens ringt, nicht die Habsucht, die nur Reichthümer sucht, und nicht die Frivolität, die den Erwerb nur als Mittel zum Zweck üppigen Lebensgenusses ansieht, beherrschte ihn; in seinem Herzen wohnte jene Liebe, die des wahren Jesusjüngers eigenthümliches Abzeichen ist, die nicht das Ihre sucht, sich nicht erbittern läßt, nicht nach Schaden trachtet, sondern Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet, Alles verträgt; jene Liebe belebte ihn. Es war ihm oft in den heiligen Stunden einsamen Gebets, als spräche in ihm eine Stimme: „Ziehe hin, mein Knecht, und bringe Frieden, wo alle deine Brüder nur Mord und Raub üben, gib dem unglücklichen Volke die unvergänglichen Güter, wo jene die vergänglichen mit thierischer Leidenschaft suchen, gib ihm die Freiheit der Kinder Gottes, wo ihm jene die äußere frevelnd rauben "

So sprach's in ihm. Und öfter und öfter vernahm er die innere Stimme, die er nur als die heilige Stimme des Herrn ansehen konnte. Und der innere Trieb wurde kräftiger, so daß der fromme Mann nicht mehr länger widerstehen konnte. Wie wehe es ihm auch that, die zu verlassen, die ihm anvertraut waren, die er mit Grauen wieder in Händen eines finsteren Fanatikers fallen zu sehen befürchten mußte; wie lieb ihm auch der stille Frieden seines bisherigen Lebens war, und wie oft auch das Bild seiner Zukunft ihm in einem düsteren Lichte erschien, widerstehen konnte er nicht. Mit schwerem Herzen verließ er sein stilles Dörfchen und seine ihn liebende, um ihn trauernde Heerde, und wanderte zu seinem Bischof nach Sevilla, der ihm feierlich die Befugniß gab, jenseit des Meeres dem Herrn einen Tempel im Menschenherzen zu erbauen.

Damals gerade war es, wo wieder ein Haufen gold- und ruhmgieriger Hidalgos und Ritter, untermischt mit der Hefe des Menschengeschlechtes, sich einschiffte, um Pizarro's Waffen neue Stützen, Peru's Völkern neue Henker und Mörder zuzuführen, und nicht ohne inneres Widerstreben, das nur im Bewußtsein seiner reinen und lauteren Absicht seine Beruhigung fand, gesellte sich Las Casas zu ihnen, und bestieg mit ihnen ein Schiff, das dem neuen Welttheil so viele Schlacken und nur so wenig reines Gold bringen sollte. Kaum hatten sie das Schiff bestiegen, so blies auch schon ein günstiger Wind in die schwellenden Segel, und die Wimpel mit den spanischen Farben, geziert mit dem heiligen Kreuze, wehten und flatterten lustig in dem freien Luftraum, und die Schiffe tanzten über die kreiselnden Wogen des Meeres dahin, als seien sie ein leichter Federball. Wie es wohl dem treufrommen Diener des Herrn sein mochte, als jetzt die, deren unlautere, ja verdammungswürdige Beweggründe zu dieser Reise so deutlich sich in den rohen, entmenschten Zügen, und in den frevelnden Reden und Wünschen offenbarten, einen Lobgesang auf den Herrn anstimmten, der sie zu

Streitern für seine Ehre erkoren habe? — Schneller noch und glücklicher, als es Las Casas gewünscht, ging die Reise vorüber, und bald hatte er die Freude, die schneebedeckten, mitunter auch grünbelaubten Gipfel der Cordillera de los Andes zu erblicken, wie sie sich hinziehen durch das herrliche Land bis hoch hinauf, wo der Nebel der Ferne ihre Formen einhüllte; die Freude, Lima's Häuserreihen am Ufer des sanft seine Fluthen fortwälzenden Flusses, im Schatten frischen, lebhaften Grüns, belebt durch Gruppen neugieriger Spanier, die sich an den Hafen drängten, zu erblicken.

Las Casas segnete den Augenblick und wünschte ihn sehnlichst herbei, wo er aus der Folterkammer, welche das Schiff für seine besseren Gefühle und Empfindungen gewesen war, erlöst würde, und wieder frei von solcher unmenschlichen Menschennähe, athmen könnte in der freien Gottesluft, und einmal wieder den lang entbehrten heiligen Genuß frommer, ungestörter Andacht haben möchte. In den Augenblicken solcher Wünsche eilte des frommen Mannes Herz dem Kopfe voraus, denn er bedachte nicht, daß er in Lima nur einen großen Haufen solcher Menschen um sich haben müßte, die, wo möglich, roher, thierischer noch waren, denn die, von denen erlöst zu werden jetzt seine Seele wünschte. Unter dem lauten Jubelruf der Menge landeten die Ankömmlinge. Alles drängte sich herzu, sie willkommen zu heißen, und hier und dort umarmten sich lang getrennte Freunde und Gefreundete, und die Ansiedler priesen die glücklich, die da kamen in den Schooß des Reichthums und in die gesetzlose Willkür dieses Barbarenhaufens, der wilder und roher war als das Volk, das sie wild nannten, das sie mit allen Zwangsmitteln zu Verehrern des Kreuzes zu zwingen bemüht waren, das aber auch als Heiden und Wilde, nach ihrer Ueberzeugung, nicht Anspruch auf Menschenrechte machen durfte, und darum in ihrer Hand das willenlose Spielwerk ihrer Leidenschaften war. Hin und wieder stand, kummergefurchten Angesichtes, ein Peruaner, an den Stamm einer schlanken Areca-Palme gelehnt,

und blickte traurig auf die Ankömmlinge, in seinem Innern ahnend, daß sie neue Lasten ihm und seinem Volke brächten.

Wunderbar fühlte Las Casas sich ergriffen, als er zum ersten Mal seinen Fuß auf Peru's goldreichen, blutgedüngten Boden setzte. Seine Seele fühlte nur Dank gegen den Allmächtigen, dessen Hand ihn bis hierher so wunderbar geleitet; aber dennoch überlief ihn ein Schauer; denn alle die Scenen des Schreckens, die auf diesem Schauplatz europäischer, christlicher Barbarei vorgefallen waren, traten nachgerade vor seine Seele. Noch stand er sinnend da, als die Haufen des Volkes sich ehrerbietig theilten, und nun ein Mann von untersetztem Körperbau, breitschultrig und muskulös, mit einem Gesichte, das starr, kalt und ernst, nie den Zeichen des Schmerzes und der Freude unterthan gewesen zu sein schien, belebt von einem durchbohrenden Auge, auf ihn zuschritt. Sein Aeußeres war höchst einfach. Ein bis auf die Knöchel herabreichender, schwarzer Rock, umgürtet von einem riesenhaften Schwerte, weiße Schuhe und ein grauer Filzhut, ohne allen Schmuck, machten seine Kleidung aus. Die Ehrerbietung, welche die Spanier ihm bewiesen, die Bläße, die bei seinem Anblick sich über die Gesichter der Peruaner verbreitete, und ein forschender Blick, den Las Casas schnell auf seine Züge warf, sagten diesem, hier habe er den ehemaligen Schweinhirten seines Klosters, den jetzigen allmächtigen Vicekönig von Peru, den blutigen Helden Francesco Pizarro zu begrüßen. Nicht ohne eine seltsame Regung in seiner Brust, erweckt durch den Gedanken an den gewaltigen Wechsel menschlicher Schicksale und Verhältnisse, trat er ihm entgegen, ihn als seinen Oberherrn zu begrüßen. Dieser aber ließ ihm nicht Zeit zu reden. „Jesus Maria!" rief er aus, „da ist mein erster Wohlthäter!" und mit diesen Worten neigte er sich, des Greises Hand zu erfassen, und ehe noch Las Casas sie ihm entzogen, küßte er sie und bat um seinen Segen, den Las Casas, gerührt durch Pizarro's Benehmen, ihm ertheilte. Der Vicekönig erhob sich. „Seht hier," sagte er bewegt im tiefen

erschütternden Baß, „den Mann, der dem armen Schweinhirten, der jetzt Euer Vicekönig ist, manche harte Züchtigung ersparte! Ich will, daß Ihr ihn ehret, wie ich ihn ehre!“ Und er faßte Las Casas Hand, und die Haufen theilten sich wieder, und durch die sich neigenden Reihen der Spanier führte ihn Pizarro nach seiner Wohnung. Und in seiner Rührung sprach Las-Casas in sich hinein: „Gott, ich danke dir, daß du mir Gelegenheit gibst, ein Unrecht abzubüßen! denn der Mann, der solche Demuth beweist, kann nicht das Scheusal sein, wie ihn die Berichte schilderten, und bei dieser Grundlage seines Gemüths kann es nicht fehlen, daß ich die etwaigen wilden Regungen in ihm bändige durch die Macht der Religion!“ — Angelangt in seiner Wohnung, führte er den Priester in eins seiner Gemächer, und sprach: „Hier seid Ihr Herr, ehrwürdiger Vater! genießet jetzt der Ruhe und Erquickung, deren Ihr bedürft!“

Und Las Casas that also, nachdem er von den Speisen genossen, welche der peruanische Bediente Pizarro's ihm in verschwenderischer Fülle vorgesetzt hatte.

Am folgenden Morgen hatte Las Casas kaum sein Morgengebet geendet, als auch Pizarro ihn schon durch einen Edelknaben zur Messe einladen ließ. Las Casas legte sein Brevier zur Seite und folgte dem Statthalter, und als sie nun die Messe gehört und wieder in den Hof von Pizarro's Wohnung traten, erklang der dumpfe Ton einer Glocke, das Zeichen zum Gericht, das Pizarro nun halten wollte. An einem roth behängten Tische nahm er Platz und ließ Las Casas neben sich niedersetzen. Bald füllte sich der Hof mit Spaniern und Eingeborenen, und die Audienzia begann. Schnell und kräftig entschied Pizarro's scharfer Verstand — aber mit Trauer sah Las Casas, wie die Gunst und Ungunst willkürlich ihr Spiel mit dem heiligen Rechte trieb. Schon waren die meisten Händel entschieden, und murrend entfernten sich die Betheiligten, denen Unrecht geschehen, triumphirend die Freunde Pizarro's, als kühn und freimüthig ein Peruaner vortrat, Klage führend gegen

Pizarro's Halbbruder Alcantara, daß er ihm sein Weib entrissen. Wüthend erhob sich Pizarro und rief donnernd zu der Wache: „Fort in das Gefängniß mit dem Lügner, der es wagt, öffentlich den Bruder des Vicekönigs solch eines Frevels zu zeihen!“ Die Wache riß den beraubten Peruaner hinweg. Aber in diesem Momente sprangen mit der Hand an dem Schwerte zwei Spanier, Herrada und Benalcazar, hervor aus dem dichtesten Haufen, und schrien: „Das ist himmelschreiendes Unrecht! Wir sind Zeugen, daß Alcantara den Frevel beging. Sprich ein gerechtes Urtheil über ihn!“ Pizarro knirschte. „Buben!“ rief er brüllend, „ist das die Ehrfurcht, die Ihr vor dem Repräsentanten Eures Königs habt? Wisset Ihr nicht, daß es mich einen Wink kostet, Euch Beide zu vernichten?“ — „Tyrann!“ riefen sie, „Deine Stunde wird schlagen!“ Da riß Pizarro's Geduld. „Schlagt sie in Fesseln!“ gebot er mit einer Kälte, die alles Blut in Las Casas Adern starren machte. Er erhob sich. „Statthalter,“ sprach er sanft, „gilt mein Wort etwas bei Euch, so laßt diese Männer frei und auch den Peruaner, und untersucht die Sache.“ Alcantara, der triumphirend dagestanden hatte, erbleichte. Pizarro sah den ehrwürdigen Greis lange an, der ernst und ruhig vor ihm stand. „Ihr seid sehr kühn,“ sprach er dann, „aber es sei so! Gebet sie frei. Ich werde untersuchen — aber wehe Euch, wenn Ihr falsch zeugtet!“ — Er stand auf und ging in das Haus. Die Menge verlor sich, und bald sah Las Casas sich ganz allein im Hofe. Er ging hinaus, um außerhalb der Stadt, im Schatten der Akajoubäume, den Sturm zu beruhigen, der in seinem Innern tobte, und den Frieden der Seele wieder zu gewinnen, den er bei dem Anblicke solcher Greuel verloren. Er hatte ein Unrecht wenigstens verhütet, das erheiterte ihn. Als er so im Schatten der gewaltigen Bäume dahin ging, in seine Gedanken vertieft, da erschütterte ihn ein neuer Anblick. Ein Spanier trieb mehrere Peruaner mit einer Peitsche vor sich her zur Arbeit an, die sie in einem Feldstück verrichten mußten.

Die Hitze war brennend. Erschlafft von der Anstrengung, sanken die Armen nieder. Aber statt ihnen Ruhe zu gönnen, hieb er unbarmherzig auf sie los. Las Casas konnte den furchtbaren Anblick nicht ertragen. Er ging hin und verwies dem Spanier seine That. „Ha, ha, ha!“ lachte der. „Seid Ihr, ehrwürdiger Pater, denn so ein Neuling hier, daß Euch das auffällt? Die Sclaven sind mein, denn mir hatte sie Pizarro geschenkt!“ — Und lachend schlug er auf's Neue auf die Unglücklichen; Las Casas aber wandte sich mit blutendem Herzen von der Greuelscene ab und seufzte: „Ach, Herr! diese Unmenschen tragen deinen Namen! O, erbarme dich des armen Volkes!“ Tiefer gebeugt, als er sie verlassen, kehrte er zur Stadt zurück, und es schien, als habe Pizarro alles Vorgefallene vergessen, denn heiter kam er ihm entgegen.

Geschäfte mancherlei Art fesselten, nachdem die Siesta vorüber war, den Statthalter am Nachmittag in seinem Gemach, wo einige seiner Vertrauten bei ihm waren. Las Casas, dem es in diesem Hause des Schreckens unheimlich zu werden begann, verließ es, um sich im Freien zu ergehen. Da gesellte Herrada sich zu ihm. „Ich bin Euch Dank schuldig, ehrwürdiger Pater,“ begann er, „für die Errettung aus den Banden unseres Tyrannen, die wenigstens für den Augenblick mir geworden ist!“ — „Für den Augenblick?“ fragte Las Casas. „Ich glaube, daß Pizarro Euch vergeben hat.“ „Da irret Ihr in Eurer guten Meinung,“ entgegnete Jener, „denn Pizarro vergibt nicht, seine Rache ist unerlöschlich; das mag Euch Almagro's Schicksal beweisen. Doch — wir hoffen, es werde bald anders werden!“ —

„Wie meint Ihr das, Herrada?“ forschte Las Casas. — „Nun,“ versetzte Jener verlegen, „man sagt, Don Alvarez solle Statthalter werden und werde bald kommen.“ Las Casas sicherer Blick fand aber, daß diese Hoffnung nicht der Grund jener Meinung war, die so unwillkürlich herausgestoßen worden. Allein Herrada ließ ihn nicht zum Nachsinnen kommen. Er begann von Pizarro's

Thaten schreckliche Mähr' zu erzählen, schrecklichere, als selbst das vergrößernde Gerücht jenseit des Meeres verkündigt hatte. Unter solchen Reden waren sie an einen Ort gekommen, wo viele Spanier Ball und Würfel um unermeßliche Goldsummen spielten. Gerade als sie ankamen, entspann sich ein lebhafter Streit. Um den Preis des Spiels waren zwei Spanier uneinig geworden, und ehe noch Jemand sich in's Mittel gelegt hatte, stieß der Eine seinem Gegenpart den Dolch tief in's Herz, daß er röchelnd niedersank und starb. Las Casas faltete seine Hände und rief: „Ist denn alles Gute erstorben in diesen Herzen?" „Alles," erwiederte Herrada, „denn seht, wie das Alles so gleichgültig angesehen wird!" Wirklich fingen sie ruhig wieder an weiter zu spielen; selbst der Mörder begann eine neue Spielpartie. „Ist denn keine Gerechtigkeit?" fragte schmerzlich Las Casas. „Er ist ein Günstling Pizarro's, der Mörder," entgegnete höhnend sein Begleiter, „der steht über dem Gesetz, wie Ihr's an Alcantara gesehen." „Das ist schrecklich!" seufzte Las Casas. „O, das ist nicht Alles," fuhr Herrada fort; „Ihr werdet bald Gelegenheit haben, Pizarro's erfinderische Grausamkeit zu bewundern, denn er hat eine neue Goldsteuer auf die Peruaner ausgeschlagen, und wenn sie nicht im Stande sind, ihr Genüge zu leisten, so zwickt man sie mit glühenden Zangen, foltert sie und übt Alles an ihnen aus, was nur die feinste Bosheit zu erfinden im Stande ist zur Qual der Menschen. Doch vielleicht wird sich's ändern!"

„Seid still," rief jetzt Las Casas, „und martert mein Herz nicht fürder mit solchen Darstellungen, und entschuldigt für jetzt, wenn ich Euch verlasse." Don Herrada verbeugte sich und der edle Las Casas ging. — Aber mit welchen Gefühlen? Zerfallen mit der Welt, die ihn hier umgab, verabscheuend die Menschen, von denen er nur Greuel und Schrecken zu sehen und zu hören gewohnt war, ging er von dannen. Und dennoch lag erst ein Tag hinter ihm, und der zweite wollte bald sich neigen, seitdem er dieses

Land der verruchtesten Grausamkeit betreten hatte. Nicht ohne inneres Widerstreben betrat er Pizarro's Wohnung. Als er ihm die Hand reichte, schauderte Las Casas zusammen, denn es war ihm, als dampfe Blut von diesen Händen. — Pizarro bemerkte sein Schaudern. „Habt Ihr mir auch eine Hiobspost?“ fragte er lachend. „Es ist schon Einer bei mir gewesen, der mich warnte, weil man mir nach dem Leben trachtete.“ Jetzt stutzte Las Casas, und jene Andeutung Herrada's fiel ihm wieder ein. Doch besann er sich schnell. „Ich könnte dem Mann Unrecht thun und einen neuen Funken des Argwohns wieder in Pizarro's Seele werfen,“ sagte er zu sich, und fuhr dann, zu Pizarro gewendet, fort: „Ist das, mein edler Adelantado, dann möchte ich Euch in's Andenken rufen, was ein Sprüchwort unseres Volkes ist: „Eine Warnung ist besser als ein Schlauch Xereswein!“ — „Recht!“ lachte Pizarro, „aber ich fürchte die Warnung nicht!“ — „Da thut Ihr Unrecht, Adelantado,“ versetzte ernster Las Casas; „denn erst zwei Tage bin ich hier, und schon weiß ich, daß Ihr Feinde habt.“ „Die fürchtet Pizarro nicht,“ entgegnete er stolz; „so lange meines Armes Kraft und mein gutes Schwert mir bleibt, bin ich unüberwindlich.“ „Sprecht so nicht,“ bat Las Casas; „Ihr habt mir ein väterliches Recht über Euch eingeräumt, laßt es mich dadurch ausüben, daß ich als Diener des Herrn Euch erinnere, daß Hochmuth vor dem Falle kommt!“ Bei diesen Worten verzog Pizarro die Miene wie Einer, der nicht gewohnt ist, solche Erinnerungen zu hören; doch unterdrückte er ein unangenehmes Gefühl und eine bittere Aufwallung, indem er Las Casas Hand nahm und sagte: „Eure Sittenpredigt findet nicht Eingang, Pater; denn mein Gewissen ist, seit ich in Peru lebe, nicht mehr so enge, als es in Spanien war. Laßt uns unser Mahl einnehmen;“ und mit diesen Worten gingen sie dem Saale zu, in dem schon mehrere von des Vicekönigs Freunden ihrer warteten.

Die Vorsicht, die man wohlmeinend Pizarro gerathen, ließ er

unbenutzt. Nicht einmal eine Woche hatte er an seinem Hause, weil er fürchtete, daß man es ihm möchte als Feigheit auslegen. Doch mochten ihn die stillen Stunden der Nacht davon überzeugt haben, es könne dennoch etwas an der Sache sein, denn am andern Morgen meldete ein Edelknabe Las Casas, der Adelantado wünsche, daß er in seinem Zimmer eine Messe lese. Gerne entsprach der Priester dem frommen Wunsche des Vicekönigs. Gegen alles Erwarten blieb es ruhig in den Straßen Lima's, obgleich dieser Tag als der Tag des Meuchelmordes Pizarro's war angegeben worden. Verschiedene Offiziere kamen beim Mahle zu Pizarro und Niemand ahnete etwas. Als aber nun Lima's Bewohner sich zur süßen Siesta niedergelegt hatten, erscholl das furchtbare Geschrei des Aufruhrs: „Lange lebe der König! Tod dem Tyrannen!" Jetzt rannten aus allen Theilen der Stadt die bewaffneten Verschwornen nach dem Palaste des Adelantado, Herrada und Benalcazar an ihrer Spitze. Ohne Widerstand drangen sie ein. Las Casas war der Erste im Palaste Pizarro's, der die Eindringenden sahe. Er stürzte in das Gemach Pizarro's, der eben mit seinen Freunden sich unterredete. „Rettet Euch!" rief er, „die Meuterer sind da!" Die Offiziere erbleichten; nur Pizarro blieb sich gleich und befahl, die Thüre zu verriegeln, daß er schnell sich rüsten könne; aber es war zu spät. Schon stürzten sie zur Thüre herein. Einige Offiziere entsprangen durch das Fenster, nur Alcantara und einige Freunde blieben, sich zur Wehre setzend. Jetzt begann ein blutiger Kampf. Alcantara fiel zuerst, gefällt durch Herrada's Schwert. Rüstig kämpfte Pizarro. Jede Nerve war ein Held an ihm. Bald aber ermüdete sein Arm und Benalcazar's Schwert führte den Todesstreich auf sein Haupt. Ruhig stand Las Casas in der Ecke, seinen Tod erwartend, und wirklich drangen Einige auf ihn an; da rief Benalcazar: „Schonet des Priesters!" Und die Schwerter ruhten. Laut brauste der Jubel durch Lima's Straßen: „Der Tyrann ist todt!" — Und alsobald rief man den jungen Almagro, des durch

Pizarro betrogenen und gemordeten Almagro's Sohn, zum Adelantado von Peru aus.

Von Las Casas und den treuen Bedienten Pizarro's wurde der Leichnam des Ermordeten in die Kirche getragen, und Las Casas und Halipa, ein gewesener Diener Pizarro's, wagten es allein, den Leichnam des Unglücklichen zu bestatten. Als diese Handlung christlicher Liebe vollbracht war, hatte Las Casas nicht fürder Ruhe in Lima. Schon war bei dem Anblick des wüsten, gesetzlosen Lebens der Wunsch in ihm rege geworden, sobald als möglich Lima zu verlassen, um mitten in den Urwäldern Peru's, in der Nähe einer peruanischen Niederlassung den schönen Entschluß auszuführen, um deßwillen er hergekommen war. Unbemerkt in diesem anarchischen Tumulte, verließ er die Hauptstadt und wanderte rüstig fürbaß, ohne eigentlichen Plan und Absicht, wo er sich anzusiedeln gesonnen sei; ohne irgend einen Begleiter, als den, den der Fromme immer und überall hat, der der treueste in der Gefahr ist, seinen Gott; ohne Lebensmittel, weil er welche in den Wäldern zur Stillung seines bescheidenen Bedürfnisses zu finden hoffte. Er mochte noch nicht weit von Lima entfernt sein, da stieg die Sonne in ihre höchste Höhe, und beinahe sengend fiel ihr Strahl herab auf die schmachtende Erde, und kein Lüftchen kühlte den ermüdeten Wanderer, der seiner ehemaligen Regel getreu, im schweren, unbequemen Ordensgewand einherschritt. Er konnte, nachdem er noch eine Weile über mit köstlich duftenden Blumen und Kräutern bedeckte Felder und Wiesen gegangen war, nicht mehr weiter; alle seine Kräfte waren erschöpft, die stete, unangenehme Spannung, in welcher sein Gemüth sich befand, seit er Peru betreten, wirkte höchst nachtheilig auf den Körper zurück, der kräftig genug war, eine noch ziemliche Weile den Stürmen des Lebens zu trotzen. Mühsam konnte er noch eine Gruppe herrlichen Schatten bietender Bäume erreichen, und höchst ermattet sank er daselbst nieder an dem hohen Stamme des herrlichen Campechebaumes, neben dem ein Tschirk-

maja seine Aeste voll duftender Früchte ausbreitete, deren der Arme nicht einmal habhaft werden konnte, weil die Aeste zu hoch für ihn waren. —

In diesem Augenblicke, wo Las Casas einer Ohnmacht nahe war, trat hastig und triefend von Schweiß ein Peruaner zu ihm, der sich zu ihm neigte und mit Entsetzen spanisch ausrief: „Heilige Jungfrau! was ist Euch?" — Und schon bei diesem Worte sprang er zu dem Tschirimajabaum und kletterte, schnell wie ein Luchs, hinauf, um Früchte für den Verschmachtenden abzupflücken. In wenigen Augenblicken schon saß er neben Las Casas, legte dessen müdes Haupt in seinen Schooß, und bot ihm die Früchte, die er aß, und dann alsobald in einen erquickenden Schlummer sank. Noch immer lag sein Haupt im Schooße des Peruaners, als er das Auge öffnete, und nun, im Besitze seiner vollen Besinnung, in ihm den Diener Pizarro's erkannte, der mit ihm den Leichnam des unglücklichen Ermordeten in die Kirche der Mater dolorosa getragen hatte. — „Gottlob," sagte der Mensch, da Las Casas sich aufrichtete, „Gottlob, daß ich Euch noch zur rechten Zeit fand. Ich war Eurer Spur gefolgt, seit Ihr Lima verlassen; denn wie Ihr nicht mehr in dieser Mördergrube bleiben wolltet, so konnte ich es nicht mehr, denn nun, da mein Herr, der Adelantado, todt ist, mag ich keines Anderen Sclave werden, denn bei ihm war ich frei und gehalten wie ein Kind." Er weinte. „Seltsam," sprach Las Casas, „Du weinst um den, dem Tausende fluchen, dessen harte Faust Dein Volk in den Staub drückte! Das ist wohl die erste Thräne, die ein Peruaner um einen Spanier weint, die erste, die für diesen gerade fließt!" — „Das mag sein," entgegnete Halipa, „aber ich verdanke ihm viel, sehr viel, und vor Allem die Erkenntniß des wahren Gottes, und mir war er ein Vater. Bei ihm fand sich, wie in unseren Bergen, das reine Gold mit Erde und Schmutz vermischt. Wer das Gold fand, mußte es schätzen!" —

„Du sprichst wahr und wie ein Christ reden soll von dem

Abgeschiedenen, mein Sohn," sagte Las Casas, seine Hand drückend; „nimm dafür und für meine Rettung Gottes Segen und meinen Dank!" — Nach einer kleinen Pause hob wieder der Peruaner an: „Wo wollt Ihr hin, Vater, in diesen wilden Gegenden?" „Mir eine Ruhestätte suchen und Deinem armen, gedrückten Volke den Gott der Liebe verkündigen." Da leuchtete das Auge Halipa's. „Segne Euch Gott um dieses Entschlusses willen," sagte er gerührt; „aber" — fuhr er fort, „habt Ihr auch wohl bedacht, daß Ihr nicht mehr jung, und so allein allen den Mühseligkeiten des Lebens in unseren Wäldern ausgesetzt seid?" „Ich bin nicht allein, mein Sohn, Gott ist mit mir!" „Und wann Ihr wollt, auch ich," fiel Halipa ein. „Mein Vater, meine Mutter, meine Brüder sind todt, meine Heimath, Kusko, zerstört, ich bin eine Waise, wollt Ihr mein Vater sein? Alles, was Kindesliebe vermag, will ich für Euch thun!" Dankend der Vorsehung, ergriff Las Casas seine Hand. „Es sei," sagte er gerührt, „es sei; vor Gott hier sei der Bund geschlossen!" — Die klare Freude leuchtete nun aus des Peruaners sprechenden Zügen, und Las Casas fühlte sein Herz unendlich erleichtert, da er nun sicher war, seine segensvolle Absicht desto gewisser zu erreichen, und einen Genossen hatte, der, erleuchtet von demselben himmlischen Licht, ihm dienen, ihm die drückendsten Lasten abnehmen, und sein kleines Hauswesen besorgen konnte. Neu gestärkt durch den Genuß der erquickenden Tschirimajafrucht und der unerwarteten Freude setzten sie nun ihren mühseligen Weg fort, den freilich Halipa für Las Casas so viel als möglich zu ebnen und zu erleichtern bemüht war.

Tagelang wanderten sie durch die Moräste und über die Berge, durch undurchdringlich scheinende Wälder, deren Bäume durch ungeheure Schlingpflanzen, voll der wundersamsten Blüthen und Früchte, oft zu einer festen Wand verbunden waren. Ueberall sorgte Halipa, daß Las Casas nicht Schaden nahm, und wo es für ihn nur irgend nachtheilig werden konnte, wenn er Moräste durchwaten

sollte, da trug ihn der starke Halipa auf seinen Schultern hindurch. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich, weit entfernt von Lima, eine Höhe, von der weit hinaus in das Land sich ein gewaltiger Hochwald zog. Unten im Thale rauschte ein klarer Bach, an dessen Ufer ein Dorf der Peruaner im Schatten hoher Fruchtbäume lag. Sie standen auf der Höhe am Saume des Waldes und blickten in das freundliche Thal, und Halipa sah fragend und bittend in Las Casas' Antlitz, worauf dieser, in Halipa's Seele lesend, also sprach: „Hier ist gut sein, Halipa, hier laß uns eine Hütte bauen!" Da jauchzte der Peruaner laut auf vor Freude. „Bleibt hier in des Waldes Dunkel, Vater, ich will hinab in das Dorf gehen, um meine Landsleute Euretwegen zu beruhigen; denn sonst werdet Ihr bei dem Hasse, den das Volk gegen die Spanier nährt, nicht sicher sein," sagte er. Und mit dem Wunsche, daß der Herr sein Werk fördern wolle, entließ er den Treuen, der eiligst dem Dorfe zulief. Während dessen aber sank der Greis betend auf seine Kniee, indem er sprach: „Vater, der du mich bis hierher geleitet, mich errettet aus Lima's blutigen Mauern, gib, daß ich hier dir einen Tempel baue und die Saat deines Sohnes streue auf einen guten Boden, und daß er grüne und wachse zu deines Namens Ehre!" —

Lange Zeit mußte er harren, bis endlich Halipa kam. Er brachte den Caziken des Ortes mit sich, der einen grünen Palmzweig als Zeichen seiner friedlichen Gesinnung trug, und ihn Las Casas darbot. „Ihr könnt Euch ihm anvertrauen," sagte Halipa. „Er meint es ehrlich und gut; folget ihm, mein Vater! Er will Euch in seine Hütte nehmen, bis wir eine Hütte erbaut haben werden im Walde." Gerne folgte Las Casas, denn er sehnte sich wieder einmal an einem sicheren Orte zu schlafen, wo nicht das Heer der Moskito's ihn quäle, und die Gefahr, von Vampyren oder Unzen und den furchtbaren schwarzen Tigern getödtet zu werden, ihn nicht mehr umgäbe. Mit Herzlichkeit wurde er aufgenommen,

und schon am Abend begann er durch Halipa's Dolmetschung den Grund des christlichen Glaubens zu legen, wo er willige und achtsame Hörer fand, obgleich doch viele Bewohner des Ortes ihn nicht ohne Mißtrauen in ihrer Mitte sahen, denn nur zu sehr hatte die Vergangenheit sie gelehrt, daß keinem Spanier zu trauen sei. Das Zusammenleben mit den Peruanern, die kleinen Kunstfertigkeiten, die er sie zu lehren wußte, die Mittel, die er gegen manche Krankheiten kannte, und die Leutseligkeit und Freundlichkeit, die er ihnen erwies, gewannen bald dem edlen Las Casas alle Herzen, und wie ihn der treue Halipa ehrte, so ehrten und liebten auch sie ihn.

Ohne alle Widerrede bauten sie selbst ihm eine geräumige Hütte unweit des Dorfes im lichteren Theile des Waldes, und daneben eine kleine Kapelle mit einem Altare, dem Gott, der die Liebe ist, geweiht. Und hier in dieser abgeschiedenen Einsamkeit, fern von den Europäern, die so unwürdig dieses großherzige Volk behandelt, lebte er Tage frommer Beschauung und gesegneten Wirkens; und während in Lima Spanier- und Peruanerblut in Strömen floß, und der Bürgerkrieg, seit Gonzalez Pizarro aus Quito zurückgekehrt, wüthete, wohnte hier der Friede Gottes; und während dort Gonzalez und seine Anhänger Rache, blutige, unersättliche Rache an den Mördern seines Bruders nahm, verkündigte der fromme Diener des Herrn das Wort des Ewigen, und erleuchtete und erwärmte die Herzen der Peruaner. Der sichtbar glückliche Erfolg seiner Bemühungen schuf Las Casas zu einem Jüngling um. Neue Kräfte, neues Leben fühlte er in sich. Begeistert von dem Gedanken, das erkorene Werkzeug in der Hand des Herrn zu dieses Volkes Erleuchtung zu sein, gab ihm eine Freudigkeit, die ihn nie ermüden ließ. Und ebenso wuchs des Volkes Liebe zu ihm. Und Halipa, der Genosse seiner Einsamkeit, dessen rührende Liebe zu ihm Las Casas' reines Glück erhöhete, war gleich ihm thätig zu seines Volkes Veredlung.

In gleichförmiger Stille und Ruhe flossen des Greises Tage

dahin. Halipa besorgte den kleinen Haushalt mit pünktlicher Treue, und bot Alles auf, Las Casas' edle Absicht zu befördern und dem Greis in den Stunden der Erholung Freude zu machen. Alle ihre Lebensbedürfnisse brachten die dankbaren Peruaner, und selten verging ein Tag, wo nicht Einer oder der Andere Grenadillen, Sapaten, Bataten oder andere köstliche Früchte brachte, um dem „Vater", wie sie Las Casas nannten, eine Freude zu bereiten. Oft machte Las Casas mit seinem treuen Halipa Wanderungen in die Wälder, um dort die köstliche Ananas zu suchen, die Peru hervorbringt. Eines Tages waren sie auch wieder mit den ersten Strahlen der Morgensonne hinausgewandert, und zwar nach einer Gegend der Anden hin, wo ihr Weg sie noch nicht hingeführt hatte. Die Luft war rein und heiter; noch lag die drückende Hitze nicht auf den Wäldern, und sanfte Kühle umwehte sie noch. Wundervolle Blumen blühten überall, herrliche Bäume erhoben ihre Wipfel hoch in die Lüfte, und schaarenweise wiegten sich die prächtigsten Papageyen auf ihren Aesten, und die zahmen Agami flogen zutraulich um sie. Las Casas fühlte sich ungemein wohl in dieser lieblichen Wildniß, und setzte sich auf einen großen Waldstein, sich ganz seinen Empfindungen zu überlassen, als plötzlich Halipa zu ihm zurückkam und erzählte, wie unweit von ihnen ein Knabe sitze, den er für einen Inka, für ein Kind der Sonne, wie sein Volk sie nenne, erkannt habe. Las Casas ging mit ihm. In dieser Gegend war keine Niederlassung; um so auffallender mußte die Erscheinung des Knaben sein. Bald erblickte ihn auch Las Casas, und als er eine Weile ihn beobachtet hatte, sprach er zu Halipa: „Der Knabe weint; er ist unglücklich, mein Sohn. Laß uns ihm helfen." — Sie gingen jetzt auf ihn zu. Der Knabe fuhr erschrocken bei ihrem Anblick auf und wollte fliehen; allein Halipa rief ihn freundlich an, und der Knabe blieb. Er schien fünfzehn Jahre alt zu sein, war groß, schlank und weißer als die übrigen Peruaner. Auf seinem Gesichte, das man schön nennen konnte, lag der Ausdruck tiefer Trauer. — „Was ist Dir, Kind der

Sonne?" fragte freundlich Halipa. „Nenne mich Huaskar," erwiederte er, „und sprich, was will der Spanier?" „Frieden Dir bringen, und Hülfe und Trost," versetzte Halipa, „denn Du bist traurig und er ist gut und mild, und die Unsrigen lieben ihn wie einen Vater." Er sah Las Casas forschend an, und wendete sich dann wieder zu Halipa mit den Worten: „Er sieht nicht aus, wie die Mörder meines Vaters Atahualpa. Ist er gut, so bitte ihn, daß er dem helfe, der mir ein zweiter Vater ist, mich rettete, mich erzog!" Die Thränen rannen bei diesen Worten über seine Wangen, und traurig setzte er hinzu: „er ist sehr krank!" — „Wo ist der Kranke?" fragte Halipa, „führe uns zu ihm, und so es noch möglich ist, wird er ihm helfen, denn er weiß wohl die Kranken zu heilen." Hierauf erklärte Halipa die Unterredung seinem Herrn, der sie nicht ganz verstanden hatte, indem er so ganz noch nicht der Sprache Meister war. Freundlich bot Las Casas dem Jüngling die Hand. Er führte sie durch ein verwachsenes Dickicht, zwischen hohen Felsen hindurch, bis sich plötzlich ein kleines Thal vor ihnen öffnete, wo eine Hütte neben einer plätschernden Quelle lag. Sie traten ein. Auf einer Matte lag ein Greis, ehrwürdigen Ansehens, aber manches Leiden schien diesen starken Körper getroffen und ihn so hinfällig gemacht zu haben. Sein matter Blick maß die Eintretenden. „Huaskar," sagte er mit schwacher Stimme, „was will der Spanier? Warum bringst Du ihn jetzt gerade, wo meine Augenblicke gezählt sind? Warum willst Du mich quälen in den letzten Augenblicken meines Lebens?" — „Den Vorwurf mir nicht, Vater!" flehte Huaskar; „glaube mir, er will Dich heilen, daß Du noch nicht zu den Göttern gehest; er ist ein Bote des Friedens, so sagte dieser Peruaner!" — „Bote des Friedens?" rief, alle Kräfte krampfhaft anstrengend, der Sterbende; „kein Spanier will Frieden — nur Raub und Mord. Sie haben mir Alles genommen, Weib und Kind, Ehre und Habe, meine Heimath und Alles, was mir lieb war; Fluch ihnen ewig!" — „Gott!" schrie in diesem Augen-

blickte Halipa, „das ist mein Vater!“ Er stürzte zu dem Lager hin, er kniete vor dem Greise. „Vater, mein Vater!“ rief er, „o stirb nicht, jetzt, wo ich Dich wiederfinde! Großer Gott! seine Hand wird kalt! Vater, Vater, sieh mich nur noch einmal an, ehe Du stirbst!“ — Der Greis richtete sich noch einmal auf und blickte starr auf ihn. „Halipa,“ sprach er matt, „bist Du's, mein verlorner Sohn?“ — „Ich bin's, mein Vater, mein theurer Vater! o segne mich!“ Der Greis legte die Hand auf seine Stirn und bewegte leise die Lippen; dann sprach er: „Sei Huaskar's Bruder — er ist das letzte Kind der Sonne, *) Peru's rechtmäßiger Inka! Hasse die Spanier und räche an ihnen unser Elend — Segen Euch — Fluch ihnen!“ — Die letzten Worte hatte er unter convulsivischen Zuckungen ausgesprochen; nun sank er auf das Lager zurück und war eine Leiche.

Sprachlos und starr hatte Las Casas bei dieser Scene gestanden. Wie ein Dolch fuhr des Sterbenden Rede ihm durch's Herz. Nun trat er zu der Leiche, in seinem Innersten erschüttert, und drückte die starren Augen zu. Er faltete die Hände über der Brust und wandte sich dann zu Halipa und Huaskar, die in stummem Schmerze noch auf ihren Knieen lagen. „Friede sei mit Dir, mein Sohn!“ sagte er, Halipa's Hand fassend. „Finden und verlieren ist der Erde Loos!“ — „Mein Vater, mein Vater!“ klagte Halipa. „Blicke hinauf, mein Sohn,“ fuhr gerührt der Greis fort, „dort siehst Du ihn wieder, war er edel und gut!“ Er zog ihn an seine Brust und küßte ihn auf die Stirn. „Nanntest Du mich nicht Vater, ehe Du den Geschiedenen fandest?“ fragte er sanft. „Nenne mich wieder so; sei mein Sohn, wie ich Dein Vater sein will!“ Da sank Halipa an seine Brust; dann ging er wankend zu Huaskar, der, einer Bildsäule gleich, da stand, faßte seine Hand und nannte ihn „Bruder.“ Da schien es, als erwache er aus einer Starrsucht,

*) So nannten die Peruaner ihre Fürsten, ihre Inka's.

und auch er fiel um Halipa's Hals. „Sei mein Bruder, Fremdling!“ rief er aus; „nimm Dich des Verwaisten an!“ Halipa umarmte ihn; dann führte er ihn zu Las Casas. „Sei auch sein Vater!“ bat er; und Las Casas zog Huaskar zu sich und nannte ihn Sohn, und sein Gesicht war verklärt wie das eines Heiligen. Der Schmerz Huaskar's und Halipa's, der seinem Vater früh entrissen worden war und ihn längst als todt betrauert, und nun so plötzlich ihn wieder erkannte, um ihn jetzt erst ganz zu verlieren, war groß und dauernd. Las Casas überließ sie gern sich selbst, bis der Leichnam in das Grab gesenkt war, das Las Casas selbst mit zitternder Hand graben half; dann bat er sie, den Ort zu verlassen, wo so schmerzliche Erinnerung sie überall begleite. Es kostete ihn viele Mühe, Huaskar'n zu vermögen, daß er seine stille Hütte verließ, wo er erzogen worden war. Doch gab er endlich nach, als Halipa selbst in ihn zu dringen anfing, und so kehrten sie zur stillen Hütte zurück, von der Halipa so fröhlich geschieden war, die er jetzt so kummervoll wieder sah.

Allgemein war die Freude der Peruaner, als sie vernahmen, daß Las Casas, dessen Verschwinden sie tief betrübt hatte, wieder heimgekehrt sei. Alle kamen, ihn zu sehen und ihm ihre Freude zu verkündigen, und ihm zu sagen, wie sehr sie bestürzt gewesen, als er und Halipa so plötzlich, so spurlos verschwunden seien. Alle erstaunten, in Huaskar einen Inka zu finden, da sich längst die Sage unter dem Volke verbreitet hatte, sie seien Alle von Pizarro ermordet worden.

Und die alte Ordnung, die alte Stille, aber nicht die alte Heiterkeit kehrte wieder in der Hütte ein, denn Halipa und Huaskar waren beide zu tief gebeugt von ihrem Schmerze; doch der Trost der Christusreligion gab Frieden Halipa's Seele, und auch Huaskar lernte ihn bald kennen und seine Gotteskraft empfinden. Bei ihm, dem unverdorbenen Kinde der Natur, bei dem die Irrthümer seiner Volksreligion noch nicht festgewurzelt hatten, fand nun der

öde Las Casas ein neues Feld seiner Thätigkeit. Aber dennoch, obgleich Huaskar's offene Seele jedes Samenkorn kräftig aufnahm, stand ein gewaltiges Hinderniß Las Casas entgegen — der tief eingewurzelte, von seinem Pflegevater lang genährte Haß gegen die Spanier. — Aber die Liebe schmelz endlich die Eisrinde des Hasses, die um des Jünglings Herz lag, und die Sonne der Gnade erleuchtete und erwärmte auch ihn. Die Stunden des Unterrichtes, des Gebetes, sie waren die seligsten für den Greis. Oft saßen sie alle Drei im Scheine der hinter die Anden hinabsinkenden Abendsonne und sprachen vom ewigen Leben, vom freudigen Wiedersehen im Reiche des Vaters der Liebe, und stiller Frieden senkte sich in ihre Seelen, und sie fielen nieder im innigsten Gebete. — Obgleich bis hierher die Religionslehre der Hauptgegenstand der Unterrichtsstunden Huaskar's gewesen war, so begann doch jetzt Las Casas, der selbst einst auf Salamanca's Hochschule den Wissenschaften und vor Allem der Rechtskenntniß obgelegen, später aber aus eigenem, innerem Triebe Profeß gethan hatte, wahrzunehmen, der helle Geist des Jünglings verlange und erheische auch noch andere Nahrung, und es sei Sünde, solche Anlagen, wie Huaskar's, unentwickelt zu lassen. Recht froh, wieder einen neuen Kreis nützlicher Thätigkeit sich eröffnet zu haben, begann Las Casas des Jünglings Unterricht spielend, und siehe, er schritt muthig und kräftig voran, und der Greis mußte rüstiger vorschreiten, um aus dem Borne des Wissens den Durst des lebhaften Geistes zu stillen. Oefters nahm Halipa Antheil an dem Unterricht — aber bald wurde es ihm zu viel und zu schwer, und freiwillig ließ er Huaskar allein auf der neuen Bahn, auf der er ohnedem dem Wißbegierigen nicht folgen konnte. Auf diese Weise ging eine geraume Reihe von Tagen, Wochen und Monden herum, ohne daß sich die drei Einsiedler um die Außenwelt bekümmerten, und sie wähnten, in Lima sei Ruhe und Frieden; aber wie schrecklich wurden sie aufgerissen aus dieser Ruhe durch die Nachricht, daß mordend, sengend und brennend und goldgierig, wie

nach Beute das hungrige Raubthier, hordenweise die Spanier, auf Gonzalez Pizarro's Befehl, Peru durchzogen und Greuel übten, vor denen die Menschheit schaudere.

Am Nachmittage desselben Tages, wo Halipa weit südwärts in der Richtung gegen Lima zu in die Wälder gegangen war, um kühlende und erquickende Baumfrüchte zu lesen, wurde er plötzlich durch mehrere Spanier überrascht, die ihn rücklings anfielen und ihn anriefen: „Gold, heidnischer Hund, oder wir hängen Dich an dem nächsten Baum auf!" — „Das werdet ihr nicht thun," — antwortete spanisch Halipa den verblüfften Räubern und kehrte sich zu ihnen. Diese fuhren zurück und riefen: „Halipa, wie kommst Du hierher?" Halipa erzählte es ihnen und sprach von Las Casas. „Aha," entgegneten sie, das ist der Freund Pizarro's! Nun, wir wollen das Dorf schonen." Sie gingen hierauf zurück. Halipa eilte, so sehr er konnte, seinem väterlichen Freunde und Herrn die Kunde von der drohenden, aber glücklich abgewendeten Gefahr zu bringen. Doch wie erschrak er, als er das Dorf in Flammen, die Einwohner im ungleichen, blutigen Kampfe mit den Spaniern fand. Entsetzt wendete er sich zur Hütte. Sie war leer und verrieth deutlich die Spuren der Beraubung. Das würde ihn weniger entsetzt haben; allein große Flecken frischen Blutes entdeckte er am Boden. „Großer Gott!" rief er jetzt verzweifelnd aus, „das ist sein Blut!" Er lief durch den Wald, Las Casas' Namen rufend — aber nur das Echo antwortete. Angst und Wuth ergriffen jetzt gleich mächtig seine Seele. Mit Blitzesschnelle eilte er dem Dorfe zu, wo der Kampf der Verzweiflung mörderisch wüthete; aber jetzt gerade wichen die Peruaner und flohen in die Gebirge, und die Masse riß ihn mit sich fort. „Wo ist der Vater?" fragte der niedergebeugte Halipa die Jammernden, deren theure Angehörigen ermordet, deren Hütten verbrannt, deren Habe geraubt war. Aber sie wußten's nicht. Nur das konnten sie sagen, daß der Edle sich den Raubmördern entgegengestellt, ihnen das Abscheuliche ihres Thuns

vorgehalten, sie um Schonung angefleht, sie an die ewige Vergeltung erinnert und als Antwort einen Schuß erhalten hatte, der ihn niedergestreckt.

Die Spanier hatten Alles, was in ihren Augen Werth hatte, selbst Las Casas' heilige Gefäße von dem Altare, mit sich genommen, und waren wieder das Thal hinabgezogen, ihren teuflischen Weg weiter zu verfolgen. Die Einwohner mit Halipa kehrten auf die rauchenden Trümmer ihres einst so harmlos glücklichen Wohnplatzes zurück, um ihre Todten zu beerdigen. Man räumte den Schutt weg, man zog die verstümmelten Leichname der unglücklichen Opfer der teuflischen Barbaren hervor, — aber Las Casas fand man nicht. Und als das traurige Werk vernichtet war, schwuren sie Rache an den Spaniern, auf den Trümmern ihres Glücks, und zogen Alle weiter hinauf auf die freien Berge, wo der Spanier Hab- und Mordsucht sie nicht verfolgen konnte, und bildeten den ersten Stamm jener freien Horden, die, unerbittliche Feinde ihrer Unterdrücker, noch Jahrhunderte hindurch ihre Freiheit behaupteten, und einen wüthenden Vertilgungskrieg gegen die Ansiedelungen der Spanier führten. — —

In der, von himmelhohen Felsen umschlossenen Hütte, wo einst Las Casas und Halipa ihren Huaskar gefunden, auf eben dem Lager, auf welchem Halipa's Vater den letzten Fluch gegen Peru's Henker ausgestoßen, und dann das Auge im Tode geschlossen hatte — lag jetzt Las Casas in einem heftigen Wundfieber, irre redend, und an seiner Seite kniete Huaskar. Des Jünglings Herz war zwiefach zerrissen, durch seines Volkes namenloses Elend und seines Pflegevaters Mißgeschick. „Ach," seufzte er, „soll ich nach einmal einen geliebten Vater verlieren, wie es schon zweimal mein trauriges Loos war?" — Doch es war ihm, als könne Gott ihn nicht verlassen, als werde Las Casas leben und gesunden. Das ist die Frucht des innigen Glaubens an den Weltenvater, daß er der Seele Frieden gibt unter allen äußeren Stürmen! „Dein Glauben,

hat dir geholfen!" sprach einst der Heiland zu den Leidenden. Auch Huaskar hatte er geholfen. Bald schwand der Fiebertraum von Las Casas, und erwachend sah er Huaskar an seinem Lager knieen, und die Verklärung auf seinen Zügen sagte ihm, was des Jünglings Seele bewege. Da sprang der Jüngling frohlockend auf. „Dank dir, Allgütiger!" rief er; „du hast mein Gebet erhöret!" „Ein Trost bleibt doch immer dem leidenden Herzen," sprach Las Casas, und zog ihn an seine Brust, ihm den Segenskuß auf die Stirne drückend. „Gott, ich danke dir für diesen!" — Seine Seele war erhoben, und diese Erhebung wirkte kräftigend zurück auf den Körper. Er sandte den Jüngling heilsame Kräuter zu suchen, und als er zurückkehrte, wusch Huaskar seine Seitenwunde aus, verband sie und legte die Kräuter darauf. Alsbald sank der Greis in einen erquickenden Schlaf. — In dem Treffen hatte Huaskar, der seinem Pflegevater nachgeeilt war, in den Reihen seiner Landsleute gefochten, und so Las Casas blutend gefunden, den er schnell auf seine Schultern lud und hierher trug, was ihm, ohne verfolgt zu werden, glücklich gelang. So sehr auch die Liebe zu seinem Volk ihn trieb, wieder in die Reihen der Streitenden zurückzukehren, die Liebe zu dem edlen Manne, der ihm Alles geworden war, fesselte ihn stärker, und er blieb zu seiner Rettung.

Langsam genaß Las Casas durch Huaskar's treue Pflege von seiner Wunde. Innigst trauerten Beide um den treuen Halipa, den sie für todt hielten.

Als aber nun Las Casas genesen war, als er wieder die Kraft fühlte, die Strapazen einer Reise zu unternehmen und zu ertragen, da sagte er eines Tages, wo Huaskar von den Greuelthaten der Spanier sprach, mit tiefer Empörung: „Länger kann ich selbst dieser Menschen schändliches Thun nicht ertragen; darum will ich diesen Welttheil verlassen und nach Spanien gehen, um vor des Kaisers geheiligter Majestät kund zu thun diese Greuel, und um Hülfe zu bitten." „Ihr Peru verlassen?" fragte erbleichend Huaskar;

„was soll dann aus mir werden?“ — „Du gehst mit mir nach Spanien, erwirbst Dir dort nützliche Kenntnisse, und kehrst einst nach Peru zurück zu Deines Volkes Heil!“ „Ich kann nicht mit nach Spanien gehen; Peru, mein Vaterland, kann ich nicht verlassen, um es mit dem Lande zu vertauschen, das den Auswurf der Menschheit umfaßt!“ „Du sprichst mir ein hartes Urtheil,“ sprach sanft verweisend Las Casas. „Euch?“ fuhr rasch der Jüngling auf. „Hast Du vergessen, Huaskar, daß ich ein Spanier bin?“ — Da röthete eine edle Scham des Jünglings Wangen, unwillig sprach er: „Vergebt, guter Vater! daß ich Euch gekränkt; nicht Euch galt's. O, Ihr seid ja gut, wie die Engel des Himmels sind, die Ihr mich kennen lehrtet.“ „Und viele Tausende,“ sagte sanft Las Casas, „sind gut in Spanien. Urtheile nicht wieder also, mein Sohn! des Christen Pflicht ist, milde zu urtheilen über seine Brüder, ja den selbst zu segnen, der seiner flucht, und dem wohlzuthun, der ihn verfolgt. Kannst Du Jesu gleichen, ohne diese Liebe?“ — „Nein, mein Vater!“ rief Huaskar, in seine Arme eilend. „O, vergebt es mir! Ich will nicht wieder verdammen, sondern segnen wie Jesus!“ — „So nur gefällst Du mir, Huaskar,“ fuhr der Greis fort, „und nun hoffe ich, wirst Du einstimmen, mit mir nach Spanien zu reisen?“ und Huaskar's Antwort war: „Es wird mir schwer werden — aber ich will, weil Ihr es wollet!“ —

2.

Es war acht Wochen später, als das Kriegsschiff „Isabella“ im Angesichte von Lima unter dem Donner seiner Scheidegrüße aus dem Munde seiner metallnen Beschützer und den antwortenden Feldschlangen von dem Fort, welches Gonzalez Pizarro angelegt zum Schutze der Stadt und seiner selbst, die Anker lichtete und stolz den Strom hinabglitt. Auf ihm befand sich Las Casas mit

Huaskar, der bebend bei dem Donner der Feldstücke und Falconets, und der schaukelnden Bewegung des Schiffes, in seines Pflegevaters Armen lag, der ihm die Ursache und Wirkung erklärte. Und oben auf dem Verdecke standen sie eben, als Peru's Küste sich verlor am Horizont. Fest war Huaskar's Blick darauf gerichtet. Jetzt war sie noch sichtbar — jetzt schien sie mit den Bergen nur noch ein Nebelstreif — jetzt hatten sich die Wolken des Himmels auf sie gesenkt, und sie war verschwunden. — Noch einmal blickte Huaskar hin, zwei große Thränen perlten aus seinen Augen — er wandte sich rasch zu Las Casas, fiel an seine Brust und rief erschüttert: „Jetzt bin ich ganz Euer, denn jetzt habe ich auch keine Heimath mehr — dort — dort ist Peru eben in's Meer gesunken!“ Da drückte ihn der Greis inniger an seine Brust und sprach leise: „Meine Liebe soll Dir ersetzen, was Du auf kurze Zeit verlorst, um es glücklicher wiederzusehen!“ — Bald zerstreuten den Jüngling die neuen Gegenstände, und Las Casas hatte alle Mühe, ihm Alles zu erklären, denn seine Wißbegierde kannte keine Grenzen, und ruhte nicht, so lange noch ein Punkt unklar war. Aber sein heller Geist begriff schnell und leicht und hielt Alles fest. Doch wenn wieder am Horizont eine Küste aufdämmerte, so war seine erste Frage: „Ist das Peru?“ Und betrübt wandte er sich immer wieder ab, wenn man kopfschüttelnd den Namen nannte.

Nach einer glücklichen Fahrt lief endlich das Schiff in Cadiz ein. Da ging für Huaskar eine neue Welt auf; was er sah, war neu, und wo er hinblickte, da stellte sich Niegesehenes ihm dar, und sein Blick starrte es an, seine Hände befühlten es, und seine kindliche Neugier und Bewunderung war unerschöpflich. Las Casas ließ ihr vollen Spielraum, verweilte überall mit ihm, bis endlich auch sie durch die Gewohnheit mehr und mehr abgestumpft und gesättigt wurde. Aber am meisten zogen ihn die Kirchen an. Das Herrliche der Bauart, der erhebende Gesang — Alles ergriff sein Gemüth gewaltig, und oft warf er sich, besonders dann, wenn

ihn Jemand freundlich behandelt hatte, an seines Vaters Brust und klagte sich des Unrechts an, das er Spanien gethan; dann aber fragte er wohl: „Warum aber sendet Ihr uns die Verworfensten des Volkes?“ Und Las Casas hatte unendliche Mühe, ihm die Verhältnisse zu entwickeln, weil er nicht begreifen konnte, daß nicht auch ebenso gut edle Menschen hätten nach Peru auswandern können. So lange Las Casas in Cadiz verweilte, war der junge Inka der Gegenstand der Neugier und Bewunderung; denn man fand ihn gar nicht so dunkel, als man sich seine Farbe gedacht; man fand seine Gestalt edel, seine Gesichtsbildung schön und voll männlicher Würde, seine Freimüthigkeit allerliebst, seine Sitten keineswegs so rauh und wild, als man gedacht, und eher abgeschliffen und mild. Ueberall umdrängte ihn das Volk, wo er sich blicken ließ, so daß es endlich Huaskar'n unangenehm wurde, und er Las Casas bat, Cadiz zu verlassen. Es geschah. Nach mehreren Tagen erreichten sie Sevilla und das Kloster, wo Las Casas einst gelebt. Die Aufnahme war herzlich und für Huaskar rührend, da er überall den Mann, den er so innig liebte, so hoch verehrte, geliebt und geehrt sah. Hier erblickte er das Leben von einer neuen Seite, aber von der ärmsten, traurigsten. Neue Fragen, neue Beantwortungen, neue Zweifel — neue Lösung. Aber obgleich der thätige, lebendige Geist des Jünglings am wenigsten in Klostermauern zu taugen schien, das ernste, stille, beschauliche und nur die Wissenschaften übende Leben, wie es die Jünger Benedikt's führten, das war für ihn das Thor zum Heiligthum, und mit Freude unterrichteten ihn die Mönche. Las Casas aber, der seinen Pflegling in guten Händen wußte, gedachte an Ernsteres, Heiligeres. Ihm stand das Elend, das zermalmend auf Peru's Eingeborenen lastete, in allen seinen Schrecken vor der Seele. Und er hielt das schreckliche Gespenst fest vor seinem inneren Blick, auf daß es ihn reize und treibe, desto treuer, desto wahrer, aber auch desto entsetzlicher das Bild jenes unglücklichen Volks und seiner Quäler darzu-

stellen, und es dann auch das Herz des Königs rühre und ihn treibe, zu helfen, wo ihm allein Hülfe möglich war.

Die Schrift war vollendet. Das Pergament enthielt Alles, was aus einer edlen Seele über solche Thaten kommen konnte, und nun sollte das lebendige Wort nachhelfen, wo des todten Buchstabens Macht endete. So dachte es Las Casas, und mit diesen Vorstellungen verließ er das Kloster und Sevilla, indem er den trauernden Huaskar bei seinen neuen Freunden ließ. Glücklicher als es nur immer sein kühnster Wunsch gewesen, war der Edle am Hofe. Sein Name machte ihm Bahn, denn sein Vater war einst Gouverneur von Domingo gewesen, und hatte den Ruf eines treuen Dieners für sich gehabt. Vor Las Casas aber war schon die Fama hergegangen, und hatte dem Hofe die Kunde gebracht. Er erschien nicht unerwartet.

In der Mitte seiner Räthe saß auf einem goldenen Thronsessel der Monarch, von Glanz und Pracht umgeben, wie es ziemen mochte dem reichsten und gewaltigsten unter den Fürsten Europa's, voller Erwartung, was wohl der Mönch bringen würde, der Jahrelang in Peru gelebt und dennoch arm zurückgekehrt sei aus dem Lande, wo Pluto seinen goldenen Thron hatte. Die Flügelthüren gingen auf und hereintrat im einfachen härenen Gewande Las Casas. Tief beugte er sich, sprechend den spanischen gewöhnlichen Gruß: „Lange lebe der König, mein Herr!" Und gnädig winkte der Monarch, dem das graue Haupt, der ehrwürdige weiße Bart, das ganze Ehrfurcht gebietende Aeußere des Mannes imponirte, näher zu treten, und ehrerbietig überreichte Las Casas seine Pergamentrolle, also redend: „Nicht Gold und Silber, wohl aber was mehr ist als Gold und Silber, bringe ich aus Peru, und lege es zu Eurer Majestät Füßen — die Wahrheit!" — „Da bist Du ein seltener Bote, Mönch," sprach dieser, und gab seinem Kanzellar das Pergament, und dieser erhob sich, und las laut und vernehmlich das kräftige Wort der Wahrheit. Las Casas stand, und sein Auge war

starr auf das Angesicht des Königs gewendet. Dieser war gespannt aufmerksam. Ein trüber Ernst lag auf der tief gefurchten Stirne, die Lippen waren zusammengepreßt, als ob innerer Schmerz es bewirke. — Das Auge loderte in wilder Gluth, und die gewaltige Faust hielt die Lehne des Thronsessels, als wolle sie sie zermalmen. Als der Kanzellar geendet hatte, saß eine Weile der Monarch still da, als ob er sein Gemüth beruhigen wolle; dann erhob er sich und trat auf Las Casas zu, sah ihm scharf in's Auge und sprach: „Wahrheit wolltest Du bringen, Mönch — weißt Du, was Du dort geschrieben? — Es ist das Todesurtheil Aller, die Du in Peru sahest. Bedachtest Du, was Du thatest? Hat nicht Haß und Leidenschaft Deine Hand geleitet, oder Dir diese Worte dictirt?" — „So wahr mir Gott helfe!" sprach jetzt, sich mit der Würde einer reinen Seele aufrichtend und dem Gewaltigen in's Auge blickend, Las Casas: „So wahr mir Gott helfe, es ist Wahrheit! und nur die gelindeste. Erlaubt es Eure Majestät, daß ich frei rede, wohlan, dann soll vor Gott und meinem Herrn auf Erden meine Rede frei kund thun, was ich dem Pergamente nicht anvertrauen wollte." — Der Monarch neigte erlaubend das Haupt.

Da aber sprach Las Casas, wie der Diener Gottes und der Wahrheit reden soll, der mehr Gott gehorcht als den Menschen: „Ich habe das Leben in Peru in allen seinen Greueln gesehen; ich sah Menschen morden, um Gold zu pressen; ich sah Hütten und Dörfer brennen; ich hörte die Flüche der Sterbenden über ein christlich Volk, das wilder ist als der wildeste Barbar; ich sah Spanierblut fließen durch Spanierhand; ich hörte von den Scheiterhaufen, wo die Abkömmlinge eines großherzigen Herrscherstammes der Wuth, dem Golddurst, dem wildesten Ehrgeiz zum Opfer ihr Leben in den Flammen aushauchten; ich sah Hunderte von unschuldigen Peruanern schlachten wie Schlachtvieh; ich sah die Marterwerkzeuge, wo man ihre Glieder auseinanderzerrte und riß, und sie

eines zehnfachen Todes sterben ließ, um die Goldminen zu entdecken — das sah ich, und jede Stunde erneuert sich ein Schauspiel, vor dem der Teufel schaudern würde!" — „Halt ein, halt ein! ich bitte Dich, Mensch!" rief der Monarch, und hielt seine Hand vor die Augen, als wolle er wegdrängen das entsetzliche Bild, das vor ihm stand. Bleichen Antlitzes saßen die Granden da und staarten bald den kühnen Redner, bald den tiefergriffenen Kaiser an, der nun, seine gefalteten Hände erhebend, ausrief: „Mein Gott! mein Gott! das Alles geschieht in meinem Namen!" und dann in ein Fenster des Saales trat, um die Bewegung zu verbergen, die seine Seele ergriffen hatte. — Nach einer Pause wandte der Kaiser sich zu Las Casas: „Ich danke Dir, ich danke Dir innig, Du Mann der Wahrheit; aber hier schwöre ich es Dir zu, vor Gott und diesen Zeugen, daß ich Gerechtigkeit üben will fürchterlich, daß ich helfen will in dieser Noth, und nicht mehr den Spaniernamen die Schandthat brandmarken soll! Ich gebe Dir mein kaiserliches Wort. Gehe nun, aber wisse, daß Du meine Achtung und meinen Dank und meine Liebe Dir erworben hast!" — Er wandte sich um. Tief verbeugte sich Las Casas und wollte gehen. „Noch eins!" rief der Kaiser, „bleibe hier, daß ich Dich sprechen kann, wenn ich meine Ruhe wieder gewonnen habe!" — Las Casas ging und selbst die Granden mußten sich entfernen, und lange Zeit blieb der Kaiser allein mit sich selbst. Einige Stunden später wurde Las Casas wieder gerufen in das kaiserliche Kabinet, und dort war es, wo der Kaiser genauer sich berichten ließ über Alles, und Las Casas von Neuem seine grausenhafte Schilderung entwarf. Lange hörte ihm der Kaiser zu, und als er endlich geendet hatte, sagte er: „Du bist ein edler Mensch, bitte Dir von mir, was Dein Herz wünschet!" — Las Casas dankte innigst. „Meine Tage sind gezählt," sagte er; „Ehre suche ich nicht, als nur bei Gott, Reichthümer mag ich nicht — aber dennoch habe ich ein Anliegen." — „So sprich es kühn aus!" rief der Kaiser. — „Ich bin so glücklich gewesen," hob Las Casas an, „den

letzten Sprößling der Inkas von Peru, den letzten und jüngsten Sohn des unglücklichen Atahualpa zu retten und ihn zu Christo zu bekehren. Er ist ein guter Mensch, reich an Talenten. Ich habe ihn mit mir nach Spanien gebracht, um ihn hier auszubilden und dann nach Peru zurückzubringen — aber die Mittel fehlen mir, in Salamanca ihn zu erhalten." — „Gottlob," rief jetzt hastig der Kaiser, „gottlob! daß ich Gelegenheit finde, an ihm ein so schreckliches Unrecht zu vergüten. In königlicher Pracht soll er in Salamanca leben!" — „Vergebt mir, gnädigster Herr," bat Las Casas, „wenn ich das nicht wünsche. Seine Seele verschmäht den Prunk, und sie, die die ewigen Güter kennen, schätzen und lieben gelernt hat, soll nicht durch äußere Pracht auf das Irdische gelenkt werden." „Dein Wille geschehe!" sprach der Kaiser. „Ich erlaube Dir, Dich unmittelbar an mich in allen Deinen Angelegenheiten zu wenden. Aber sehen möchte ich den Sprößling jenes g mißhandelten Herrscherstammes doch!" Las Casas sagte das zu, u. d in Gnaden und Hulden entließ ihn der Kaiser. — Er eilte nach Sevilla, um Huaskar zu holen, der ungern sein Kloster verließ, wo ihm so Vieles schon klar geworden war, was früher wie ein Nebelbild vor seiner Seele gestanden hatte. Als er von dem Kaiser kam, der ihm gelobt hatte, den Greueln Einhalt zu thun, da war seine Seele begeistert von der Huld des Gewaltigen, und dankbar warf er sich an Las Casas' Brust, abermals abbittend die Unbill, die er durch sein Urtheil den Spaniern zugefügt; denn er erkannte jetzt, daß gute Menschen in Spanien lebten, wie in Peru.

Mit Huaskar reiste jetzt Las Casas nach Salamanca ab. Er lebte von nun an, wo das heiligste Geschäft seines Lebens vollbracht war, nur für den Jüngling. Seinen Unterricht, seine Studien leitete er mit väterlicher Sorgfalt, und die Freigebigkeit des Kaisers ließ es an nichts fehlen, was den hellen Geist Huaskar's bilden konnte. Mit Riesenschritten eilte Huaskar auf der Bahn menschlichen Wissens fort. Täglich erweiterte sich sein Gesichtskreis,

täglich thaten sich ihm nie geahnte Fernen auf, täglich stieg er tiefer hinab in die Schachte der Wissenschaft.

So lebte er ein Jahr, und der Jüngling war in diesem Jahr an Erkenntniß und innerer Charakterfestigkeit zum Manne herangereift. Um diese Zeit war es, wo Las Casas, von dem Wunsche des Kaisers bestimmt, mit Huaskar nach Madrid ging. Höchst ehrenvoll war ihre Aufnahme. Halbe Tage hindurch war Las Casas im Innern des kaiserlichen Kabinets mit dem Kaiser allein, dessen vollstes Vertrauen er genoß. Aber nichts verlautete von dem, was dort insgeheim beschlossen wurde. Nur das Eine sagte einst Las Casas zu Huaskar: „Der Kaiser hat sein Wort herrlich gelöst; ein neues Gesetz ist für Dein armes Vaterland entworfen, und Gesetzlichkeit und Ordnung wird ihm das verlorene Glück wieder geben. Wir selbst aber kehren bald nach Peru zurück, mit edeln Männern, in deren Hand der Kaiser Peru's Glück mit vollem Vertrauen legte." Da leuchtete des Jünglings Angesicht. „Das thatet Ihr, mein Vater," sprach er gerührt, „Ihr, dessen Verdienste mein Volk nicht kennt; aber der Gott, den Ihr mich kennen und lieben lehrt, der Gott wird Euch vergelten Eure Thaten ewiglich!"

Noch weilten sie einige Zeit in Madrid. Eines Tages begab es sich, daß der Kaiser ein großes Stiergefecht veranstaltete. Eine unzählige Masse von Zuschauern hatte sich auf dem großen freien Platze vor dem Schlosse versammelt, um das Lieblingsschauspiel der Nation nicht zu verlieren. Rings um den Circus erhoben sich amphitheatralisch die Sitze für die Granden Spaniens und den niederen Adel, absonderlich aber für die Frauen, deren liebliche Reihen hier im vollen Glanz ihrer, durch Schmuck erhöhten Reize den Blicken der Beschauer sich darboten. Auch Huaskar stand auf einer jener Tribünen, und ragte mit seiner Heldengestalt über Alle hinaus, und beinahe ausschließlich ruhten die Blicke auf seinen schönen Zügen. Den Blicken der Frauen entging der schöne fremde Jüngling nicht; nur Huaskar bemerkte das nicht. Andere Vor-

stellungen belebten sein Inneres. Allgemach füllten sich die Sitze, wogender wurde die Volksmenge, glänzender die Tribünen. Jetzt erscholl die rauschende Musik, und das erste stolze Thier stürzte hervor mit unbegreiflicher Wuth, rannte einigemal im Kreise herum, bis sich endlich der Kämpfer ihm entgegenstellte, hoch stolzirend auf einem prächtigen Andalusier. Die mit Bändern geschmückten Pfeile flogen auf das wüthende, vom Schmerze noch mehr gereizte Thier; eine unglückliche Wendung des Pferdes, und in dessen Eingeweiden bohrte das Horn des gewaltigen Thieres. Noch einigemal wiederholte sich der empörende Auftritt, bis endlich der Matador dem Stiere seinen Degen in das Genick stieß und es, die gewaltigen Glieder streckend, todt dahin sank. Lautes Beifallklatschen von tausend Händen, die wehenden Tücher der Frauen, das einstimmige Bravo lohnte dem Künstler im Mordhandwerk — und ein anderer Stier schoß hervor. Huaskar stand, wie Alle, an der Brustlehne. Aber der Anblick solcher Grausamkeit empörte ihn. Er blickte zornig um sich und vor Allem auf die Frauen, deren unnatürliche Empfindungen ihn tief verletzten. „Ach," seufzte er in sich hinein, „welch ein Vergnügen für den Christen! Der Gerechte, sagte oft mein Vater, erbarmet sich auch seines Viehes! Aber hier ist Marter eine Augenweide und Quälen eine Ergötzlichkeit." Unwillig setzte er sich nieder und stützte seinen Kopf in die Hand, um nicht wieder dies empörende Schauspiel sehen zu müssen, da wegen der Menge an Entfernung nicht zu denken war. Ein Schrei des Entsetzens, der neben ihm ausgestoßen wurde, weckte ihn aus seinem Hinbrüten. Er sah zuerst in den Kreis — da wurde eben ein blühender Jüngling, schwer verwundet von dem Stiere, den seine Lanze verfehlt hatte, hinweggebracht. Jetzt wandte sich sein Blick dahin, woher der Schrei des Entsetzens kam, und an der Seite einer ehrwürdigen Matrone saß ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, deren feuchtes Auge mit dem seinen zusammentraf. Huaskar fühlte eine wunderbare Regung in seinem Innern bei ihrem Anblick. Er konnte seine

Blicke nicht von der Lieblichen abwenden. Jetzt flüsterte sie ihrer Nachbarin zu: „Laßt uns weggehen von diesem empörenden Schauspiel!“ — „Es ist unmöglich, Elvira,“ entgegnete diese, „die Menschenmenge ist zu groß.“ — Huaskar fühlte sich gedrungen, ihr seinen Beistand anzubieten. „Ihr fühlt wie ich, holde Jungfrau,“ hob er sanft an; „auch ich mag nicht länger Zeuge eines Schauspiels sein, das für den Menschen und den Christen gleich entwürdigend ist! Darf ich Euch meine Hülfe anbieten?“ — Hoch erröthend blickte ihn das Mädchen an. „Ihr habt Recht, Señor,“ sagte sie mit einer Stimme, deren süßer Wohllaut in des Jünglings Herz drang; „aber meine Mutter hat weislich gethan, mich auf die Menge aufmerksam zu machen. Es würde Anstoß geben, wenn ich mich vor dem Ende entfernte.“ „Und wird das noch lange dauern, Señora?“ fragte der Jüngling. „Ich fürchte,“ erwiederte sie leise, „daß noch mehrere Stunden hingehen werden, ehe die Schaulust gebüßt ist.“ „Dann wird das bessere Gefühl noch lange diese Folter ertragen müssen,“ fuhr Huaskar fort, „denn das ist sie mir, und gewiß auch Euch. Ich hätte nicht gedacht, daß man in Spanien solche grause und unmenschliche Freude lieb haben könne!“ „In Spanien?“ fragte die Jungfrau; „Ihr seid kein Spanier? und doch redet Ihr unsere Sprache wie ein Kastilianer!“ „Ich bin aus Peru!“ versetzte er, „und erst seit anderthalb Jahren in Spanien.“ Jetzt starrte ihn das Mädchen ungläubig an, und dennoch lag in diesem Anstarren der Ausdruck eines innigen Wohlgefallens, gemischt mit einer unschuldigen Neugier, an der das Wohlgefallen viel Antheil hatte. „So seid Ihr wohl der junge Inka Huaskar?“ fragte sie mit der den Spanierinnen eigenthümlichen, so liebenswürdigen Freimüthigkeit. — „Wenn Ihr meinen Namen kennt, darf ich bloß bejahen“ — erwiederte Huaskar. Jetzt ruhte lange ihr freundlicher Blick auf ihm, und eben wollte sie weiter reden, als die Mutter sie anstieß und ihr sagte, daß ihr Gespräch mit dem Fremden bereits viele Augen auf sie gezogen

habe. Sie erſchrack. „Vergebt, Señor," flüſterte ſie, „wir dürfen nicht weiter reden, ohne Anſtoß zu geben." Ihren Schleier zog ſie jetzt dicht über das liebliche Geſicht, und entzog dem Jüngling den Anblick eines Engelbildes, deſſen Züge ſich bereits tief in ſein Herz geprägt hatten.

Die Sitte ehrend, ſchwieg Huaskar; aber konnte er ſeine Blicke feſſeln? Konnte er dem Herzen gebieten, das der Jungfrau entgegen ſchlug? Sein Auge ruhte auf ihr, und die ſchwarzen, lichtvollen, klaren, ſprechenden Augen des Mädchens begegneten den ſeinigen unter dem Schleier. Jetzt hatte das Mordſpiel ein Ende. Die Menge verlor ſich. Die Vornehmen, welche auf den Tribünen ſaßen, erhoben ſich — auch Elvira. „Werde ich Euch wiederſehen, Señora?" fragte, ſich ſeiner unbewußt, der Jüngling. „Vielleicht!" liſpelte ſie. „Lebt wohl, Señor!" und ſchon drängte Alles die Stufen herab. Er verlor ſie im Gedränge. Mochte er auch hin und her eilen, die Jungfrau wieder zu finden — umſonſt — er fand ſie nicht, und ging mit einem ſüßen, wehmüthigen Gefühle ſeiner Wohnung zu, wo ihn Las Caſas mit der Frage empfing, wie ihm das Stiergefecht gefallen habe? Sein Urtheil war bald abgegeben. Nicht ungerne hörte das Las Caſas. „Was Du ſagſt, mein Sohn! das haben längſt die Beſſeren unſeres Volkes gefühlt, die darum auch jenes Schauſpiel meiden." „Die Beſſeren meiden es? alſo nur der unedle Theil fände Unterhaltung dabei?" fragte erglühend Huaskar. „Nein, mein Vater! da irrſt Ihr ſehr! Ich möchte Euch ſchwören, daß heute von den reinſten und edelſten Menſchen bei dem Stiergefechte waren! Ob ſie aber Freude daran fanden, das iſt eine andere Frage!" Las Caſas ſah ihn groß an. „Magſt auch wohl Recht haben, Huaskar — aber mein Urtheil iſt im Allgemeinen ebenſo richtig. Frage nur Dein eigenes Gefühl!" — „Gut," fiel Huaskar ein; „ich bin übrigens der feſten Gewißheit, daß die, die ich meine, ebenſo dachten und fühlten wie ich, und ſich gewiß ebenſo gut wegwünſchten wie ich.

ohne die Möglichkeit, den Wunsch zu erfüllen, zu haben." Las Casas brach ab, denn mancherlei hatte er noch zu beschicken, indem die Zeit ihrer Rückkehr immer näher kam, wie er jetzt Huaskar zu bedenken gab. Zu jeder anderen Zeit würde die Nachricht den Jüngling mit überschwenglicher Freude erfüllt haben, sein Vaterland nach so langer Trennung wiederzusehen; jetzt aber empfing er diese Nachricht mit einer inneren Unruhe, mit einem Widerwillen, den er sich selbst zum Vorwurfe machte. Seit dem Zeitraume weniger Stunden war Spanien ihm unaussprechlich theuer geworden, denn es umschloß ein Wesen, das seinem Herzen mehr galt als eine Welt. Und doch — sah er sie je wieder? Jenes leise ausgehauchte: Vielleicht! klang wie die Stimme eines Orakels, und in seinem Innern sprach eine Stimme die Gewißheit aus, es werde der Wunsch ihm erfüllt werden. Aber dennoch wagte er kaum, den Wunsch zu hegen, da seine Rückkehr in das Land der Heimath so nahe war. Er durchstreifte die Straßen Madrids und sah nach jedem Fenster, jedem Balkon. Manchem freundlichen Auge, mancher lächelnden Miene begegnete sein forschender Blick, doch Elviren nicht, die er suchte. Müde und abgespannt, düster und mißmuthig kehrte er oft spät zurück. Keine Arbeit hatte Reiz für ihn, und in seiner Wohnung wurde es ihm zu enge. Die Veränderung, die mit dem Jüngling vorgegangen, war zu sichtbar, als daß sie hätte Las Casas verborgen bleiben können. Es war in den letzten Tagen ihrer Anwesenheit in Madrid, als wieder von solch einer fruchtlosen Wanderung der Jüngling zurückgekehrt war, und in sich gekehrt in einem Lehnstuhle saß. So traf ihn der Greis, der sich mit dem herzlichen Worte zu ihm setzte: „Du bist nicht heiter, mein Sohn! und doch hast Du die Hoffnung, Dein Vaterland wieder zu betreten! Was ist Dir, das Dich so absonderlich düster stimmt?" — Huaskar warf sich in seine Arme. „Laßt mich in Eure Brust mein Geheimniß begraben, mein Vater! Ach, zürnet mir nicht, wenn ich Euch eine Thorheit bekenne, zu der mich mein Herz hinriß!" Erschrocken

blickte ihm Las Casas in's Gesicht, denn der Greis verstand nicht, was er sagen wollte, und ahnete Schlimmes; aber ehe er noch der Sprache wieder Meister war, begann schon Huaskar, ihm seine Liebe zu dem Mädchen zu bekennen. Ernst hörte ihn der Greis an. „Wohl hast Du wahr gesprochen," hob er dann sanft an, „da Du Frauenliebe eine Thorheit nanntest. So gerne hätte ich Dein frommes Herz bewahrt gesehen vor dieser Thorheit. Aber danke Gott, Huaskar, daß es noch erst den Charakter einer jugendlichen Thorheit trägt. Das Bild, das so vorübergehend, so flüchtig Dir erschienen, es wird erbleichen, wenn Deine Vernunft den Sieg über die jugendliche Aufwallung errungen und einmal das Weltmeer zwischen ihm und Deinem Herzen liegt. Keine solche Thorheit sollte den Mann beschleichen, der ein so herrliches Ziel vor Augen hat, wie Du; denn sie könnte leicht jenen Zweck in Deinen Augen verdrängen. Ein Apostel des Friedens willst Du Deinem Volke werden — o bedenke das Ziel — blicke auf die herrliche Bahn, sieh' hinauf! Die Himmelskrone, die dereinst Deiner wartet! Reiße Dich männlich los von solchem eitlen Wahn!" Aber Huaskar stand und hatte die Hand auf das pochende Herz gelegt, und empfand es lebhaft, daß, wenn auch das Weltmeer zwischen ihm und Elviren läge, und wenn Jahrzehnte des Elendes zermalmend auf sein Herz fielen — jenes Bild würde nicht erlöschen in seinem Innern. Aber dem Greise zürnte er nicht, der das heilige Gefühl, was sein Wesen belebte, eine Thorheit nannte, und ihm sagte es sein Selbstbewußtsein, daß diese Liebe sein herrliches Ziel ihm nicht entrücken könne, wohl im Gegentheile geeignet sei, ihn mit größerem Muthe auszurüsten und mehr noch seine Thatkraft zu stählen. — Die Hoffnung, Elviren wiederzufinden, gab jetzt Huaskar auf. Allein dies Aufgeben seiner schönsten, theuersten Hoffnung kostete ihn einen schweren Kampf mit sich selbst, in dem er beinahe hätte unterliegen müssen; doch seine Seele war stark, allein sein Herz liebte. Und ob er auch die Hoffnung, Elviren je wiederzusehen, aufgab, so war

doch sein Herz mit ihr allein und unablässig beschäftigt, so stand doch nur ihr Bild stets vor seinem Geiste. Das Casas sah das wohl an dem stillen Trübsinn, dem oft träumerischen Wesen des Jünglings, und der Wehmuth, die sich in allen seinen Reden aussprach. Der Greis schwieg. Er wollte Zeit und Entfernung, Thätigkeit und den hohen Beruf, den Huaskar sich selbst erwählt hatte; er wollte diese als Heilmittel gegen die Krankheit des Jünglings anwenden. Er wußte nichts von dem Gefühl, das so glücklich und doch so unglücklich machen kann. Darum meinte er denn auch, es sei ein vorübergehender Sinnenrausch bei Huaskar, und ahnete nicht, daß es das erste, tiefe, innige, heilige Gefühl war, das Seele zu Seele hinzieht, und beide mit diamantenen Banden umschlingt, die keine Zeit und kein Raum zu trennen und zu lösen vermag.

Das Ceremoniell bei Hofe lastete recht schwer auf Huaskar, der nichts mehr wünschte, als Stille und Ruhe, um seinen Empfindungen und Träumen nachhängen zu können. Auch es ging vorüber. Das Casas hatte noch eine geheime Audienz bei dem Kaiser, dann kam auch er. Die Maulthiere standen bereit, und so wurde der Zug zu der Küste angetreten, wo das herrliche Kriegsschiff lag, mit welchem sie die Fläche des Weltmeeres nun wieder durchstreichen und durchschneiden wollten. Huaskar schied mit wundem Herzen von Madrid, denn da, wußte er, lebe die Geliebte, die er nur einmal sah, um nie mehr ihr Bild zu vergessen.

Er sah das Weltmeer wieder, jenseit dessen sein Vaterland lag; aber seine Lebensfreude blieb diesseit desselben. Mit schwerem Herzen bestieg er das Schiff. Ein günstiges Geschick bringt sie glücklich über den Ocean, glücklich in den Hafen von Lima. Sie hofften Vieles in Lima anders zu finden auf des Kaisers Befehle — aber noch waltete Gesetzlosigkeit und rohe Willkür, Blutdurst und unersättliche Habsucht, und das erste Schauspiel, das ihnen sich darbot, war ein feierliches Auto da fé. Herrada und Benalcazar, die, als ihre Empörung durch Gonzalez Pizarro's Rückkunft aus

Quito eine für sie so unerfreuliche Wendung nahm, tief in's Innere des Landes geflohen waren, und dort Jahre hindurch sich der Rache Pizarro's entzogen hatten, waren durch einen unglücklichen Zufall in die Hände goldpressender Spanier gefallen, die mit ihren Gefangenen schnell nach Lima eilten. Gerade wenige Tage vorher waren sie eingetroffen, und ein fürchterliches Gericht hielt Gonzalez über sie. Er ließ ihnen die Hände zuerst abhauen, dann sie brandmarken, und dann mußten die Unglücklichen den langsamen Feuertod sterben und — Pizarro stand dabei und weidete sich mit teuflischer Lust an den Martern der Mörder seines Bruders. „Laß uns eilen in unsere stillen Wildnisse, mein Vater!“ bat schaudernd vor dem entsetzlichen Anblicke der Jüngling. „Dort wird solch eine That uns nicht mit Entsetzen erfüllen.“ Und gern folgte ihm Las Casas weiter und immer weiter hinauf in die undurchdringlich scheinenden Schluchten und Urwälder der Cordillera de los Andes, in die Nähe von Mimoala; denn jene Stätte, auf der sie einst gelebt, war nicht wieder von den Peruanern angebaut worden. Dort errichteten sie sich ihre Hütte. Von dort aus machten sie oft Reisen in das Innere und lehrten die Völker Christum erkennen. Etwas von dem, was Las Casas sich gedacht, war bei Huaskar eingetroffen. Ruhiger, stiller war seine Sehnsucht geworden, aber dennoch wich nicht der trübe Ernst von seiner Seele, und es gab Stunden, wo er für nichts Sinn hatte und in stillem Hinbrüten da saß. Inniges Mitleid fühlte der Greis mit dem Schmerze des Jünglings, da er sah, wie tief und dauernd er war. Oft saß der Jüngling und lehnte das Haupt an die Brust des Greises, der dann im Stillen betete: „Gib ihm seinen Frieden wieder, o Herr!“

So lebten Beide in harmloser Stille und in ihrem heiligen Berufe, und Las Casas berührte nie die wunde Seite von Huaskar's Herzen. Dennoch aber unterhielten sie Verbindungen mit Lima, denn sie hofften täglich auf die Ankunft des neuen Gouverneurs, daß er Frieden und Ordnung bringe. Lange, sehr lange wurde ihre Hoff-

nung hingehalten, und nur Trauerbotschaften brachte Huaskar mit. Feindseliger wurden mit jedem Tage die Spanier und grausamer gegen die Eingeborenen, und täglich wurden diese erbitterter, sammelten sich in größere Haufen in den unzugänglichen Gebirgen und wurden gefährlicher den Niederlassungen der Spanier. Huaskar galt sehr viel bei ihnen. Oft suchte er sie von Streifzügen gegen die spanischen Pflanzstädte zurückzuhalten, und oft gelang es ihm auch. Eines Tages war wieder ein gewaltiger Heerhaufen in Mimoala eingezogen, der gegen Lima rücken wollte. Die Kunde kam schnell zu Huaskar's Ohren. Er eilte dahin, um friedliche Gesinnungen der Horde einzuflößen und sie mit der baldigen Aenderung des Zustandes ihres unterjochten Vaterlandes zu beruhigen. Als er in Mimoala eintraf, empfingen ihn jubelnd mehrere Peruaner. Sie waren von denen, in deren Nähe Huaskar und Las Casas einst gewohnt. Sogleich fragten sie nach diesem. „Er lebt in der Nähe," entgegnete ihnen Huaskar. Nun wurde die Freude noch lauter, und Einer rannte schnell davon und kam mit dem Anführer zurück, der in Huaskar's Arme stürzte. — Es war der treue Halipa. Die ganze Truppe zog mit zu Las Casas. Welche Freude des Greises und Halipa's! Gern und freudig unterließen sie ihren verheerenden Zug. Aber ungern verloren sie ihren Führer, der sich nicht von Las Casas trennen konnte. Und endlich — nach geraumer Zeit — gelang es erst den vereinten Bemühungen Halipa's, Huaskar's und Las Casas', den Stamm zu vermögen, daß er unweit der Ufer des Titicaca-See's eine feste Niederlassung gründete und das unstete Räuberleben aufgab. Und die Drei waren hinfort unzertrennlich, ein Herz und eine Seele!

3.

Es war am 5. Juni 1543, als in den Hafen von Lima die Schiffe einliefen, welche den neuen Adelantado, Don Blasco Nunez

Vela und die ganze Audienzia an Bord hatten, welche für die Zukunft die Eigenmacht des Vicekönigs beschränken, und mit ihm das strenge Gesetz handhaben sollte, welches Carl V. Peru und überhaupt seinen neu entdeckten und erworbenen Ländern gegeben hatte. Die Schiffe legten sich im Angesichte der Stadt vor Anker, und nur der Abwesenheit Gonzalez Pizarro's zu Quaiaquil mochte es Nunez und die Audienzia danken, daß nicht der Donner feindlicher Kanonen und die gewappnete Hand sie abhielt, das Ufer zu betreten. Wie der Sturmvogel sich schon auf die Segelstange setzt, wenn auch der erfahrene Pilote noch keine Wahrzeichen des Sturmes entdecken kann, ahnend, daß er nur so sich retten könne; so war es bei dem Commandanten von Lima und seinen Offizieren und Soldaten. Sie ahneten die Wetterwolke, die sich über ihrem schuldigen Haupte zusammenzog; sie hielten es für erlaubt, ihren Freund Pizarro zu hintergehen und sich unter den sichereren Schirm der Gnade der Audienzia und des Adelantado, Don Nunez, zu begeben. Und ehe noch Nunez seinen Herold ausgeschifft hatte, die Uebergabe der Stadt zu fordern und Amnestie Allen, die sich von Pizarro wendeten, zu verkündigen, erschienen schon im Hafen die Offiziere der spanischen Besatzung, auf dem Fort wehte eine weiße Flagge, und als Don Nunez nun an das Land trat, da huldigten ihm knieend alle die, die vor Kurzem noch Gonzalez zugeschworen hatten, seine Gerechtsame als Adelantado von Peru und Quito gegen alle Eingriffe eines etwa kommenden Andern, selbst mit ihrem Leben, zu beschützen.

Unter dem Freudenjauchzen des Volkes zogen sie in die Stadt. Die Audienzia und Don Nunez nahmen Besitz von dem Palaste Pizarro's. Die mitgebrachten Truppen, deren Obrist Alonzo Vela, des Vicekönigs Neffe, war, wurden in das Castell gelegt; denn trauen durfte man nicht der Gesinnung der Offiziere und Soldaten in Lima. Daß Lima so leicht in ihre Hände fiel, ohne nur einen Schwertstreich zu führen und Blut zu vergießen, das

ſchien Don Nunez ein gutes Zeichen, und der Audiencia mit ihm, und am Abend dieſes Tages umarmte er innig Gattin und Kind, Gott dankend, daß alſo leicht eine ſo ſchwere Sache vorübergegangen ſei. Langſam, aber ſicher und ernſt begann der Gang der Ordnung. Nunez ließ das kaiſerliche Geſetz proklamiren. Die Beſſeren fanden ſich der Einkehr geſetzlicher Ordnung, die Böſen knirſchten, da das Geſetz ihrem Unweſen Schranken ſetzte und furchtbare Strafen drohte für das begangene Verbrechen der Uebertretung. So äußerte ſich eine ſehr getheilte Stimmung, hervorgebracht durch das Geſetz. Aber die Audiencia ließ ſich's nicht irren, und that Alles, was Recht und Gerechtigkeit gebot, mochten ihr auch Hinderniſſe und Unannehmlichkeiten entgegen treten. Aber Eins noch lag ſchwer auf Nunez Seele — Gonzalez Pizarro's Unterwerfung. Kaum waren die erſten nothwendigen Anordnungen und die Feſte vorüber, die die Huldigung der neuen Regentſchaft mit ſich brachte, als auch Nunez eine große Audiencia hielt, wo alle Glieder des Raths und Don Alonzo, der Obriſt des Kriegsvolks, ein Mann von zwanzig Jahren, der nicht durch Muth und Verdienſt, ſondern durch des Oheims Anſehen und deſſen Liebe jene Stelle erhalten, zugegen war. Nunez legte ihnen die wichtige Frage vor, ob Gonzalez durch einen Herold aufzufordern ſei, oder ob man mit kriegeriſcher Macht ihm entgegen treten, und ſo der Aufforderung gehörigen Nachdruck geben ſolle? — Nach langer Ueberlegung aller Gründe für und wider, reſolvirte die Audiencia, es ſolle vorerſt der Weg der Güte eingeſchlagen werden. Man ſchlug vor, Don Alonzo ſolle das ehrenvolle Amt des kaiſerlichen Herolds übernehmen. Das aber wollte Alonzo nicht recht einleuchten. Er ſah die Gefahr voraus, die mit dem Auftrage verbunden war. Er fürchtete die Nähe des ſchrecklichen Pizarro's; aber noch ein anderer Grund geſellte ſich hinzu. Er liebte feurig Don Nunez liebliche, ſechzehnjährige Tochter Elvira, und hatte ihr zu Liebe, und um ſtets bei ihr zu ſein, das gefährliche Amt eines Kriegs-Obriſten über-

nommen; denn all' die Ehre hätte ihn sonst nicht vermocht, das lustige und genußvolle Leben eines reichen Hidalgo am Hofe Cuzko mit dem eines Kriegers in dem sturmbewegten Peru und die süße Ruhe mit einer gefahrvollen Seereise zu vertauschen. Blässe (der Ueberraschung überredete sich Nunez) überzog leichenweiß seine frischen, blühenden Wangen, als dieser Vorschlag gemacht wurde. Alonzo rückte hin und her auf seinem gepolsterten Lehnstuhle, der reich mit Gold verziert war. Als die Reihe an ihn kam, bemerkte er stotternd, er erkenne dankbar das Ehrenvolle des Auftrags an; allein ihm wolle es bedünken, als sei es unklug, den Anführer den Truppen zu entziehen, sintemal im Falle der Empörung es heilige Pflicht für denselben sei, mit dem Schwerte in der Hand die geheiligten Personen des Adelantado und der kaiserlichen Audiencia zu beschützen. Don Nunez konnte nicht umhin, die weise Umsicht seines Lieblings und seinen ritterlichen Sinn gebührend zu lobpreisen, und einen Anderen zu diesem Auftrage vorzuschlagen, wozu denn Alonzo einen seiner Offiziere, einen ritterlichen, kraft- und muthvollen Jüngling, der ihm längst ein Dorn im Auge war, weil er sich mitunter spottend über die Kriegsthaten seines Obristen ausgelassen, vorzuschlagen nicht verschmähte. Nicht ohne spöttische und höhnische Mienen stimmte endlich die Audiencia ein, und der Jüngling zog ab. Kaum aber erlaubte es der Wohlstand, so verließ auch Alonzo schon die Versammlung und eilte zu Elviren, die er im Garten fand, lustwandelnd unter den Bäumen, die einst Francisco Pizarro's blutriefende Mörderhand gepflanzt hatte. „Seid Ihr schon wieder da, Vetter?“ rief ihn das Mädchen an; „ich glaubte Euch noch in der Audiencia. Freilich,“ setzte sie hinzu, „mögt Ihr Euch komisch genug im Rathe der Alten ausnehmen!“ Alonzo biß sich in die Lippen und entgegnete beleidigt, „er habe einen anderen Empfang erwartet, da er heute den vollgültigsten Beweis seiner Liebe zu ihr dadurch gegeben, daß er den Auftrag, Gonzalez Pizarro zur Unterwerfung aufzufordern, darum

abgelehnt habe, weil er mit dem Schwert in der Hand sie gegen Pizarro's mögliche Empörung vertheidigen wolle." „Da habt Ihr wohlgethan, Vetter!" sagte sie, „und ich weiß Euch Dank dafür; denn es ist keine Kleinigkeit, einen Mann, wie Pizarro, um solch' eine Sache anzugehen. Es hätte leicht sein mögen, daß er Euch hätte aufknüpfen lassen, und da wäre es doch schade für Eure zierliche Halskrause gewesen, die der Strick verdorben hätte, des Federhuts und übrigen kostbaren Anzugs nicht zu gedenken!" „Ihr habt heute einmal wieder Eure satyrische Laune, Doña Elvira!" sprach verlegen, die Bitterkeit unterdrückend, Alonzo; „allein Ihr thut, bei dem heiligen Jacob! Unrecht an mir. Meine Liebe zu Euch läßt mich Alles ertragen, weil ich es gewiß weiß, daß Ihr es so im Herzen nicht meinet." „So?" lachte, den schönen Arm in die Seite setzend, Elvira; „wenn ich Euch denn nun aber zum tausendsten Male wiederhole, daß das Alles mein Ernst ist, wie dann?" — „Dann glaube ich es dennoch nicht, weil es unmöglich ist, daß in einem so herrlichen Körper nicht auch eine ebenso herrliche Seele wohnen sollte!" — „Ihr seid unverbesserlich!" zürnte Elvira, und wandte sich von ihm ab, den Baumgang hinaufwandelnd. Der Unverdrossene folgte ihr. —

„Verzeihung, Doña, wenn ich Euch gekränkt," sagte er sanft bittend. „Ich komme eigentlich in der Absicht, Euch zu einem Lustgang in den herrlichen Areca-Palmenhain einzuladen, der das Ufer des Stromes westlich von Lima bekränzt. Die Audienzia wird jetzt aufgehoben sein, und Don Nunez wird uns begleiten!" Elvira besann sich nicht lange; die reizende Umgebung von Lima war ihr noch zu unbekannt und zu anziehend, als daß sie dies Anerbieten hätte ausschlagen können. „Wohlan, mein kriegerischer Vetter," sagte sie, seinen Arm nehmend, „habt Ihr Euch aber auch gewappnet gegen die Bisse giftiger Schlangen, an denen dies Land so reich ist?" — Alonzo blickte unwillkürlich auf seine Stiefeln, schwieg aber dennoch und ging mit ihr den Laubgang hinab. Oben aber

am Fenster seines Gemachs stand Don Nuno, der eben die Audienzen entlassen hatte, und blickte freundlich herab auf das Paar, indem er sich freudig sagte: „Endlich beginnt doch die Widerspenstige meinen Bitten nachzugeben. Und sieht mich Peru als glücklichen Gatte, und Elvira als Alonzo's glückliches Weib, so will ich das Land segnen trotz aller Leiden, die es mir bringen möchte!“ — Der Ausdruck der innigsten Vaterfreude lag auf seinem Gesicht, als Elvira mit Alonzo eintrat. „Wir kommen,“ hob sogleich Alonzo an, „Euch, mein edler Oheim, zu einem Lustgang in den Palmenhain einzuladen, den Ihr wohl auch noch nicht gesehen.“ Zu Allem war in dieser Stimmung Nuno bereit, und als sie eben das Gemach verlassen wollten, trat Antonio da Silva, einer der Offiziere der alten Besatzung herein, um dem Adelantado einen Bericht abzustatten. „Gut, daß Ihr kommt,“ rief ihm heiter der sonst mürrische und stolze Vater entgegen; „denn jetzt könnet Ihr, als ein Bekannten in Peru, uns als Wegweiser auf dem Lustgange dienen.“ Der Offizier verbeugte sich tief, bemerkte jedoch, „ob es nicht dem Vicekönig gefalle, vorher seinen Rapport anzunehmen.“ „Dazu,“ erwiederte Nuno, „wird es auch in dem Palmenhain Gelegenheit geben, den mein Neffe, der Obrist, so sonderlich rühmt.“ Abermals verbeugte sich der Offizier gehorchend, und Alle gingen. —

Kaum außerhalb der Thore Lima's lag der Hain, zu dem sie gingen. Stamm an Stamm standen die schlanken Areca-Palmen an einander mit ihren Kronen, ein undurchdringliches Dach bildend. Nur hin und wieder erhob sich ein Sabucaja oder Arajou. Die herrlichste Kühle wehte unter den Bäumen. Frisches Gras, untermischt mit östlich duftenden Blumen, lud zum Lustwandeln auf dem schwellenden Grünen ein. Scherzend und neckend hüpfte Elvira über den Rasen hin, pflückte hier ein Veilchen und dort eins zum duftenden Strauße für die geliebte Mutter. Mit nicht ganz heiterer Laune folgte ihr Alonzo. Der Vicekönig ging im ernsten Gespräche mit dem Offizier einige Schritt hinter ihnen, und sein Auge folgte

unabläſſig beobachtend den Beiden. Dichter und immer dichter wurde der Hain. Ermüdet, wollte endlich Elvira ſich unter einem großen Baum auf das Moos, das ſeine Wurzeln umgab, niederſetzen. Alonzo breitete galant ſeinen mit koſtbarem Pelzwerk verbrämten Sammtmantel darüber hin, und die Jungfrau ließ ſich nieder. Aber in dieſem Augenblicke raſchelte es ſonderbar klingend unter ihr und bewegte ſich. Einen Schrei der Angſt ausſtoßend, ſprang ſie auf — doch zu ſpät — eine Klapperſchlange ſchoß hervor und grub ihren todbringenden Zahn in ihren niedlichen Fuß. Auf den Schrei eilte Nunez erſchrocken mit dem Offiziere herzu. Dieſer erblickte noch die wegſchießende Schlange und rief, ſtarr vor Entſetzen: „Eine Klapperſchlange! Es iſt die giftigſte, die Peru aufzuweiſen hat, und wenn nicht ſchnell Hülfe geleiſtet wird, ſo iſt die Doña verloren!“ — Da erſtarrte Nunez zu einer Bildſäule. „Alonzo,“ rief das Mädchen, „Ihr ſagtet mir oft von Eurer Liebe zu mir, die Euch ſelbſt den Tod wollte für mich erleiden laſſen — ſaugt das Gift aus, es ſchadet Euch nicht!“ — Aber Alonzo trat erbleichend zurück, indem er ausrief: „Holde Baſe, muthet mir das nicht zu; ich würde ja ſterben; was hättet Ihr davon, mich getödtet zu haben?“ „So laßt mich ſterben!“ ſagte matt Elvira, und ſank auf den Raſen. Da ſprang zwiſchen den Bäumen ein Jüngling hervor. „Was iſt hier vorgefallen?“ rief er ſpaniſch aus. „Eine Klapperſchlange!“ ſtammelte Alonzo. Da riß er den Schuh von dem ſchwellenden Fuße, zog den Strumpf herab und legte ſeine Lippen auf die Wunde. „Huaskar, was beginnt Ihr?“ fragte erſchrocken Elvira, die den Jüngling erkannte. Da blickte ihr Huaskar liebevoll in das Auge, und ſprach: „Ich danke Gott, daß ich Euch retten kann!“ und er ſog wieder ſtärker und ſtärker. Alle die vielſeitigen Eindrücke machten Elviren ohnmächtig.

Huaskar winkte dem Offizier, die Jungfrau in ſeinen Arm zu nehmen, daß der Körper höher liege als der Fuß. Mechaniſch gehorchte dieſer, und ſtärker ſog der Jüngling. Da ſchlug Elvira

wieder das schöne Auge auf, und heftete es auf den Jüngling mit unaussprechlicher Zärtlichkeit und Verwirrung, denn ihr bloßer Fuß lag in seiner Hand, und sie fühlte die warmen Lippen des Jünglings darauf. Und ob auch die Jungfräulichkeit sich sträubte gegen Huaskar's Thun, und die Angst für des Jünglings Leben ihr schwer auf das Herz fiel — sie vermochte nicht den Fuß ihm zu entziehen; denn er hielt ihn zu fest, und sein Auge flehte zu beredt, es nicht zu thun. Jetzt hörte Huaskar zu saugen auf. Die Wunde war weiß wie Schnee. „Ihr seid gerettet, Doña!" sprach er. „Ich danke Gott, daß ich das Werkzeug Eurer Rettung wurde!" „Huaskar," lispelte die Jungfrau, „wie kann ich Euch lohnen?" — Da neigte sich Huaskar sanft zu ihr. „Mit Eurem wohlwollenden Andenken!" erwiederte er, „und mit diesem Blumenstrauß aus Eurer Hand!" Da reichte sie ihm den Strauß, und ein Kuß brannte auf ihrer Hand. — Der Offizier maß den Jüngling mit großen Augen, und sagte dann zu dem jetzt erst zu sich kommenden, trostlosen Vater: „Danket Gott, Adelantado, Eure Tochter ist gerettet!" — „Und wer hat ihr das Gift ausgesogen? Wo ist er, daß ihm meine Liebe lohne?" Alle sahen sich um, aber von Huaskar war keine Spur mehr zu entdecken. „Ihr habt ihn weggehen lassen ohne Lohn?" fragte zornig der Oheim den Neffen, der eine sehr klägliche Figur machte. „Nun," erwiederte Alonzo empfindlich, „soll ich den frechen Buben vielleicht gar auf meinen Armen halten, der es wagte, Elvirens Fuß frech zu entblößen? Züchtigung hätte er verdient, statt Lohn!" — Da schoß Nunez einen Zornblick auf Alonzo und donnerte ihm zu: „Schweigt, Undankbarer! War das Eure Liebe zu Elviren?" — Dann kniete der Greis neben seinem Kinde nieder, und mit Thränen der Freude drückte er sie an seine Brust. — „Aber," fragte er dann wieder mit neuer Angst den Offizier, „ist sie wirklich außer Gefahr, Don?" — „Das ist sie;" antwortete dieser. „Der Peruaner hat den Tod aus ihr gesogen, und" — setzte er hinzu — „ist er nicht kundig der Mittel, und war er un-

vorsichtig, so ist der seine unvermeidlich!" — Dies Wort regte alle Kräfte in Elvirens Seele wieder auf: „Redet Ihr Wahrheit?" rief sie bebend; „Don, ist Gefahr für ihn?" — „Allerdings, wenn er nicht sehr vorsichtig war und schnelle Gegenmittel anwendet!" — Da warf sich die Jungfrau vor dem Vater nieder. „O, mein Vater, wenn Euch des Kindes Leben Werth hat, so sendet dem Edlen nach, daß er nicht sterbe!" Sie umschlang krampfhaft seine Kniee, die Thränen flossen unaufhaltsam. „Eilt," gebot Nunez dem Offizier und Alonzo, „eilt ihm nach und suchet ihn; Ihr werdet die gerechtesten Ansprüche auf meine Dankbarkeit haben, wenn Ihr ihn zurückbringt! Und Ihr, Alonzo, Ihr könnt Euch nur dadurch meine Verzeihung erwerben!" — Hierauf entfernte sich schnell der Offizier in der Richtung, die Alonzo angedeutet hatte; dieser aber ging ihm langsam nach, indem er unwillig über Nunez' Rede in den Bart brummte: „So soll ich nun noch gar den suchen, den ich wie meinen Tod hasse!"

Spanier, die in diesem Augenblicke vorübergingen, eilten auf Nunez' Gebot nach Lima, eine Sänfte zu holen für die heftig angegriffene Jungfrau. Und als man die Sänfte brachte, trugen sie Elviren zu der erschütterten Mutter. — Der Arzt aber erklärte den besorgten Eltern, jede Gefahr sei vorüber. Bald sank Elvira in einen erquickenden Schlummer, und Huaskar's Bild trat lebhaft vor ihre Seele. Sie sah den Jüngling, den ihre Seele liebte, seit sie ihn bei dem Stiergefechte gesehen, wie er unter namenlosen Schmerzen sich wand, ihren Blumenstrauß an seine Lippen drückte, und dann „Elvira!" rief, und starb. Aengstlich ächzte und stöhnte sie im Traume. Neue Furcht bewegte die Mutter, die sich über sie hinlehnte. Sie hörte sie den Namen „Huaskar" nennen. „Wie?" fragte sich die Mutter, „steht noch das Bild jenes Jünglings vor ihrer Einbildungskraft?" Elvira schlummerte jetzt sanfter; sie lächelte sogar im Traume. Sie sah Huaskar blühend und gesund — sie sah ihn sich ihr nahen. Er sank an ihre Brust. Jetzt erwachte sie.

„Wie ist Dir?“ fragte die ängstlich besorgte Mutter. — „Mir ist wohl, liebe Mutter,“ sagte Elvira, „aber sagt mir um Eurer Liebe willen, haben sie Huaskar gefunden?“ Die Mutter sah sie starr an, dann faltete sie seufzend die Hände: „Mein Gott, sie redet irre!“ — „Nein, liebe Mutter, ich rede nicht irre; ich fühle mich gesund und wohl,“ sagte Elvira, sich von dem Ruhebett erhebend; „allein sagt mir nur, haben sie Huaskar zurückgebracht?“ — „Welchen Huaskar? Hieß nicht so der fremde Jüngling bei dem Stiergefechte zu Madrid?“ — „So hieß er, gute Mutter, und eben der ist mein edler Retter! Eben der war es, der an des elenden Alonzo Statt mir das Gift aus der Wunde saugte, und so sein eigenes Leben für das meine aufopferte, und dann ohne Dank sich entfernte.“ — „Aber Kind, sprich, wie kommt dieser Jüngling hierher?“ — „Er war ja aus Peru, Mutter. Ach, Ihr tadeltet mich oft, wenn ich es im Innersten meiner Seele ahnete, daß ich ihn einst wiedersehen würde. Ich habe ihn wieder gesehen, Mutter, und er ist die Ursache, daß Ihr noch Eure Tochter habet!“ — „Lohne es ihm Gott!“ wünschte die Mutter. „Doch — vielleicht liegt er jetzt an dem Fuße eines Baumes und haucht sein edles Leben aus an dem Gifte, das er aus meiner Wunde sog!“ — „Das verhüte die heilige Jungfrau! Aber sage mir, wer sollte ihn aufsuchen?“ — „Antonio da Silva und Alonzo!“ erwiederte Elvira. „O, daß sie ihn doch fänden, daß ihm Dein Vater vergelten könnte!“ — „Auch wenn sie ihn, wie ich zu Gott hoffe, finden, so kann das der Vater nicht mit aller seiner Macht. Ich allein kann ihm vergelten, Mutter, ich allein, und ich will es, das schwöre ich bei meiner Heiligen!“ — „Kind,“ fragte die Mutter, „wie willst Du ihm vergelten?“ — „Mit meinem Leben, das sein ist, Mutter, mit meiner Liebe! Ich bekenne es Euch, theure Mutter, ihn liebte ich, seit ich ihn zum ersten Male sah, ihn werde ich lieben bis zum letzten Athemzuge, und nie wird meine Hand eines Andern werden; lieber keines, wenn nicht sein!“ — „Schweig,

meine Tochter," bat die Mutter, „Du weißt nicht, was Du redest. Bedenke, daß Dein Vater einer von Spaniens edelsten Granden, der Adelantado von Peru ist, und Huaskar ein gemeiner Peruaner." — „Nein," rief Elvira, „das ist er nicht. Er stammt von den Inkas von Peru ab — und — setzte sie eifriger hinzu — wäre er aus dem niedrigsten Stamme, so rollt kein anderes Blut in ihm, als in uns; er ist Mensch, und ein edler Mensch, ist das nicht mehr als Adel? Mein Lebensretter — ist das nicht mehr, als fürstlicher Rang?" — Die Mutter schwieg, denn dagegen konnte sie selbst nichts einwenden. Sie selbst war damals in Spanien schon für den Jüngling eingenommen, und jetzt war er ihr um so theurer. Sie billigte im Stillen Elvirens Liebe — aber äußern durfte sie es nicht. Sie kannte ihres Gatten Stolz, denn er war ein Kastilianer. Sie bat sogar Elviren, doch ja nicht zu gestehen, daß sie Huaskar'n schon gekannt habe, wenn der Vater frage. Sie drückte Elviren mit Thränen an ihre Brust. Es schmerzte sie tief, die Hoffnung aufgeben zu müssen, Elviren an Alonzo's Hand dermaleinst glücklich zu sehen — denn das war einer der schönsten Träume. Es schmerzte sie doppelt, da sie wußte, daß auch Nunez selbst keinen höheren und angelegeneren Wunsch hatte, als diesen, zumal da Alonzo der Sohn von Nunez Bruder und seiner Gattin Schwester war, und die beiderseitigen Eltern seit ihrer Kinder Geburt diesen schönen Plan genährt hatten; ja bereits in Rom durch den Erzbischof von Sevilla den Dispens des heiligen Vaters erwirkt hatten, da Beiden sonst die Verbindung, als in zu nahem Grade verwandt, kirchlich unmöglich gewesen wäre. Das Alles sah jetzt die Mutter zusammenstürzen. Sie kannte Elviren, ihre Festigkeit, ihre Liebe. Und dennoch konnte sie dem Jüngling nicht grollen, der ihr ja ihres einzigen Kindes theures Leben erhalten hatte. —

Traurigen Angesichts trat bald darauf der Vater in das Gemach. Mit angehaltenem Athem blickte Elvira ihn an. „Sie haben ihn nicht mehr gefunden, Deinen und meinen Wohlthäter,

meine Tochter," sprach der Greis, sie an seine Brust drückend. Elvira weinte im tiefen Schmerz des Verlustes. — Aber dennoch hoffte ihr Herz. Aus Huaskar's Benehmen schloß sie auf seine Liebe. Sie betete leise zu ihrer Schutzheiligen, zu Gott, daß sie ihn wiederfinde. — Unerschöpflich war der Vicekönig im Lobe des edlen Jünglings, aber auch sehr erzürnt über Alonzo, der nicht das Gift aussaugen wollte, obgleich er wußte, daß es Mittel gab, jede unangenehme oder gefährliche Folge zu entfernen. Elvira frohlockte im Stillen, daß dadurch sie von den ihr so unangenehmen Bewerbungen Alonzo's würde entfernt werden. — Allein ihr Frohlocken war zu frühe, zu übereilt. Sie dachte nicht an ihres Vaters unbeugsamen Sinn, der so leicht nicht einen Wunsch, der ihm so am Herzen lag, aufgab, der so leicht nicht den hassen konnte, den er einmal liebte, wie er dann aber auch den Haß nie fahren ließ, den er einmal gegen irgend Jemanden gefaßt hatte.

Als Alonzo sich durch eine lange Sieste erholt, durch Speise und Trank gestärkt, mit Hülfe seines Dieners seine Locken und seinen Anzug in Ordnung gebracht hatte, war es seine erste Sorge, des Oheims Unwillen zu versöhnen, und Elviren wieder zu besänftigen. Kalt nahm ihn Nunez auf. Alles bot Alonzo auf, sich zu entschuldigen. Seine ganze Ueberredungskunst wendete er an, und es gelang ihm, des Oheims Wohlwollen wieder zu erhalten. Sicher gemacht dadurch, und rechnend auf seine Redegabe, trat er unangemeldet in Elvirens Gemach. „Ach!" rief diese ihm entgegen, „mein edler Vetter! Habt Ihr Eure Anstrengungen um den frechen Buben schon ausgeschlafen? Es thut mir leid, daß Ihr Euch meinetwegen hierher bemüht!" Er stotterte etwas daher, konnte aber den rechten Fluß der Rede nicht gewinnen. Er fühlte zu tief, wie verächtlich er da stehe. „Ich muß Euch um Vergebung bitten," fuhr Elvira fort, „daß ich so kühn war, Euch solche Unbühr zuzumuthen. Ihr hättet vielleicht Euer Sammtkleid verletzt, oder gar Schaden genommen an Eurem edlen Leben. Ich Thörin

glaubte, die oft vorgewinselte Liebe könne doch ein Opfer bringen! Seid indeß ohne Sorge, Vetter, zum zweiten Mal soll Euch solche Zumuthung nicht mehr angemuthet werden. Daß Ihr aber ganz davor sicher seid, wünsche ich, daß Ihr so fern von mir Euch haltet, als es nur immer möglich ist!" — „Ihr laßt mich hart büßen, Doña!" sagte er, „aber hört doch auch meine Entschuldigung!" — „Mir ist unwohl Vetter! Seid so galant, Euch zu entfernen. Nehmt dann auch zugleich die Lehre mit, daß es nur einem frechen Perfumer zu vergeben ist, wenn er sich unangemeldet in ein Frauengemach drängt, wo man ihn zumal so ungern sieht, wie etwa Euch hier!" — Da stieg die Zornesgluth in die Wangen des edlen Hidalgo. Er verbeugte sich leicht mit einer höhnischen Miene und ging. Aber da erst, als Elvirens liebliches Bild nicht mehr vor seinen Augen stand, als das Dach seines Oheims ihn nicht mehr bedeckte, da erwachte sein Zorn und wuchs und flammte wild, und die Rachsucht gesellte sich zu ihm und die beleidigte Eitelkeit. „Mir," rief er, sich mit geballter Faust vor die Stirn schlagend, „mir, einem Verwandten, mir, einem spanischen Obristen, so zu begegnen!? Das fordert Rache! O, ich will sie nehmen an ihr, ich will sie nehmen schrecklich!" Er schritt den Weg hinauf und wieder herab in wilder Zornesgluth und sah und hörte nicht. Von fern aber sah ihm ein zerlumpter Spanier zu, der in seinen Lumpen eben den untrüglichen Beweis seines ausschweifenden Lebens trug, und auf seinem Gesichte den Ausdruck einer unbeschreiblichen Spitzbüberei und Verfunkenheit. Er beobachtete den Obristen eine Weile, und dann sprach der Mensch zu sich: „Ob ich's ihm sagen soll? Mir scheint's, es hat ihm schon Einer das Geheimniß verrathen, sonst würde er nicht so wahnsinnig sich geberden. Muth hat der Milchhaut nicht, und vielleicht gelingt es mir, doch etwas zu verdienen. Wohlan, ich versuche mein Heil!" Er näherte sich leise dem Glühenden mit tiefer Devotion. „Verzeiht, edler Herr! wenn ich Euch in Euren Selbstgesprächen unterbreche," hob er an, „allein die

Wichtigkeit meiner Eröffnungen wird mich in Euren Augen entschuldigen." — Alonzo stutzte und sah ihn groß an. „Was willst Du?" fragte er barsch. — „Wenig für Vieles, Kleines für Großes!" entgegnete listig lachend der Spanier. „Dann bist Du sehr bescheiden," fuhr in gleichem Tone jetzt Alonzo fort, „aber was ist denn das Wenige und das Viele?" — „Die Zusage des Wenigen wird das Viel mehren oder mindern!" — „Aha, Du willst Gold?" — „Was soll ich's leugnen? — Ja! ich brauche viel, und habe wenig. — Doch im Ernst, ich bin durch einen Zufall in den Besitz eines Geheimnisses von unendlicher Wichtigkeit gekommen. Was wollt Ihr geben?" Alonzo ahnte etwas und versprach viel. „Wohlan," hob, als er das Gold in einem Lederbeutel in Händen hatte, der Spanier an, „so wißt, ehe zwei Tage herumschleichen, wird Gonzalez Pizarro mit einer ansehnlichen Truppenbegleitung vor Lima erscheinen, um es zu erobern. Denkt an Euer und der Eurigen Wohl und Leben!" Alonzo stand bleich vor Schrecken da. Er fragte weiter, aber erst, als er auf's Neue Gold gegeben, fuhr der Spion fort, ihm die genauesten Umstände anzugeben, und ihn auf die Unmöglichkeit der Erhaltung der Audienzia gegen Pizarro aufmerksam zu machen. Eiskalt rieselte der Schrecken durch des Helden Glieder. Noch eine Spende bewirkte des Spions anderweitige Verschwiegenheit.

Alonzo's erster Gang war nach dem Hafen. Der Schiffshauptmann, der ihn herübergefahren, stand mit ihm auf sehr vertrautem Fuße; zu ihm begab er sich. Eine lange, beinahe zweistündige Unterredung hatte er mit ihm. Kaum war Alonzo heimgekehrt, so schloß er sich in seine Gemächer, packte mit Hülfe eines sehr treuen Dieners seine besten Sachen, Gold und dergleichen ein, und ließ sie am Abend still auf das Schiff bringen. An seine Pflicht dachte er nicht, oder wollte nicht daran denken. Die spanischen Offiziere, welche die Amnestie angenommen hatten, frohlockten leise über die Unwissenheit der Audienzia und das glückliche Gelingen ihres Plans, da Alonzo und seine Truppen nichts zu ahnen schienen.

Als die Dämmerung ihren Schleier über Lima hingebreitet hatte, und schon hin und wieder ein Sternlein oben in der Bläue flimmerte, saß Nunez in Pizarro's goldbeschlagenem Lehnstuhl in seinem Kabinet. Sehr ernste Dinge beschäftigten ihn, und die Düsterheit, die ihn umgab, ließ seinem Geiste ganz den geeigneten Spielraum, darüber reiflich nachzudenken. Indem er so da saß, hörte er leise Tritte auf dem Corridor, dachte aber, es sei der Seinigen Eines, das ihn nicht stören wolle; aber es dauerte zu lange, und er rief. Da öffnete sich die Thüre und herein trat die hohe, edle Gestalt eines Mannes, der jetzt fragte: „Adelantado, seid Ihr's selbst?" — „Ich bin's," erwiederte nicht ohne Verlegenheit Nunez, „was willst Du, Fremdling?" — „Euch warnen, edler Herr, denn Ihr seid verrathen!" Da sprang Nunez auf, in seiner Hand blinkte der Dolch, und so trat er auf den Unbekannten zu. Dieser bat ihn ruhig zu bleiben und ihn anzuhören, und fuhr fort: „Unter der alten Besatzung Lima's, welche Eure Vergebung annahm, ist ein meuterisches Complott. Gonzalez Pizarro rückt schon mit nicht unbedeutender Macht gegen Lima. Euch und die Audienzia wird man in seine Hände liefern. Eben jetzt sind die Meuterer versammelt, zu berathschlagen bei dem Hauptmann Esculvedo, wo Ihr sie Alle aufheben könnet. Nehmet Eure Maßregeln gut, und rettet Euer Weib und Kind!" — „Sprichst Du Wahrheit!" fragte Nunez. „Wollte Gott, ich hätte gelogen!" sprach der Fremdling, „es würde viel Blut unvergossen bleiben!" — „Sprich, wer bist Du, Fremdling, daß ich Dir Deine Treue lohne!" sprach Nunez. „Ich bedarf keines Lohnes," erwiederte dieser, „nur die Sorge für Euer Wohl hat mich geleitet. Seid vorsichtig und lebt wohl!" Mit diesen Worten war er zur Thüre hinaus, und der nacheilende Nunez fand ihn nicht wieder. — Ein Diener rief sogleich Alonzo und die Audienzia zusammen. Nunez selbst stellte sich mit Alonzo, der keine rechte Lust bezeigte, an die Spitze einer Rotte, um die Verschwornen gefangen zu nehmen. Man fand sie,

wie der Unbekannte gesagt hatte, bei Escalvedo, aber Einige entsprangen. Nun gab es Lärm in Lima's Straßen. Die bisherige Ruhe und Sicherheit contrastirte sehr mit dem Kriegswesen, das jetzt vorherrschende Beschäftigung Aller wurde. Waffen, Waffenübungen und Waffenglanz überall. — Allein wie nothwendig war es doch auch! Schon nach wenigen Tagen stand drohend Gonzalez vor dem Walle Lima's, den er einst selbst unter seines Bruders Leitung hatte aufwerfen helfen, dessen schwache Stellen er also auch am besten kannte. Die Angriffe waren ernst, wurde aber ebenso zurückgewiesen. Pizarro's Truppen fingen an auszureißen, und es verging kein Tag, wo nicht zehn bis zwanzig Ueberläufer eingebracht wurden. Eine unbegreifliche Verblendung ließ Nunez diese Leute sogleich den Rotten einverleiben, und hinderte ihn, den schlauen Plan Pizarro's zu durchblicken. Sicher gemacht durch ihre wachsende Stärke, wurden die Belagerten nachlässig, und Alonzo, dem die Außenwerke anvertraut waren, verließ oft seinen Posten. Es war am Tage St. Jago's, als er wieder in die Stadt sich begab, und indeß Lima's Einwohnerschaft sorgloser Ruhe sich hingab. Die Nacht war finster. Dicke Gewitterwolken hingen drohend am Himmel. Diese Nacht war es gerade, die Gonzalez Pizarro zur Ueberrumpelung der Stadt ausersehen hatte. Die Ueberläufer rotteten sich zusammen. Die Gefängnisse, in denen die meuterischen Offiziere saßen, wurden geöffnet, Pizarro's Anhänger in Lima schlossen sich an, und ehe noch die Mitternacht kam, war Pizarro in der Stadt und das Blutbad begann. Das wilde Waffengeräusch weckte Nunez. Er eilte heraus, da sah er schon, wie es stand. Er lief hastig hinauf, Weib und Tochter auf die Schiffe in Sicherheit zu bringen. Er riß sie mit sich fort. Aber schon pfiffen ihnen die Kugeln um die Köpfe, und ehe sie noch den Hafen erreichten, hatte Elvirens unglückliche Mutter einen Schuß in die Seite erhalten, daß sie niedersank. In demselben Augenblick faßte Jemand die Verwundete, lud sie auf seinen Arm, und eine bekannte

Stimme rief: „Fort in den Hafen, die Verfolger sind uns auf der Ferse!“ Alle eilten betäubt fort. Aber ein entsetzlicher Anblick wartete ihrer im Hafen. Alle Schiffe standen in lichten Flammen — nur eins segelte weg. „Das ist das Schiff, auf dem Euer Neffe Alonzo sein Leben in Sicherheit bringt,“ sagte der Mann, der die Verwundete trug. „Für Euch ist nur noch eine Rettung möglich. — Steiget dort in das Boot und vertraut Euch mir an!“ Da blickte zuerst Elvira ihn an, und im Widerscheine der brennenden Schiffe erkannte sie Huaskar. Sie zog den Vater mit sich fort und in das Boot hinein. Sanft legte Huaskar den Leichnam der Mutter in die Arme der Jammernden, und stieß das Boot vom Ufer, um das jenseitige, das für den Augenblick die erste Sicherheit hatte, zu erreichen. Dort wartete seiner Halipa und mehrere treue Peruaner, welche nun das Boot rüstig den Strom hinanzogen.

Auf Nunez' und Elvirens Seelenzustand ruhte der Schleier! Willenlos ließen sie sich weiter bringen. Als der Morgen tagte, erreichten sie eine Bucht, welche hohe Felsen einschlossen, so daß sie dem forschenden Auge, das sie nicht schon kannte, unbemerkbar blieb. Durch überhängendes Gestrüpp, durch Schlingpflanzen bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet, war sie von der Landseite vollends gesichert. Hier hielten sie einen Tag Rast, während ein Peruaner als Kundschafter wieder nach Lima ging, und am Abend die frohe Botschaft brachte, man glaube dort, der Adelantado sei mit dem einen Schiffe, welches dem Complott entging, entflohen. Froh vernahm Huaskar den Irrthum, welcher die sichere Rettung der Geliebten ihm verbürgte. Rüstiger noch führen sie diese Nacht hindurch. Die Sternenpracht des südlichen Himmels leuchtete freundlich auf sie herab. — Am folgenden Morgen fanden sie schon am Ufer die alten Urwälder. Nun wurden Tragbahren geflochten für Elviren und den Leichnam der Mutter, die man erst eine Tagreise weiter bestatten wollte. Als sie den von Huaskar erwählten Ort

erreicht hatten, entfernte sich dieser und grub ein Grab für die Mutter der Theuren; und als es gefertigt war, trugen sie unter den religiösen Gesängen, die Las Casas sie gelehrt, den Leichnam dahin und versenkten ihn. Stumm waren Vater und Tochter gefolgt; aber jetzt, wo sie den Leichnam hinabsenkten, jetzt brach der wilde Schmerz aus. Selbst tief ergriffen, tröstete sie Huaskar mit der Hoffnung des Wiedersehens. Es hielt ihm außerordentlich schwer, Cpiren und Nunez von dem Grabe der Mutter und Gattin hinwegzubringen; dennoch gelang es endlich Huaskar. Und nun zogen sie durch Wälder am Andengebirge hin, bald hinauf, bald hinunter. Niemand sprach, denn den Schmerz ehrte man. Voll Sorge und Bekümmerniß hatte Las Casas bereits Tagelang seines Huaskar und Halipa gewartet, und immer kamen sie noch nicht, obgleich sie diese Tage, als die ihrer Rückkunft, bestimmt angegeben hatten. Ueberhaupt war Huaskar seit Kurzem dem Greise ein Räthsel gewesen. Oft war er Tagelang abwesend, aber stets heiter kehrte er zurück, schwieg aber hartnäckig, indem er stets behauptete, er habe etwas recht Gutes im Werke, das er aber erst, wenn es werde vollbracht sein, enthüllen könne. Bald darauf nahm er Halipa und sechs Peruaner aus Mimoalg mit sich. Lächelnd trat er beim Abschiede vor Las Casas. „Segnet mich, mein Vater," bat er, „denn ich gehe an ein ernstes Werk, Menschenrettung heißt es, und dazu hilft Euer Segen." Las Casas legte gerührt seine Hände auf des Jünglings Haupt. „Gott segne Dich und nehme Dich in seine Obhut, und führe Dich glücklich zu mir zurück" — Huaskar küßte des Greises Hand und eilte leuchtenden Antlitzes von dannen. Las Casas aber ahnete nicht, was es war, das den Jüngling so beschäftigte. Doch das Wort „Menschenrettung" beruhigte ihn. —

So wartet der Greis lange auf ihre Zurückkunft. Sie kommen nicht. Immer unruhiger wird er. In der Wohnung wird es ihm zu enge. Er verläßt sie und will den Weg nehmen, den Huaskar mit Halipa gegangen. Da begegnete ihm ein Peruaner, der Lima's

Fall, das Verbrennen der Schiffe, den Untergang der Audienzia ihm meldet; und nun wächst seine Angst über seine Besonnenheit hinaus, und martert ihn fürchterlich. Er beweint seiner beiden Lieben Tod. Doch bald ist seine Angst vorüber, denn er sieht am andern Morgen den Zug die Anhöhe herauf kommen, erkennt Huaskar und Halipa, und fällt nieder, dem Herrn für ihre Erhaltung zu danken. — Jetzt naheten sie, und beide, Huaskar und Halipa, fallen in Las Casas' Arme. — „Wen bringst Du mir denn?" fragte freundlich der Greis. „Das ist Don Nunez Vela, der Vicekönig von Peru, dessen Tochter Elvira diese!" sagte er, und führte den nicht wenig erstaunten Greis zu ihnen, die nun des Lobes ihres Erretters kein Ende fanden. Froh, daß es seinem Huaskar gelungen war, das edle Werk zu vollführen, führte sie Las Casas in die Hütte. Aber ein tiefer Kummer lag auf den Zügen der beiden Geretteten. Las Casas fragte, ob sie vielleicht geliebte Angehörige in den Händen des blutgierigen Gonzalez gelassen? — Aber da erzählte Nunez seiner Gattin Mord, und auf's Neue wurden ihre Wunden aufgerissen, und auf's Neue rannen die Thränen des Schmerzes. Doch auch am Balsam des Trostes gebrach's nicht, da Las Casas sich dazu berufen fühlte, ihr Tröster zu sein. Huaskar stand an die Thüre gelehnt, seine Seele lag im Blicke, sein Blick ruhte auf Elviren. Las Casas' Wink erinnerte ihn an die nöthige Sorge für das Hauswesen. Indeß Huaskar für seine geliebte Elvira das Mooslager bereitete, kniete sie am Altar in der kleinen Kapelle, die Las Casas errichtet hatte, und betete mit dem Vater recht fromm und innig, und dankte der Vorsehung für ihre Errettung. Zurückgekehrt in die Hütte, fanden sie das frugale Mahl aus Früchten, die Peru hervorbringt, und Huaskar suchte das Köstlichste Elviren heraus, und ihr dankbares Lächeln war Himmelslohn für ihn.

So begann nun ein Leben in paradiesischer Ruhe und patriarchalischer Einfachheit. Elvira theilte Huaskar's Beschäftigungen oft, und erhöhte dadurch sein Glück. Je sanfter der Schmerz um die

geliebte Mutter wurde, desto inniger neigte sich ihre Seele zu ihm, und oft standen Beide im Strahle der untergehenden Sonne, sich innig umschlungen haltend. Und dennoch war kein Wort wegen ihrer Gefühle über ihre Lippen gekommen, obwohl oft Elvira ihrer zweifachen Lebensrettung gedachte. Wie erstaunte aber Nunez, als er in Huaskar'n, seiner Tochter Retter, seinen Retter kennen lernte. Wie zog er den erglühenden Jüngling an seine Brust, und wie dankbar sprach er: „Ich bin Dir hoch verpflichtet!" Da erntete Las Casas die Früchte seiner Saat, und sein Herz war glücklich. Halipa, der Huaskar's Liebe kannte, that Alles, die Liebenden einander näher zu bringen. Las Casas aber bemerkte nicht ohne Sorge die wachsende Liebe Huaskar's und Elvirens. Ihm war es klar geworden, welches Elend für die Liebenden aus dem Stolze des Vicekönigs erwachsen konnte, den er edel und gut, aber festhaltend an den Standesunterschieden fand, wie es nur immer ein Kastilianer sein konnte. Doch vertraute der Greis dem Himmel, der so sichtbar das Band dieser Liebe geknüpft, geschützt und erhalten hatte.

In dem schönen Zusammensein Huaskar's mit der Geliebten erschlossen sich die verwandten Seelen bald, und schlossen sich unauflösbar aneinander in einer Liebe, wie die Liebe der Engel. Nur für sich lebten sie, nur für sich hatten sie Sinn. Nicht an die Zukunft dachten sie, da die Gegenwart sie mit Rosenketten umfing. Alle die Schönheiten jener Gegend wies Huaskar der Geliebten. Die schönsten Blumen pflanzte er ihr, die herrlichsten Früchte pflückte er ihr. Den lieblichen Agami, der Vogel Amerika's, der des Menschen Nähe sucht, und nur in ihr sich wohlgefällt, zog er ihr groß; den herrlichen Flamingo zähmte er ihr. Alles, was der Jüngling vermochte, Alles, was seine Liebe ersinnen konnte, suchte er zu Elvirens Freude zu verwirklichen. Ach, sie erkannte es an, sie liebte so innig. Sie hatte immer einen Blick der Liebe, ein Lächeln, ein freundliches Wort, einen sanften Druck der Hand für

ihn, der ihn unendlich glücklich machte. — Nunez lebte für die Außenwelt. Ihm lag nur der Zustand Lima's, die Schicksale seiner Freunde am Herzen. Daher mochte es wohl kommen, daß er die wachsende Liebe Elviren's und Huaskar's nicht wahrnahm.

So war Peru's Winter, die Regenzeit, vorübergegangen, und wieder grünte und blühte und reifte Alles, üppiger und schöner, als eines Tages Halipa aus der Gegend von Lima zurückkehrte und die traurige Kunde von dem Wüthen Pizarro's gegen Nunez Freunde brachte, und von dem Zustand entsetzlicher Willkür und Grausamkeit, unter welchem Lima seufze. Das war ein harter Schlag für Nunez, doch der zweite war, wo möglich, noch härter und erschütternder für die Ruhe ihrer Tage. Auf eine unbegreifliche Art hatte sich das Gerede verbreitet, Don Nunez sei noch in Peru und halte sich verborgen. Ueberall hatte Gonzalez Späher ausgesandt, darum meinte Halipa, es sei rathsam, den Ort zu verlassen, da zudem der grimmige Gonzalez jetzt mit Bestimmtheit wisse, daß Las Casas der Urheber davon gewesen, daß die Audienzia nach Peru gekommen sei, und diesem den Tod geschworen habe. Allein sowohl Las Casas, als Don Nunez, schienen wenig Gewicht hierauf zu legen, indem die Entfernung von Lima ihnen Sicherheit genug zu gewähren schien.

4.

Die Morgenandacht in der Kapelle war eben beendet. Im traulichen Gespräche lustwandelte Huaskar mit Elviren im Schatten des Waldes, während Nunez mit Las Casas im Strahle der Morgensonne auf der Bank saßen, welche Huaskar vor der Hütte errichtet hatte. Eine Weile schon schwieg Nunez und blickte mit gefurchter Stirne über das Peruanerdorf hin. Die Gedanken waren jenseit des atlantischen Oceans. „Schon lange," hob er endlich zu Las Casas gewendet, an, „schon lange bin ich jetzt hier in unthätiger Verborgenheit; was wird der Kaiser, mein Herr, von

mir urtheilen? Werde ich seine Gnade nicht verlieren? — Wer weiß, welche Gerüchte die Verleumdung, die am Hofe nie ruht, ihm zu Ohren bringen? Meint Ihr nicht auch, ehrwürdiger Vater, daß es wohlgethan sei, wenn ich suche nach Spanien zu kommen, um Truppen und Mittel zu holen, den Wüthrich endlich zu stürzen? — Nur so kann ich meines Namens Ehre retten, nur so meine Stelle behaupten, nur so die Wahrheit zu dem Ohre meines Monarchen bringen!" — „Einerseits," sprach erwiedernd Las Casas, „habt Ihr Recht, und ich muß Euch ganz beistimmen, allein auf der anderen Seite dürfet Ihr die Schwierigkeiten nicht übersehen, die die Ausführung solch eines Planes nothwendig hat." — „Und welche meinet Ihr denn?" fragte der Vicekönig. „Zuerst bedenkt," versetzte Las Casas, „daß es Euch an allen Mitteln zu solchem Unternehmen fehlt; sodann vergesset nicht, daß alle Häfen, wo etwa Schiffe liegen, von den Anhängern Pizarro's besetzt sind, denen Ihr nicht entgehen würdet. Und für's Dritte ist zu erwägen, daß eine Landreise bis zu den Küsten des abendlichen Meeres mit Mühseligkeiten und Gefahren verbunden ist, die den abgehärteten Sohn der Wälder aufrieben, falls er's unternähme, wegloſe Wildnisse, reißende Ströme und himmelhohe Felsen und Steppen zu durchwandern, wie vielmehr Euch, edler Herr, und Elviren?" Die Gründe fielen mit Centnerlast auf Nunez' Brust. Ihre Wahrheit war unbezweifelbar. Aber Nunez gehörte zu den Menschen, deren Eigensinn mit den Hindernissen wächst, die sich ihren Plänen entgegenstemmen. Nun war der Funke in seine Seele gefallen, jetzt glühte er auf und der Gedanke verfolgte ihn überall. Er brütete stundenlang darüber, und immer standen Las Casas' Gründe ihm dennoch entgegen. Das stimmte ihn mürrisch. So oft sich Gelegenheit darbot, nahm er den Gegenstand von Neuem auf, um ihn von allen Seiten zu erwägen. „Wir müssen nach Spanien, Elvira," sagte er beim Mahle zu dieser, „wenn nicht mir das Schicksal soll beschieden sein, immer in den Wildnissen Peru's als

Flüchtling umher zu irren.“ Elwina erbleichte. „Wäre es denn nicht schon hier genug, um immer zu bleiben, mein Vater?“ fragte sie bebend. „Thörichtes Mädchen!“ schalt unwillig Nunez, „bedenkst Du nicht Deinen und Deines Vaters Stand? Mich ruft die Pflicht und die Ehre, Dich die Pflicht des Kindes!“ Leise war Huaskar bei diesen Worten hinausgeschlichen, und draußen stand er an den Stamm der Palme gelehnt, die er selbst gepflanzt. Las Casas hatte sein Erbleichen bemerkt. Er folgte bestürzt dem Jünglinge, der an seine Brust fiel und klagte: „Vater, mein Vater, ich soll sie wieder verlieren, an die meine Seele nur denkt, die ich so unendlich liebe!“ — Der Greis drückte ihn an sich. „Sei ruhig, mein Sohn,“ sprach er, „noch ist sie Dir nicht entrissen. Noch thürmen sich Hindernisse entgegen, die Nunez nicht überwinden kann!“ — So suchte er ihn wieder zu beruhigen, aber er zitterte für des Jünglings Glück.

Sie kehrten in die Hütte zurück, doch die heitere Stimmung war verbannt. Kummer lag auf allen Gesichtern, und eine peinliche Stille herrschte. Das zerstörte Gesicht Halipa's, der jetzt hereintrat, weckte Alle aus ihrem Hinbrüten, in welches sie versunken waren. „Ich habe eine schreckliche Kunde zu bringen!“ sagte dieser bebend. „Alle Anzeichen eines furchtbaren Erdbebens sind vorhanden.“ Schrecken ergriff Alle, denn sie Alle hatten von Peru's furchtbaren Erdbeben gehört, ohne jedoch je ihre schrecklichen Wirkungen erfahren zu haben. „Welche Anzeichen hast Du?“ fragte Nunez. „Eins der fürchterlichsten Gewitter,“ versetzte Halipa, „das wohl je über Peru's Berge seine Wuth ausgelassen, zieht sich zusammen. — Hört Ihr nicht schon den Donner? — Eine außerordentliche wellenförmige Bewegung der Luft, begleitet von einem dumpfen Getöse, das Ihr auch hören könnt, ist schon wahrzunehmen. — Doch kommt selbst,“ fuhr er fort, „denn in diesen Wänden ist ohnedem Gefahr.“ Er zog sie hinaus, und sie fanden wie er's gesagt. Schon hörte man das Jammergeschrei der Thie-

wohner des Dorfes, die ihre Hütten verließen. Jetzt eilte athemlos Huaskar herbei, ergriff Elvira's Hand, winkte den Uebrigen, rasch zu folgen. Im Fluge ging es fort, bis sie einen großen, freien Platz des Waldes erreichten. Mit jedem Momente wurde die Hitze drückender. Die Luft war siedheiß; die wellenförmige Bewegung derselben dauerte fort; das Getöse nahm mit jedem Augenblicke zu — der Donner brüllte in die Thäler und wider die Anden mit einer Gewalt, die unaussprechlich ist. — Der Himmel war ein Feuermeer von Blitzen. Jetzt schien ein Schwindel alle Vögel des Waldes ergriffen zu haben; sie flogen nicht mehr wie gewöhnlich, sondern schußweise, und hatten nicht mehr die Kraft, ihren Flug zu lenken; wider Bäume und Menschen stießen sie, und fielen betäubt zu Boden. Das Geheul der Tiger und Unzen und Brüllaffen war fürchterlich. Jetzt hörte man deutlich ein schreckliches Getöse in der Erde, und, als ob die Erde in Zuckungen verfallen sei, so wurde sie gehoben, und senkte sich wieder. Aber immer gewaltiger wurden die Zuckungen, so, daß Alle sich niederlegen mußten, dem Herrn ihre Seele empfehlend. Plötzlich hörte das Gewitter auf. Eine dichte Finsterniß umfing sie. Ein Orkan heulte entsetzlich, nur noch einzelne Blitze zuckten durch die Luft, aber um so entsetzlicher in dieser Nacht. Heftiger wurde das Erdbeben, heftiger das Geheul der Thiere und Menschen und das Getöse in der Erde. Kalter Schweiß stand auf allen Stirnen, und die Angst des Todes im Herzen, betete Jeder inbrünstig. Nur Daß Casas kniete in Mitten Aller und flehte um Schutz für die Geschöpfe zu Gott. Auf seinen Zügen lag nicht das Merkmal der Furcht, sondern die Verklärung der Andacht und die Heiterkeit des Gottvertrauens. Immer mehr Menschen strömten auf den freien Platz zusammen. So vergingen mehrere Stunden eines fürchterlichen Aufruhrs der Elemente. Da ließen allmälig die Stöße nach, ein sanfter Regen fiel, und die Sonne trat hinter dem schwarzen Gewölbe hervor, und bildete einen Regenbogen, und Las

Casas deutete darauf hin und sprach: „Der Herr ist barmherzig!“ und Alle stimmten an: „Herr Gott, dich loben wir!“

Als nun wieder Frieden in der Natur war, da eilte Jeder nach seiner heimischen Hütte; aber zwei Spanier, die Gonzalez Pizarro als Späher ausgesandt hatte, sahen nicht sobald Nunez hier, als sie eilends den Rückweg antraten, bis dahin, wo eine ganze Rotte lag, um nun endlich dessen sich zu bemeistern, den sie so lange vergeblich gesucht, und hier bei diesem schauderhaften Auftritt entdeckt hatten. Auch Nunez und die Seinen, nicht ahnend, welche Gefahr ihnen drohe, wandelten jetzt nach der Hütte zurück, noch ganz zerstört von dem Schrecken, den die verflossenen Stunden ihnen gebracht. Aber welches grausenhafte Bild der Zerstörung bot sich ihnen dar! Das Häuschen und die kleine Betkapelle lag in Trümmern, entwurzelt hatte der Orkan die Bäume rings umher. Alles war zerstört. Und so wie hier das Erdbeben gewüthet, gleichermaßen auch im Dorfe der Peruaner. Am Dorfe standen weinend die Menschen vor den Trümmern ihrer Wohnungen und hoben ihre Blicke voll Kummers gen Himmel. „Laßt uns nicht trauern,“ sprach Las Casas, „sondern danken dem Herrn, daß der Unseren keines fehlt, und wir noch leben! Eine Hütte bauen wir wieder. Mir aber will es vorkommen, als sei diese Zerstörung ein Fingerzeig des Himmels, daß wir uns einen sichereren Wohnort suchen, höher in den Anden.“ Sie stimmten ihm Alle bei; allein kaum hatte der Greis geendet, da nahte die Schaar der Spanier, und in ihren Händen war Nunez, ehe man an Widerstand denken konnte.

Sie rissen ihn mit sich fort in den Wald hinein. Starr vor Entsetzen standen Alle. Elvira sank mit einem Schrei in Ohnmacht. — Als Huaskar sie dahinsinken sah, da sprang er schnell hinzu, legte die Geliebte in Las Casas Arme, rief Halipa zu: „Laß uns ihn retten!“ und eilte in das Dorf. Sein Muth entflammte alle Einwohner. Mit Bogen, Pfeil und Speeren bewaffnet, eilten sie

den Spaniern nach. Gerade da, wo einst Huaskar Elviren's Mutter bestattet, lagen eben frohlockend die Spanier, ruhend von der Anstrengung, den gefesselten Nunez mißhandelnd, als von allen Seiten die Räuberschaar hereinbrach und mit ihren Spießen und Keulen die Spanier so wüthend anfielen, daß an kein Entkommen zu denken war für sie. Zwar widersetzten sie sich muthig, aber der Ueberfall war zu plötzlich, zu überraschend, als daß sie sich hätten ordentlich zur Wehre setzen können. Einige entflohen, die anderen kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Eben da Huaskar mit einem riesigen Spanier im Kampfe war, sah er mit einem Seitenblick, wie ein anderer anschlug, um Nunez zu tödten. Ein gewaltiger Hieb mit der Keule streckte seinen Gegner zu Boden, und ein zweiter traf die Schulter des Mörders, daß die Kugel hoch über Nunez Haupt hinausflog und der Mörder hinstürzte mit lautem Schmerzgeheul. Noch eine Weile dauerte der ungleiche Kampf, dann lagen alle Spanier, mit Ausnahme der wenigen Feiglinge, die entflohen waren, auf der Wahlstatt. Triumphirend löste Huaskar Nunez' Fesseln, und der Dankbare drückte seinen Retter an sein Herz. „Jüngling!" rief er aus, „Du bist mein und der Meinen Schutzengel; wie kann ich je Dir vergelten?" Aber Huaskar bat ihn, zu eilen, daß sie die Ihren wieder erreichten, denn ein Gedanke lag centnerschwer auf seinem Herzen, der an Elviren, die er leblos verlassen hatte. Schon standen die Sterne und die Sichel des Mondes am Himmel, da blinkte ihnen von Weitem das Feuer entgegen, das Las Casas am Stamm eines gewaltigen Acajou-Baumes angefacht hatte. Elvira war wieder erwacht, aber die Angst folterte sie schrecklich. Da hörte sie von Ferne das Jubeln der Sieger, die ihr den Vater brachten, den sie für verloren hielt, und den Geliebten, der auf's Neue sie sich durch diese That verpflichtet hatte. O, wie drang die Freude wieder so belebend durch ihr ganzes Wesen. Wie fühlte sie so tief die dankbarste Liebe für den Jüngling, der Alles für sie gewagt, das Höchste für sie vollbracht

hatte. Sie warf sich dem Jüngling an die Brust vor den Augen aller Gegenwärtigen, und drückte ihn an ihre liebende Brust. Huaskar wußte nicht, wie ihm geschah. Er war wie betäubt, jetzt, da sein höchster Wunsch erfüllt war. Freude leuchtete aus aller Augen, denn jedes Herz liebte ihn. Nur Nunez, so sehr er auch dem Jünglinge zum Danke verpflichtet war, nur er blickte ernst und mit einem mißfälligen Zucken des Mundes auf Elvira, die jetzt wieder in seine Arme flog. „Beherrsche Dich besser!" raunte er ihr in's Ohr, daß es eiskalt sie überlief, und sein Wort, wie ein Frühlingsfrost, die Blüthen der Freude mit einem Male zerstörte. Dann wandte er sich zu Las Casas, sprechend: „Mich däucht, unser Verweilen hier ist zur Unzeit. Meinet Ihr nicht auch, daß uns nur ein anderer, sehr verborgener Ort Sicherheit und Ruhe zu geben im Stande ist? Je länger wir hier weilen, je eher unsere Sicherheit gefährdet wird!" — „Ihr habt Recht, Abelantado!" erwiederte Las Casas, „Huaskar wird uns schon eine Stätte suchen. Nahen von hier ist im Gebirg eine trockene Höhle, in welcher wir einstweilen, da ihr Eingang überwachsen ist, hinlängliche Sicherheit finden, dahin laßt uns gehen!" — Als das Volk sich verloren hatte, um die Trümmer seiner Habe zu sammeln, und sich sodann eine andere Heimath zu suchen, entfernten auch sie sich, um von der Höhle Besitz zu nehmen. Hier aber stellten sich für Elvira Schwierigkeiten des Hinaufklimmens entgegen, ihr schwindelte vor der Höhe. Da nahm sie Huaskar auf seine Schulter und trug sie den Abhang hinan in die Höhle, darauf mit ebenso rüstiger Kraft Don Nunez und Las Casas. „Gottlob," sagte er, „jetzt seid ihr vor der ersten Gefahr gesichert. Ich aber eile in das Gebirg, eine Stätte zu suchen, die uns Allen Sicherheit darbietet, mehr als diese." Von den Segenswünschen Aller begleitet, wanderte er fürbaß, und weit hinaus sah er noch das Winken der Geliebten. Er durchstreift das Land nach allen Richtungen, immer am Gebirge hinziehend, aber er konnte keine Stelle finden, die als ein Hafen der Ruhe für

die Verfolgten, dennoch auch Elvira durch ihre Schönheit die Stunden der Einsamkeit versüße. Endlich traf er eines Morgens hoch im Gebirg ein Plätzchen, das jeder seiner Anforderungen gänzlich entsprach. Dicht von Felsen eingeschlossen, nur durch eine schmale Felsspalte zugänglich, fand er ein kleines Thal. Himmelhoch thürmten sich die Wände von allen Seiten auf; herrliche Bäume standen ringsum, und ein köstlicher Rasenteppich breitete sich unter ihnen aus. Tief im Hintergrunde murmelte eine krystallhelle Quelle und verbreitete, rings umgeben von duftenden Stauden und Blumen, die lieblichste Kühle. Hier, und nirgends sonst, ist der Ort der Ruhe für sie, sagte er zu sich selbst, und trat, sorgfältig den Weg sich bezeichnend, die Rückwanderung an. Er sammelte Ananas und die köstliche Persimonpflaume, nebst der von den Spaniern sogenannten Avocatobirne, um der Geliebten sie zu bringen.

Spät eines Abends, nachdem er vierzehn Tage entfernt gewesen war, traf er in der Höhle ein. Schon hatte der Schlaf Alle in seine Arme genommen und fest an seine Brust gedrückt. Lange stand der liebende Jüngling vor der schlummernden Geliebten, und betrachtete mit süßem Entzücken das liebliche Wesen, auf dessen Zügen der Zauber der engelreinsten Unschuld thronte, dann legte er seine Früchte und Blüthen leise neben sie hin und schlich hinaus, daß nicht Jemand erwache. Und frühe, mit dem ersten Lichtstrahle, der in die Höhle fiel, erwachte Elvira. „Huaskar," seufzte sie, „wo wirst du jetzt sein?" — Da fiel ihr Blick auf die Früchte und Blumen, und wie ein Blitz durchzuckte sie die Freude, denn diese Zeugen seiner Gegenwart trogen nicht. Sie blickte auf Vater und Freund, — sie schliefen noch. Da schwebte sie leise, kaum mit dem Fuße den Boden berührend, hinaus, und — in ihren Armen lag Huaskar, und der erste Kuß inniger Zuneigung brannte auf ihren Lippen. Selige Momente des süßen Vergessens! — Herz an Herz standen sie so lange in der Umarmung, dann erst gewannen

für das Wort wieder, denn die höchste Wonne, wie der höchste Schmerz ist stumm. — Sie setzten sich nun nieder, und die Vergangenheit, das Werden ihrer Liebe that sich vor ihren Blicken auf wie ein Paradies. Aber auch die dunkle Zukunft trat ängstigend vor sie hin. Doch die Liebe sieht nur Licht, und auch das Dunkel hellte die Hoffnung auf, und das vollste Maß reinen Erdenglücks senkte sich in ihre Brust nieder. Sie traten mit den freudeglühenden Angesichtern in die Höhle, wo sie jetzt das Reden Las Casas' und Nunez' vernahmen, die freudig den Jüngling empfingen, und begierig der Schilderung ihres Asyles horchten. Und als das Mahl eingenommen war von Huaskar's Früchten, da brachen sie auf, den Ort der Ruhe zu erreichen.

Die Reise war sehr beschwerlich, und konnte nur sehr langsam fortgesetzt werden. Oft trugen Huaskar und Halipa Elviren große Strecken, damit nur nicht ihre Ermüdung die zarte Jungfrau krank mache. Nicht selten fehlte es an Lebensmitteln, und Halipa und Huaskar mußten die Wälder durchstreifen, um ein Wild zu erjagen, oder eßbare Früchte einzusammeln, um die Noth zu lindern, die oft sehr groß war. Immer aufwärts zogen sie, bis dahin, wo die Cordilleren ihre Arme westlich ausbreiten, um das gesegnete Thal zu umfassen, in welchem Quito lag, und der Maranhon oder Amazonenstrom seine Fluthen von den Anden hinab durch die breiten Ländertheile Südamerika's wälzt, um sich in den Schooß des westlichen Weltmeeres zu ergießen. Als sie nahe dem Orte waren, wo jetzt Xeberos liegt, machten sie auf Huaskar's Bemerkung, daß sie jetzt unfern ihres Zufluchtsortes seien, Halt. Er führte die Staunenden in das liebliche, friedliche Bergthal, und ein lauter Ausruf freudiger Verwunderung, den selbst Nunez nicht zurückhalten konnte, sagte ihm, wie gut er gewählt. Dankbar erquickten sie sich an der frischen Quelle, und unter dem heiteren Sternenhimmel ruhten sie die erste Nacht in ihrem verborgenen Zufluchtsorte. Mit dem andern Morgen begann der Bau einer Hütte, bei welchem Alle halfen, und bald

stand sie, Schutz und Obdach bietend, fertig da, und daneben baute sich Huaskar mit Halipa eine andere. Die nothwendigen Vorkehrungen waren nun getroffen, aber auch der kleine Vorrath von Lebensmitteln aufgezehrt. So Vieles bedurfte man, was man nicht hatte, und auch des Goldes ermangelten sie, um es in dem drei Tagereisen entfernten Pagta einzukaufen. Auch in dieser Noth wußte Huaskar Hülfe. Auf seinen Wanderungen hatte er reiche Goldminen entdeckt. Schweigend entfernte er sich eines Tages. Der Abend kam, aber Huaskar nicht. Besorgt um ihn, streifte Halipa in der Nähe umher, aber er fand ihn nicht. Sechs Tage vergingen, und der Jüngling fehlte. Jetzt ergriff Angst und Sorge jedes Herz, denn Alle erkannten es, daß ohne ihn nur Mangel und Elend ihr Loos in dieser Einöde sein würde. Elvirens Auge schwamm in Thränen, ihre Seele fand nirgends Ruhe. „Wird er verunglückt sein, oder ist er die Beute wilder Thiere geworden?“ fragte sie jammernd, allein wer konnte ihr sichere Kunde geben? Je länger er ausblieb, je trostloser sie, je trostloser Las Casas und Halipa wurden. Nunez bedauerte innigst Huaskar's Schicksal, aber es war etwas in seinem Gemüthe, was ihn darin dennoch etwas Gutes sehen, und seine Trauer nicht tief werden ließ. Sie saßen einst wieder kummervoll bei ihrem kärglichen Mahle, als sie Tritte vernahmen, und Elvira mit dem jauchzenden Ausrufe: „Mein Huaskar!“ die Thür aufriß und hinaus stürzte. Er war es. Beladen mit einer schweren Last mannigfaltigen Geräthes, einiger Matten und eiserner Werkzeuge, trat er, kaum athmen könnend vor Müdigkeit, in die Hütte. „Ach, Huaskar! mein theurer Huaskar!“ rief das Mädchen, ihn umschlingend, „wie hast Du mich betrübt, wie hast Du meine Seele geängstigt durch Dein Ausbleiben!“ sie schlang ihre Arme um ihn in der Freude ihres Herzens, jede Rücksicht vergessend. Huaskar drückte sie an sich, drückte Las Casas die Hand. Aber als er sie Nunez reichte, stieß dieser sie zornglühend zurück. „Was erkühnst Du Dich, Mensch?“ fragte er wild. — „Woher

wohnst. Du, Du die Freiheit, die Tochter des Adelantado, Deines Herrn, zu liebkosen, wie Deine Braut? Und Du, ehrvergessne Dirne," donnerte er der erbleichenden Elvira zu, „konntest Du so Deinen Stand vergessen, Dein Herz in thörichter Neigung an einen Peruaner zu hängen, und im Angesichte Deines Vaters ihn zu umarmen?" — Jetzt brach wild, wie der verheerende Waldstrom, des Kastilianers Adelstolz hervor, und riß rücksichtslos jede Schranke nieder, die die Dankbarkeit gegen Huaskar ihm hätte gebieten sollen. Elvira sank ohnmächtig dahin.

„Ihr seid ein harter Mann," sprach würdevoll Huaskar, „denn sonst würdet Ihr Eures Kindes schonen. Ich habe nicht gebuhlt um Elviras Herz. Frei hatte sie es mir ergeben. Meine Liebe zu ihr verberge ich nicht, denn sie ist rein und edel vor Gott, der nicht, wie Ihr, den Menschenwerth nach vermeintem Purpurmantel schätzt. Allein wisset, daß meine Liebe Eure Tochter nicht entadelt, denn in meinen Adern rollt edleres Blut, als in den Euren. Peru's Inkas sind meine Voreltern. Ich bin der rechtmäßige, geborene König meines Volkes! Aber ich fühle Scham in meinem Herzen, daß ich nur eines eitlen Ranges erwähnt habe, denn ich bin Christ, und des Christen Adel ist Christensinn und fromme Tugend. — Ich habe keine Rechte auf Elviren, und will keine haben — aber meine Liebe zu ihr kann kein Adelantado und kein Teufel mir rauben oder wehren. Ihr seid Herr über Euer Kind. Aber ich erinnere Euch an des Christen Pflicht, die milde die Schwächen Anderer richtet, sich der eigenen bewußt." Er sprach's und ging. — „War das die Sprache eines Peruaners?" fragte erblaßt Nunez. „Die Sprache der Wahrheit aus eines Peruaners Munde," versetzte Las Casas. — „Ihr habt unklug gehandelt, Don Nunez. Bedenkt, daß Ihr Euer Leben und Euer Lebensglück, das Leben Elviras allein diesem Jünglinge zu verdanken habt — und Ihr werdet wenigstens einsehen, daß Ihr, um dankbar zu sein, anders hättet handeln müssen, auch selbst dann, wenn Ihr

durchaus seine Liebe nicht hättet billigen können!" — Nunez schwieg. Er stand auf, und wusch Elvirens Wangen mit kaltem Wasser an. „Wo ist Huaskar?" war ihre erste Frage. „Beruhige Dich, Kind!" sprach Nunez, „er wird wiederkehren." Er selbst ging hinaus, den Jüngling aufzusuchen. Huaskar stand bei Halipa. Sein Haupt hatte er auf des Freundes Schulter gelehnt. Der Grand fühlte tief die Schmach, dem Jüngling freundlich zuzureden, und doch gebot es ihm die Klugheit. Er trat zu ihm. „Huaskar," sprach er, seine Hand fassend, „ich habe Dich tief gekränkt!" — „Seid ruhig, Adelantado, ich habe es vergeben und vergessen," fiel ihm Huaskar ein. „Sieh'," fuhr Nunez fort, „meines Volkes Sitten werden es nie zugeben, daß Elvira Dein Weib wird, so bitte ich Dich, laß ab von ihr! — Laß aber den Frieden wiederkehren in unsere Mitte!" — Huaskar sah ihn mit einem langen, durchdringenden Blick an. „Könnet Ihr dem Strome gebieten, Don, daß er zu seiner Quelle zurückfließe?" fragte er sanft. „Habt Ihr das Weib nie geliebt, das in meinen Armen starb?" Nunez fühlte, was Huaskar sagen wollte — aber er konnte keine Worte finden, ihm zu entgegnen. „Geht zu Elviren, sagt ihr, Huaskar werde sie ewig lieben, allein Huaskar denke edel genug, ein Opfer zu bringen, und wenn es sein Leben wäre!" Er trat feierlich hin vor Nunez, er erhob seine Hand gen Himmel. „Don Nunez," hob er an, „Ihr huldiget jetzt, wo Ihr Euch zwinget, mir freundlich zu sein, Ihr huldiget nur der Erinnerung an das, was die Vorsehung durch mich zu Eurem Besten geschehen zu lassen für gut fand; ich entbinde Euch hier vor Gott jeder Verpflichtung gegen mich. Vergesset, was ich Euch Gutes gethan, ich will vergessen, was ich von Euch erlitt und erleide! Gott sei deß Zeuge!" Er schritt stolz, im Gefühl innerer Würde an dem zerknirschten Kastilianer vorüber, ging in die Hütte, schloß Elviren in seine Arme, und drückte den Scheidekuß auf ihre Lippen. Dann trat er zu Las Casas, umarmte ihn, riß sich los, und flog zur

Hütte hinaus, durch das Thal und — war verſchwunden. Wie gehen hinweg über die erſten Tage, die dieſer Begebenheit folgten. Einen Rabenmantel der düſteren Schwermuth hatte dieſer Vorfall über Elviren und Las Caſas verbreitet. Nunez ſchien in Stunden, wo das Menſchliche in ihm über die Vorurtheile ſiegte, zu bereuen, was er gethan — aber dieſe Stunden waren ſelten. Er bewunderte zwar des Jünglings Edelſinn, den ſeine Selbſtverbannung bewies, aber er freute ſich auch deſſen, da dadurch, wenigſtens ſeiner Meinung nach, Elvirens Liebe nicht zunahm. Und von der in jeder Hinſicht, nur in dieſer nicht, allmächtigen Zeit hoffte er Heilung der kleinen Wunde. Er beobachtete ſcharf Elviren, daß ſie nicht heimlich den Jüngling ſähe, aber er fand keine Urſache zu dieſem Verdachte. — Aber der Gedanke, Peru zu verlaſſen, wurde mit jedem Tage lebhafter, und der Gedanke, aller Mittel beraubt zu ſein, je dieſen Wunſch ausführen zu können, fiel täglich ſchwerer auf ſein Herz. Der Gedanke an Alonzo's Verrätherei war minder lebhaft. Die Verbindung Elvirens mit ihm trat wieder lebhaft vor ſeine Seele. Das machte die Rückkehr nach Spanien und ihre Unmöglichkeit zu einer unausſprechlichen Qual für ihn. Elvira weinte, duldete und ſchwieg; Las Caſas ſeufzte und betete um Frieden für Huaskar. Aber jede Nachforſchung nach ihm war vergeblich. Halipa ſagte nichts, als: „Gott gebe ihm Frieden!“

Täglich wurde Nunez muthloſer, unzufriedener, unglücklicher. Er ſah ſeine Pläne unausführbar. Er ſah Las Caſas' Kummer, der ihm durch's Herz ſchnitt. Allein ſein Stolz ließ es nicht zu, ſeinen Kleinmuth bloß zu geben. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, des Vaterherzens beſſere Empfindungen laut werden zu laſſen. Und ſo wuchs ſeine Unzufriedenheit ſtündlich. Er hatte Niemanden, dem er ſich anvertrauen, dem er den Zwieſpalt ſeines Innern entdecken mochte. Nur in der Einſamkeit machte er in Selbſtgeſprächen ſeinem Herzen Luft. Hier behorchte ihn einſt Halipa. — Wenige Tage darauf fand Nunez eines Morgens vor ſeinem Bett einen Sack, und oben

darauf ein Palmblatt, in das die Worte eingeritzt waren: „Euer Wunsch ist, Peru zu verlassen; hier ist Gold, soviel Ihr bedürfen mögt dazu. Bis zum Tage St. Antoni werdet Ihr in Pagta ein Schiff finden, das den Namen „El Paz" führt. — Legt Las Casas' Mönchskleid an, und gebt Elviren Mannskleider, so möget Ihr Eures Wunsches Erfüllung finden. Gott geleite Euch!" — Ueberrascht las es Nunez wieder und wieder. Es war dem also. Gediegenes Gold enthielt der Sack. Er sprang auf und suchte Halipa. „Wer hat dies Blatt und das Gold gebracht?" fragte er ihn. „Ich weiß es nicht!" war seine Antwort, und sonst sprach er nichts. Das war zu viel für des Spaniers Ehrgeiz. Er kämpfte lange mit sich, ob er es annehmen solle; denn daß es von Huaskar kam, lag über jeden Zweifel erhaben. Sonst war Nunez' Ehrgeiz unüberwindlich. Hier siegte der Wunsch, nach Spanien zu kommen, über ihn. Er bat Halipa dringend, nach Pagta zu gehen, um die Wahrheit zu erforschen. Er weigerte sich. „Verlaßt Euch auf den Edelmuth eines Peruaners," sagte bitter Halipa, „und trauet ihm nur diesmal. Kann ich Euch sonst dienen, so befehlet, und es wird geschehen." Halb und halb schwankend in seinem Entschluß, traf er auf Las Casas. „Ehrwürdiger Vater," sprach er, „Euer Huaskar hat das Maß seiner Wohlthaten gegen mich voll gemacht; ich habe Gold und ein Schiff, um Peru in drei Tagen zu verlassen." Las Casas erstaunte. „O du edles Herz," rief er aus, „brich nur nicht unter diesen Opfern!" Dann fuhr er gerührt, sich zu Nunez wendend, fort: „Ich bitte Gott, daß Euch der Entschluß nie gereue; ziehet in Frieden! Verberget Euch wohl. Ich will Euch ein abgelegtes Priesterkleid geben, und von Huaskar's Kleidung für Elviren!" — Jetzt belebte die Freude Nunez' Herz. Er ging in die Hütte, aber Las Casas hat er, Elviren seinen Plan mitzutheilen. Der Greis fand sie, wie immer, in Thränen. Er war selbst verlegen, und wußte kaum, wie er das Wort aussprechen sollte, das sie erschüttern mußte. Sie selbst kam ihm zuvor. „Euch liegt

Etwas auf dem Herzen, mein Vater," sagte sie, „was Euch schwer wird herabzuwälzen. Ich ahne es. Ich sehe es an meines Vaters triumphirender Miene — wir verlassen Peru?" — „So ist es, mein Kind!" — „Wann, o sprechet, wann?" — „Uebermorgen, Elvira." — „Darf ich nicht mehr hoffen, ihn wiederzusehen hienieden?" fragte sie leise. „Frage so nicht mehr, meine Tochter! Gib die Hoffnung nicht auf, so lange der Himmel über Dir blau ist. Kennst Du die Wege der Vorsehung? Sie sind dunkel, räthselhaft, aber gütig und weise. Vertraue ihnen. Da, wo Du Nacht siehst, leuchtet vielleicht das Licht des Herrn!" „Vielleicht, sagtet Ihr, mein theurer Vater, vielleicht!? O, ich habe aufgehört zu hoffen, denn ich kenne das stolze Herz, den unbezwinglichen Willen meines Vaters. Nur noch einmal möchte ich Huaskar sehen, und dann — dann will ich gerne sterben, oder im Kloster meine Tage vertrauern!" „Hast Du nie gehört, daß das Schicksal auch den eisernen Willen des härtesten Menschen mürbe machen kann, meine Tochter? — Vertraue dem Herrn! Eure Liebe ist nicht das Werk der Sinnenweide. Euch hat der Himmel zusammengeführt. Er wird Euch wieder vereinen. Euer Trost ist süß, aber nur der Trost der Liebe für ein krankes Herz!" — „Werde ich ihn wiedersehen, ehe Peru's Küste sich im Nebel hinter mir verliert? — Antwortet mir, es ist meine letzte Bitte!" — „Willst Du Dir das Scheiden schwerer machen und ihm — Elvira? Bedenke das und gib den Wunsch auf. Auch Huaskar wird den Wunsch hegen, den Du nährst — aber er wird ihn männlich besiegen. Besiege auch Du ihn!" — Da warf sie sich an seine Brust, weinte lange, und sprach dann mit Entsagung: „Es sei also, wie Ihr wollet!"

Glücklich, wie Einer, dem ein lang genährter Wunsch erfüllt wird, dem sich unübersteigliche Hindernisse entgegengeworfen hatten, war Rumez, aber an den Blüthen seines Glückes nagte ein heimlicher Wurm — das Bewußtsein seiner Undankbarkeit gegen Huaskar, das Bewußtsein, Elvirens Herz durch diesen Schritt zu brechen; denn

das ſah er an den kummervollen Zügen der Jungfrau, an dem erloſchenen Auge. Aber dennoch zog's ihn fort, dennoch konnte er's nicht über ſich gewinnen, ſeinen beſſeren Gefühlen zu folgen. Der Antoniustag kam näher. Die Reiſe mußte angetreten werden. Die Prieſterkleidung verwandelte Nunez in einen Mönch, und ſeine finſteren Geſichtszüge mit den ſcharfen Linien paßten recht gut zu dem Kleid. Elvira war ein Jüngling, dem man das Seelenleiden, die Reſignation auf das Leben, und Alles, was es Wünſchenswerthes hat, wohl anſah. So trat Nunez vor Las Caſas. In ſeinem Scheidewort ſprach ſich ſein Dank aus und das Verſprechen, dermaleinſt, wenn Peru's Statthalterſchaft wieder in ſeiner Hand ruhe, nach Möglichkeit zu vergelten. Denn das konnte der ſtolze Mann nicht tragen, Wohlthaten anzunehmen, ohne zu vergelten, aber nur ſchien ihm Elvirens Hand an Huaskar ein zu großes Opfer des Dankes. Las Caſas ſah ihn wehmüthig an. „Mir," ſagte er, „habt Ihr nichts zu vergelten, und Huaskar hat ſeinen Lohn! — Doch kein Vorwurf beſudle die Scheideſtunde! Ziehet mit Gott, und findet Frieden und Glück jenſeit des Meeres! Dir, meine Tochter, Dir gebe der Himmel Geduld, Ausdauer, Ergebung und Hoffnung, und vor Allem Deinem Herzen Ruhe!" So ſprach er zu Elviren, die vor ihm niederſank und ſeine Kniee umſchlang. „Sagt Huaskar," bat ſie mit gebrochener Stimme, „daß ich ihn ewig liebe!" Muthiger, als es Las Caſas erwartet, erhob ſie ſich und ſagte zum Vater: „Laſſet uns gehen!" Aber als ſie am Ausgang des Thales ſtand, als jetzt der Strahl der Morgenſonne auf die Hütte fiel, ach, da brachen dennoch die Thränen ſtromweiſe hervor, und gewaltſam mußte ſie ſich abwenden. —

Der Gang nach Pagta hinab glich dem Gang auf das Schaffot. Ernſt und ſtill war er. Hinter ihr lag eine Welt voll Glück, vor ihr der Tod. Aber ihre Seele war ſtark. Sie blickte noch einmal zurück nach dem Thal, in dem ſie ſo glücklich geweſen. Nunez ſchwieg zu Allem. Es ſchien ein Panzer um ſein Herz zu liegen,

der jeglichem besseren Gefühle den Eingang wehrte. Nur die Richtung, in der Pagta lag, suchte sein Blick. Nach mehreren Tagreisen erreichten sie es. Das Schiff lag segelfertig. Es war ein spanisches. Als sie das Schiff bestiegen, und nun Elvira den Fuß in das Boot setzen sollte, da sank sie leblos in die Arme der Matrosen. Leblos brachte man sie in das Schiff. Die angewendeten Mittel jedoch brachten sie wieder in's Leben. Sie verlangte auf das Verdeck. Noch stand Halipa am Ufer, gleich als warte er ihres Scheidegrußes für Huaskar. Sie winkte ihm zu, — ging dann hinab in das Schiff, und ehe noch der andere Morgen tagte, war günstiger Wind eingetreten, und Peru's Küste war verschwunden, da Elvira noch einmal nach ihr hinblicken wollte. Von diesem Augenblick an war Elvira stumm wie das Grab. Die Außenwelt rührte sie nicht, denn sie trug in der Erinnerung eine Welt voll Blüthen und Seligkeit, während die Außenwelt einer Winterlandschaft glich, wo das entflohene Leben allen Gestalten traurige Merkmale aufdrückte. Seit die See unter ihm und Peru hinter ihm war, schien Nunez ein Anderer geworden zu sein. War er früher kalt gegen Elviren erschienen, so war er jetzt ganz der liebende, besorgte Vater. Allein Elvira hatte nur ein wehmüthiges Lächeln, gleich dem Sterbenden, der Hoffnung seiner Lieben sieht, während er den Tod in allen Gliedern fühlt.

Sie waren mit günstigem Wind einige Tagreisen gesegelt, als Nunez mit Schrecken wahrnahm, daß das Schiff die Richtung nach dem Lande nahm. Schon konnte man deutlich die Gegend von Lima unterscheiden und die Mündung des Stromes. Aengstlich wandte er sich zu dem Schiffshauptmann. „Ihr habt ja Euren Lauf geändert, Señor, mich däucht, wir nahten uns Lima?" — „Da habt Ihr ganz richtig gesehen!" erwiederte der wortkarge Seemann. „Aber was sollen wir denn dort? Unsere Reise geht ja nach Spanien!" — „Da irrt Ihr sehr!" war die Antwort des Schiffshauptmannes, „meinet Ihr, ich wollte das Gold verlieren,

welches Gonzalez Pizarro auf Euren Kopf gesetzt?" — „Auf meinen Kopf?!" fragte erstarrend Nunez. „Was habe ich mit Pizarro?" — „Haltet doch die Leute nicht für so dumm, Don Nunez," lachte Jener; „ich habe Euch erkannt, als Ihr mir nur unter die Augen kamet. Wolltet Ihr für einen Priester angesehen sein, so durfte Eurem Haupte die Tonsura nicht fehlen — das hattet Ihr nicht überlegt!" — „Schurke!" schrie Nunez, „so sollst Du lebend mich nicht dem Wütherich überliefern!" Er griff rasch nach seinem Dolch — aber schon hatten zwei nervigte Seeleute ihn gefaßt. — „Einstweilen," befahl kalt und gleichgültig der Schiffshauptmann, „fesselt ihn, daß er nicht wieder solche Thorheiten macht, bis ihm Pizarro die Mühe des Selbstentleibens erspart." Man fesselte Nunez und brachte ihn zu Elviren. Sie erschrak heftig und beklagte weinend das Schicksal ihres Vaters. Nun begann der Wettelfer der Liebe auch bei Elviren. Sie schien ihres eigenen Grams über dem des Vaters zu vergessen. Sie bot Alles auf, die starre Verzweiflung desselben zu verscheuchen und seine Seele mit Hoffnung zu erfüllen, an die sie doch selbst nicht glauben konnte. In laute Aeußerungen brach oft Nunez' Seelenzustand aus. Dann fluchte er seines Geschicks, dann klagte er sich selbst laut als den Urheber seines Elends an. — Bald hatten sie Lima erreicht. Ganz in der Stille begab sich der Capitän zu Pizarro, der freudig ihm die ausgesetzte Summe zahlen ließ und den Gefangenen mit Elviren in der Stille der Nacht in die Gefängnisse bringen ließ, die tief unter dem Palaste lagen, in dem einst Nunez für des Volkes Wohl gesorgt hatte. Den gefährlichen Gegner enthaupten zu lassen, war Pizarro's erster Gedanke. Doch Gonzalez Gemüth war so entmenscht nicht, wie das seines Bruders Francesco gewesen war. Er berief seine Freunde zum Rathe zusammen. Sie kamen. „Eine frohe Botschaft," sprach Pizarro, „habe ich Euch zu geben, Freunde; seit gestern ist Nunez Vela in meinen Händen." „Nunez?" fragten Alle erstaunt. — „Er wollte nach Spanien flüchten in Priester-

macht," fuhr Pizarro fort, „und hatte mit schwerem Gelde Lopez, den Befehlshaber des Schiffes „El Paz," gedungen zur Ueberfahrt; der aber erkannte ihn und lieferte ihn aus. Was dünkt Euch, hat er den Tod verdient?" — Escovedo nahm das Wort: „Den Tod verdiente Nunez nicht. Ihr wißt, ich war sein Freund, wahrlich! nie; allein er handelte gerecht." — „Auch," versetzte Alvarado, „möchte es klüger sein, ihn in sicherem Gewahrsam zu halten; sintemal Ihr nicht wißt, ob der Hof in Madrid durch Eure Geschenke günstig für Euch gestimmt ist. Und ist er es nicht, so könnte im schlimmsten Falle die Auslieferung Don Nunez Vela's Euch vor dem Tode schützen." „Du hast Recht, Alvarado," sprach Gonzalez, „und so sonnös auch Deine Rede schließt, so scheint mir's doch, als enthalte sie keine Unwahrheit! Also Nunez lebe, aber die Mauern meiner Gefängnisse sollen ihn bewahren, daß er mir nicht schädlich werde!"

5.

Nachdem Huaskar jene, das Innerste des stolzen Kastilianer's erschütternde Worte gesprochen, die Geliebte umarmt, und dem edlen Las Casas ein Lebewohl gesagt hatte, floh er in wilder Hast von dannen. Es war, als müsse er eilen, daß nicht das schwächere Herz ihm seine Pflicht schwer mache. In jenem Momente, wo Nunez zu ihm sagte: Laß ab von Elviren, denn meines Volkes Sitten gestatten nicht, daß sie je Dein werde, in jenem Momente faßte seine große Seele den Entschluß der Entsagung. Aber wie tief verwundet war sein Inneres! Seiner Liebe Hoffnung erblichen, sein besseres Gefühl und das Bewußtsein seiner Menschenwürde so tief verletzt, seine edlen Thaten so schnöde vergolten zu sehen, das nagte an des Jünglings edlerem Theile wie ein unheilbarer Krebs. Und dennoch gab ihm der Sieg über sich selbst manchmal eine anscheinende Ruhe. Ein Gedanke an Elviren aber riß diese wieder

nieder, und das alte Weh zog mit seiner ganzen erschütternden Gewalt wieder in seiner Seele ein. So litt er unaussprechlich, und doch wollte er nicht seiner Sehnsucht, Elviren wiederzusehen, nachgeben. Er hätte sein Wort gegeben, so wollte er es auch nimmer brechen. In der ersten Zeit seiner Entfernung hielt er sich in der Nähe des Thales auf. Da fand ihn der treue Halipa, und sank an des Freundes schwer belastete Brust. Lange hielten sie sich umarmt, dann brach Halipa's Unmuth in harte Worte über Nunez aus. „Laß ihn," bat Huaskar. „Ich habe ihm ja vergeben, so vergib auch Du ihm. Weißt Du nicht, Halipa, daß wir, wie Jesus, auch dem vergeben sollen, der uns den Mordstahl in das Herz stößt?" — „Wohl stieß er Dir den Mordstahl in's edle Herz, und dennoch vergibst Du ihm, Du große, edle Seele! Wohl, es sei, auch ich will ihm vergeben, weil Du es willst!" — Er drückte ihn wieder an seine Brust. Dann erzählte er ihm von Elviren, sagte ihm, daß sie nach ihm gefragt, sagte ihm, wie ihre Rosenwangen erblichen und des Auges Glanz erlösche. — Unaussprechlich ergriff das Huaskar's Herz und — doch bat er Halipa, jedes Wissen von ihm zu leugnen. „Vielleicht," sagte er leise, als zweifle er selbst daran, „vielleicht — findet ihre Seele Frieden." Sie nahmen nun Abrede, sich täglich zu sehen und Kunde zu geben. Huaskar gab Halipa den Auftrag, ihrem väterlichen Freunde Alles mitzutheilen. Er that's. Las Casas war tief betrübt über des Jünglings Schicksale; aber er mußte seine Handlungsart billigen. Er selbst versagte es sich, ihn zu sehen, um nur Elviren nicht ahnen zu lassen, daß Huaskar in der Nähe sei. Nun sammelte der Jüngling täglich die herrlichsten Früchte und Halipa holte sie ab. Ach, oft küßte er sie, weil er hoffte, Elvirens Lippen würden sie berühren. So blieb es lange Zeit — aber die Zeit milderte des Jünglings Kummer nicht. Nur schwerer wurde ihm sein Loos, gleichgültiger das Leben. Da offenbarte ihm Halipa das Selbstgespräch des Spaniers. „Wohlan," sprach Huaskar, nachdem er Minutenlang seine Hand über die Augen

gelegt hatte, „auch das noch will ich thun. Bricht mein Herz — in Gottesnamen, so finde ich Frieden — nach diesen Kämpfen. Ruhe nach diesen Stürmen. Es soll so sein!“ Halipa begriff nicht, was er wollte. — „Und was willst Du thun? Bruder!“ fragte er. — „Ahnest Du es nicht, Halipa? — Ich will ihm Gold geben, daß er sich halb Spanien kaufen kann, ich will nicht mein Haupt zur Ruhe legen, und wenn vor Durst meine Zunge an den Gaumen klebt, bis ich ihm ein Schiff verschafft habe, mit dem er segeln kann in das Land, wo das Menschenglück von eitlen Stammbäumen abhängig ist.“ „Das wolltest Du?“ fragte erstaunt Halipa. „Kannst Du zweifeln? Halipa! — Eher siehst Du mich nicht wieder!“ — „Weißt Du, Bruder! bedenkst Du, was Du thust?“ fragte er ihn. „Hast Du es bedacht, daß Du Dein Glück muthwillig von Dir stößest?“ — „Dein Glück, sagst Du, Halipa? Habe ich denn noch Eins auf Erden, seit Elvira für mich verloren ist?“ Und er ließ sich nicht irre machen. Halipa kehrte, seines Freundes Seelengröße bewundernd, zurück in das stille Thal; Huaskar aber trat sogleich den Weg nach Pagta an. Nach drei Tagen erreichte er es. Ach, mit welchen Empfindungen ging er diesen Weg? Vor Kurzem war er hingeeilt, um der Geliebten eine Freude zu bereiten, erwägend im liebenden Sinne die heiteren Stunden, die er ihr dadurch bereite. Jetzt ging er ihn, und seine Wonne war Schmerz, und die Blüthen seines Glückes waren welk geworden. Er erreichte Pagta, doch ohne seine Absicht zu erreichen, denn es war kein spanisches Schiff da, allein die Nachricht erhielt er, daß in Quajaquil eins vor Anker liege, das ehestens die Rückreise nach Spanien antreten würde. Er ging nach Quajaquil. Er fand in dem Schiffshauptmann einen einsilbigen, ernsten und derben Mann, der jedoch die Krankheit, die epidemisch bei den Spaniern geworden war — den Goldhunger mit ihnen gemein hatte. Er bot, was er forderte. Das machte den alten Spanier aufmerksam. Der Handel wurde geschlossen, und der Schiffshauptmann versprach am

Tage Don Antonio in Pagsa zu sein, und Boot seiner Reisenden zu erwarten. Jetzt kehrte Huaskar wieder zurück. Er suchte die ihm bekannten Goldminen auf, und nahm, so viel er immer zu tragen im Stande war; dann beschrieb er ein Palmblatt, und trug es bei Nacht in die Hütte vor Nunez' Bett. — Aber der Jüngling hatte sich zu viel zugetraut — ach, so nahe der Geliebten — ohne sie zu sehen — das vermochte er nicht. Er schlich leise an ihr Lager, kniete nieder, und drückte den Scheidekuß für ewig auf ihre Lippen. In diesem Augenblick lispelte sie im Traume — „Bleib', o bleibe, mein Huaskar!" — Da durchzuckte es ihn mit einem Schmerz, der unaussprechlich war. — Er riß sich mächtig los und floh hinaus, geängstet, als habe er ein Verbrechen verübt. Und träumend saß er die folgenden Tage in seiner Schlucht, und blickte auf den Weg nach Pagta. Aber sie kam nicht, und Halipa kam nicht. Angst und Sorge erfüllte ihn. Da endlich sah er sie den Weg hinab wanken, die Geliebte, und seine ganze Seele drängte sich in das Auge, denn seine Ahnung sagte ihm, jetzt sähe er sie zum letzten Mal für dieses Leben. Sie ging, und sah nicht um. Er folgte von weitem. Er umkreiste schützend den Ort, wo sie ihr Nachtlager nahmen. Ach, sie ahnete nicht die Nähe dessen, den ihre Seele so unendlich liebte. So folgte er bis Pagta. Und auf der mit Palmen bewachsenen Anhöhe blieb er stehen, und starrte auf den Hafen, auf das Schiff! Jetzt stieg sie in das Boot — sie sank. — Ein Schrei der Angst preßte sich aus seiner Brust. — Sie brachten sie in das Schiff. Zitternd und bebend starrte er dahin, wo sie verschwunden war. — Jetzt sieht er sie wieder — sie winkt mit dem Tuch ein Lebewohl — und verschwindet. Starr, wie ein Marmorbild stand der Jüngling an der Stelle, und wich nicht. Die Nacht kam, der Mond stieg herrlich strahlend herauf. — Er stand noch da, und sah auf das Schiff. Jetzt blies der Wind in die Segel, die Anker werden gelichtet — das Schiff gleitet dahin, und mit dem Ausruf: „Fahr' wohl, du meines

Lebens Freudel" sinkt der unglückliche Jüngling am Fuße des Baumes, der ihm Stütze gewesen war, nieder. —

Die Nacht verging, der Morgen kam frisch und heiter. Der Blick des Jünglings forschte in dem Nebel der Ferne nach dem Schiffe, das die Geliebte barg. — Vergebens; die Ferne hatte ihren Nebelschleier zwischen ihn und Elviren geworfen. — Huaskar fühlte sich ermattet. Er blieb an der Stelle liegen, bis in Pagta das Leben sich zu regen begann. Da kam und fand ihn Halipa, der den Rückweg antreten wollte. „O!" rief er aus bei seinem Anblick, „so betrog mich meine Ahnung nicht, Du begleitetest uns?" — Huaskar antwortete nicht. Er sah den Freund mit einer Wehmuth, einem Schmerze an, der jede Nerve seines Herzens beben machte. Er fragte nicht nach der Geliebten, und doch war sein Blick bittender, als es das Wort hätte sein können. Halipa erzählte ihm Alles, was er wußte. Er gedachte des Abschieds aus dem Thale. Die Erinnerung an das Thal, an Las Casas, gab Huaskar's Gedanken und Empfindungen eine augenblickliche andere Richtung. „O," rief er, „laß uns eilen, mein Bruder, laß uns eilen! Dort, wo sie geathmet und gelebt, dort, wo jeder kleine Raum ihr Bild mir zurückruft, dort, wo das treueste Vaterherz für mich schlägt, dort allein ist der Frieden, wenn er irgend auf Erden noch für mich zu finden ist!" Diese Gedanken, diese Empfindungen weckten auf's neue seine Kräfte. Rüstiger wanderten sie ihren Pfad, und wo Elviren geruht hatte, da ruhte Huaskar, denn der Ort war ihm heilig. Als der dritte Tag sich neigte, betraten sie das Thal. Leise gingen sie an die Hütte. Die Thüre war nur angelehnt. Da kniete der Greis und betete laut: „Gib ihm Frieden, Allgütiger, deinen Frieden, der höher ist als alle Vernunft. Lehre ihn tragen und dulden und hoffen!" — „Amen," sprachen die Eintretenden mit Rührung. Der Greis fuhr auf. „Sind sie wirklich schon in See, Halipa?" fragte er. Da erblickte er Huaskar, und mit dem Ausruf: „Sei mir gesegnet, mein armer Sohn!" drückte er fest und innig den

Minnenden an ſein Herz, und Halipa beeilte ſich in die Umarmung, denn dieſe drei Herzen waren nur Eins. Ach, wie fühlte Jeder ſo tief des Jünglings Verluſt, und doch keiner wie er! Aber wie mühten ſich Freund und Vater, ihn zu zerſtreuen! Huaskar ſah es wohl und dankte es ihnen; doch es war umſonſt. Er hatte das Höchſte verloren, was das Leben hatte für ihn — nun war ihm das Leben nichts mehr, und nur um Las Caſas' und Halipa's Willen beſiegte er oft ſeine Schwermuth, und mühte ſich, heiterer zu ſcheinen, als er wirklich war.

Daß ein düſterer, wehmüthiger Ernſt jetzt über ihrem Leben ſchwebte, wer wollte ſich darob wundern? Durch das längere Zuſammenſein mit Nunez und Elviren hatte die Gewohnheit ein Band um ſie geſchlungen; bei Elviren war es das Band der Liebe. Das Scheiden von Hausgenoſſen, auch ſelbſt dann, wenn nicht gerade zärtere Bande ſie mit uns vereinten, läßt dennoch eine Leere zurück, die uns recht empfindlich iſt. Je näher ſie aber nun unſerem Herzen ſtanden, deſto größer die Leere bei ihrem Scheiden, deſto inniger die Trauer. Schon dies war es, was Jeden ernſt ſtimmte und wehmüthig; nun kam noch hinzu, daß Huaskar's Schmerz der ihre war, weil ihre Herzen in inniger Liebe mit dem ſeinigen zuſammen gewachſen waren. So ſchlichen die Tage langſam und träge dahin, und mit Trauer nahm Las Caſas wahr, wie Huaskar's Kummer tiefer und tiefer wurzelte, und ſich ſeine beſten Kräfte im ſtillen Schmerze verzehrten, und alles Leben ihm abgeſtorben ſchien. Der Greis ſah es und dachte auf Hülfe. — „Aber wie," fragte er ſich, „wie ſoll ich ſie leiſten? — Tröſten iſt eitel, ſo lehrt mich die jüngſte Erfahrung; Hoffnung geben iſt eitel und unrecht, denn ſo ſie trüge, würde er unglücklicher." — Der Greis ſtützte ſein Haupt in die Hand und ſann nach. Plötzlich ging ihm ein Licht auf. „Iſt nicht Kaiſer Carl V. ſein Beſchützer und der meine?" ſprach er freudig, „wird nicht des Kaiſers Fürwort den feſten Stab ſeines Unterthans beugen?" — Er ſtand auf und

ging, den Jüngling zu suchen. Er saß in sich gekehrt an der sprudelnden Quelle. Der Greis ergriff seine Hand. „Dein stetes Hinbrüten, mein Sohn, verzehrt Deine Kraft und macht Deinen Schmerz größer. — Was soll das endlich werden? — Ich weiß allein das Rettungsmittel für Dich. Laß uns noch einmal den Ocean durchschiffen und in Spanien wieder suchen, was Du verloren hast!" Huaskar starrte ihn gedankenlos an. „Ich verstehe Euch nicht, mein Vater," sagte er darauf. „Nach Spanien wollen wir, um dort Elviren wieder zu finden!"

„Um sie wieder zu verlieren? Hat nicht Nunez zu klar seine Denkart ausgesprochen, als daß nur je an Aenderung zu denken wäre? Es widerstrebt überdem meinem besseren Gefühle, dem Vater sein Kind abzutrotzen oder abzubetteln!"

„Aber Huaskar," hob Las Casas wieder an, „kannst Du ihm nicht bieten, was nur irgend der stolze Grand fordern mag? Ist nicht der Kaiser Dein Freund, und könnte nicht Deine Kenntniß der Goldminen Dich zum reichsten Manne Spaniens machen?" —

„Ich mag durch solche Mittel mir kein Glück erkaufen!" —

Obgleich stets Huaskar widerstrebte, der Greis ließ nicht nach, ihn zu bringen. Allein mit Las Casas' Ausdauer stieg Huaskar's Entschlossenheit. Er hatte Grünbe dafür. Abtrotzen wollte er Elviren dem störrigen Grand nicht; abbetteln — widerstrebte seinem Ehrgefühle. Sie erkaufen mit Gold, das hielt er für Elviren zu entwürdigend. „Laßt mich," bat er den Greis, „laßt mich mein Weh tragen. Ich mag nicht mehr nach Spanien, um unglücklicher in meine Heimath zurückzukehren, als ich jetzt schon bin!" Las Casas sah es je länger, je mehr ein, sein Zureden sei fruchtlos. Da reifte in seinem Herzen ein Entschluß, des edlen Mannes würdig.

Eines Morgens war Las Casas verschwunden. Die beiden Freunde warteten bis zum Abend auf ihn — er kam nicht. Die Nacht sank mit undurchdringlicher Finsterniß herab, und mit ihr

eine namenlose Angst in ihre Herzen. Sie warteten den Morgen ab, dann durchstreiften sie die unwegsame Gegend; aber die Gegend war öd und stille. Täglich kreisten sie weiter, ohne jedoch nur die kleinste Spur des Verschwundenen entdecken zu können. Trauernd kehrten sie nach ihrer Hütte, nach ihrem Thale zurück und muthmaßten ängstlich, was ihn könne bewogen haben zu solcher Entfernung, oder welch ein höchst unglückliches Ereigniß ihm zugestoßen sein möge? — Doch es blieb dunkel, und der Greis kehrte nicht wieder. Da war der letzte Stern an Huaskar's Himmel untergegangen und trübes, schauerliches Gewölke zog an ihm hin und nahm ihn ein, und keine Sonne, und kein Mond, und keine Sterne schienen ihm mehr. So tief auch Halipa gebeugt war, so bemühte er sich doch, seinen Freund zu zerstreuen. Wie es ihm gelang, bewies Huaskar's zunehmender Trübsinn und Gleichgültigkeit gegen Alles, außer ihm. Nur kurze Zeit war er manchmal heiter; das waren die Augenblicke, wo sie über das Verschwinden ihres beiderseitigen Vaters sich unterredeten. Nach vielem Sinnen und Muthmaßen kamen sie endlich darauf, der Greis müsse von Spaniern aufgegriffen und hinweggeschleppt worden sein außerhalb des Thales. Die Vermuthung erhielt dadurch vielen Grund, daß, hätte ihn ein Raubthier zerrissen, man doch wenigstens Spuren seines Blutes und seines Gewandes irgendwo gefunden habe.

Diese Vermuthung erlangte durch ihr stetes Beleuchten und Mitzustimmen endlich volle Gewißheit in ihren Gemüthern, und der höchste Unwille, die höchste Erbitterung gegen die Spanier in Peru regte sich wieder lebhaft in den peruanischen Gemüthern. — Eine andere Veranlassung sollte diese Empfindungen bis zur gewaltigsten Leidenschaft anfachen. Eines Tages waren Halipa und Huaskar zum Jagen in die nahen Wälder gegangen. Lange hatten sie das Wild verfolgt in allen Richtungen, und auf diese Weise waren sie weit von ihrer Wohnung abgekommen. Von einer kleinen Anhöhe, auf der sie standen, sahen sie jetzt in der Entfernung viele und

große Feuer brennen, und zwar in den höheren Regionen des Andengebirges, wo schon kein Baum mehr wächst, sondern nur niederes Gestrüpp und Farrenkräuter. Es dunkelte schon zu sehr, um deutlich ein Mehreres unterscheiden zu können, und Huskipa sagte: „Da sind die freien, muthigen Männer von Kusko und den übrigen zerstörten Orten, die dort Freiheit und Sicherheit suchten und fanden, und einen ununterbrochenen Krieg führen mit ihren Unterdrückern!“ Sie machten sich nun ebenfalls ein Feuer an, da sie ihre Hütte nicht mehr erreichen konnten, und schliefen neben dem Feuer, welches sie vor Ueberfall wilder Thiere schützte, ruhig und sanft nach großer Ermüdung ein. — Kaum begann der junge Tag die Wolken golden zu säumen und die Häupter der uralten Kolosse der neuen Welt zu verklären, indeß in den Niederungen noch das Zwielicht näher der Nacht als dem Tage verwandt war, da erweckte ein seltsam Geräusch die beiden Schläfer, und als sie endlich klarer um sich blickten, da stand ein Kreis hoher dunkler Gestalten um sie, die ihres Erwachens gewärtig waren. Beide sprangen in einem Moment auf. „Was wollet Ihr?“ fragte kurz und bestimmt Huaskar. —

„Friede sei mit Dir, Kind der Sonne!“ sprach ein Greis, der, noch ungeschwächt von der Jahre Last, kräftig das Kriegshandwerk übte. „Wir danken den Göttern, daß wir Dich fanden, denn längst suchen wir Dich. Längst erhielten wir die Kunde, Du lebtest, und ein spanischer Priester entfremde Dein Herz Deinem Volk und neige es in Liebe zu dem seinigen; und ob wir das gleich nimmer glauben konnten von dem Sohne des gemordeten Atahualpa, so kannten wir doch die Macht der Ueberredung, die trügerische Schmeichelei der Spanier und des jungen Herzens Biegsamkeit zu gut, um nicht der Furcht in unserem Herzen Raum zu geben. Darum segne ich die Stunde, wo ich Dich sah, und den Sohn Deines muthigen Vaters sogleich erkannte; denn nun höre aus meinem Munde das Wort, was Dein Volk zu Dir also spricht:

„Du bist unser, Sohn Atahualpa's, und wir sind Dein! An Dich haben wir geheiligte Rechte, uns bist Du nahe verbunden, und nicht den Mördern Deines Vaters! Unser Inka bist und sollst Du sein; darum haben wir Pfeil, Bogen und Spieß ergriffen, und sind hinauf in das Gebirg gezogen, Dir ein freies Reich zu gründen; darum fechten wir muthig gegen die fremde Uebermacht und Willkür, daß sie weiche von Peru's gesegneter Küste, und wieder das Glück früherer Zeit mit einem Regenten unseres Stammes für uns beginnt!" — Also spricht Dein Volk zu Dir. Willst Du es hören? Willst Du es glücklich machen? Willst Du unser Inka sein? Willst Du mit uns kämpfen für ein freies Leben, oder einen freien Tod? — Oder magst Du lieber der Spanier Freund und Deines eigenen Volkes Verräther sein? Ziehst Du es vor, ein Sclave zu sein, oder ein freier Mann? Ist der Muth und die Vaterlandsliebe Deiner Vorfahren in Dir erstorben, oder glüht sie in Deinem Herzen kräftig fort?" —

Huaskar hatte lange mit stillem Ernste dem Worte gehorcht, und gesenkten Hauptes dagestanden. Das Letzte ergriff wunderbar sein Inneres. Ist es anders? fragte er sich selbst. Spricht der Greis nicht Wahrheit? Was habe ich zu verlieren auf Erden? Was fesselt mich noch an ein Volk, das meinem Volk ein unerträgliches Joch auflud, und wie Räuber mein Vaterland an sich riß? dessen thierische Leidenschaften ebensowohl gegen sich selbst wüthen, als gegen mein armes Volk? Wohlan, ich will der Ihre sein! — Aber — ich bin Christ! Darf der Christ kämpfen gegen den Christen? Er stand jetzt wieder gesenkten Hauptes da, und die Männer sahen ihn traurig an. Da fielen sie plötzlich Alle vor ihm nieder und hoben bittend die Hände zu ihm empor. „Sei unser Inka!" riefen sie Alle. Das ergriff ihn gewaltig. Er blickte mit leuchtendem, feuchtem Auge im Kreise herum, da lag auch Halipa vor ihm auf den Knieen, bittend: „Sprich ja, mein Huaskar, sprich ja!" — „Auch Du, Halipa?" fragte er sanft.

„Auch ich, Huaskar, auch ich! Bedenke, was sie uns entrissen! Vielleicht, daß es der Wille Gottes ist, daß wir so dem Edeln vergelten seine Liebe, daß wir ihn retten aus seiner Feinde Gewalt!“ Da leuchtete mehr noch Huaskar's Auge, und er rief: „Ich bin Euer, und mein Ruf soll Euch zum Kampfe, mein Wort zum inneren Frieden führen!“ Ein Jubelgeschrei machte die Luft zittern, und im Triumphe wollten sie den Jüngling nun zu ihren Brüdern in das Gebirg führen, aber Huaskar widersetzte sich. „Noch einmal muß ich in mein stilles Thal,“ sagte er zu Halipa, „dann will ich folgen, wohin auch der blutige oder friedliche Weg führen mag, den ich erwählt habe zu meinem künftigen Lebenswege!“ Gern gestanden sie ihm das zu. An der Stelle, wo sie ihn gefunden hatten, wollten die Peruaner ihn wieder sehen. Als nun die Männer sich lagerten, schüttelte Huaskar ihnen die Hand und ging mit Halipa über die Felsen hinab.

„Wird er wiederkehren?“ fragten sie den Greis, der ihr Sprecher gewesen, indem sie ihm halb zweifelnd nachsahen. — Aber der Greis beruhigte sie, indem er sagte: „Seid ruhig, Brüder, in ihm fließt Atahualpa's Blut, er wird Wort halten, und sollte es ihn auch ein Opfer kosten!“ Und so war es. Das Opfer fühlte Huaskar wohl schwer, was er ihnen brachte. Allein der Gedanke, vielleicht auf diese Weise noch Las Casas' Retter zu werden, den Halipa wie einen Funken in seine Seele geworfen, dieser Gedanke überwand jede Rücksicht. Halipa bemühte sich auf dem felsigen Rückwege, seinem Freunde von mehreren Seiten seinen Schritt im vortheilhaften Lichte zu zeigen. „Wer,“ sagte er, „wer gab diesen Spaniern das Recht und die Befugniß, ein ruhig und glücklich Volk, wie das unsere war, aus seiner Ruhe aufzuschrecken, ihm sein Heiligstes, seine Freiheit, zu rauben? Haben sie nicht unser Volk mißhandelt auf's Furchtbarste? Und nicht zufrieden mit ihrem Wüthen und Rasen gegen unser Volk, wüthen sie gegen die Edlen ihres Stammes ebenso, wie gegen uns. Darum ist der Ruf heilig,

die Dränger zu vertreiben, und Heil, Frieden und Freiheit uns wieder zu erkämpfen. Sprich selbst," fuhr er zu dem still dahinziehenden Huaskar fort, „wie würde unser Volk so schrecklich vergelten mit zehnfacher Rache, was die Spanier einfach verübt, wenn nur der wilde Ausbruch der Leidenschaft sie führt. Besser, menschlicher, sicherer zum Ziele führend, wird der Kampf sein, wenn des Führers fester, edler und guter Wille des muthigen Volkes rohe Kräfte regiert mit Besonnenheit. Und leuchtet nicht als letztes Ziel unseres Strebens, nicht wie ein glänzender Stern Las Casas' Befreiung entgegen, die wir in Lima sicher bewerkstelligen werden?!" Also sprach Halipa, und ließ zur Reue über den schnellen Entschluß Huaskar's Seele keine Zeit. Aber je näher sie der so theueren und nun so leeren Heimath kamen, desto wehmüthiger wurde es ihm, desto klarer traten die Bilder seines früheren, harmlosen, glücklichen Lebens vor seine Seele. Mit diesen Empfindungen betraten sie am Abend ihr Thal. Ach, wie ging die Nacht so langsam vorüber in diesem einst so glücklichen Orte! Wie schwer lag der Schmerz über das Verlorensein all' jenes Glücks auf des Jünglings Seele! Halipa schlummerte ruhig an Huaskar's Seite und ahnte nicht, wie manche Thräne der Erinnerung an Elviren und Las Casas in dieser Nacht floß, wie mancher Seufzer der beengten Brust entstieg! Erst am Morgen, als zum letzten Male die Frühsonne über sie in diesem Thal aufging, sah Halipa Huaskar's Schmerz, und er rastete nicht, bis dieser endlich aufbrach. Das Scheiden von diesem Orte, wo jede Stelle eine selige Erinnerung in sich schloß, wo jeder Baum, jede Pflanze Zeuge seines verwelkten Glückes war, wo er die Stunde seines höchsten Glückes und höchsten Schmerzes erlebt — das Scheiden von ihm that ihm unendlich weh, und Halipa hätte fast ihn gewaltsam fortreißen müssen, wenn nicht seine männliche Zurede den Jüngling wieder sich selbst, seinem Muth und seiner Fassung zurückgegeben hätte. Nachdem er überall noch einmal gewesen war, jedem Plätzchen sein Opfer gebracht, warf er sich an seines Freundes

Brust und sprach: „Nun ist es überstanden, nun laß uns gehen!“

Und denselben Weg, den sie gekommen, stiegen sie wieder hinan, und fanden die Harrenden wieder, die frohlockend ihnen entgegenstürzten, ihnen den Jubel ihrer Brüder meldend, die sehnsüchtig seien, ihren jungen Inka zu sehen.

Durch finstere Urwälder, die vielleicht Jahrhunderte hindurch schon ihr für jeden Sonnenstrahl undurchdringliches Laubdach über dieses köstliche, goldreiche Erdreich wölbten; an reißenden Waldströmen vorüber und hindurch, über zackigte Felsen und weiche Mooslager, durch Dornen und ganze Gewebe der seltsamsten Schlingpflanzen hindurch führte ihr Weg immer bergan. Immer mehr verlor die Natur ihre üppigen Reize, unförmiger wurde Alles, der kühlende Schatten schwand, und die Strahlen der Sonne fielen sengend auf die Wanderer herab. Nur Moos und Farrenkräuter, Dornen und zwergartige Bäume, wenn man sie so noch nennen konnte, untermischt mit gewaltigen Felstrümmern, das waren jetzt die Gegenstände, auf denen das Auge einen Ruhepunkt fand. Jetzt bog ihr Pfad um eine Ecke, und — vor ihnen standen festlich geschmückt und gerüstet ein kleines Heer kernhafter Peruaner, Männer und Jünglinge. Ueberrascht von dem Anblicke, blieb Huaskar einen Augenblick stehen und übersah, nicht ohne freudige Gefühle, die Schaar, die jetzt huldigend zu ihm sich drängte. Ungemessener Jubel erschallte aus jedem Munde, laut kundthuend, wessen das Herz voll war. Aber der Anführer, ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, gebot stille zu sein, und alsobald verstummte jeder Mund. Er trat vor Huaskar hin und sprach mit Würde: „Sei mir gesegnet im Namen meines Volkes! Du, Peru's Hoffnung! Dich haben wir lange gesucht und nicht gefunden; auf Dich lange gehofft und unsere Wünsche aufgegeben! Gelobt seien die Götter, die Dein Herz regierten! In Deine Hand, Kind der Sonne, lege ich freudig den Befehl über diese. — Milde gegen sie, unversöhnlich gegen die Spanier, vor-

sichtig, muthig, gerecht und vorangehend mit eigenem Heldenbeispiele, das waren Deiner Väter Tugenden. Auch die deinen werden es sein, denn in Deinen Adern wallt ihr Blut. Nimm hier meinen Bogen, hier meine Pfeile und meinen Spieß. Betrachte es als das Deine, und übe es so, wie ich es geübt!" Er wandte sich jetzt gerade an seine Waffen und sprach: „Möge die Sehne dieses Bogens nie erlahmen gegen den Feind Deines Volkes! Möge der Pfeil, den Deine Hand führt, das Spanierherz stets durchbohren! Möge der Spieß, den Du schleuderst, nie verfehlen, einen Spanier anzuspießen!" — Als das Huaskar genommen aus des Oberhauptes Hand, da jubelte wieder das Volk, und Alles nannte ihn „Inka Huaskar," und bewies ihm seine Liebe und schwur ihm Treue zum Tod und Leben, in Freud' und Leid! Huaskar's Herz war vielseitig bewegt. Er schloß Hallpa an seine Brust. „Theile mit mir die Gewalt, mein Bruder," bat er ihn; aber Hallpa drückte ihm die herrliche Federmütze oder Krone, die ihm der Priester einer aufgesetzt hatte, tiefer in die Stirne, und sprach kniend vor ihm: „Inka, verachte mich nicht, und laß mich Dein Schatten sein!" Der feierliche Augenblick ging vorüber. Huaskar wandelte recht fröhlich unter seinen Männern herum, drückte ihnen die Hände und sprach mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit zu ihnen, und gewann so noch mehr jedes Herz und kettete sie immer fester an sich. Sein erstes Werk war, einen anderen Lagerplatz in dem nahen Hochwald auszuwählen und zu beziehen. Mit Umsicht und Klugheit ordnete er sein stets wachsendes Heer. Bekannt mit spanischer Art und Kunst, Krieg zu führen, suchte er Vieles anders zu ordnen, und willig gehorchten ihm Alle, sein reifes Urtheil bewundernd. Und erst, als das geschehen war, zog er näher hinab zu den Ansiedelungen der Spanier. Der blutige Krieg begann. Mit Schrecken erkannten die Spanier den Muth und die Ausdauer, die Ordnung und Mannszucht ihrer Feinde, überrascht von den Vorzügen, die der Kampf dieser Horden gegen den der früheren Kämpfer zu ihrem

Schaden hatte. Und nicht mehr war die kannibalische Sitte des Mordens ihr Grundsatz, sondern mild wurden die gefangenen Spanier behandelt. Haufen, die sie früher nicht gefürchtet hatten, erfüllten sie jetzt mit Schrecken.

Recht ernstliche und wirksame Maßregeln galt es jetzt zu ergreifen, wenn nicht die aufrührerischen Peruaner täglich neue Fortschritte machen sollten. Man sprach viel von dem Heldenmuthe zweier Anführer, und von der Klugheit, mit welcher sie die Vortheile spanischer Truppen zu schmälern und für sich unschädlich zu machen trachteten.

Reißend, wie ein Waldstrom, waren sie gegen Lima vorgerückt. Diese Peruaner fürchteten das Schießgewehr nicht und nicht die berittenen Spanier, und nicht die Heerden großer, beißender Hunde, die einst durch ihre die unglücklichen Wilden zerfleischenden Zähne sich bei ihnen so furchtbar gemacht hatten. Muthvoll, wie noch nie, und sicherer in ihren Unternehmungen, als noch je, schlugen sie die Minderzahl der Spanier bis in die Nähe von Lima zurück. Gonzalez Pizarro war jetzt in einer Lage, die leicht einen minder Entschlossenen zum Kleinmuthe vermocht hätte. Auf der Landseite ein furchterregendes Heer Peruaner, die, für Recht und Freiheit kämpfend, unüberwindlich schienen, dabei Kriegsvölker, die ihn nicht liebten. Auf der anderen Seite Angst und Sorge, denn schon seit Jahresfrist hatte er seine Abgesandten nach Madrid geschickt mit unermeßlichen Reichthümern, um Carl's V. Gunst sich zu erwerben und dessen Bestätigung als Statthalter von Peru zu empfangen; allein bis zur Stunde waren sie nicht zurückgekehrt. Das flößte ihm bange Besorgniß ein. Wie? dachte er, wenn ich nun Lima ganz von Truppen entblößte, sie alle gegen die Empörer sende, wie wird es gehen, wenn dann plötzlich Carl's mächtiges Wort eine Armada herüber sendet, die von der Wasserseite mich anfällt! Das böse Gewissen hat oft eine sichere Vorahnung seines Schicksals. Pizarro schien hinter den Schleier der Zukunft geblickt zu haben, denn schon lag jetzt die von ihm gefürchtete Armada unter Pedro's

de la Gasca Befehlen seit Langerer Zeit auf Hispaniola vor Anker weil ein Orkan furchtbarer Art, wie er bei den Antillen häufig, ja eigentlich heimisch ist, die Schiffe sehr beschädigt hatte, so, daß ohne Ausbesserung an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Dabei waren denn auch die Lebensmittel ausgegangen, und Gasca mußte auf Hispaniola anlegen, damit er die Schiffe rüste, Lebensmittel einnehme, die Kranken unter seiner Mannschaft heilen lasse. Dies hatte seine Ankunft bei Lima verspätet. Pizarro ahnte die Gewitterwolke, die sich über seinem Haupte zusammenzog, und sich über ihm zu entladen Willens schien, — darum zauderte er, gegen die Peruaner entscheidende Schritte zu thun. Dieses Zaudern erschien Jenen als Muthlosigkeit, und dadurch wuchs ihr Muth, stählte sich ihre Thatkraft. Täglich kamen neue Unglücksboten nach Lima, welche die Siege der Peruaner meldeten, und ihr Heranrücken gegen Lima. — Jetzt erkannte Pizarro die Nothwendigkeit, Alles aufzubieten, um die Rebellen zu zerstreuen. Er zog seine Kriegsleute aus Kusko und Quajaquil zusammen. Alles, was in Lima waffenfähig war, vom Knaben bis zum Greise, mußte mit in das Feld rücken, um den eigenen Herd zu vertheidigen. Mit dieser ansehnlichen Macht zog er selbst dem Feind entgegen. Er traf sie wohl gerüstet. Mehrere Treffen wurden geliefert, ohne daß der Sieg auf einer Seite gewesen wäre. Von beiden Seiten aber wuchs jetzt die Kampfbegierde. Pizarro, klug und listig wie eine Schlange, sandte Escavedo mit einer Abtheilung Spanier ab, um den Peruanern in den Rücken zu fallen, und sie so zwischen zwei Feuer zu nehmen, und ihnen desto sicherer den Untergang zu bereiten. Quaskar und Kalipa, ob sie gleich sehr vorsichtig waren, ahneten das nicht und gingen um so sicherer in eine Falle, die ihnen höchst verderblich wurde. Escavedo hatte einen Umweg genommen, der ihn lange aufhielt. Erst nach zehn Tagen hatte er seinen Posten erreicht. Nachdem dies bewerkstelligt war, griff Gonzalez an. Mit einer Tapferkeit, die selbst Gonzalez bange machte, schlugen sich die

Peruaner. Und als gerade sich der Vortheil auf Huaskar's Seite neigte, als mit vermehrter Kampflust er selbst sich an der Spitze seiner ausgewählten Männer in die Reihen der felsenfest stehenden Spanier warf, um dem Kampfe die Entscheidung zu geben, da brauste, gleich einem Orkan, Escavedo mit seinen Truppen aus seinem Hinterhalte hervor in den Rücken der schon siegestrunkenen Peruaner. Mörderisch wüthete jetzt der Spanier Schwert unter den Peruanern. Nicht lange konnte das Schicksal des Treffens unentschieden bleiben. Der Peruaner Muth sank plötzlich, denn Huaskar fiel verwundet in der Spanier Hände. Zwar kämpften sie noch einzeln mit Verzweiflung, aber bald sahen sie sich überwunden, und flohen schaarenweise vor den verfolgenden Spaniern.

Die Niederlage der Peruaner war außerordentlich. Tausende deckten das Schlachtfeld, und Viele noch fällte der Spanier Schwert auf der Flucht. Eine Kugel hatte Huaskar'n getroffen, als er gerade einen Pfeil auf Pizarro abdrücken wollte. Sein Federschmuck gab ihn sogleich für den Anführer zu erkennen, und seine Gestalt, sein ganzes Wesen ließ nicht lange in Zweifel, daß er zum Stamme der Inkas gehöre.

Grinzend lachte Pizarro, als ihm diese Kunde wurde. Triumphirend blickte er um sich, als wolle er sein Schicksal herausfordern. Er ließ Huaskar nach Lima bringen, ihn verbinden und in das tiefste Gefängniß werfen. Seine Rache sann auf einen entsetzlich grausamen Tod für den Empörer. Er glaubte mit diesem einen Hauptschlag das Heer der Peruaner vernichtet zu haben, und zog mit den Seinen nach Lima zurück. — So urtheilt der Mensch in seiner Vermessenheit, wenn ihm ein Plan gelang. Er meinte nun Alles gewonnen zu haben. Allein das Urtheil des Grausamen war längst gefällt im ewigen Rathschlusse. Schon die Botschaft, daß die Peruaner in einer Nacht alle Leichname ihrer Brüder vom Schlachtfeld geholt und verbrannt hatten, indem sie Tod und Verderben den Spaniern schwuren, machte ihn wieder unruhig und stimmte

seinen Uebermuth merklich herab. Täglich hinterbrachten neue Botschaften die fürchterlichen Rüstungen des unterdrückten Volks. Aus allen Gegenden strömten Streiter zu Halipa, der nun ihr Führer war. Gerade als Pizarro Huaskar's Hinrichtung veranstalten wollte, traf die Nachricht ein, Quajaquil sei von einem anderen Heere Peruaner erobert. Erschrocken schob Gonzalez das Auto da fé, welches er zur Ergötzlichkeit seiner Truppen an Huaskar und anderen Peruanern wollte vollziehen lassen, auf, um neuerdings in's Feld zu rücken. —

Da meldete man eines Morgens eine peruanische Gesandtschaft, die um Gehör bei Pizarro bäte. Pizarro ließ sie vor. Um aber desto mehr den Gesandten zu imponiren, waren alle seine Offiziere in der vollen, glänzenden Waffenrüstung um ihn versammelt. Die Peruaner traten ein. Es waren drei Männer von sehr schönem Aeußern, deren herrliche Haltung selbst die Spanier überraschte. Nach den Begrüßungen, in denen sich mehr männliches Selbstbewußtsein, ja vielleicht Trotz sich aussprach, als Demuth, wie es die Spanier erwartet hatten, begannen sie also: „Unser Heerführer Halipa und unseres Heeres Männer sprechen zu Dir: Du hast Huaskar, unseren obersten Heerführer, in Deiner Gewalt und willst ihn tödten, wie es Eure abscheuliche Mordsucht heischt; wisse, fünfzig Männer Deines Volkes, mitunter, wie Du weißt, von den Edeln Deines Landes, sind in unserer Hand. Huaskar, der Held, hatte sie geschont. Sie leben und sind gesund. Siehe, wir bieten Dir Fünfzig, gib uns Einen: Huaskar! Du weißt, Deine Pflanzstadt ist in unseren Händen — gib uns Huaskar, und sie ist wieder Dein, und Deinen Landsleuten, die dort wohnen, soll nicht ein Haar gekrümmt werden; — aber willst Du unerbittlich sein, so sei Dir unverhalten, daß die fünfzig Männer sterben müssen, und Alles, was von Spaniern in Quajaquil ist, und Brand soll die Stadt verheeren, daß sie von Peru's Küste getilgt werde, und unser Heer, zweimal hunderttausend Männer und Jünglinge zählt es,

soll Dich verfolgen, so lange Einer von ihnen athmet! — Das ist unsere Botschaft!"

Pizarro ließ sie sich eine Weile entfernen. „Was dünkt Euch?" fragte er seinen Kriegsrath. Die Stimmen waren sehr getheilt. Die Heftigsten verlangten Huaskar's Mord als Strafe des Trotzes der Wilden. Die Gemäßigteren schlugen vor, Frieden zu schließen und Huaskar als Geißel zu behalten. Wenige stimmten für die Auslieferung. Lange erwog Pizarro die Sache. „Mich dünkt," hob er endlich an, „es wird besser sein, wenn wir des Peruaners Leben schonen, und Unterhandlungen einleiten. Ihr wißt, daß wir täglich eine Antwort aus Spanien, vielleicht mit Schwertern geschrieben, erhalten werden, wo dann unsere Lage schlimm sein würde, wollten wir nicht die Gelegenheit ergreifen, die sich uns zur Ausgleichung bietet." — Er ließ die Gesandten wieder rufen. „Saget den Empörern," sprach stolz Pizarro, „daß sie es uns Dank wissen müssen, daß unsere Herzen friedlicher gesinnet sind, als die ihrigen. Wir bieten Euch Frieden an. Ziehet heim in Eure Hütten und Dörfer, und lebet in Frieden. Euer Feldherr Huaskar soll leben. Alle Eure Gefangenen geben wir Euch zurück, nur ihn allein behalten wir als Geißel. Möget Ihr dagegen die fünfzig Landsleute als Geißeln von uns behalten." — „Wir haben hierauf nichts zu sagen!" erwiederten die Gesandten. „Mag unser Volk entscheiden, und Halipa, unser Heerführer!" Nun entfernten sie sich auf dieselbe Weise, wie sie gekommen waren. — Noch warteten die Spanier sorglos auf ihre Entscheidung. — da loderte schon Quajaquil in lichten Flammen auf. Das war der Ruf an alle Peruaner zu den Waffen. Aus ganz Peru strömten Heerhaufen herzu. Halipa's Schaaren wuchsen mit jedem Tag an. Mit einer furchtbaren Macht stand er plötzlich wieder in der Nähe Lima's. Da erschrak Gonzalez Pizarro und ganz Lima mit ihm. In aller Eile wurde Alles zusammengerafft, um dem gewaltigen Feinde die Spitze bieten zu können. Man rückte gegen

ihn in's Feld. Man versuchte die angewandte List des Hinterhalts. Vergeblich aber war diese Maßregel, denn der ganze Haufe fiel in die Hände der Peruaner, und wurde aufgerieben. Zu großem Nachtheile der Spanier kannte Hakipa aus früherer Zeit den Gebrauch des Feuergewehrs, und errichtete eine Abtheilung Peruaner, denen er selbst die Handhabung der erbeuteten Gewehre lehrte. Schrecken erfüllte Pizarro's Heer, als es sich von Peruanern angegriffen sah, die, mit Feuerröhren bewaffnet, wie sie selbst, rüstig auf sie feuerten. Es dauerte nicht lange, so ward ihre Vervollkommnung allgemein, und endigte in einer gänzlichen Niederlage. Noch einmal stellten sie sich unweit Lima dem Feinde entgegen. Einige Tage vergingen wieder in fruchtlosen Unterhandlungen. Die Peruaner verlangten Huaskar'n ohne Bedingung. Pizarro's Wuth kannte keine Grenzen mehr. Er wollte Huaskar'n öffentlich verbrennen lassen, und dann kämpfen auf Tod und Leben. Dem aber widersetzten sich seine Offiziere. Unterdessen fielen die Peruaner sie in kleinen Haufen an, und richteten sie beinahe dadurch zu Grund. Pizarro sah es bald ein, daß nur hinter Lima's Wällen und Bollwerken noch Heil für ihn zu suchen sei. Er warf sich in die Stadt, die alsbald von dem Heer eingeschlossen wurde.

6.

Acht traurige Wochen waren für die Belagerten unter steten kleinen Scharmützeln hingegangen, da bot sich ihnen eines Morgens ein seltsames Schauspiel dar. Schon im Besitze namhafter Vortheile, zogen plötzlich eines Morgens die Peruaner sich zurück, und nahmen vier Stunden hinter Lima eine feste Stellung ein. Lauter Jubel brauste durch Lima's Straßen. Alles strömte in die Kirchen, Gott für die plötzliche, wunderbare Errettung zu danken, allein ihre Freude wandelte sich bald in Schrecken, als gegen Mittag vor Lima sechs Schiffe der großen Art unter spanischer Flagge erschienen. Die

Schiffe legten sich vor Anker, und zum ersten Male bebte Pizarro, denn er sah das Rachеschwert der Vergeltung nur noch an einem Haar über seinem Haupte schweben. In der Angst seines Herzens beschied er einen Kriegsrath. Er hatte Muth bei den Seinen zu finden gehofft, aber bleich standen sie um ihn herum, und Jeder bebte wie er, weil das schuldige Bewußtsein sie Alle an ihre Thaten mahnte. Nur die Anhänger von Nunez, die, bloß der Gewalt weichend, Pizarro's Partei ergriffen hatten, blieben sich gleich, obwohl es ihnen schwer wurde, die Hoffnung zu verbergen, die sie beseelte. Zu Pizarro's Nachtheile waren ihrer Viele mit ihm unzufrieden, und freuten sich, ihn gestürzt zu sehen. Seine Lage war schrecklich. Hier und dort den Feind. Nirgends Rettung. Er entließ den Kriegsrath wieder, ohne ein Resultat gewonnen zu haben; nur Escavedo und mehrere Andere blieben bei ihm, um auf irgend eine Aushülfe zu sinnen. Alle saßen in tiefen Gedanken. Ihr Schicksal trat blutig vor sie hin, und machte das Blut in ihren Adern starren. Plötzlich fuhr Escavedo auf, „Noch ist nicht Alles für Euch und uns verloren!" rief er aus. „Haben wir nicht Nunez in unserer Gewalt, um unser Leben hier zu retten, und den Peruaner Huaskar, um dort uns einen Ausweg zu bahnen?" — „Wahrlich!" rief Pizarro, „Du hast das Rettungsmittel gefunden! Auf, Escavedo, und Ihr, treue Freunde in der Noth, eilet zu den Peruanern! Lieber will ich zu ihnen fliehen, als zu meinen eigenen Landsleuten! Versprechet ihnen Alles, wenn sie friedlich in ihre Heimath zurückkehren und meine Bundesgenossen werden wollen!" — Es geschah, wie er befahl. Escavedo und drei seiner Freunde schwangen sich auf ihre Rosse, und sprengten hinaus zu den Thoren Lima's. Bald hatten die Boten die Peruaner erreicht. Die Palmzweige in ihren Händen verschafften ihnen eine friedliche Aufnahme. Man führte sie zu Halipa. „Was bringet Ihr?" fragte sie diesen. „Du hast gesehen," begann Escavedo, „welchen bedeutenden Zuwachs an Macht wir heute erhielten, und wirst es als ein Zeichen des

uns Spaniern angeborenen Edelmuths erkennen, daß wir Euch dennoch den Frieden unter folgender Bedingung anbieten. Ihr ziehet friedlich in Eure Heimath, legt Eure Waffen nieder, und werdet unsere und Pizarro's Freunde und Bundesgenossen. Dagegen soll Euer Heerführer Huaskar noch heute in Eure Hand ausgeliefert werden!"

Bei diesen Worten strahlte Halipa's Gesicht von hoher Freude. Er nahm den Vorschlag an, ohne an irgend etwas in diesem Augenblicke zu denken, als an das Wiedersehen des Freundes. Der Bund wurde geschlossen und beschworen, und frohlockend über den glücklichen Ausgang seines gewagten Unternehmens, kehrte Escavedo nach Lima zurück, und mit ihm ein Trupp Peruaner, der Huaskar'n in Empfang nehmen sollte. Mit dem freudigen Ausruf: „Es ist gelungen!" stürzte Escavedo in Pizarro's Gemach. Dieser schloß ihn freudig in seine Arme. „Gottlob!" rief er aus, „daß doch ein Ausweg uns noch übrig ist! Lies selbst," sprach er hierauf zu Escavedo, indem er ihm ein großes Pergament reichte, „lies selbst und erfahre, welches Schicksal unserer wartet." Neugierig griff dieser nach dem Pergament. Es war Carl's V. Manifest, durch welches er den Don Pedro de la Gasca bevollmächtigt, die Audienzia in Lima wieder einzusetzen, seinem Gesetze treue Befolgung, den Peruanern milde Behandlung zu erwirken, und Gonzalez Pizarro zur strengen Rechenschaft, ob seines Verfahrens, mit allen seinen Anhängern zu ziehen, und worin Lima's Einwohner zur Treue aufgefordert, Jedem aber Amnestie versprochen wurde, der Pizarro's Partei verlasse und zu Gasca übergehe. Escavedo war bleich geworden, als er das Blatt gelesen. „Nun," fragte bitter Pizarro, „was willst Du thun, Escavedo?" — „Könnt Ihr fragen? Nein, Don Pizarro, solchen Zweifel hat Escavedo nicht an Euch verdient!" — „Sei ruhig, Freund!" sprach dieser, seine Hand schüttelnd. „Gehe hin und befreie Huaskar!" — „Aber," fragte Escavedo, „wollt Ihr denn keine Schritte wegen Nunez thun?" —

„Doch," sprach Pizarro, „schon sind meine Gesandten abgegangen, um Nunez anzubieten, wenn man mir Leben und Freiheit mit den Meinigen garantire. Wo nicht, so muß Nunez uns begleiten in die Wildnisse Peru's." — „Recht so!" sagte Escavedo. „Nur laßt uns klug handeln, daß wir nicht selbst in das Netz laufen, das man uns gestellt!"

In dumpfem Schmerze lag Huaskar auf seiner Bastmatte im Kerker und dachte seinem traurigen Geschicke nach. Der Jüngling war niedergebeugt von der Schwere seines Geschicks. Er hatte Alles, Alles verloren, was für den Menschen in diesem Leben Bedeutung und Werth hat. Nur der fromme Glaube, den ihn Las Casas gelehrt, gab seiner Seele Frieden und Ergebung. Von Tag zu Tag hatte er gehofft, man werde ihn zum Tode führen, denn dieser war seine einzige und letzte Hoffnung, da alle Blüthen des Lebens für ihn längst gewelkt waren. Ach, der unglückliche Jüngling ahnte nicht, daß über seinem Haupte das Wesen athme und seufze, das ihm auf dieser Erde das Theuerste war! Er ahnte nicht, daß über ihm Nunez' und Elvirens Kerker sei. Er glaubte sie längst jenseit des Oceans. An diesem Tage gerade hatte er mehr als je an sie, an Las Casas, an Halipa gedacht, denn er fühlte, daß die dumpfe Kerkerluft ohnedem seine Kräfte verzehre, und ihn bald den Hafen der Ruhe würde finden lassen. Jetzt hörte er schwere Tritte und mehrere Stimmen, die sich seinem Kerker nahten. „Meine Erlöser kommen!" sprach er zu sich. Da klirrten die Schlüssel und rasselten im gewaltigen Schloß und die Thüre ging auf. „Huaskar!" rief eine Stimme, deren furchtbar wilder Ton seine Vermuthung bestätigte. „Huaskar!" rief's noch einmal, und vom Schein einer Fackel beleuchtet, trat ein Offizier herein. „Ich bringe Dir Freiheit!" sprach er, indem er ihm die Fesseln löste. „Für immer, so Gott will," entgegnete Huaskar. „Ja wohl, für immer," sagte Jener, und ergriff seine Hand und führte ihn aus dem Kerker heraus durch die feuchten Gänge. Endlich

erreichten sie das Freie, und Huaskar blickte freudig zum Sternenhimmel hinauf, der in seiner ewigen Herrlichkeit über ihnen strahlte. Ruhig und stille lag Lima unter ihnen. Der Offizier faßte wieder seine Hand, führte ihn die Anhöhe hinab durch die Straßen Lima's zum Thore hinaus. „Nun," sagte sein Begleiter, „bist Du frei!" In diesem Augenblicke nahten die Peruaner dem Ueberraschten. Bekannte Stimmen schlugen an sein Ohr. „Ist es Ernst, oder treibt Ihr grausamen Spott und Scherz mit mir?" fragte er in sonderbarer Stimmung. „Du bist frei, sage ich Dir, Huaskar!" entgegnete sein Begleiter. „Vergiß nicht, was wir Dir Gutes gethan haben, wenn wir Schutz suchen müssen bei Dir und Deinem Volke!"

So sprach er, Huaskar's Hand schüttelnd, und die jubelnden Peruaner zogen ihn fort. Und so schnell es immerhin Huaskar ertragen konnte, ging es nun den Landsleuten entgegen. Die Freude machte die Peruaner so stark, daß sie eilten, als ob sie flögen. Aber der Jüngling, der nun so lange schon im feuchten Kerker geschmachtet und nur die verpestete Kerkerluft geathmet hatte, vermochte nicht, ihnen zu folgen. Beim Sternenlichte flochten sie nun eine Bahre und trugen ihn ohne Rast weiter. Huaskar wußte nicht, wie ihm geschah. Alles, was sich diese Nacht mit ihm zutrug, dünkte ihm ein Traum zu sein. Als aber Halipa's Arme ihn umfingen, als die jubelnden Peruaner ihm die Hände drückten und küßten, da erwachte er erst zur Wirklichkeit, und der erste Strahl der Freude fiel durch das Bewußtsein seiner Freiheit in seine Seele. Und als zum ersten Male wieder der Frühsonne milder Strahl ihn erquickte, da sank er nieder und dankte Gott innigst für seine Huld und Gnade. Aber wie erstaunte er, als Halipa ihm die Begebnisse der letzten Zeit erzählte. Da erst fand er den Faden zum Ausgang aus dem Labyrinthe von Unbegreiflichkeiten, in dem er bisher sich befunden hatte. Noch vier Tage blieben sie in ihrer Stellung; denn so hatte es Halipa Escavedo versprochen. Da aber die vier

Tage um waren und Niemand ihre Hülfe suchte, oder sich in ihren Schutz begab, so zog das Heer ab in seine Heimath und löschte des Krieges Fackel aus. „Aber wohin ziehen wir?“ fragte wehmüthig Halipa seinen Freund. „Wollen wir wieder in das stille Thal, wo —“ Er endete nicht, denn Huaskar's Blicke wurden düster. „Sei unser Inka!“ baten wieder die Aeltesten seines Volks, „und weile in unserer Mitte! Regiere uns, wie uns Deine Väter regierten!“ Allein Huaskar lehnte ihre Bitte ab. „Laßt mich erst mir selbst leben, dann vielleicht, wenn ich meinen Frieden wieder gefunden, dann komme ich zu Euch und will in Eurer Mitte leben und dort meine Tage enden!“ Die Männer mußten abstehen von ihrem Wunsche, und traurig schieden sie von ihm. Da warf sich Huaskar an des Freundes Brust. „Auch der Ehrgeiz ist besiegt!“ rief er, „o, vielleicht wird auch dieses Herz noch ganz besiegt!“ Sie wollten sich die Heimath suchen, die Freunde, und dann eine Hütte sich bauen. Ihr Weg war der wieder, den sie einst mit Nunez und Elviren gegangen. Sie kamen an die Stätte, wo Elvirens Mutter schlummerte. Lange blieben sie da, und als Halipa zum Aufbruch mahnte, da sagte Huaskar: „Hier laß uns bleiben, Bruder, und eine Hütte bauen! Hier weinte zuerst Elvira an meinem Herzen über der Mutter Tod, hier will ich auch meine Tage verleben!“ — Halipa widersprach ihm nicht, er erinnerte ihn nur an die Nähe von Lima. „Laß das ruhen,“ bat Huaskar. „Lima wird unsere Ruhe nicht stören!“ Und unweit des Grabes, wo ein klarer Bach sich über Felsen hinab in einen lachenden Wiesengrund stürzte, bauten sie sich ihre Hütte, und als die Hütte gebaut war, errichtete Halipa mit Huaskar der Verstorbenen ein Grabmal von Rasen, der frisch grünte und täglich mit ihren Kürbisflaschen begossen wurde.

Während die beiden Freunde hier in der Abgeschiedenheit wenigstens die äußere Ruhe wieder fanden, war es so ruhig nicht in Lima's Mauern.

Escavedo hatte Huaskar'n ausgeliefert. Er eilte in den Palast Pizarro's zurück. „Laßt uns eilig Eure Kostbarkeiten einpacken, um sie wenigstens auch zu retten!" sagte er zu Gonzalez. Willig überließ dieser ihm Alles. Unermüdet arbeitete Escavedo. Sehnsüchtig harrte indessen Pizarro der Rückkehr seiner Abgeordneten. Sie kamen nicht. Mitternacht war vorüber, da nahten sich Männertritte seinem Gemach. Es waren wirklich die beiden Gesandten. Aber sie brachten schlechten Trost für Pizarro. Er ließ sie neben sich niedersitzen, um genaue Mittheilung alles dessen zu erhalten, was auf den Schiffen vorgegangen sei. Sie erzählten ihm Mancherlei. Plötzlich vernahm man ein Gespräch im Vorsaal, an den das Closet Pizarro's stieß. Erschrocken sahen sich die Beiden an. Pizarro aber beruhigte sie, indem er sagte, es sei Escavedo, der noch allerlei zu besorgen habe. In diesem Augenblick aber ergriffen Beide zu gleicher Zeit Pizarro'n und riefen laut: „Herein, er ist unser!" Da stürmten Gasca und eine große Zahl Offiziere in das Gemach. Der Erbleichte wurde gefesselt, und in diesem Augenblick erfüllte der Jubelruf: „Hoch lebe Don Gasca!" die Stadt — und ein Schuß, der alsobald in der Nähe des Vorsaals fiel, sagte den Hinzueilenden Escavedo's blutiges Ende an. Er hatte sich selbst gerichtet. —

Noch in dieser Nacht wurden die Truppen an's Land gesetzt, und ohne einen Schwertschlag wurde Lima eingenommen. Willig schlossen sich Nunez' Truppen an Gasca an und Pizarro's Anhänger waren genöthigt, ein Gleiches zu thun. Als der Morgen tagte, war Lima in Gasca's Händen. Ruhig und mild fing Gasca die Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse an. „Aber wo ist Don Nunez Vela?" fragte er die Mitglieder der Audienzia, die er aus ihren Kerkern befreit hatte. Niemand wußte Auskunft zu geben, denn still und heimlich war Nunez in sein Gefängniß geführt worden, und wer davon Kenntniß hatte, schwieg, um nicht den Schein der Mitschuld auf sich zu laden. Der erste Act der Audienzia

war Oeffnung der Gefängnisse. Wie mancher edle Mann ging bleich und hager aus diesen Aufenthaltsorten des Schreckens hervor! Als man die Kerker unter dem Palaste des Statthalters öffnete, da fand man Nunez und Elviren, noch gehüllt in die Kleidung Huaskar's. Welche Wonne für den edlen Gasca, hier endlich seinen Freund und dessen Tochter zu finden! Kaum aber erkannte er Elviren. Der Kummer hatte sie fast entstellt. Sie glich eher einem Schatten als einem lebenden Wesen. Feierlich wurde Nunez herausgeführt und von Gasca in seine Stelle wieder eingeführt. „Aber," fragte Gasca, „sagte man mir nicht, daß in diesen Kerkern auch der Häuptling der aufrührerischen Peruaner schmachte?" — Man durchsuchte sie alle und fand ihn nicht, und Jedermann glaubte, heimlich habe ihn Pizarro seiner Rache geopfert. Wie durchzuckte der Gedanke Elvirens Herz, als sie vernahm, Huaskar habe in ihrer Nähe geschmachtet! Doch wie beugte es sie nieder, hören zu müssen, er sei wohl wahrscheinlich das Opfer der Rache Pizarro's geworden. Wohl freute es sie, ihren Vater wieder in seiner Stelle zu sehen, allein das Leben war ihr öde und leer. Ihr Herz sehnte sich nach Stille und Abgeschiedenheit. Ein Kloster in Spanien war das Ziel ihrer Wünsche. Oft flehte sie darum ihren Vater an. „Ach," seufzte dann der Greis, „soll ich denn meines letzten Trostes in dem freudenlosen Alter beraubt sein?" — und sie drückte dann wieder den Wunsch in das arme Herz zurück, und trug mit Demuth und Ergebung ihr Geschick. Ein Jahr ging so dahin. Der äußere Zustand Peru's war unendlich besser geworden. Das Volk sehnte sich mehr und mehr mit seinen Unterdrückern aus. Ordnung und Gesetzlichkeit waltete überall segensreich. Die Audienzia hatte Pizarro's Prozeß langsam genug geführt, um abzuwarten, ob nicht des Kaisers Huld die Todesstrafe des wilden Eroberers mildere. — Das Schiff, welches die Entscheidung bringen sollte, lief endlich in Lima's Hafen ein. Tod — war des Kaisers Urtheil. Nicht lange nach dem Eintreffen der Entscheidung fiel Pizarro's Haupt auf dem Blocke durch

Henkers Hand, und ganz Peru athmete freier, als diese Kunde erscholl.

Am Abend des Todestages Pizarro's saß der kaiserliche Commissarius Pedro de la Gasca einsam in seinem Gemache, und dachte dem Lebenslaufe dieses Menschen nach. Es klopfte leise an die Thür, und auf Gasca's Ruf öffnete sich die Thür, und herein trat eine hohe, edle Mönchsgestalt, deren silberweißer Bart bis weit auf die Brust reichte. „Friede sei mit Dir, Pedro!" sprach der Eintretende. Gasca starrte ihn eine Weile an, dann breitete er die Arme aus, und an sein Herz sank — Las Casas. — „Woher, Du alter, treuer Freund?" fragte ihn Gasca. „Das Schiff, das Pizarro's Todesurtheil brachte, führte mich hierher!" antwortete Las Casas.

„In Spanien warst Du? Glaubte ich doch immer Dich hier in Peru zu finden, als Bekehrer des heidnischen Volkes?"

„Das war ich, Freund. Ein seltsam Geschick bestimmte mich, zum dritten Male die Reise nach Peru zu machen; aber auch, so Gott will, zum letzten Mal."

Er unterrichtete nun den geprüften Freund von den Begebenheiten zwischen Ekvikren, Huaskar und Nunez, wie es die früheren Kapitel der Geschichte berichtet, sorgsam und genau; alsdann reichte er ihm mehrere Pergamente. Gasca stutzte, las sie durch, und sprach dann froh bewegt zu Las Casas: „Ja, so ist Carl gerecht in Strenge und Milde! So hat er sich hier, so in Pizarro's Angelegenheit bewiesen. — Aber, Freund, heißt nicht Dein Peruaner Huaskar?"

„Das ist sein Name!"

„Ein Nachkömmling der mächtigen Inkas von Peru?"

„Huaskar ist des durch Francesco Pizarro gemeuchelmordeten Atahualpa's jüngster Sohn."

„Dann, theurer Las Casas, dann traure um ihn! Er war

der Anführer des Heeres von Empörern, die Lima bedrohten; er wurde von Pizarro gefangen und wahrscheinlich gemordet!"

„Gerechter Himmel!" rief wankend der Greis, und sank in Gasca's Arme. An seiner Brust weinte er die Thränen der reinsten, uneigennützigsten Vaterliebe. Ach, Alles, was er so schön eingeleitet, sollte so gänzlich jetzt zertrümmert sein! Er fragte bestimmter bei Gasca, allein dieser war nicht im Stande, die Auskunft darüber zu geben, die er verlangte, und die Gewißheit, vor der seine Seele schauderte. Gasca ließ das Gefängniß öffnen, in welchem der Kerkermeister schmachtete, der meist Pizarro's Bubenstücke ausführen half. Man brachte ihn. — „Mensch!" redete ihn Gasca an, mit einer Stimme, die gleich dem brüllenden Donner durch Mark und Bein drang — „Mensch! Du weißt, ich kann Dich vernichten, wie Du es verdientest, und Dich begnadigen! Willst Du Wahrheit reden über das, worüber ich Dich fragen werde, und so Dein Leben vom Tode retten? — Willst Du?" —

Der Mensch sprach bebend sein Ja!

„So sage mir, was hat der Unmensch mit dem Peruaner-Häuptling angefangen, der im Verließe saß?" —

„Er saß wohl im Verließe, aber was aus ihm wurde, weiß ich nicht."

„Wer holte ihn aus dem Verließe?"

„Der Hauptmann Escavedo."

„Wann?" — „Am Abend vor Eurer Landung, etwa drei Stunden vor Pizarro's Gefangennehmung." — „Führte er ihn gefesselt ab?" — „Nein," erwiederte der Gefangenwärter, „er war von allen Fesseln befreit, und Escavedo sprach freundlich mit ihm." — „Glaubst Du, er sei erdrosselt worden?" — „Nein, das glaube ich nicht, sonst würde er in Fesseln geblieben sein."

Las Casas hatte mit einer außerordentlichen Spannung dem Verhöre zugehorcht. Beruhigend waren ihm des Gefangenwärters letzte Worte. Gasca winkte den Soldaten, den Befreiten abzu-

führen. „Herr," sprach dieser bittend, „ich habe Wahrheit gesagt, gedenket Eures Versprechens!" — Die Soldaten führten ihn weg, und Gasca sprach zu dem Freunde: „Gib nicht alle Hoffnung auf, Du siehst, ein Schimmer ist noch von ihr da. — Wie willst Du aber Kunde von ihm erhalten?"

Las Casas schwieg nachdenkend eine Weile; dann sagte er: „Ich selbst muß fort, ihn suchen. Mein Herz sagt mir, er lebt, ich werde ihn finden!" — Was auch Gasca einwenden mochte gegen diesen Plan, der Greis blieb dabei, und am anderen Morgen zog er — nur begleitet von einem treuen Diener Gasca's, in das Innere, voll Hoffnung und Vertrauen auf Gottes Hülfe, ab. —

Von Tage zu Tage hoffte Gasca auf Kunde von ihm, aber sie blieb aus, und ein halbes Jahr ging ohne alle Nachricht hin. — Er wollte Nunez Vela, den Vicekönig, unterrichten von allem, aber ein Schwur in Las Casas Hand band seine Zunge. Nunez sollte nichts wissen von Las Casas Anwesenheit.

Elvirens Trübsinn und Kummer nahm von Tage zu Tage zu. Nunez sah sorgenvoll die Jungfrau dahinwelken, deren Gesundheit ohnedem durch die Gefangenschaft sehr gelitten hatte. Ach, wie oft bereute er, was er gethan; wie oft verwünschte er jenen Schritt, der ihn zum Kinderlosen zu machen drohte. Und dennoch gestand er nie, was in seinem Innern vorging. Elvirens Bitten, sie den Schleier nehmen zu lassen, wurden immer dringender. Mit gebrochenem Herzen sagte er es ihr endlich zu. Gasca wollte bald nach Europa zurückkehren, und unter seinem Schutze sollte auch Elvira die Rückreise antreten, um sich in die stillen Mauern eines Klosters zu vergraben. Noch einen Wunsch hegte Elvira. Noch einmal wollte sie der geliebten Mutter Grab besuchen und an ihm beten, ehe sie einen Welttheil verließ, in dem sie das Glück ihres Lebens gefunden und so schrecklich verloren hatte. Gerne gab Nunez der geliebten Tochter hierzu seine Einwilligung. — Er selbst wollte sie dahin begleiten. Alles wurde dazu in Stand gesetzt, und am andern

Morgen bestiegen sie die Maulthiere, von Don Gasco und ihren Dienern begleitet, um dem Andenken der geliebten Todten das letzte Thränenopfer darzubringen.

Nach zwei Tagereisen erreichten sie die Gegend. In wehmüthiger Stimmung folgten Alle der trauernden Jungfrau, die heute mehr einer Erscheinung aus besseren Welten glich, als einer Staubgeborenen. In ihren Zügen sprach sich die tiefste Wehmuth aus, aber die Erinnerung an vergangene Zeiten, und die Hoffnung, die Geschiedene bald wieder zu sehen, gab dem bleichen Gesicht Elvirens eine himmlische Verklärung.

Ein tiefes Staunen ergriff Alle, als sie das Grab erhöhet mit frischem grünendem Rasen, umpflanzt von duftenden Blumen, und beschattet von einer jungen Palme fanden. Ein glatter Stein lag oben darauf, in dem die Worte eingegraben standen: „Elvirens Mutter!" und darunter: „Friede sei mit ihr!" — „Das that Huaskar!" lispelte die Jungfrau, und sank auf ihre Kniee nieder, ihr Haupt auf das Grab senkend. Bewegten Innersten, zwiefach bewegt, sank Nunez neben ihr nieder, und Alle knieten um sie. — Das waren heilige Momente, dem stillen Schmerze geweiht! —

Das Geräusch und die Menschenstimmen hatten Halipa, der in der Nähe an dem Wasserfalle frisches Wasser zu schöpfen gekommen war, herbei gezogen. Mißtrauisch schlich er heran. Aber welcher freudige Schrecken durchbebte ihn, als er die Betenden sah, die ihn nicht bemerkten. Er flog zurück zur Hütte, zu Huaskar und Las Casas, der gestern erst sie gefunden hatte, und nun noch in der Freude des Wiedersehens unaussprechlich glücklich war. Halipa faßte Beide bei der Hand und zog sie fort. „Was willst Du mit uns?" fragten Beide den Lächelnden. „Schweigt!", befahl er, und zog sie mit sich fort.

„O, daß der Jüngling noch lebte und hier wäre, damit ich ihm vergelten könnte seine Liebe und Treue!" sprach eben Nunez

als sie hervortraten aus dem Dickicht, und Halipa rief: „Hier ist er, nun haltet Euer Wort!“ — — — —

Ich lege die Feder nieder; bilde Du Dir, Leser, mit Deiner Phantasie die unbeschreibliche Scene! Denke Dir das Erstaunen, die Freude, das Glück der Liebenden, die sich an die treuen Herzen sanken, die nun von Neuem die Hoffnung faßten, die längst für sie gestorben war. — Nunez stand da, wie eine Bildsäule, keines Wortes mächtig. Was ihn bewegte, war ein sanftes Gefühl, denn die Thränen perlten über seine Wangen. — Der erste stumme Moment ging vorüber. Nunez trat zu Huaskar, faßte seine Hand und legte sie in Elvirens Rechte. „Hier,“ sprach er, „über dem Grabe meiner Gattin segne ich Euren Bund! Und Du, Verklärte, segne auch Du ihn!“ betete er. Jetzt sanken sie Alle auf's Neue sich in die Arme. Heiterkeit und Freude strahlte von jedem Angesichte.

Da trat Gasca vor, zog ein Pergament mit kaiserlichem Insiegel heraus und las: „Wir, Carl V., von Gottes Gnaden König von Spanien und Indien, wollen und bestimmen, daß Huaskar, Graf von Tucunna, Statthalter von Quito sei, und Jeder Unserer Unterthanen ihm als solchem Unserm Statthalter Treue, Gehorsam und Ehrfurcht leiste!“ Er entfaltete ein Anderes — es war Las Casas' Ernennung zum Erzbischof von Quito. — Da erst verklärte höhere Freude Nunez' Angesicht, und er und Alle riefen: „Gott segne den König und das junge Paar, und den edlen Las Casas!“ Und diesen umarmend, sprach unter Thränen Gasca sein „Amen.“

Venedig's Patrizier.

Eine Erzählung aus dem siebenten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts.

Am Sonntage vor Himmelfahrt 1472 standen auf dem Rialto, der größten und ganz von herrlichem Marmor erbauten Brücke Venedig's, drei Jünglinge, sich durch lustige Reden und satyrische Bemerkungen über die Vorübergehenden und in Gondeln den großen Kanal Befahrenden unterhaltend. Der geschmackvolle und kostbare Anzug, welcher aus Seide und Sammt bestand, die wehenden Straußenfedern der Hüte, zusammengehalten von blitzenden Agraffen, die goldenen Ketten, an denen die zierlichen Dolche, deren Hefte ebenfalls von Diamanten schimmerten, befestigt waren, mehr aber noch die stolze Keckheit, die sich in Worten und Manieren aussprach, und der schonungslose Spott, der jeden Vorüberziehenden ohne Ausnahme traf, ließen sie bald als Nobili's erkennen, deren Väter über unermeßliche Reichthümer, sowie, als Glieder der Serenissima Signoria, über das Wohl und Wehe der Republik gebieten konnten. Sie stammten aus drei der ersten Familien des goldenen Buchs, und Mancher ihrer Vorfahren, sowie jetzt noch der Vater des einen, hatten sich am Himmelfahrttage mit dem adriatischen Meere vermählt und die herzogliche Krone getragen. Marco Falieri, der Sohn des Dogen, war der Eine, Lucio Cornaro der Andere und Giovanni Anafesto der Dritte des spottenden, übermüthigen Kleeblatts. Sie schienen Freunde zu sein, wenn man von dem traulichen Verkehr aus schloß; beobachtete man aber genauer die Blicke,

so lag doch in einigen etwas, was keineswegs den Stempel der Himmelgeborenen trug. Marco Falieri war ein Jüngling von neunzehn Jahren, schön, daß man unwillkürlich bei seinem Anblick an die idealen Vorbilder des hellenischen Alterthums erinnert wurde, ohne daß er doch eine Heldengestalt besessen hätte. Er war zart gebildet, von mittlerer Größe, ohne aber auch schmächtlich zu sein; vielmehr blühten die frischen Rosen der Gesundheit auf seinem Antlitz. In seinem Gesichte sprach sich bei einem leisen Zuge von Frivolität, wie sie damals des jungen Adels herrschende Denkweise war, dennoch so viel Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit aus, daß Jeder, der ihn genauer kannte, ihn sicher liebgewann; dabei war er edel und hieder. Lucio Cornaro besaß die Gestalt eines Herkules und den weitausstrebenden Ehrgeiz, wie die kühne Tapferkeit seiner Vorfahren, die der Republik so große Dienste geleistet. Er war ebenwohl schön, doch seine Züge waren rauher, derber. Der Dritte endlich, Giovanni Anafesto, war weder ein Liebling der Natur noch des Himmels. Das Siegel eines schwarzen Herzens lag auf seinen Zügen. Laster hatten früh die Wangen gebleicht und gefurcht. In seinem Auge loderte die wilde Gluth sinnlicher Begierde, das nie erlöschende Feuer der Rachsucht. Wen er haßte, den haßte er furchtbar und ewig. — Freunde waren Cornaro und Falieri, denn Letzterer schloß sich an Ersteren an und ward von ihm geliebt, obwohl die Väter einen geheimen Groll in dem Herzen nährten. Falieri's Vater war Doge, darum suchte Anafesto ihn auf und drängte sich an ihn.

Für ihre Unterhaltung fanden die Jünglinge einstweilen reichen Stoff, bis sie die Ankunft der Galeere Cornaro's, auf welche sie warteten, auf eine andere Art beschäftigen sollte; denn der wilde Wind, der vom Meere her wehte, machte die Luft des sonst heißen Maitags kühler, und da der Gottesdienst lange geendigt war, und die Kanäle von Gondeln wimmelten und die Gesänge der Gondolieris und die lieblichen Klänge der Guitarren bereits hörbar

wurden, wogte über den Hohen Markt eine zahllose Menschenmenge herüber und hinüber, wie es eben die Wohnung, das Geschäft oder die Lust des Einzelnen bestimmte. Bald schweiften die Blicke der drei Jünglinge über den Kanal, bald über die an ihnen vorbeiwogende Menge, und überall boten sich Gegenstände des Witzes und Zielscheiben der bittern Satyre dar. Machte es Giovanni Anafesto zu arg, dann gebot der ältere Cornaro Ruhe und Stille; allein es half nicht. Volk und Adel, Männer und Frauen empfingen ihre keineswegs schmeichelhaften Epitheta. Und eben als sich in den Volkshaufen ein unzufriedenes Murren gegen die drei Spötter erhob, und Jene das Wort der Drohung vernahmen und blitzenden Auges um sich blickten, da donnerte ein Kanonenschuß von der Rhede her, daß die Luft zitterte. „Horcht!" rief Cornaro, „das ist unsere Galeere, die meine Schwester bringt!" — Alsbald erfolgte ein zweiter Schuß; die Jünglinge eilten hinab, sprangen in Cornaro's reichgeschmückte Gondel und glitten fröhlich den Kanal hinab den Lagunen zu. Und als sie so dahinglitten zwischen den Häusers- und Palästereihen und geschmückten Gondeln, da wurde es Cornaro ernst und wehmüthig. Diese Schwester war ihm einzig geblieben, und mit ihrem Daſein hatte die geliebte Mutter das Leben eingebüßt; darum hatte der tiefgebeugte Vater das Kind des Schmerzes zu einer Schwester nach Corfu gethan, wo es erzogen worden. Lucio hatte die Schwester nicht gesehen seit der frühesten Kindheit. Aber ein Bild besaß er von ihr, das er stets bei sich trug, weil es, wie der Vater oft gesagt, das treueste Abbild der geschiedenen Mutter sei.

„Lucio," hob endlich Marco Falieri an, „so sage mir doch, wie sieht denn Deine Schwester aus, daß ich wenigstens nicht verblüfft werde, wenn ich vor ihr stehe!"

„Man sagt, das Bild sei treffend ähnlich," erwiederte Jener, indem er es ihm darbot. „Ein Grieche und Cyperin, der Arzt und

Maler, und die Götter wissen, was sonst noch ist, Namens Calcapulo, hat es gemalt!"

Rasch ergriff es Marco, und rief nach einem Blick, in dem seine ganze Seele lag: „Bei meinem Patron! das ist das schönste Engelsgesicht, das ich jemals in Rom und Florenz sah! Und" — mit einem inneren Schauer setzte er in sich hineinmurmelnd hinzu: „ich vergebe dem Vater, daß er diese Jessica so gewaltig liebte, wenn sie diesem Bilde glich!" —

Ueber Marco's Schultern blickte gierig und lüstern, wie der Teufel in's Paradies schaute, Giovanni Anafesto auf das Bild Catharinens und sagte, mit einem seltsam giftigen Seitenblick auf Marco, zu Lucio: „Deine Mutter war ein schönes, ein sehr schönes Weib!"

Der Ton der Stimme hatte etwas Schneidendes, das verletzend in Marco's Seele drang, und ihm schien's, als wisse dieser unheimliche Anafesto um das, was als Geheimniß der Vater ihm einst anvertraut. Er blickte schnell zurück, und begegnete jedoch einem Gesichte, das grinzend freundlich ihn ansah.

Unterdessen hatten sie die Lagunen erreicht. Stolz schwamm mit wehenden Flaggen und Wimpeln die schlanke Galeere daher, und man gewahrte schon deutlich unter einem purpurnen Baldachin drei Frauen auf dem Verdecke. Rüstiger ruderten die Leute und das Hurrah der Schiffsmannschaft begrüßte die Ankommenden. Lucio gab schnell dem Schiffshauptmann einen Wink, daß er nicht wolle erkannt sein, den Jener verstand; dann raunte er Marco in's Ohr: „Du besteigst zuerst die Galeere!" und sie legten an. Die Strickleiter wurde herabgelassen. Marco betrat das Schiff, nach ihm Giovanni, endlich Lucio. Die Jünglinge schritten dem Verdecke zu, sich verneigend vor den Frauen, die sich von ihren türkischen Polsterſitzen erhoben hatten, sie zu begrüßen. Catharina Cornaro warf einen forschenden Blick auf die Gesichtszüge der drei Jünglinge, und trat dann mit glühender Röthe auf den jungfräulichen Wangen auf Marco Foscari zu, ihm Hand und Mund bietend zum

Willkommen, indem sie mit einer sanftflötenden Stimme sprach: „Sei mir gegrüßt, lieber Lucio!“ Aber Marco erröthete eben so glühend wie die Jungfrau, und entwand sich den umschlingenden Lilienarmen, indem er leise sprach: „Vergebt, theure Signora, dieser ist Euer Bruder!“ Da erbleichte die Jungfrau erschreckend; Lucio breitete ihr seine Arme entgegen, und die Thräne im Auge des Bruders hob den Zweifel, und sie lag weinend an seiner Brust. — Zum Glück für die beschämte Catharina legte in diesem Momente des Vaters Barke an, und sie flog dem theueren Vater entgegen. Giovanni aber stand da wie eine Bildsäule des Neides, während sein Auge mit einem ächt faunenartigen Ausdruck auf Catharina's wunderlieblicher Gestalt ruhte, oder vielmehr herumschwebte, die reizenden Formen betrachtend. Marco legte unwillkürlich die Hand auf sein Herz. Er fühlte, daß dieser Augenblick über sein Leben entschieden habe, und sprach leise zu sich: „O, wenn ich nur nicht dein Geschick theile, armer Vater!“

In einem bis zur Ueberladung mit Gold, Sammt und Seide, kostbaren Geräthen und schimmernden Teppichen verzierten Gemache des St. Marcus-Palastes saß am Morgen des folgenden Tages der Doge Faliери in seinem reichen gepolsterten Lehnstuhle. Sein Arm stützte das müde Haupt, welches bleich und zerstört aussah, und das Auge war mit düsterem schwermüthigem Ausdruck auf das Bild Catharina's gerichtet, — das ein Diener des Dogen auf dem Corridor vor Marco's Thüre gefunden. Etwas recht Schmerzliches mußte den silberhaarigen, aber noch sehr kraftvollen Greis bewegen, das verriethen die Seufzer, die der gepreßten Brust sich entwanden. Als er eine Weile so still, auf das Bild hinstarrend, gesessen hatte, stand er auf und maß mit gewaltigen Schritten das Gemach. Es schien, als rolle die Vergangenheit ihren Vorhang auf, und noch einmal kämpfte die Seele den Kampf früherer Jahre! — „Herz!

Herz!“ rief endlich der Doge aus, „willst du nach zwanzig Jahren noch einmal die mühsam errungene Ruhe meines Lebens stören?! Ach, der Vulkan hat ausgeglüht, die Leidenschaft und die grauen Haare sind seltsame Genossen!“ — Er schritt mächtiger auf und nieder. —

Wie kam das Bild in Marco's Händen? fragte er sich, und legte die Hand an die Stirne. — Grausames Schicksal! — Soll das Weh der Vergangenheit noch einmal den Greis durchzucken? Soll die bittere Wonne noch einmal ihn martternd in der Erinnerung durchbeben? — Jessica! Jessica! dir hat der Richter über den Sternen ein mildes Urtheil gesprochen; — aber mir! — mir! — welch ein Strafgericht wird mich treffen, wenn der Richter das Donnerwort: Ehebrecher! ausspricht!! — Er hüllte sein Gesicht in den faltenreichen Purpurmantel, und sank in den Lehnstuhl zurück. — Ach, seufzte er leise, ich glaubte durch ein tadelloses Leben, durch strenge Buße den Himmel versöhnt zu haben — aber jetzt — jetzt fühle ich tief die Schwere meiner Schuld! — Er sank auf seine Kniee nieder und betete leise mit tiefer Andacht und Inbrunst; — dann wurden einzelne Worte hörbar: — Vergib, vergib, Richter, dem schwachen Menschenherzen! — Richte mild und laß des Elendes genug sein, das über mein graues Haupt kam und mich alt machte vor der Zeit! O, gib Ruhe und Frieden meiner geängsteten Seele!! — Sein Haupt sank auf den Lehnstuhl, und in der betenden Stellung blieb er lange seufzend liegen — dann erhob er sich schnell, horchend auf einen raschen Schritt, der dem Gemache nahte. — Das ist Marco! sprach er; nun, Falkeri, sei wieder Mensch! — — Er setzte sich anscheinend ruhig in den Lehnstuhl, die Thüre ging auf und Marco trat herein; bleich und gestört aussehend grüßte er den Vater.

„Du kommst so früh, Marco,“ sprach der Vater, „und siehst so bleich aus; ich hoffe, Du wirst doch die letzte Nacht nicht gar durchschwärmt haben in den Casino's?“ „Das gerade nicht, ehrwür-

Vater!“ erwiderte der Sohn; „aber mich bewegt etwas Anderes. Ich fuhr gestern mit Lucio Cornaro seiner Schwester entgegen, die von Corfu zurückkam, wo eine Tante sie erzog. Lucio zeigte mir in der Gondel seiner Schwester Bild, vergaß es zurückzufordern, und ich steckte es in Gedanken ein, und — finde es nicht mehr, da ich es ihm zurückgeben wollte!“

„Marco!“ hob mit tiefgefalteter Stirn und ernstem Worte der Vater an, und seine Stimme nahm einen Ton des scharfen Tadels an; „Marco, wie oft bat ich Dich, Cornaro's Gesellschaft zu meiden! Wie oft warnte ich Dich vor diesen Cornaro's, die Deines Vaters Glück zerstört, und ihm namenlose Kämpfe und unzählige bittere Lebensstunden bereitet haben! Und doch gehorchst Du der Stimme Deines Vaters nicht!?“ —

„Vergebt mir, theuerer Vater!“ bat Marco, „wenn ich Euer Gebot übertrat. Lucio schließt sich so arglos, so liebevoll an mich an; seine Grundsätze sind so lauter und rein, sein Leben so untadelig, so ganz dem wüsten Treiben der übrigen Nobili's entgegengesetzt; sein Sinn ist so ritterlich — daß ich — vergebt, wenn mein Wort Euch kränken sollte, daß ich oft dachte, ich müßte durch mein Betragen ein Unrecht vergüten, das Ihr den Cornaro's anzuthun scheuet!“

Der Vater blickte ihn strenger an: „Marco,“ fuhr er dann ernster fort, „Deine Gutmüthigkeit sieht Licht, wo Schatten ist. Du bist noch nicht gereift in der Schule bitterer Erfahrungen, wie Dein Vater. Du darfst meinen grauen Haaren reiferes Ermessen zutrauen, darfst glauben, daß ich nicht gerne Menschen verdamme; aber“ — hier wurde seine Stimme so feierlich, daß es kalt Marco's Gebeine durchrieselte — „Dein Geschick könnte Dich zu einem Abgrund unaussprechlichen Elendes bei diesen Cornaro's hinreißen, in dem Du untergehen würst. Die Fäden Deines Schicksals sind näher mit denen des ihrigen verwebt, als Du glaubst! Forsche nicht wie, nicht warum? Aber sprich, willst Du die grauen Haare Deines

Vaters mit Herzeleid in die Grube senken? Ich bin ein morscher Baum, dem das Schicksal alle Blüthen nahm, bis auf Eine — soll ich auch die verlieren? Sprich, Marco, soll ich?" —

Da sank der Sohn in des Vaters geöffnete Arme, und rief erschüttert: „Nicht mein, Euer Wille geschehe!"

Nach einer stummen Pause ermannte sich der Vater.

„Du sagst, Lucio's Schwester sei zurückgekehrt, Marco?"

„Gestern, mein Vater!" —

„Du warst mit Lucio auf seines Vaters Galeere, wie war der alte Cornaro gegen Dich?"

Marco besann sich. „Das kann ich Euch nicht sagen, Vater; doch meine ich, freundlich."

„Und Cornaro's Tochter, Catharina — wenn ich nicht irre?" —

Marco erröthete. Er war gewohnt, vor dem Vater kein Geheimniß zu haben — und doch wollte es ihm jetzt schwer werden, den Auftritt auf der Galeere zu erzählen.

Der Doge las in seiner Seele. „Hast Du ein Geheimniß vor Deinem Vater, Marco?" — fragte er.

Da übergoß ihn die Scham, daß er nur einen Augenblick zweifelhaft sein konnte. „Nein," sprach er, „Ihr sollt Alles wissen!" Er erzählte ohne Rückhalt die Begebenheit mit den kleinsten Umständen dem aufmerksam Horchenden. Als er geendet, runzelte der Doge die Stirn. „Das ist nicht gut," sagte er mit innerer Bewegung. „Marco, ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir heilig ist, bei dem Heile Deiner unsterblichen Seele, meide die Cornaro's, meide Catharina's Umgang. Fliehe sie, wie Du den Erbfeind Deiner Ruhe fliehen wirst. Willst Du das? Willst Du die einzige Bitte Deines Vaters erfüllen?" Falieri reichte dem Sohne seine Hand hin, und dieser schlug mit einem Blicke gen Himmel, der um Kraft und Muth flehte, ein.

„Aber" — sagte er nach einer Pause, in der Beide ihren Ge-

danken und Empfindungen nachgehangen, „was werde ich Lucia sagen, wenn er nach dem Bilde fragt?“

„Gib es ihm wieder, Marco, hier hast Du es,“ sagte mit heftiger Bewegung der Doge, indem er auf das Bild blickte. „Nun geh', mein Sohn, und vergiß nicht, was Du mir gelobt!“ Marco verließ das Gemach, indem er seine Lippen auf das Bild der Theuren drückte, und leise seufzte: „Dir entsagen und dem Leben selbst, das sieht sich gleich. Und doch scheint ein feindlich Geschick uns zu trennen, während mein Herz mit einer süßen Zaubergewalt sich zu dir hingezogen fühlt!“ Der alte Vater aber flehte drinnen zum Himmel, daß er gnädiglich walte über Marco und ihm.

Während die süße Siesta ganz Venedig, das sonst so lebensvolle, in einen todähnlichen Zustand der Stille und Leere versetzt, und so manches von Freude strahlende und von Thränen umdüsterte Auge geschlossen, und selbst im Palaste des Dogen Morpheus allmächtiger Mohnstengel die Hellebardiere wie die Diener des Dogen, und diesen selbst besiegt hatte, saß unter dem mit Blumen des Morgenlandes und duftenden Stauden zu einer dichten Laube umgeschaffenen, mit grünem Schirmdach versehenen Balcon des Marcuspalastes Marco Falieri, und starrte hinaus in die öde Stille der Piazetta und auf das bläuliche, nur kleine Wellen schlagende Meer. Er glich einer Bildsäule. Doch nur äußerlich war dieser Zustand, innerlich tobte es gewaltig, und das Herz schien die Brust sprengen zu wollen. Kurz darauf, als er den Vater verlassen, eilte er hinab, wanderte über die Piazetta durch das Gewühl des Marcus-Platzes hindurch, warf sich in die erste Gondel, die er traf, und befahl dem Gondoliero nach dem Palaste Cornaro zu fahren. Rasch und kräftig theilte das leichte Fahrzeug die Fluth, die langsam nur floß, mehr einem stehenden Wasser gleich. Um einige Ecken bog die Gondel, — da lag der Marmorpalast des reichen Cornaro vor ihm, und ein Blick, den er mit beklommener Brust auf den Balcon warf, machte sein Herz heftig pochen — denn — da stand Catharina in einem schnee-

weichen faltigen Gewande, eine halbentblühte Rose an ihrem jungfräulichen Busen. An ihrer Seite lehnte Lucio. Als Marco nähet kam, da deutete Lucio auf ihn. Catharina blickte nach ihm, und er sah, wie ein süßes Lächeln um den lieblichen Mund schwebte, während eine leise Röthe die Wangen zu überfliegen schien. Lucio drohte jetzt dem Kommenden mit dem Finger, und rief lustig herab: „Komm nur schnell, Du Räuber, Du hast Vieles gut zu machen!“

Zitternd entstieg Marco der Gondel. Es zog ihn mit süßer Gewalt hinauf, und doch wär es ihm, als halte ihn eine kalte Hand zurück. In diesem innern Zwiespalt trat er in den reichen Saal, den Titian's und Tintoretto's Bilder in reichen Goldrahmen schmückten, und durch die große Glasthür auf den Balcon, wo ihn Lucio mit einem biedern Handschlag empfangend, zu der Schwester führte, die in überaus reizender Verwirrung ihn willkommen hieß. Mit wenigen Worten entschuldigte sich der Jüngling, daß er so spät erst komme, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Lucio ließ ihn nicht ausreden, sondern rief lachend: „Freilich hast Du meiner lieben Cattinetta keinen guten Begriff von der feinen ritterlichen Sitte der Nobili Venedig's beigebracht, doch wird sie Dir das vergeben, wenn Du ihr zusagst, für diesen Abend sie mit Deinem lieblichen Lautenspiel und Deiner Silberstimme Wohllaut zu entschädigen!“ Marco neigte sich gegen Catharina, indem er, obwohl mit wankender Stimme, solche Erlaubniß als hohe Ehre und Vergnügen pries, und die Jungfrau entgegnete, daß sie nur bitten dürfe, wo ihr Bruder herrisch gebieten wolle.

„Ich habe aber noch ein ernstes Wort mit Dir zu reden, Falliero!“ fuhr halb scherzend Lucio fort, „denn an mir hast Du gestern einen Raub begangen. Du dachtest wohl, da ich das Original habe, könne ich Calopulo's Copie leichter entbehren? — In der That würde ich geglaubt haben, ich hätte es in's Meer fallen lassen, allein Giovanni Anafesto meldete mir, Du habest das Bild in Deinen Busen gesteckt.“

„Dir es wieder zu bringen, war ein Theil meiner Absicht jetzt," entgegnete Marco, der immer verwirrter wurde, je mehr er Catharinen erglühen sah, die wohl wissen mochte, wovon die Rede sei.

Marco schlug den Sammtmantel zurück, und zog das Bild Catharinens hervor, welches an einer rosenfarbenen Schnur um seinen Nacken, und gerade über dem Herzen hing, und reichte es ihm. — Lucio's Laune wuchs mit der Verlegenheit Marco's und seiner Schwester. „Siehe doch nur, Catharina!" rief er lachend, „wo er Dein Bild hatte! Ich schwöre es bei Hyppp's Pferden auf St. Marco, daß Dein Bild heute zum ersten Male auf dem Herzen eines Jünglings ruhte, es müßte denn in Corfu gewesen seint!" —

Beider Verlegenheit stieg mit jedem Momente, mit jedem Worte Lucio's. Catharina warf ihm einen halb strafenden, halb bittenden Blick zu, und wollte sich entfernen. Lucio ergriff ihre Hand. „Sei mir nicht abhold, Schwester," bat er, „daß ich toll genug scherzte, aber sieh', ihr Beide verdienet einen kleinen Verweis, Du, weil Du den schönen Jüngling lieber für Deinen Bruder halten wolltest, und er, weil er das Bild der niedlichen Schwester nun schon für sein Eigenthum anzusehen beliebt. — Doch — er faßte Beider Hände und sagte gutmüthig: „Sehet es der Freude nach, die in mir lebt und webt über der Schwester Rückkehr!"

Da sang unten der Gondoliero:

„Wenn wild die Stürme sausen,
Und dumpf die Wellen brausen —
Dann denk' ich nur an dich!
Daß mit bliebe
Deine Liebe,
Und kein Sturm erschüttert mich!"

Die süße Sehnsucht, die die Melodie dieses Liedes selbst in der klangvollen Sprache Italiens haucht, drang in Marco's Herz,

und schlug die gleichgestimmte Saite an. Lucio eilte in den Saal und holte eine herrliche Laute von Ebenholz, legte sie in Marco's Arm, und rief: „Sing', o sing' uns die herrliche Barcarola!" Auch Catharina bat mit der so sanften Stimme, daß der Jüngling, in dem mächtig die Gefühle angeregt waren, nicht widerstehen konnte. Die Sonne war indeß hoch über der Inselstadt heraufgestiegen, und sandte ihre brennenden Strahlen auf den Balcon, deren Gluth durch den sie zurückwerfenden glänzenden Marmor des Palastes noch verdoppelt wurde. Catharina hat in den Saal zu treten. Dort, an des lieblichen Mädchens Seite, sang Marco mit zitternder Stimme das Lied, das so ganz das reine Gefühl einer starken und innigen Liebe ausspricht, und dies Zittern gab dem Gesang einen Ausdruck, der seine Wirkung um so weniger verfehlen konnte, als wirklich Catharina's Herz gegen den blühenden, sinnigen Jüngling keineswegs gleichgültig war. Noch zitterte der letzte wehmüthige Accord durch die Silbersaiten, als Lucio aufsprang und den Sänger in seine Arme schloß, indem er ausrief: „Du hast nie schöner gesungen!" Auch Catharina sprach mit Ausdruck von seinem herrlichen Gesange. Da nahm er die Laute und legte sie in des Mädchens schönen Arm, bittend, daß auch sie ein Lied singe. Und sie nahm die Laute, ging mit wenigen Accorden in eine weiche Tonart über, und begann ein neugriechisches Lied zu singen, dessen Weise elegisch, wie sein Inhalt war. Marco's Auge ruhte auf der Lieblichen. Seine ganze Seele trat in das Auge, und ihr Bild grub sich in diesen Momenten unauslöschlich in sein Herz.

Die Sitte gebot, sich zu entfernen. Er schied mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen. Dieses Zusammentreffen war entscheidend für Beide gewesen. Der Blitzstrahl hatte in beider empfängliches Innere geschlagen, und die Flamme loderte hell auf. Marco hatte unter Venedig's Töchtern keine an Reiz und Hulden, Catharinen gleich, bisher gefunden; was er für Liebe hielt, war der vorüberrauschende Sturm einer sinnlichen Leidenschaft gewesen, auf

welchen in besseren Gemüthern stets die Windstille der Reue und Scham folgt. Erst jetzt fühlte er das reine Gefühl, das „Menschen Göttern gleich macht," oder den Kelch des Wehes dem Liebenden gleich beut mit unaussprechlicher Bitterkeit. Bei ihm war Liebe Leiden und Leiden Liebe geworden; denn sein Herz war getheilt, und des Vaters dunkle Worte störten die Wonnegefühle oft furchtbar. — Und dennoch übte der geheimniß- und gramvolle Schleier, der über sein Verhältniß zu Catharinen gebreitet war, seinen Reiz auch bei ihm aus, und zog ihn bewußtlos mehr und mehr zu dem Mädchen hin. Auf Catharina's Herz hatte auch er tiefen, bleibenden Eindruck gemacht. Vom ersten Augenblick an, wo sie ihn sah und für ihren Bruder hielt, fühlte sie ein inniges Hinneigen ihres Herzens zu dem Jüngling, welches sie mehr und mehr ergriff. Mit stiller Freude dachte sie, daß sie ihn am Abend wiedersehen würde.

Marco kam träumend nach Hause zurück. Als er aber nun durch die Säle des Palastes wandelte, wo die Bilder seiner Ahnen in ihren seltsamen Trachten hingen, als er an der früh vollendeten Mutter Bild und dem des ernsten Vaters vorüberschritt, da bebte er, und kalt durchzuckte es ihn. Des Vaters Bild sah finster auf den Sohn. Er war wortbrüchig geworden. Sein Gemach wurde ihm zu enge; es war ihm eine Folterkammer für sein Gefühl. Zerrissen in seinem Innern, floh er auf den Balcon, und suchte hier Ruhe zu gewinnen. Vergeblich! Er vermochte nicht vor dem Vater zu erscheinen; denn er fühlte es tief, mit Scham und Reue, daß er gegen sein Wort, gegen des theueren Vaters Wunsch und Willen gehandelt. — Er sann nach. Er suchte einen Ausweg aus diesem Labyrinth. Er fand ihn nicht. Die Liebe und die Pflicht stritten — die Erste siegte. Aber auch dieser Sieg war bitter, weil die Stimme seines Gewissens ihn mit steten Vorwürfen folterte. Sollte er Catharinen meiden — ach, sein Herz zog ihn ja zu ihr! Es war die Stimme der Natur, sollte er ihr nicht gehorchen? Seine Liebe war

rein und edel, warum sollte er gegen sie kämpfen? War es nicht vielleicht ein alter Haß gegen Antonio Cornaro, der dem Vater seine geliebte Jessica entrissen hatte, der den Vater bestimmte, ihn zu warnen vor den Cornaro's? Wollte er nicht vielleicht durch das Grauenvolle, das Dunkle seiner Worte des Sohnes Phantasie mit Schreckbildern füllen, und so durch die Phantasie das Herz harnischen gegen eine Liebe zu dem Gliede der gehaßten Familie? — Das war ungefähr der Gedankengang in Marco's Kopf, der sichtlich sich für die Sache des Herzens entschied. Das Herz war der Anwalt der Liebe vor dem Richterstuhle des kalten Verstandes, so konnte das Urtheil nicht mehr zweifelhaft sein. — Manchmal wollte er zurück — aber er konnte nicht mehr. Sein Wort konnte er nicht brechen, ohne in Catharina's Augen sich herabzusetzen. — Das Resultat seiner Selbstunterhaltung war, daß er vor dem Vater seine Liebe geheimhalten, auch den Gang zu Cornaro's am Abend verschweigen wolle. Marco's Schutzgeist rief ein: „Wehe, Wehe!"

Das Gold der untergegangenen Sonne säumte noch den Horizont fern über dem Meere. Purpurne Wolken mit goldenem Saume, deren Roth in allen Tinten und in den lieblichsten Uebergängen sich verschmolz, zogen, langsam von einem linden West getrieben, am tiefblauen Himmelsbogen hin. Venedig's Thürme, Paläste und Häuser lagen im Schatten des kommenden Abends, und in den engen Straßen lag bereits ein Zwielicht, das näher der Nacht als dem Tage verwandt war. Hin und wieder sah man Lichter in den Wohnungen schimmern, und an den großen Fenstern der Paläste wie Irrwische vorüberflattern. Marco saß noch immer auf dem Balcon und stützte das Haupt in die Hand. Je tiefer der Abend seinen Schleier senkte, je mehr in ihm die Unruhe zunahm. Endlich ging der Jüngling, vom Sturme seiner Gefühle getrieben, hinaus, dem Marcusplatze zu. Ein Leben und Weben war hier herrschend,

von kaum beschreiblicher Art. Aus allen Straßen, die auf den Platz sich auszumünden, wogten Menschen dem weiten Raume zu. Zimmerleute bauten hier an den Buden der Kaufleute; dort waren die Zeltmacher aus Pavia eifrig daran, reihenweise die geräumigen Zelte aufzuschlagen. Laubgewinde und Maien pflanzten Andere in den Boden, und hingen die Maien in Bogen. Matrosen trugen kostbare gestickte Flaggen vorüber dem Hafen zu, und Andere brachten Körbe voll der herrlichsten Blumen, um sie nach dem Hafen zu bringen, die Galeeren und Gondeln zu schmücken. Hier eilte ein betriebsamer Armenier in seinem langen dunklen Kleide mit der seltsamen Kappe auf dem Haupte durch die Menge; dort ging gravitätisch ein Türke seinen Sclaven voraus, die die schweren Kisten trugen voller Herrlichkeiten des Orients, die am morgenden Festtage die Augen der Kauflustigen locken, und ihre mit Zechinen gefüllten Beutel leeren sollten. Polnische Juden, die der Pelzhandel aus ihrer rauhen Heimath in den fernen Süden lockte; listige Griechen, die der Gewinn gelockt, der hier zu finden war; hochgestaltige Albaneser und Dalmatier in den seltsamsten Kleidungen — Alles wirbelte durcheinander, vom blendenden Glanz unzähliger Fackeln beleuchtet. Es summte das Menschengewühl wie tausend Bienenschwärme, als nun plötzlich die Glocken von San Marco und San Geminiano ihren ehernen Mund aufthaten, und die Kanonen vom Hafen her darein donnerten, um die Fiera dell' Ascensione, die Vermählung des Doger mit dem Meer, anzukündigen. Die beiden Tempel, die den Marcusplatz begrenzen, San Marco und San Geminiano, strahlten von tausend Kerzen. Die Menschenmasse theilte sich, und während der Türke sich mit einem Gesicht, in dem Hohn und Verachtung sich malte, zu seinen Buden und Zelten wandte, lenkte der Christ seine Schritte einem der beiden Tempel zu.

Immer stärker wurde der Strom der Menge nach den Kirchen. Marco Falieri hatte bisher gedankenlos das bunte Treiben angestarrt, das ihm heute wunderlicher vorkam als je, ob er es gleich

so oft schon gesehen. Ihm war in seiner aufgeregten, nur auf sich selbst gerichteten Stimmung der Tumult im Marcuspalast entgangen, der auch dort durch die Feier des morgenden Tages veranlaßt wurde. Willenlos wurde er auch jetzt von dem Strome des Volkes fortgeschoben in die Kirche San Marco, wo der Vesper-Gottesdienst vor dem so bedeutsamen politischen und kirchlichen Feste feierlicher als gewöhnlich gehalten wurde. Als ihn aber hier der weite herrlich erleuchtete Dom aufnahm, als der harmonische Gesang in sanften Wellen das weite Gewölbe erfüllte, da löste sich der Zwiespalt seines Innern in ein Gefühl der Andacht auf, das sein Gemüth über die Grenzen des Raumes und der Zeit erhob. Es war ihm, als umschwebe ihn der Geist seiner Mutter und fächele seinem Herzen Frieden zu. Sein Haupt sank auf die gefalteten Hände, und so kniete er betend, bis der Gottesdienst geendigt war. Dunkel lag auf dem Marcusplatz, als er heraustrat. Das Gewühl der Arbeitenden hatte dem Gewühle der Lustwandelnden die Stätte geräumt. Nur hin und wieder vernahm man den Klang des Hammers noch. Er wand sich durch die Menge, und durchwanderte die Straße bei Procuratori, und gewann den Kanal. Zahllose Gondeln schwammen, von Fackeln erleuchtet, hinab und hinauf. Marco bestieg eine, die noch angefesselt lag, und ließ sich hindurch schaukeln. Viele Gondolieri hatten, in der Vorahnung morgenden reichen Verdienstes, in Cyperwein sich berauscht, und ihr wüstes Geschrei verletzte das Ohr um so mehr, da es mit dem melodischen Gesang Anderer in einer gräßlichen Dissonanz zusammenklang. Unmittelbar vor Marco's Gondel glitt eine andere desselben Weges den Kanal hinab, deren Lichtglanz weithin fiel, und das Wasser strahlte den Fackelglanz wieder, als ob es brenne. Marco war zu weit entfernt, um die zu erkennen, welche in der Gondel saßen. Er fragte die Gondolieri, die ihn ruderten, wer es sei? und hörte nicht ohne Bewegung, daß es müsse Cornaro's Gondel sein. Jetzt befahl er schneller zu rudern, um

sie zu erreichen; allein ehe er noch einen bedeutenden Vorsprung erreichen konnte, schlug ein gellendes Geschrei und ein wildes Fluchen und Hülferufen an sein Ohr. Eine gewaltige Angst erfüllte ihn jetzt. Er rief, befahl, schalt, bat, alles in einem Athem — schnell und doch zu langsam für ihn rauschte jetzt die Gondel dahin, und erreichte so endlich den Ort, wo das Getümmel gewesen und der Schrei hergekommen. Er sah jetzt, wie man angstvoll suchte mit den Fackeln, und wie Lucio Cornaro in das Wasser sich stürzte, während Giovanni Anafesto in einer Gondel stand und die Hände verzweifelt rang und ausrief: „Rettet, rettet die Jungfrau!" Krampfhaft preßte der Ruf seine Lungen zusammen, er hatte keinen Athem mehr, und doch, aber blitzschnell sprang er über das Bord in den Kanal, und theilte kräftigen Armes die Fluth. Jetzt schien es dem Schwimmenden, als erblicke er etwas unter dem Wasser; er griff hinab, und faßte ein seidenes Gewand; „Hülfe! Hülfe!" rief er, „ich habe sie! nur hierher!" Bald waren die Gondolieri da, und man zog Catharinen heraus, die bleich und starr, mit geschlossenem Auge, ein Bild des Todes, in die Gondel gebracht wurde. Schnell brachte man sie zu Hause, wo die zweckmäßig angewendeten Mittel sie in das Leben zurückriefen. Der alte Cornaro, der eben erst von der Signoria zurückgekehrt war, stürzte laut jammernd in den Saal, als Catharina eben die Augen aufschlug. Er kniete neben dem Ruhebett, auf welches man sie gelegt; jetzt aber, nachdem er Gott für seines Kindes Rettung gedankt, rief er mit steigendem Enthusiasmus aus: „Wo ist meines Kindes Retter, daß ich ihn an mein Herz drücke!" Lucio, der bleich und noch mit triefenden Kleidern dastand, faßte, in diesem Augenblick rasch wieder zu sich selbst kommend, Marco's Hand, und führte ihn zu dem Vater und sagte: „Hier ist er, Vater!" Ein Blick des Alten fiel auf Marco's Züge, und alsobald faltete sich seine Stirn, bitter verzog sich sein Mund, und er fragte gedehnt — „Ihr — Falieri — rettetet mein Kind? So nehmt den Dank eines alten Vaters!"

Er drückte ihm gleichgültig die Hand. Aber Lucio's Auge sprühte Feuer. „Komm an mein Herz, Bruder!“ rief er, und drückte ihn fest in seine Arme. Und Catharina, die des Vaters schneidende Kälte bemerkte, und jetzt erst den Jüngling sah, der ihr Leben gerettet, winkte leise und matt, daß ihn Lucio an ihre Seite führe. Sie faßte seine Hand, und wollte aussprechen, was so beredt ihr Auge aussagte, allein die Stimme versagte ihr den Dienst. Der Jüngling flehte sie an, sich zu schonen. Giovanni stand bleich, aber eher vom Neide, als von der Angst, dabei, und sah der Jungfrau Blick, der mit einem unverkennbaren Ausdruck inniger Liebe auf Marco, der für sie sein eigenes Leben eingesetzt hatte, ruhte, und entfernte sich leise, indem er auf sein Geschick fluchte, und einen giftigen Blick auf Marco warf, in sich hinein murmelnd: „Du sollst es mir entgelten!“

Catharina sank in einen sanften Schlummer, der ihre Kräfte schneller herzustellen verhieß. Langsam zogen sich die Umstehenden zurück, bis auf Catharinens Amme und übrige Frauen. Erst jetzt, wo die Hoffnung der rückkehrenden Lebensgeister der Geliebten Marco's Wesen freudig durchdrang, fühlte er die Kälte, die ihn durchschauerte, bemerkte er die Nässe seiner Kleider. Lucio sah ihn zittern.

„Komm, theurer Bruder,“ rief er, als sie auf dem Vorsaale zu Catharinens Gemächern sich befanden, „komm, und laß uns andere Kleider anziehen, daß nicht die Erkältung Dir und mir schade!“ — Sie gingen, und der alte Cornaro sandte dem Jüngling einen Blick nach, in dem sich der Unwille deutlich genug kund gab, und sprach: „Soll ich denn dem verhaßten Stamme noch zum Danke verpflichtet werden?!“ — In Lucio's Gemach angelangt, schloß dieser den Retter seiner Schwester noch einmal an sein Herz. „Dank Dir, und des Himmels Segen über Dich!“ rief er, ihn umschlingend. „O, vergiß die Kälte, Marco, mit der mein Vater Dir dankte, vergiß sie! Es ist der alte Haß, der in seinem Herzen nicht vernarben kann. Laß uns in Liebe Eins sein, daß die Kinder

söhnen der Väter Haß. Laß Dir meine und Catharina's Liebe der Lohn Deiner Gräthat sein!"

„Catharina's Liebe? O mein Lucio!" entgegnete leidenschaftlich Marco, „sprich das Wort nicht mehr aus, daß nicht ein beseligender Wahn mich beschleiche, der, später in ein leeres Nichts zerrinnend, mich dann desto tiefer in den Abgrund eines verfehlten Lebens stürze!"

„Zweifelst Du, Marco? Zweifle nicht. Glaube mir, ich habe tief in meiner Schwester Inneres geschaut: Dein Bild nur spiegelte es mir zurück. Dein sei sie, Marco, Dein, und sollte ich kämpfen mit der Hölle — denn Du — Du liebst sie!" — Da schlossen sich die Jünglinge inniger in ihre Arme, und die Seligkeit des Bewußtseins, geliebt zu sein, drang durch tausend Thore in Marco's Herz.

„Ist es Wahrheit, was man mir sagt, Marco?" fragte der Doge, freundlichen Antlitzes. „Hast Du wirklich Cornaro's Tochter vom Tode errettet?"

„Ein seltsamer Zufall, mein Vater! —"

„Nein, Marco," fiel ihm der Vater in die Rede, „nenne nicht Zufall die Gelegenheit zu einer edlen That. Glaube fest, daß die Gottheit, die jedes Schicksal lenkt, die uns zu unserer sittlichen Vollendung führen will, die Gelegenheit zu edlen Thaten zuführt. Doch erzähle mir den Zufall!"

„Ich war in San Marco's Kirche, in der Vesper-Messe," erzählte Marco, „und fuhr, nachdem sie geendet war, den breiten Kanal gegen den Rialto zu, welcher von Gondeln wimmelte; da drang plötzlich der Hülferuf an mein Ohr. Ich befahl schneller zu rudern, kam zur Stelle, und sah eben Lucio Cornaro in das Wasser springen. Schnell sprang ich ihm nach, und war so glücklich, Catharina's Retter zu werden."

„Aber Dein Kleid ist nicht durchnäßt?" —

„Lucio gab mir andere Gewänder.“

„Du warst also in Cornaro's Palast, wie benahm sich Antonio Cornaro?“

„Er dankte mir so kalt, als ob er mir eine Zechine zum Lohne bieten wolle,“ erwiederte Marco. — „O, der alte Haß glimmt fort in ihm, bis die Todeskälte ihn erstarren macht!“ rief der Doge aus. „Auch wenn er freundlich ist, gleicht sein Aeußeres dem Boden am Vesuv, der in heiterer Blüthe prangt, wenn unter ihm das Feuer fortglüht! Du hast dem Feinde Gutes gethan, Marco, dafür danke ich Dir, möge der Himmel Dir's lohnen!“ Er küßte den Sohn auf die Stirn. „Aber wie kam jenes Unglück?“ fragte er weiter.

„Das kann ich Euch eigentlich nicht sagen — Vater. Meine Gondolieri jedoch wollten wissen, daß Anafesto's Gondel wider die Cornaro's prallte, und Catharina, die, wie Lucio erzählte, sich über das Bord hinauslehnte, um dem Wiederscheine der Fackeln im Kanale zuzusehen, das Uebergewicht bekam und hinausstürzte.“

„Und willst Du wieder zu Cornaro's gehen?“

Marco schwieg. „Es möchte scheinen,“ fuhr der Doge fort, „als wolltest Du Dir den Dank holen! Ohnedies wirst Du morgen bei der hehren Feierlichkeit nur an der Seite Deines Vaters sein, und so keine Gelegenheit finden, so wenig als Zeit. Geh jetzt, mein Sohn. Beschicke, was Du auf morgen zu beschicken hast!“

Marco entfernte sich. Es schien ihm, als sei sein Vater gerührt gewesen, als er mit ihm sprach. „O vielleicht, vielleicht!“ rief er hoffend aus. — Doch das, was sein Herz so gern hinzugesetzt hätte, das auszusprechen hatte er den Muth nicht. Der Schlaf floh ihn. Ach, wie war dieser Tag so reich an Ereignissen, die seinen Gedanken und Empfindungen alle nur eine Richtung gaben! Er hatte die Geliebte gerettet! Sie liebte ihn, das hatte ihm ja der Bruder selbst gestanden! Wer konnte glücklicher sein, als Marco?!

Der Morgen des Himmelfahrttages 1472 brach heiter an. Mit dem ersten Sonnenblicke, der über das kräuselnde Meer wegzitterte, wurde in Venedig's Hundert-Inseln Alles lebendig, und vom gewaltigen Saale der vier Thüren im Herzog-Palaste bis zur finsteren Kammer im engsten Gäßlein jenseit der Seufzerbrücke, regte sich's mit fleißigen Händen, und ordnete zierlich den Schmuck der Armuth und den Reichthum des Orients. In dies rege Leben hinein donnerten die Feldstücke und Falconets von den Schiffen und Hafenbatterien, und von den siebenzig Kirchen und sieben und sechzig Klöstern der Inselstadt klangen die gewaltigen Töne von mehr denn einem halben tausend Glocken in den Geschützdonner, und das fröhliche Aufjauchzen der seltsam und grotesk geschmückten Menschen, die die Straßen schon bedeckten, und theils in Gondeln, theils über die fünfhundert Brücken sich drängten. Reger noch war das Leben auf dem Marcusplatze. Dort durchkreuzten sich tausend Gewerke und ebenso viele Menschen. Die Erzeugnisse der damals bekannten Welt wurden in den Buden und Zelten ausgelegt, damit nicht am Tage, wenn die Buden geöffnet wurden, die Zeit damit müßte verloren werden.

Obgleich die Sitte des heißen Italiens den Frühmorgen dem süßen Schlafe weiht, so ließ es doch der festliche Tag, der im Kreislaufe des Jahres über der gewaltigen Republik heraufdämmerte, nicht zu, daß man länger im schwellenden Pfühl die Glieder behaglich dehnte. Der Tag sollte so viel Herrliches bieten, daß das Volk seine Neugierde an ihm nicht bändigen konnte. — Das Glockengeläute und der Geschützdonner hatten indessen geschwiegen. Die Königin des Tages stieg höher herauf und sandte ihre Strahlen über ein Volk, das im ungemessenen Jubel eines Tages die Ketten vergaß, an die es eine stolze und weitausstrebende Aristokratie gelegt.

Die Zeit, wo in der Basilika des heiligen Marcus der feierlichste Gottesdienst der Festfeier die Weihe der Religion geben sollte, nahte heran. Im Vierthürensaale saß in ernster Würde und königs-

lichem Glanze der Doge, um ihn her die Signoria. Von Minute zu Minute füllte sich mehr der Saal mit den Nobili's des goldenen Buchs. Auf der kostbar behängten Tafel vor dem Dogen lag auf dem purpurnen Kissen der vom Papste geweihte Brautring, der Falieri heute seiner Thetis-adriatica vermählen sollte. Eine ernste und feierliche Stille herrschte, welche der Doge endlich unterbrach, indem er sich an den greisen Foskari, das älteste Glied der Signoria, wandte und sprach: „Noch fehlt uns die Jungfrau aus Venedig's edlen Familien, die den Brautring trage!" —

„Das zu ordnen steht Euch zu," erwiederte dieser; „doch däucht mich, wäre dieser Ehre Niemand würdiger, als Cornaro's Tochter, die erst kurz in den Schooß der Republik zurückgekehrt!" —

Der Doge nickte beifällig, und Marco, welcher zu des Vaters Seite stand, das Banner der Republik mit dem goldgewirkten Bogen haltend, erglühte sichtlich. Mehrere Nobili's, unter ihnen Catharina's Vater, begaben sich hinweg und traten nach einer Weile mit der erbleichenden Catharina in den großen Männerkreis. Der Doge war sehr bewegt, als er sie betrachtete, und konnte deß kaum Hehl haben. Vielleicht bewegten seltsame Vermuthungen in diesem Augenblicke manches Herz, vielleicht auch, daß Mancher der grauen Häupter jetzt an das gestörte Liebesband zwischen dem Dogen und der Jungfrau Mutter gedachte. Der Doge war zu sehr mit sich, und Marco mit der Geliebten, und Cornaro mit der Ehre seiner Tochter beschäftigt, als daß einer der drei Betheiligten solch einer Bemerkung fähig gewesen wäre; aber auch das satanische Judaslächeln Giovanni Anafesto's beobachtete Niemand.

Der Doge neigte sich zu Catharinen, ihr einige herzliche Worte sagend, und schloß, daß er Gott für ihre Rettung am gestrigen Abend danke.

„Dem Herrn und Eurem edlen Sohne sei der Dank!" sprach Catharina, sich sittsam neigend. Diese kleine Unterredung jedoch

hatte Niemand vernommen als die Nächststehenden, und als sie beendigt war, erhob sich der Doge.

Von Neuem begann das Glockengeläute und der Donner des Geschützes. Eine rauschende Musik, wie sie nur in Stambuls Mauern gehört wurde, wenn der Sultan auszog, welcher sie dann auch nachgebildet war, ließ sich vor dem Palaste vernehmen, wo die Söldlinge der Republik sich aufgestellt hatten. Voraus traten die Procuratoren der Republik, dann folgte Venedig's Clerus, an dessen Spitze der Patriarch von Venedig, der von Aquileja und der Primicerio von San Marco gingen; dann folgte der Doge im herzoglichen Schmuck und Mantel, vor welchem pochenden Herzens Marco mit der Standarte und Catharina mit dem Brautringe der Fluthengöttin gingen; dann folgte die Serenissima Signoria in ihren imposanten Gewändern, und endlich die Nobili di Venezia nach ihrem Rang als Nobilità di natura, Nobilità di merito und die Nobilità per il prezzo comparata. Langsam und feierlich ging der Zug durch die Flügelthüren des ungeheuren Saales, die große Marmortreppe, die die gewaltigen Löwen bewachen, hinab, über die Piazetta hinauf nach der San Marco-Kirche, wo der Gottesdienst und die nochmalige Einsegnung des Rings und der Standarte stattfand. — Wie pochte Marco's Herz, als er neben der Geliebten kniete und der Primicerio den Segen sprach! Wie süß war der dankbare Blick, den Catharina auf ihn herüber warf! — Des Dogen Auge ruhte auf den Knienden mit einer Mischung von Wonne und Schmerz, die sich so deutlich in seinen Zügen malte, daß selbst Marco es wahrnahm, und dadurch auf's Neue einer süßen Hoffnung Raum gab. —

Der heiligste Theil des Festes war vorüber. In derselben Ordnung, wie der Zug gekommen, zog er durch die eherne Pforte wieder hinaus. Kopf an Kopf stand das Volk, also daß kaum die Söldner konnten einen Weg bahnen zum Ausgange nach dem Hafen. „Der Doge!" rief das Volk. „Evviva!" wirbelte es durch

die Lüfte. „Sehet, sehet!“ riefen dann wieder Andere, „das schöne Paar! — Die sind für einander geschaffen!“ Marco vernahm's und Catharina, und in ihren bebenden Herzen klang das Wort nach und machte sie heftiger beben, und jagte das Blut in die Wangen. Unter stetem Jubelruf erreichte der Zug den Hafen. Ein brausendes „Hurrah!“ erscholl, selbst unter dem Donner des Geschützes vernehmbar. Die mit Blumengewinden, Gold und Purpur verbrämte herzogliche Galeere nahm den Dogen und seine Begleitung auf. An Marco's Hand bestieg sie Catharina. Sie fühlte den Druck seiner Hand, sie erwiederte ihn, von ihrem Gefühle überwältigt. Das Signal war gegeben. Zahllose geschmückte Gondeln mit Frauen und Männern umschwärmten die herzogliche Galeere. Das Meer, der ganze Golf schien lebendig geworden zu sein. Und als der Jubel wieder gewaltig brauste, bei dem Gruße, den der Doge der Menge winkte, da flüsterte Catharina ihrem Ritter (denn das war für die Dauer der Sensa jetzt Marco) zu: „Meinen Dank darf ich nur fühlen, aussprechen kann ich ihn nicht!“ Und wie Worte des Himmels drangen sie in Marco's berauschtes Herz. — Jetzt hatte die Galeere das hohe Meer erreicht, das sanft sich unter die Herrschaft des Gewaltigen, der auf ihm dahinschwamm, zu beugen schien; Falieri nahm von Catharina's Hand den Ring, steckte ihn an seinen Finger, und dann zog ihn der Patriarch wieder ab, und warf ihn in die unergründliche Tiefe. Jetzt überstieg der Jubelruf jede Beschreibung, die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, die Musik erklang. In diesem Tumulte kehrte die Galeere in den Hafen zurück, und von da begab sich die Signoria in den herzoglichen Palast, wo das üppige Mahl bereitet war.

Der Nachmittag kam. Der große Kanal, der die Inselstadt in zwei große Hälften theilt, wimmelte schon von Barken und Gondeln. Am unteren Ende desselben standen in Reihen die Gondeln der wettfahrenden Gondolieri, die, im höchsten Schmucke an ihre Ruder gelehnt, zur Regatta bereit waren. Die Ufer des Kanals

waren von einer großen Menschenmasse belebt, die Fenster der Häuser und Paläste glänzten vom Schmucke der holden Frauen Venedig's, alle wollten die höchste Volksbelustigung Venedig's, die Wettfahrt der Gondolieri, schauen. Auf den reichgeschmückten Gondeln erschienen jetzt die Signoria und der Doge, langsam den Kanal hinaufrudernd. Catharina, von ihrem Cavaliero begleitet, trug den Preis des Sieges, einen kostbar gearbeiteten Silberpokal, in ihrer schneeweißen Hand. Aller Augen ruhten auf der lieblichen Erscheinung. Marco sah die Triumphe, die die Liebliche erntete, die sie nicht ahnete, und seine Liebe wuchs zur reinsten Flamme empor. Oft ruhte mit unnennbarer Angst des Vaters Blick auf ihm. Er ahnete, wie dieses Ebenbild seiner ersten Liebe, seiner Jessica, auf des Jünglings Herz wirken müsse; er nahm den Eindruck wahr, den es bereits hervorgebracht — und er bebte und seufzte: „Lenker über den Sternen, walte du väterlich, und lasse nicht den härtesten Schlag deiner Strafe den Vater treffen!“ Die Regatta begann. Das Interesse dieses Schauspiels, wie die rüstigen Söhne Neptuns ihre Gondeln über die Spiegelfläche des Kanals fliegen ließen, nahm jedes Auge gefangen, nur das des Dogen nicht, nicht die der beiden Liebenden, nicht das Anafesto's, der lauschend in Marco's Nähe weilte, und hier das süße Flüstern vernahm, und von dem Grimme der Eifersucht erfüllt wurde. Ein junger Gondoliero empfing den Preis aus Catharina's schöner Hand. Jubelnd füllte er ihn schnell mit Cyperwein, und rief, ihn erhebend: „Der schönsten Jungfrau Venedig's und ihrem treuen Ritter!“ — Er leerte den Becher. Die Menge rief Beifall. Der alte Cornaro biß die Lippen auf einander und murmelte: „Tod und Hölle!“ Der Doge aber schoß einen Blick der Wuth auf den kühnen Sieger, und Anafesto's Faust fuhr wild nach dem Dolche, den er im Gürtel trug.

Die Scenen und Eindrücke des Tages waren zu mannigfaltig und wirkungsreich, als daß nicht alle die, auf welche sie besonders

gewirkt, die beschauliche Stille gesucht haben sollten. Höchst verschieden aber war die Stimmung derselben. Während Marco und Catharina, die beide an diesem einen Tage den Zeitraum eines Jahres in gewöhnlichen Verhältnissen durchlebt hatten, in der ersten Liebe süßem Entzücken noch einmal nachträumten, was die Wirklichkeit so beseligend für sie in den Zeitraum weniger Stunden zusammengedrängt hatte, maß der Doge mit gewaltigen Schritten sein Gemach. Die Erinnerung eines längst verblühten Jugendglücks und der Schmerz eines jahrelangen Elendes waren so gewaltig auf ihn eingestürmt, daß er den Eindrücken beinahe unterlag. Ein Schreckbild entsetzlicher Art marterte seinen Geist mit Folterqualen. Er hatte Marco gewarnt vor Cornaro, vor der Liebe zu Catharinen, und jetzt sollte sein grausames Geschick durch unabwendbares Zusammentreffen seine Vorsicht vernichtet, und in des Jünglings Herzen eine Liebe entzündet haben, vor deren Folgen der unglückliche Vater schauderte. Cornaro, dessen alter Haß gegen Falieri nie bisher geschlummert, war heute wieder in neuem Grimme, durch alte Erinnerung geweckt, entbrannt. Er hatte die Wirkung von Catharina's Erscheinen auf den Dogen wahrgenommen. Er sah, wie die Liebe zu der längst heimgegangenen Gattin noch im Herzen des Greises lebte, und seine Eifersucht konnte selbst die Liebe zu der Vollendeten nicht dulden.

In dieser Aufregung aller feindseligen Leidenschaften des, selbst als Greis noch, wilden und feurigen Cornaro's, trat Lucio in das väterliche Gemach.

„Verdammt sei die Stunde, wo Marco Falieri Catharinen rettete, und Dein unmännliches Herz mit Wohlwollen für sich einnahm!“ schnaubte er dem Eintretenden entgegen, der vor Entsetzen einen Schritt zurückwich.

„Was ist Euch, Vater?“ fragte mit Mäßigung der Sohn. „Warum redet ihr so hart mich an? Wie mögt Ihr so unväterlich denken und fühlen?“

„Schweig, Knabe!“ herrschte ihn der Empörte an. „Ich befehle Dir, jeden Umgang mit Marco Foliero abzubrechen!“

Der Sohn sah den Vater unverwandt und fest in's zornglühende und feuersprühende Auge. Die Gluth des Unwillens übergoß sein Angesicht mit dunkler Röthe; aber er unterdrückte sie und sprach ernst und würdevoll: „Marco hat meine Liebe, und wird sie erst dann verlieren, wenn er je sollte ihrer unwürdig werden. Ich bin ihm Dank schuldig, denn er war der Lebensretter meiner einzigen, theueren Schwester. Mögt Ihr das nicht achten, ich weiß es zu würdigen. Ueber das Herz steht Niemand Gewalt zu, als dem, der es in der Brust trägt. Ich bin Euer gehorsamer Sohn bisher in allen Stücken gewesen und werde es bleiben in allen Dingen, die nicht jenseit der Grenzen Eurer väterlichen Gewalt liegen!“ Das sprach der Jüngling und ging stolz emporgerichtet aus dem Gemache.

„Das fehlte noch!“ rief wüthend Cornaro aus, „daß der eigene Sohn mir trotzt! O, das ist die Ohnmacht des Alters, daß sie nicht mehr zermalmen kann, was sich ihr in den Weg wirft! Aber ich will einen Damm aufbauen, über den hinaus auch das empörte Meer nicht dringen soll!“

Er eilte zu Catharinen. Er fuhr hart die Jungfrau an, und drohte mit Kerker- und Klostermauern, wenn je ihr Herz eine Neigung fasse zu Marco.

Schweigend trug die fromme Tochter des wilden Vaters Zornreden. Sie hatte ja dem harten Manne nichts entgegenzusetzen, als ein Auge voll Thränen und einen Blick, der um Schonung und Erbarmen flehte; aber als er hinausgestürmt war, legte sie die gefalteten Hände vor die verwundete Brust und seufzte: „Kann ich denn anders, als ihn lieben? Er ist ja so gut! Er ist mein Retter; darf ich denn undankbar sein?“ — Sie sank auf ihre Kniee und betete: „Du Heilige, nimm dein Kind in deinen Schutz!

O, leite du sein Herz, und wende das Ungewitter, das der reinsten Empfindung seines Herzens droht!"

Sie erhob sich neu gestärkt und — Lucio stand vor ihr, an seiner Hand Marco, in dessen Blicken die reinste Liebe loderte. „O, mein Gott!" rief sie aus, und sank in einen Stuhl, die Hände vor ihre Augen haltend. Da stürzte Marco vor ihr nieder. Seine Arme umfingen sie. Sie lag an seiner Brust, und Lucio schloß Beide in seine Arme, und sagte tief gerührt: „Ich will der Schutzgeist Eurer Liebe sein!" —

Catharinen's Anblick hatte schon im ersten Moment ihres Zusammenseins denjenigen Eindruck auf Giovanni Anafesto hervorgebracht, den das mit allen Reizen des weiblichen Geschlechts in seltenem Reichthum ausgerüstete Mädchen auf ein unreines Gemüth, wie das Giovanni's, hervorbringen mußte. Seine unreinen Begierden und Leidenschaften waren in hohem Grad erregt. Der Wunsch, Catharinen zu besitzen, nahm seine Seele ein, und all' sein Dichten und Trachten war nur darauf gerichtet, wie er zu seiner Wünsche Befriedigung gelangen möchte. Er drängte sich näher an Lucio an. Er folgte ihm wie sein Schatten, so sehr zurückstoßend dieser ihn auch behandeln mochte. Allein es schien, als habe sich Alles verschworen, seine Pläne zu durchkreuzen. Es gelang ihm nicht, Catharinen's Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, viel weniger ihre Gunst. Das unglückliche Ereigniß, daß seine Gondel, von halbtrunkenen Gondoliers geführt, beinahe Catharinen den Tod brachte, das hatte vollends einen unauslöschlichen Schatten auf ihn geworfen. Er wollte ihn entfernen. Darum eilte er schon des Abends zu Lucio, bat flehend, ihn zu Catharinen zu führen, und fiel vor ihr nieder, als er endlich ihr Gemach betrat; jammernd über sein Mißgeschick, flehte er um Vergebung, und bekheuerte seine Liebe der Jungfrau.

„Seid Ihr unschuldig," sprach, von ihm sich wegwendend, Catharina, „wie ich das fest glaube, so dürfet Ihr nicht um Vergebung bitten wegen eines Unglücks, dessen Urheber Ihr nicht seid.

Eure Liebe aber, die Ihr mir beteuert, muß ich Euch bitten auf einen anderen Gegenstand zu lenken, der ihrer würdiger ist!"

Das hatte einen giftigen Dolch in seine Brust gestoßen. Er argwöhnte, Catharina's Herz neige sich zu Marco Falieri. Er beobachtete diesen, und fand Grund genug, die Ueberzeugung fest zu gewinnen. Das Fest der Sensa machte ihn vollends gewiß, Marco sei geliebt, gleich innig, wie er liebe. Von nun an nahmen die Furien der Eifersucht, des Neides und der Rache sein Herz ein, die mit jedem Tag ihn stürmischer verfolgten. Er brütete tagelang über den teuflischen Plänen, und das Resultat gewann er, daß Marco aus dem Wege müsse geräumt werden. Dieser Gedanke war am Himmelfahrttage so recht stark und lebendig in ihm geworden. In einen weiten Mantel gehüllt, den Federhut tief in die Augen gedrückt, schlich er in der Finsterniß des Abends um Cornaro's Palast, denn er hatte Marco mit Lucio hineintreten sehen. Mit einer Geduld, die nur der abgehärtete Bösewicht üben kann in Verfolgung seiner Rachepläne, harrte er der Rückkehr seines Schlachtopfers. Es war schon Mitternacht vorüber, da öffnete sich die Thüre des Palastes, und Marco trat heraus, und schritt im Bewußtsein seines Glückes fröhlich die Gasse hinauf, bog dann über die Seufzerbrücke hinüber nach der Gegend des Marcusplatzes ein. Jetzt hatte ihn der Bösewicht erreicht. „Stirb!" rief er halb laut aus, und stieß dem Arglosen den Dolch rücklings in die Seite. Marco stürzte nieder mit dem Ausrufe: „Mord, Mord!" Giovanni floh die Straße hinab, und ließ den Unglücklichen in seinem Blute liegen.

Von einer seltsamen und unerklärlichen Ahnung ergriffen, hatte Lucio noch an der Palastpforte gestanden und Marco nachgeblickt. Nicht ohne Angst sah er jetzt einen Vermummten vorübereilen. Er hatte keine Ruhe mehr, und folgte ihm eilend. Er kam zu spät. Marco wälzte sich winselnd in seinem Blut, als er ihn fand, und in demselben Augenblick nahte eine Wache. Der Verwundete wurde aufgehoben, und Lucio als sein Mörder mit verhaftet. Man brachte

ihn auf die Wache am herzoglichen Palast, und erkannte mit Schaudern den Sohn des Dogen. Schon lag in den Armen des kummerstillenden Schlafes der Doge, als die entsetzliche Botschaft ihm gebracht wurde, Lucio Cornaro habe Marco ermordet. Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Botschaft auf den Greis. Händeringend stürzte er aus dem Bett, und wußte nicht sein Gewand zu finden.

Indessen hatte man bereits den Verwundeten in den Saal des Palastes gebracht und ärztliche Hülfe herbeigeholt. Als der unglückliche Vater, auf zwei Diener gestützt, bleich und jammernd in den Saal wankte, da fiel er bei dem Anblick des Leblosen ohnmächtig nieder. Der Wundarzt eilte herbei, untersuchte die Wunde, und fand, daß der Stich zwar nach dem Herzen gerichtet, doch dieses nicht getroffen, und desfalls, wenn der Dolch nicht vergiftet, die Wunde nicht tödtlich sei. Den angestrengtesten Bemühungen gelang es denn auch, den vom heftigen Blutverlust Entkräfteten wieder in's Leben zu rufen, und die Wunde wurde verbunden. Ein Strahl der Hoffnung fiel bei dieser Nachricht in des Dogen verzweifelnde Seele, der unterdessen auch wieder seine Besinnung gewonnen hatte. Er kniete am Schmerzenlager des Sohnes nieder und bedeckte ihn mit seinen Küssen. „O," rief er jammernd aus, „mußte mich denn auch dieses Elend durch die Hand eines Cornaro treffen!" „Cornaro?" fragte matt Marco.

„Ja, mein Sohn! Lucio ist der Meuchelmörder, der Dir den Todesstoß versetzen wollte. Ach, ich warnte Dich nicht umsonst!"

„Das ist unmöglich!" sprach, sich anstrengend, der Jüngling. „Ein schrecklicher Zufall kann Lucio zu mir geführt haben, aber nicht die Absicht des Mordes!"

„Sei ruhig, sei ruhig," bat der Vater. „Lucio ist verhaftet. Bereits ist auch sein Vater gefänglich eingezogen. Ich will ein Gericht halten mit fürchterlicher Strenge."

„Richtet nicht und verdammet nicht, Vater! ehe Ihr untersucht habt. Eher will ich glauben, der Himmel sei eingestürzt, die Liebe

Gottes sei Hab geworden, als daß Lucio mein Mörder sei. Gebt mir den Dolch, ich kenne Lucio's Waffen!" Man reichte ihm denselben.

„Nein," sprach er, „das ist Lucio's Dolch nicht — aber — ich kenne die Waffe, Vater, ich kenne sie, und die Hand, die sie führte!" — — — —

Der Arzt bat um Ruhe, und meinte, „die Geisteskräfte des Leidenden möchten gelitten haben, denn Lucio müsse der Mörder sein, da er wie verzweifelnd sich geberdet habe, als man ihn in das Gefängniß abgeführt."

Ein grauenvoller Schleier lag über dieser entsetzlichen Begebenheit, die am anderen Tage durch Venedig lief. Welches Entsetzen empfand Catharina, als sie es vernahm! Sie eilte zu dem Palaste des Dogen, sie warf sich vor ihm nieder. „Habt Erbarmen!" flehte sie. „Nicht mein Vater, nicht mein Bruder ist der Mörder. O, eilet nicht mit dem Gerichte! Die Hand des Herrn, welche die Unschuld schützet, wird Licht werden lassen in dieser Finsterniß!" — Des Dogen Herz bebte bei dem Anblicke der Flehenden. „Eure Bitte sei gewährt, edle Jungfrau!" sprach er, „aber den Arm der Gerechtigkeit kann ich nicht lähmen."

„O, Gottlob, Ihr seid menschlich!" fuhr Catharina fort, „so werdet Ihr mir die zweite Bitte nicht versagen. Lasset mich das Gefängniß meines Vaters und Bruders theilen!"

„Das darf ich nicht," antwortete gerührt der Doge, „das steht nicht in meiner Macht. Ihr seid schuldlos, und Schuldlose darf Venedig's Doge nicht verhaften."

„O, so gestattet, daß ich sie sehen darf, nur jetzt und bisweilen einmal!"

„Ihr bittet Unmögliches, Jungfrau! ich kann nicht, auch wenn ich Euch gerne jeden Wunsch erfüllte. Das Gesetz verbietet vorweg allen Umgang mit den Verhafteten. Seid unbesorgt," fuhr er dann fort, „sollte es sein, daß Euer Vater und Bruder unschuldig

befunden werden, so wird ihre Unschuld bald gerechtfertigt, glänzend gerechtfertigt sein, darauf gebe ich Euch mein herzogliches Wort!“ —

Catharina hatte noch etwas auf dem Herzen. Ihr Busen arbeitete gewaltig, Röthe und Blässe wechselten stets in ihrem Gesicht, und doch konnte sie nicht reden, was sie bewegte.

„Ihr scheint noch etwas fragen zu wollen?“ redete sie der Doge an.

„Vergebt,“ sprach sie leise und zitternd, „ich wollte nach Marco's Zustande mich erkundigen!“

„Ich danke Euch! Marco, Dank sei es dem Himmel, lebt, und der Arzt gibt alle mögliche Hoffnung!“ — Jetzt erst entfernte sich beruhigt die Jungfrau.

In dem ungeheueren Gerichtssaale des Marcus-Palastes, den man unter dem Namen des Vierthürensaales kennt, saßen auf der Estrade unter einem Baldachin der Doge, die zehn Senatoren in den feuerrothen Mänteln, ernst und still. Jenseits standen die Diener des Gerichtes, die Zeugen und das übrige niedrige Personal des Gerichts. Aller Augen waren auf die porta fatale gerichtet, wie man die Thür nannte, durch welche der Gerichtete abgeführt wurde zum Tode, welche aber auch aus den Gefängnissen des Palastes in den Gerichtssaal führt; durch sie mußten jetzt, nachdem der Doge das Zeichen des beginnenden Verhörs gegeben, die Angeklagten eintreten. Endlich öffnete sich langsam die Thür, und in einer majestätischen Haltung, frei und kühn um sich blickend, traten die beiden Cornaro's, mit Ketten belastet, ein.

Kaum aber war dies geschehen, als auch schon der Doge sich erhob und sprach: „Nur noch wenig Minuten werde ich hier die herzogliche Stelle einnehmen, und darum sei mein letzter Befehl, daß man den Angeklagten die Ketten abnehme, bis mein Befehl

ihnen nicht anzulegen hieß!" Ein Blick der Verachtung von Cornaro war dies, was er erwiederte.

„Und nun," nahm wieder der Doge das Wort, „kann ich nicht Richter sein und Kläger zugleich!" — Er legte den Mantel ab und gab den weißen Stab in die Hände Camillo Montfalcon's, Giovanni's Vater, der an seiner Seite saß. „Seid Ihr Richter, Montfalcon!" Ein leises Murmeln ging durch den Saal, und selbst Cornaro blickte nicht ohne eine sanfte Neigung des Wohlwollens auf Falieri — aber er schüttelte sogleich unwillig den Kopf, als sei diese Neigung ungerecht, und die Falten der hohen Stirn legten sich enger zusammen, so daß die buschigen Augenbraunen sich tief herablegten und beinahe das blitzende Auge bedeckten. Montfalcon nahm indessen den herzoglichen Lehnsessel ein, und rief den Kläger auf. Mit schlichten einfachen Worten schilderte Falieri den Thatbestand und schloß, daß man Lucio Cornaro bei dem Ermordeten mit blutigen Händen gefunden. — Die Anklage war zu Protocoll genommen, und die Zeugen traten einzeln vor. Sie sagten dasselbe aus. Nachdem auch ihre Aussage niedergeschrieben war, forderte Montfalcon Lucio Cornaro zu seiner Vertheidigung auf.

„Ehe ich ein Wort in meiner Sache rede," hob der Jüngling an, „muß ich die Frage stellen: Was hat der Vater gemein mit der angeblichen That des Sohnes? — Ich bin treu und gehorsam meinem Vater, aber selbstständig genug, mich nicht von ihm, dem Kinde gleich, am Gängelbande leiten zu lassen; ich frage noch einmal, mit welchem Rechtsgrunde man ihn, den Greis, das Glied der Signoria, verhaftet hat?" — Die Richter schwiegen verwirrt. Der Doge trat vor. „Ich danke Euch, junger Mann, daß Ihr mich so glimpflich an ein Unrecht erinnert, von dem mich nur die gereizte Stimmung des kinderlos sich wähnenden Vaters freisprechen mag. Ich selbst klage mich der Uebereilung an; ich selbst verlange von Euch Richtern, und Euch, dem Stellvertreter herzoglicher Durchlaucht, daß Ihr den Falieri, der so unüberlegt handeln konnte, zu

der gesetzlichen Strafe, zur Ehrenbuße gegen Cornaro verdammet, und diesen freisprechet!" — „Es sei!" sprach Anafesto, den Stab neigend gegen Cornaro. Dieser hatte mit widerstrebenden Gefühlen Falieri's Worte angehört. „Wohlan," sprach er endlich, „so will ich an Edelmuth Euch nicht nachstehen, und keiner Ehrenbuße gedenken, die die herzogliche Würde in den Augen des Volks herabsetzen würde." — Es trat jetzt eine peinliche Pause ein. Alter Groll sprach sich in den Zügen der beiden Greise aus, Verwunderung in denen der Uebrigen. — Lucio begann nun zu reden. Er erzählte den Hergang nach der strengsten Wahrheit, wie erbittert ihn auch sein Vater ansehen mochte. Es lag etwas so Ueberzeugendes in der kraftvollen Rede des Jünglings, daß die Richter nicht wußten, was sie sagen sollten. In diesem Augenblicke gingen die Flügelthüren des Saales auf, und auf einer Tragbahre, von vier Dienern getragen, erschien Marco Falieri vor den Richtern. Kaum war er Lucio's ansichtig, als er seine Arme gegen ihn ausbreitete, und dieser an seine Brust flog. — Die Verhandlungen des Gerichts wurden so lange ausgesetzt, bis Marco wieder reden konnte. Er übergab dann den Dolch seinem Vater, und bat ihn, denselben Anafesto zu reichen, nachdem man ihn unstreitig als das corpus delicti anerkannt. Anafesto ergriff ihn, warf einen Blick darauf und erbleichte.

Marco richtete sich auf. „Kennt Ihr den Dolch?" fragte er. „Kennt Ihr die Hand, die ihn mir in den Rücken stieß?" — Erstaunen ringsum. — Der Greis erhob sich: Sein Gesicht war bleich und starr; seine Hände waren über der Brust gefaltet. Sein Athem schien zu stocken. — „Es ist — meines Sohnes Dolch!" sprach er dann langsam und zitternd. „Richtet gerecht über den Mörder, und schonet des Knaben nicht!" Dann verließ er die Stufen, legte den Mantel ab, und sank ohnmächtig in die Arme Falieri's. — Nach einer geraumen Weile schlug Anafesto die Augen wieder auf. „Laßt ihn gefesselt hierher bringen," bat er. Indeß die Diener des Gerichts sich entfernten, erhob sich der Procurator

Foskari. „Mir geht ein gräßliches Licht auf über dieses Ereigniß," begann er; „an jenem Abend war ich noch um Mitternacht bei einem Freunde, und kehrte eben heim über die Seufzerbrücke, als mir Marco Falieri begegnete, der aus der Richtung von Cornaro's Palast kam. Grüßend ging er an mir vorüber. Einige hundert Schritte weiter sah ich einen Vermummten an mir vorüberhuschen, Jenem nach. Ich ging langsam weiter; allein bald hörte ich wieder eilende Tritte hinter mir. Es war der Vermummte. Ich vertrat ihm den Weg und erkannte in ihm Giovanni Anafesto, der jedoch mich schnell über die Seite schob und an mir vorübereilte. Böses ahnete ich nicht, wohl aber ein Liebesabenteuer, wie es jetzt die Sitte unserer jungen Nobili's leider mit sich bringt." — Stummes Staunen und Entsetzen ergriff die Versammlung. — Jeder schwieg, denn Keiner mochte das Gemüth des armen Vaters tiefer verwunden, als es schon verwundet war. — „Ja" — nahm dieser endlich das Wort, „ich selbst theile jetzt Eure Vermuthungen. Ich sah meinen Sohn am heutigen Morgen bleich und entstellt und von einer Unruhe umhergetrieben, die ich mir nicht erklären konnte. Gott! Gott!" rief er dann händeringend, „habe ich denn das verdient? Muß nun mein graues Haupt mit Schmach und Herzeleid in die Grube sinken?" — — Die ausgesendeten Gerichtsdiener kamen jetzt zurück. „Giovanni Anafesto ist nach Dalmatien entflohen!" berichteten sie. — Da wurde der Vater noch bleicher. „Es ist klar!" rief er aus und wankte hinaus — noch an der Thüre sich umkehrend und zu der Signoria sprechend: „Gedenket des Vaters nicht, wenn Ihr das unnatürliche Kind richtet!" — Falieri nahm seine Stelle wieder ein. „Es ist ein heiliger Act der Gerechtigkeit," sagte er mit Würde, „Euch frei zu sprechen!" Es geschah auf's glänzendste. Die Sentenz wurde laut publicirt und Giovanni Anafesto geächtet. Rührend war die Scene zwischen Marco und Lucio, wie sie sich umarmten, und selbst der alte Cornaro blickte mit weniger Ingrimm auf sie hin.

Marco's Genesung ging glücklicher als man vermuthete. Doch Cornaro wich nicht von seinem Bett, und nicht wenig trug der Balsam der Liebe bei, den dieser in Marco's Herz flößte. Ihnen waren Giovanni's Beweggründe klar, wenn auch im Allgemeinen ein Schleier darüber lag. Giovanni's Vater hatte ein prophetisches Wort gesprochen, als er gesagt: „Muß nun mein graues Haupt mit Herzeleid in die Grube fahren und mit Schmach?" denn bald übte ihn des Sohnes Schande. Die Güter des Hauses wurden der Republik zum Erbe, da kein Geächteter erben konnte. Giovanni hatte das Gebiet der Republik verlassen, und war nach Albanien geflohen, wo er, von Haß und Rache erfüllt, die unruhigen Häuptlinge aufwiegelte, die den Krieg mit Feuer und Schwert in die Besitzungen der Republik in Epirus trugen, und gleich ihm, wie gereizte Tiger, verheerend verfuhren, und keine Rechte der Menschheit, kein Gebot der Sittlichkeit achteten.

Es war gerade ein halbes Jahr später, und wieder war die Signoria versammelt im Palast San Marco, aber kein erfreulich Ereigniß mochte sie vereint haben zur Berathung; denn es lag ein trüber Ernst auf den Mienen. „Väter der Republik!" redete sie den Doge an, „es ist Euch nicht fremd geblieben, daß ein entartetes Kind der Republik in ihr Gebiet des Krieges Unheilfackel warf und ihre Säulen da zu erschüttern droht, wo sie leider leicht zu erschüttern sind, in den griechischen Besitzungen. Anafesto's Sohn, der unedlere Coriolan unserer Zeit, hat den Klephtiskrieg in Albanien erregt und mächtige Banden geordnet, und ist ihr Haupt und ihre Seele, und dabei wild wie das Thier der Wüste, und blutdürstend wie die Hyäne, die Asiens Schrecken ist. Die Depeschen, die unser Gouverneur aus Epirus sendet, sind nicht geeignet, das Herz zu beruhigen. Er hat angewendet, was er konnte, dem Sturm zu beschwören, allein er braust wild durch die Gebirge herüber an die

Siedelungen, sie zerstörend und unserem Handel einen schmerzlichen Drückstoß beibringend. Während dort der Bürgerkrieg wüthet, gefolgt von allen Furien der Hölle, regt sich unter dem Volke Venedig's eine Gährung, die wild aufbrausen könnte, wenn der Staat sich von Söldnern entblößte und den Hafen von Galeeren leerte. Ich lege Euch das zwiefache Uebel zur Berathung vor!"

Ein tumultuarischer Widerstreit der Meinungen entstand, worin der Eigennutz und das Interesse des Einzelnen kein Resultat gewinnen ließ. Am eifrigsten für die Dämpfung des Krieges auf Griechenlands Festland war der alte Cornaro; denn er besaß in dem Kreise des Kriegsschauplatzes nicht unbedeutende Landgüter, wo er den Seidenbau mit besonderem Erfolge bisher betrieben. Nach langen Debatten vereinigte man sich, eine Abtheilung des Heeres dorthin zu senden. — „Und wer wird des Heeres Führer sein?" fragte der Doge. „Ihr habt ja einen heldenmüthigen Sohn, Cornaro, er sei der Führer!"

„Die Ehre," entgegnete bitter der Alte, „möchte eher Eurem Sohne geziemen, der noch nicht das blutige Handwerk versucht. Dort gibt's mehr Lorbeeren zu sammeln, als in den Gondeln Venedig's!" —

Ehe noch das Wort des Dogen über die zornbebende Lippe verheerend fuhr, meldeten die Diener, draußen seien Nobili's, die dringend vorgelassen zu werden begehrten. — Diese Bitte wurde gewährt, und es traten ein: Lucio Cornaro, Marco Falieri und eine bedeutende Zahl edler Jünglinge Venedig's, die Alle einmüthig begehrten, unter den Fahnen der Republik zu fechten für ihre Ehre und ihr Heil. — Mancher Vater erbleichte in dem Halbkreise der Signoria. Bitterer Unmuth lag auf Cornaro's, Wehmuth auf den Zügen des Dogen. Doch die Vaterlandsliebe der Jünglinge begeisterte die Väter. Ihrem Begehren wurde willfahrt.

Rüstig wurde nun die Sache betrieben. Bald waren Truppen geworben, bald die Flotte bereit, die Anker zu lichten. Schweres

aber stand noch bevor — der Abschied. Heimlich hatte Lucio seinen Marco zu der Geliebten geführt. Unter tausend Thränen, Küssen, Schwüren der Liebe und Treue schieden sie von einander. Catharina war untröstlich. Ihr schien nun das Leben seine Freudenpforten geschlossen zu haben, und eine Ahnung schwebte ihr vor, die jede Lebensfreude im Keim erstickte. Mit des Vaters Segen ausgerüstet, betrat Marco seine Galeere. Die Flotte lichtete die Anker. Ein frischer Landwind füllte die Segel, und das weite Meer nahm sie auf, um sie hinzutragen zu Thaten, Ruhm und Sieg. — Auch im Palaste San Marco wurde es jetzt still. Der alte Doge glich einem Stamme, den der Blitzstrahl entlaubt und entästet. Nur für die Republik lebte er jetzt, und in den stillen Stunden des Alleinseins betete der Greis für den einzigen Sohn und seine glückliche Rückkehr. Eine Entdeckung, die er erst jetzt durch Foskari's Mittheilung machte, fiel freilich wohl schwer auf seine Seele — allein sie erhob sich auch wieder. Bisher hatte der Greis des ruhigen Glaubens gelebt, Marco sei durch die väterliche Warnstimme vor einem Liebesbunde mit Cornaro's Tochter gesichert gewesen, und dieser Glaube hatte oft die Falten seiner Stirn geglättet. Wollte auch hinwieder manchmal eine böse Ahnung ihn beschleichen, er mißtraute Marco's Offenheit nie, und wurde wieder ruhig, und ließ willig das Schicksal walten. Jetzt fielen die Schuppen von seinen Augen. Ach, es schmerzte tief den grauen Vater — und erfüllte seine Seele mit unbeschreiblicher Angst und Qual. Er sah in Marco's Entfernung nur Heil und Segen — denn er hoffte, die Trennung würde seiner Neigung vielleicht eine andere Richtung geben. Der Greis blickte in sein früheres Leben zurück und seufzte tief, denn es war nicht frei von Schuld — und haderte weniger über des Sohnes Heimlichkeit, so sehr sie ihn auch schmerzte.

Andere Sorgen sollten bald ihn in Anspruch nehmen.

Cornaro's Haß kannte keine Grenzen, seine Rache keine Ver-

zahrung. Neue Nahrung hatte seine Verhaftung der alten Glut gegeben, und sie flammte gewaltiger als je. Im Stillen zu wirken hatte er nie verabscheut. Reichliche Spenden hatten das Volk ihm günstig gemacht, und er befliß sich, das Mißvergnügen des zügellosen Pöbels zu nähren, zu mehren. Wo es geschehen konnte, streuten seine Agenten, Bürger, deren Reichthum sie die Ehre des goldenen Buches zu erringen lüstern machte, aber dieser Ehre durch Falieri's Entgegenwirken nicht theilhaftig werden konnten, Leute, die durch ihre Klugheit allein den Galeeren entgangen waren — den Samen der Unruhe aus. Jede Last, jede Beschränkung der Freiheit, jede Bestärkung des Aristokratismus — die von der Signoria ausging — wurde als Falieri's Werk dargestellt. So war eine Gährung geweckt und vorbereitet, die Falieri's Auge nicht entgangen war. Mehrere Nobili's, Falieri's Feinde, schlossen sich an Cornaro an. Jetzt gerade, wo sich Alles vereinte, die allmächtige Venetia ihrer Hülfsvölker zu berauben, jetzt, wo auswärtiger Krieg die Signoria beschäftigte, schien der Zeitpunkt gekommen, einen Racheplan auszuführen, der nur im italischen Herzen reifen konnte. Cornaro's Absicht war zweifach. Ihn dürstete nach Falieri's Blut, und der Ehrgeiz und seine Schwester, die Herrschsucht, machten ihn lüstern nach dem Herzogshute. —

Indessen dort auf Griechenlands Boden die Jünglinge kämpften für der Republik Heil, wurde im Herzen derselben der teuflische Plan eines Bürgerkrieges geschmiedet. Umsichtig verfuhren Cornaro und seine Anhänger. Klug war Alles berechnet, vorsichtig angelegt. Allein dem wachsamen Auge Foskari's entging das heimliche Treiben nicht. Ihm wurde es bald klar, wie es stehe. Er offenbarte das grauenvolle Geheimniß dem Dogen, und nun wurde sorglich entgegen gewirkt. Foskari reiste an das Hoflager des Kaisers, dort Hülfsvölker zu sichern, um dem drohenden Sturme zu begegnen. — Eine Gewitterschwüle, nahen Donner verheißend, lag auf Venedig. Cornaro triumphirte im Stillen schon. Er triumphirte zu frühe!

Gute Mächte waren nicht auf seiner Seite, wie sie nie das Unterbrechens Schutz sind. Ein unglückliches Ereigniß sollte alle Pläne vereiteln. Bald nach der Entfernung Lucio Cornaro's traf aus Cypern ein Mann ein, auf den Cornaro viel und großes Vertrauen setzte. Es war der Sohn von Catharina's Amme, Theophilus Calopulo, ein Grieche, der den Pinsel kunstreich führte, aber auch den Dolch und das Mischen des furchtbarsten Giftes ebenso gut verstand, als die Bereitung heilsamer Arzneien. Reich an Talenten, Erfahrungen, List und Betrügerei, lag dennoch in seinem Gemüth etwas, das ihn nicht ganz ein Werkzeug des Teufels werden ließ — ein Zug von Gutmüthigkeit, der ihn fest an den fesselte, der ihm theuer war. Freilich wohl ließ auch dieser Zug sich durch goldene Fesseln gewinnen und festhalten, also daß die übrigen Eigenschaften freien Spielraum gewannen. Cornaro, der ihn wohl kannte und leicht einsah, wie nützlich ihm dieser Mensch werden konnte, zog ihn in sein Interesse. Er wußte ihm den Dogen von einer Seite zu schildern, daß Calopulo es als ein gutes Werk ansah, die Sache Cornaro's zu fördern, wobei er denn nicht aus dem Auge ließ, wie es ihm so gewaltig heben müßte, wenn einst der herzogliche Hut auf Cornaro's kahlem Schädel ruhe; allein es wollte ihm nicht behagen, eine untergeordnete Stelle in diesem Unternehmen zu behaupten. Auf eigene Rechnung und Faust hatte er Manches bisher unternommen am Hofe von Cypern, und sich dadurch in Jacob von Lusignan's, des Königs von Cypern, Gunst hoch emporgeschwungen. Jetzt galt es Ruhm und Gewinn in Venedig, und in seinem Kopfe reifte ein Plan, der schneller das Werk der Umwälzung herbeiführen sollte. Ihm schien es gewagt, von unten auf zu beginnen; sicherer, dünkte es ihm, müsse der Schlag treffen, wenn er von oben herab komme. Der Doge sollte von seiner Hand fallen — dann hatte Cornaro freien Spielraum.

„So sei es!“ rief er frohlockend aus, als der Plan zur Reife

gebichen war, „und Cornaro soll sehen, daß Calopulo dankbarer ist, als alle seine goldbehängten Nobili's!“

Ein dunkler, stürmischer Abend war über Venedig hereingebrochen. Kein Stern blickte durch die finsteren Wolken, die den Horizont umlagerten. Wild brauste das Meer und warf knarrend die Schiffe gegen einander im Hafen. Auf den engen Straßen der Stadt gingen nur noch Einzelne hin und her, denn Jedermann hatte sich zurückgezogen in die Wohnungen. In einen weiten Mantel gehüllt, schlich leise Calopulo aus Cornaro's Palast durch die engen, verschlungenen Straßen, sich nach dem Palaste des Dogen begebend. Er fand Gelegenheit, ohne Hindernisse sich hineinzuschleichen, und wählte seinen Stand in der Nähe einer Gallerie, die von des Dogen Gemächern nach der großen Löwentreppe führte. Nicht lange mochte er dort gestanden haben, so kamen zwei Männer in Mäntel die Gallerie herauf. Sie sprachen über die Ereignisse in Epirus, und über Lucio Cornaro's Siege daselbst. Der, welcher auf derjenigen Seite ging, auf welcher Calopulo's Schlupfwinkel lag, war der Doge, das hörte Calopulo deutlich, indem der andere ihn „herzogliche Durchlaucht“ nannte. Dieser war ein Schiffshauptmann aus Corfu, der erst diesen Morgen angekommen, und wichtige Depeschen überbracht haben mußte, auf die sich theilweise der Inhalt ihres Zwiegesprächs bezog. Sie näherten sich langsam. Gerade vor Calopulo blieben sie, leise sprechend, stehen. Calopulo wollte den Moment abwarten, wann der Fremde sich entfernt haben würde; allein jetzt vernahm man Stimmen am andern Ende der Gallerie. Jetzt galt es Eile und einen sicheren Stoß, denn das Licht, das weither von den Kommenden schien, brachte ein Zwielicht hervor, das Calopulo's Augen ungewiß machte. Er besann sich kurz, stieß nach dem Dogen und rannte der Treppe zu, als dieser: „Mord!“ rief. Zu Calopulo's Unglück hatte der Schiffshauptmann ihn in dem

Augenblick bemerkt, als er den Dolchstoß führte; und ergriff ihn jetzt mit nervigem Arm, ihn festhaltend. Der Doge war gegen die Wand gesunken, allein es war mehr der augenblickliche Schrecken, der ihn betäubt. Die Wunde war nur leicht, der Mantel hatte ihn geschützt. Bald hatte er sich erholt. Die Diener kamen herbei. Calopulo wurde verhaftet. Fackeln erleuchteten jetzt den Schauplatz des Meuchelmordes. Man brachte den Griechen vor den Dogen. Er sah ihn lange mit einem Blick an, der durch Calopulo's Seele drang, dem er mit seinen Augen nicht begegnen konnte.

„Was that ich Dir, Grieche!" sprach der Doge mit wehmüthigem Ernst, daß Du mich morden wolltest?" — Calopulo schwieg. — „Sieh her!" fuhr der Doge in eben dem Tone fort, „sieh hier auf dieses kahle Haupt — ich zähle bald den Zoll der Natur — warum wolltest Du dem Herrn des Lebens vorgreifen, der bald mich zu den Vätern versammeln wird? Konntest Du nicht noch die wenigen Stunden warten, um Deine Seele vor einem schwarzen Verbrechen frei zu erhalten?" — Calopulo sah ihn an. In wahrer Hoheit stand der alte Mann vor ihm, und — er fühlte zum ersten Male Reue über solch eine That. — Der Doge fuhr fort: „Thatst Du's aus eigenem Antriebe, so sage, warum Du es thatst, daß ich Deinen Antrieb kennen lerne, vielleicht ein Unrecht vergüten kann. — Aber bitte Du Gott, der über die Herzen richtet, daß er Dir verzeihe! Handeltest Du auf fremdes Anreizen — dann geh und schäme Dich, das Werkzeug der Bosheit gewesen zu sein!" — Calopulo stand starr und bleich vor dem Manne, der so mild vergalt. „Den Mann wollte ich morden?" sprach er zu sich, und unwillkürlich schüttelte er das Haupt und schauderte. „Nein!" rief er dann aus — „nein — ich kannte Dich nicht so, Herzog! Vergebe mir einst Gott so mild, wie Du! Aber wisse, Du hast jetzt keinen treueren Freund, als mich! Rufe Deine treuesten Freunde, daß ich in ihrer Gegenwart Dir ein Geheimniß enthülle, dessen Opfer Du werden solltest!" —

Der Doge blickte ihn strafend an und sagte: „Geh, Du bist frei; ich traue Dir nicht!“

Calopulo's Lippe bebte vor innerem Schmerz, daß ihn der Doge verachtete.

„Wirf den guten Rath nicht weg, Herzog!“ sagte er dann; „ich bin in Deiner Gewalt! Lüge ich, so martere mich auf der Folterbank, bis kein Glied meines Leibes mehr in seiner natürlichen Lage ist, und das Blut aus jeder Pore dringt!“

„Ich bitte Euch, durchlauchtiger Herzog, hört ihn,“ bat der Schiffshauptmann. Und die Diener Falieri's stimmten mit ein.

„So rede denn hier, was Du zu reden hast!“ sprach der Doge zu Calopulo.

„So höre, Herzog: Nach drei Tagen wird Cornaro mit seinen Genossen Venedig's Volk zum Aufruhr rufen, Dich morden, wie ich's versucht, denn ich war eingeweiht in ihren Plan; mir versprach man hohe Ehren, reichen Lohn. Ich wollte schneller zum Ziele gelangen, Dich morden. Ich war Dein Feind, ohne Dich anders zu kennen, als Cornaro Dich geschildert. Wache, Herzog! Du bist gewarnt! — Jetzt schalte mit mir, wie Du willst!“

Der Herzog hatte ihm still zugehört. Die Umgebung war bleich vor Schrecken. Nur Einer von den Dienern war es aus anderem Grund, und schlich ungesehen von dannen.

„Großer Gott!“ sprach Falieri, die Hände faltend, „vergibt denn Cornaro nie?“

„Nie! wenn er einmal haßt,“ fiel Calopulo ein.

Falieri wandte sich zu ihm und sagte: „Geh, Grieche, warne Cornaro, und“ — er nahm jetzt den Ton des Herrschers an — „verlaß Venedig's Gebiet, wenn Dein Leben Dir lieb ist! — Du bist frei!“

Er wollte reden, aber des Herzogs Blick traf ihn mit der Gewalt des Blitzes, und stille, aber gesenkten Hauptes ging er die Treppe hinab, und ward nicht mehr gesehen. —

Der Herzog ging in sein Kloset, von dem Schiffshauptmanne gefolgt; die Diener standen auf der Gallerie in Gruppen und redeten über den Auftritt. — Eine Weile nachher wurden mehrere ausgesandt, Falieri's Freunde zum Dogen zu bescheiden, und die Versammlung dauerte bis tief in die Nacht.

In Cornaro's Palaste lag schon Alles in des Schlafes süßen Fesseln; nur die Liebe und der Ehrgeiz wachten noch. Catharina kniete, betend für des Bruders und des Geliebten theueres Leben, vor einem Madonnenbild von Tizian's Meisterhand. Die Angst um die Theueren ließ noch keinen Schlaf in ihre Augen kommen. „Schirme sie, Heilige, die du die Angst um ein theueres Haupt kennst, schirme sie in den Gefahren!“ betete sie leise mit tiefer Inbrunst.

Derweile maß der Vater sein Schlafgemach mit raschem Tritt. „Ha!“ rief er aus und ballte die Faust, „Falieri, nun geht Dein Stern bald unter! Nun wird Dein Feind bald frohlocken, wird bald das süße Gefühl befriedigter Rache für endlosen Schimpf empfinden, wird“ — er richtete stolz sein Haupt empor — „wird bald auf sein Haupt Deinen Ehrenhut setzen und Dich — wie ein schädliches Insect, im Staube zertreten! — O, ihr Mächte der Finsterniß, steht mir bei!“ — In diesem Augenblick klopfte es dreimal sanft an seine Thür. Er schauderte in sich hinein und sah bebend sich um. „Was ist das?“ rief er dann — und setzte, sich besinnend, hinzu: „Tritt ein, Calopulo!“ — Aber es war nicht Calopulo, sondern Bernardo, Falieri's bestochener Diener.

„Was willst Du so spät?“ fragte ihn, nicht ohne Besorgniß, Cornaro.

„Euch eine Hiobspost bringen,“ versetzte Bernardo, bleich und entstellt. „Flieht, sobald Ihr könnt, noch diese Nacht mit Allem, was Euch lieb ist! Alles ist verrathen! Calopulo wurde in den

Augenblick erhascht, als er den Dolch in des Dogen Herz meinte gestoßen zu haben. Dieser begnadigte ihn und Calapullo verrieth Alles. Ich war Augen- und Ohrenzeuge. Flieht, wenn Euch Euer Leben lieb ist!"

„Graeca fides!" rief erbleichend Cornaro. „O, fährst du zur Hölle, du Schurke! Sprich, Lionardo! sprich, ist's wahr, was du sagst?"

„Es ist leider zu wahr! und wollet Ihr's abwarten bis morgen, so könnet Ihr's in den Kerkern von San Marco näher überlegen!"

„Spotte nicht, Hund!" schrie Cornaro, und faßte seinen Dolch.

„Unsinn!" sprach kalt Lionardo. „Ist das der Lohn, daß ich Euch warne vor drohendem Untergange?"

Cornaro faßte seine Hand. „Vergib, Lionardo!" bat er; „mir schwindelt. Geh', ich bitte Dich, wecke meine Diener; geh', eile, fliege! Du sollst mit mir fliehen, sollst bei mir leben. Geh', eile rasch!" Lionardo ging.

„Tod und Hölle!" fluchte der Alte, und schlug sich wider die Stirn. „Mußte es sich so wenden?!" Er riß die Thür auf und stürzte in Catharina's Gemach. „Weg mit Deinen Heiligen, Dirne!" rief er aus, „packe Deine Sachen so schnell Du kannst. Nimm das Beste von dem, was Du hast, noch diese Nacht müssen wir fliehen!"

„Fliehen, mein Vater! vor wem?" fragte zitternd vor dem schrecklichen Blick und Tone des Vaters die Jungfrau.

„Vor dem Teufel, Catharina! Frage nicht. Dein Vater muß fliehen und Du. Ehe der Tag graut sind wir sonst Falieri's Gefangene, und die porta fatale schließt sich hinter uns!" — Catharina begriff nichts von dem Allem, allein daß es schreckliche Wahrheit sei, was der Vater sage, das bestätigte sein Anblick. — Cornaro's Donnerstimme hatte ihre Frauen geweckt. Diese beschickten

zitternd das Nothwendigste. Catharinen hatte der Schrecken gelähmt. Alles im Palaste war nun in stiller, emsiger Thätigkeit. Cornaro sandte nach dem Hafen. Seine Galeere lag dort segelfertig. Die Klugheit hatte ihn diese Maßregel treffen gelehrt, wenn etwa die Verschwörung mißglücke.

In dem Zeitraume zweier Stunden waren Päcke und Truhen auf dem Schiffe. Cornaro und die zitternde Catharina folgten und erreichten glücklich das Schiff, das alsobald die Anker lichtete und die offene See zu gewinnen eilte. Aber noch hatten sie diese nicht erreicht, da wirbelte der Wind eine hohe Flamme in die Lüfte. — die Kanonen der Hafencastelle donnerten, die Sturmglocken läuteten — Cornaro's Palast stand in lichten Flammen. „Sieh hin," sprach mit dem Tone der Verzweiflung und unterdrückter Wuth Cornaro zu Catharinen, „das ist mein Lebewohl für Venedig! Mag die Stätte zu Asche werden, wo meine Pläne scheiterten! Mag von Cornaro keine Spur mehr übrig bleiben!"

Weinend wandte die Jungfrau ihren Blick dahin, und dann gen Himmel und betete: „Heilige Jungfrau, schütze meine Liebe und laß Licht werden nach dieser Finsterniß!" Die Flamme wuchs. Fernher scholl der verworrene Ton der Angst und Noth. — „Ha!" rief Cornaro — „letze dich, Falieri, an dem Anblick! Lägst du in den Flammen! Mein Herz hätte doch dann noch etwas, woran es mit süßer Lust denken könnte!" — Weithin röthete die Flamme den Himmel und das Meer, über das nun das Schiff dahinflog. —

„Wohin sollen wir steuern? fragte der Hauptmann.

„Nach Cypern!" antwortete Cornaro, und stieg hinab in den Schiffsraum.

Jacob von Lusignan, König von Cypern, stand eines Morgens auf dem Balcon seiner Villa, deren Schönheit, Pracht und Ueppigkeit ihr den Namen eines Feenschlosses erworben, und dehnte behaglich die Glieder in die balsamische, von Blüthenduft geschwängerte Luft

hinaus, denn die letzte Nacht war durchschwelgt worden mit seinen Günstlingen. Jacob war ein Mann in der Blüthe seines Lebens, kraftvoll und feurig, und das Ideal männlicher, vollendeter Schönheit. Alles, was das Leben eines Fürsten erheitern kann, war sein; Alles, was Ueppigkeit wünschen mag, stand ihm zu Willen, und seine Feste trugen den Stempel der Göttin Cypern's. Er blickte jetzt fröhlich hinaus in die lachende Ebene, die sich, ein Eden, vor seinen Blicken ausbreitete. — Hier, fern von der Residenzstadt, pflegte er den größeren Theil des Jahrs im ungestörten Genusse der Freude hinzubringen. Die Höflinge, die ihn umgaben, sprachen halblaut von dem geächteten Venetianer, der im Ueberflusse seiner Reichthümer, unweit der königlichen Villa, sich eine andere erkauft und sie mit verschwenderischer Pracht einrichten und ausschmücken ließ; übrigens ohne allen Umgang dort lebte.

„Hast Du," fragte Einer dieser Höflinge einen Anderen, „hast Du seine Tochter schon gesehen? — Man sagt, sie sei ein Engel, sie sei Cypern's Göttin in menschlicher Erscheinung!"

„Da hat man Dir nicht zu viel gesagt," entgegnete Dieser. „Ich habe sie einmal unverschleiert gesehen, und bekenne —"

„Was?" fragte Jacob von Lusignan, der das Gespräch aufmerksam mit angehört. —

„Ich bekenne" — fuhr Jener fort, daß Catharina Cornaro das schönste Weib ist, welches Cypern's Boden betrat, und das mag viel heißen!"

„Kann man sie sehen?" fragte der König neugierig.

„Das möchte wohl nicht ganz leicht sein," entgegnete Jener, „da Cornaro seinen Schatz hütet, und dabei des Mädchens keusche Sitte einen dichten Schleier über ihr Angesicht breitet."

Der König sann eine Weile nach. Abenteuer liebte er. Je romantischer sie waren, desto lieber.

„Seht dort hin!" rief jetzt Einer. „Ew. Majestät können dort die Göttin reiten sehen!"

Wirklich ritt Catharina auf einem milchweißen Zelter neben ihrem Vater vorüber. Allein der ominöse schwarze Schleier verhüllte sie, jedoch nicht so sehr, daß nicht Jacob Gelegenheit gehabt hätte, eine wunderschöne Gestalt zu bewundern, die mit ausgezeichneter Grazie zu Pferde saß. — Des Königs Auge folgte der Gestalt, so lange sie zu sehen war; dann zog er sich in seine Gemächer zurück, nur von Einem begleitet. Dieser war Jeronimo Donatelli, ein Genueser, des Königs Günstling, sein Rathgeber, sein Unterhändler, mit einem Worte, sein Factotum. Listig und schlau, fein und gewandt, hartnäckig und schamlos, war er ganz zu dem Posten geboren, den er einnahm, aus welchem ihn auch keine Ränkemacherei seiner Neider zu entfernen vermochte.

Zu langsam für Jacobs Wünsche ging der Tag hin. Als er aber sich zu neigen begann, als die Sonne purpurn über dem Meere unterging, und ein sanfter Wind von dem Meere her wehte, eine liebliche Kühle verbreitend, da erschien außerhalb Cornaro's Garten ein Lautenspieler in phantastischer Kleidung. Es war ein wunderholder Jüngling, dessen Stimme, rein und klar, dem schwellenden Tone der Saiten folgte, mit einer Lieblichkeit, die jedes Ohr bezauberte und jedes Herz ergriff. — Nicht lange hatte der Sänger draußen gespielt und gesungen, so horchten auch innerhalb des Gartens Catharina und ihre Dienerinnen den herrlichen Melodien, und die weibliche Neugier wollte sehen, gerade, als ob dadurch der Genuß des Hörens verdoppelt würde. Eine kleine Cyprierin, Donatelli's Goldchen nicht abhold, die Tochter des Gärtners, kannte den Sänger als einen gar lieben, freundlichen Menschen, wußte so viel Gutes von ihm zu erzählen, daß Catharina sich nicht sehr weigerte, ihn einzulassen. Die Kleine hüpfte zur Pforte und rief: „Komm, Alexis, Du sollst meiner schönen Herrin ein Lied singen vom blinden Amor und seiner lieblichen Mutter!“ So sehr auch Catharina vor Unwillen erröthete, so konnte sie es doch jetzt nicht mehr hindern, denn vor sie hin trat mit einer anmuthigen Ver-

beugung der Sänger, und rührte die Saiten so zart und lieblich, daß die Wolken des Unwillens von Catharinens Zügen schwanden und die Heiterkeit sie wieder mit ihren ewig jungen Rosen schmückte. Oft aber stockte des Sängers Stimme, denn sein Auge ruhte auf Catharinens Reizen, und ihr Bild drückte sich mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz. — Als er geendet hatte, wollte ihn Catharina belohnen. Er schlug es aus. „Gebt mir, engelgleiche Jungfrau, die Rose, die Eure Brust ziert, und mein Lohn ist königlich!" sprach er. In holder Verwirrung reichte sie ihm Catharina. Er faßte die niedlichste Hand, die je eine Rose als Lohn bot, drückte sie an seine Lippen und verschwand.

„Dein Sänger ist ein dreister, alberner Mensch," sprach strafend Catharina zu des Gärtners Tochter — „ich mag ihn nicht mehr sehen!"

„Vergebt ihm," bat diese, „Eure Schönheit hatte ihn bezaubert! Hörtet Ihr nicht, wie seine Stimme zitterte?" — „Schweig!" gebot die Erröthende, und entfernte sich. Der Sänger aber ging im süßen Taumel an der hohen Mauer entlang und drückte die Rose an seine Lippen. Donatelli wartete auf ihn. „Was sagt Ew. Majestät zu dem Mädchen?" fragte er den Sänger. — „Rede nicht von ihr, wie von einer andern Sterblichen!" verwies Jacob von Lusignan. „Sie hat zum ersten Male mein Herz die Liebe kennen gelehrt! Mein, als Geliebte oder Weib, muß sie werden!" „Weib?" — zog lang hinaus Donatelli. Das Wort klang seltsam in Jacobs Mund und widerlich an Donatelli's Ohr. Die Idee mußte dem König benommen werden, sonst wurde ja Donatelli überflüssig. Der König sah ihn strafend an, als er das Wort „Weib" so lange dehnte. „Und wenn ich denn nun sie als Geliebte in Ew. Majestät Arme liefere?" fragte er listig lachend. Der König schwieg still und trat in sein Gemach. Donatelli schüttelte den Kopf und ging auf Kundschaft aus. Alles, was bisher geglückt war in ähnlichen Fällen, Alles, was in seinem erfinderischen

Köpfe nur immer erzeugt wurde, wendete Donatelli leise und vorsichtig an; allein seine List, seine Klugheit — Alles scheiterte. Er wurde muthlos. Jacobs Liebe wuchs mit jedem Tage, und in gleichem Maße sank Donatelli's Muth und Heiterkeit. Da entschloß sich Jacob, um Catharinen zu freien, und sie als Gattin auf seinen Thron zu erheben. Dieser Antrag überraschte Cornaro. Allein welche Nahrung für seinen Ehrgeiz! Er sprach mit Catharinen; — aber — wie bebte die Unglückliche, die ohnedem seit Monden ohne alle Kunde von Lucio und ihrem Marco war — wie fiel diese Centnerlast auf ihr gekränktes Herz. Doch sprach sie ein entscheidendes Nein aus, das Cornaro um so mehr erstaunen machte, je weniger er solche entscheidende Rede von der Demüthigen erwartet hatte. Er gab Jacobs Freiwerbern freundliche Rede zurück und bat um Weile. Jetzt aber war Jacob nicht mehr der schüchterne Liebhaber. An den Hof wurde Cornaro gezogen, das vollste Maß der Ehre ihm zugetheilt. Auch Catharina mußte wider ihr besseres Gefühl die glänzenden Festlichkeiten mitgenießen. Aber wie war es so drückend für ihr Herz! Täglich wurde sie bestürmt von ihrem Vater, von dem König. Ach! wie oft betete sie auf ihren Knieen halbe Nächte hindurch um Erlösung — aber sie kam nicht. Cornaro ahnete wohl den Grund ihrer Weigerung. Er war zu klug, davon etwas zu äußern. Sein Plan war gut berechnet. Eines Tages brachte ein Schiff, das Morea's Küste erst kurz verlassen, Briefe von Lucio, die — Marco Falieri's Tod meldeten. Catharina sah die Briefe; es war Lucio's Hand. Der Schmerz treuer Freundschaft hatte die Zeilen geschrieben. Ihr blieb kein Zweifel, aber von nun an auch keine Freude mehr. Die Nachricht hatte sie fürchterlich erschüttert. Sie erkrankte heftig, und kam dem Tode nahe, den sie so sehr wünschte. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Sie sollte die Bürde eines liebeleeren, kalten, dornenvollen Lebens tragen. Sie genas langsam. — Ihr Vater wartete kaum ihre Genesung ab, um ihr wieder neue Anträge zu machen,

sie auf's Neue zu beschwören. Sie wollte in einem Kloster Frieden suchen; aber da trat der Vater flehend vor sie hin. Ihr Beichtvater, mit Cornaro und Jacob von Lusignan im Bunde, stellte ihre Einwilligung als das schuldige Opfer der Kindespflicht dar. Sie hatte nichts mehr entgegen zu setzen, als ihre Thränen. Wie das Lamm sich zur Schlachtbank führen läßt, so ließ sie endlich willenlos sich leiten. Jacob erhielt durch den Vater ihr Ja, und schwebte nun in den Regionen eines überirdischen Glückes. Die glanzvollsten Feste feierten Catharina's Genesung, und nach einem Monate wurde Catharina Cornaro Königin von Cypern, und hinter ihr schloß das Leben seine Freudenthore, und einer Steppe gleich, wo kein Blümchen blüht, that sich die Zukunft vor ihr auf.

Das Spätjahr 1473 hatte den Feldzug gegen die wilden Albaneser geschlossen. Blutig war er gewesen, siegreich nicht immer für die Venetianer. Die Jahreszeit allein ließ die Schwerter ruhen. Lucio und Marco hatten die Lorbeeren des Heldenruhms um ihre Schläfe gewunden. Inniger war ihre Freundschaft geworden durch das Theilen der Gefahren. Die schreckliche Botschaft von Cornaro's Thaten und seiner Flucht und Landesverweisung war auch zu ihnen gedrungen, allein nichts Umständliches hatten sie erfahren können. Die Jünglinge gingen nach Athen für die Zeit des Winters; Marco mit schwerem Herzen, Lucio mit tiefem Kummer, denn wohin war der Vater geflohen? Wo war Catharina? — Das Niederschlagende der Nachrichten, welche Lucio in Athen empfing, warf ihn auf's Krankenlager. Ein Arzt, in jener Zeit eine Seltenheit, wurde glücklich gefunden. Er war erst kurz von Joniens Inseln herübergekommen. Es war Calopulo, der jetzt den Namen Athanasios führte. An Lucio's Krankenlager wachte sorglich der treue Kampfgenosse und Freund. Marco war sein Trost,

seine Freude, da er sonst keine mehr hatte, und auf seinem Namen der Schandfleck der Acht ruhte. Calopulo lernte hier Marco kennen, sah hier zuerst Lucio. Marco's offenes Wesen, seine treue Freundschaft, das Andenken an des Vaters Edelmuth, gewann ihm Calopulo's Wohlwollen. Dieser theilte ihnen zuerst die bestimmtesten Nachrichten über Cornaro's Verschwörung mit. Marco schauderte, er bebte für seinen Freund. Er ruhte nicht eher, als bis er Calopulo einen Brief an seinen Vater dictirt hatte, worin er Lucio's Thaten in's Licht setzte, und für ihn um des Vaters Verwendung und Begnadigung bat. Er hoffte, keine Fehlbitte zu thun. Die Wintermonde schlichen träge vorüber. Marco schlug jede Freude aus, zu der ihn der Gubernatore lud. Er blieb an Lucio's Siechbett, den Zoll der Freundschaft entrichtend. Ach, er zeigte dem Freunde nicht, was sein Herz litt um Catharinen. Er wollte Lucio's Schmerz nicht vermehren. Allmälig begannen Calopulo's Bemühungen, Lucio's Gesundheit zurückzuführen, aber die Heiterkeit seiner Seele kehrte nicht wieder. Die Tage des Frühlings kamen und schmückten Griechenlands Ebenen und Berge mit der Hoffnung schönerem Grün, mit Blumen und Blüthen. Die Rüstungen zum Feldzuge gegen Albaniens Raubhorden wurden gewaltiger betrieben als früher, — aber noch schwebte Dunkel über Lucio's Schicksal. Da ließ eines Tages der Gubernatore die Freunde zu sich bescheiden. Sie fanden ihn im amtlichen Schmucke, von seinen Räthen umgeben. Nach den ehrfurchtsvollsten Begrüßungen entfaltete er ein Pergament, an dem das große Löwensiegel der Republik hing. Er las das Decret der Signoria. Es sprach Lucio von aller Gemeinschaft an den Unruhestiftungen seines Vaters frei, wandelte dessen Verbannung, die für die Dauer seines Lebens ausgesprochen war, in eine dreijährige, rief Lucio unter den ehrenvollsten Ausdrücken nach Venedig zurück, um seines Vaters Stelle in der Signoria einzunehmen, und übertrug das Commando des Feldzugs an Marco Zilieri. — Der Gubernatore ergriff Lucio's Hand, ihm Glück wünschend, und führte

dann Marco in einen angrenzenden Saal, wo die Führer des Heeres ihren neuen Oberfeldherrn jubelnd begrüßten, und dem Ueberraschten Treue und Gehorsam schwuren. — Das war ein Tag der Freude nach den trüben — aber dennoch ein Tag des Wehes, weil er das unabänderliche Gebot der Trennung den Freunden brachte. Von nun an waren sie noch unzertrennlicher, bis endlich das Eintreten des günstigen Windes Lucio an Bord des Schiffes rief, das ihn nach Venedig führen sollte. Die Trennung war bitter. Nur das Versprechen, oft Nachrichten zu Marco gelangen zu lassen, nach Catharinen zu forschen, und sogleich das Resultat seiner Forschungen Marco mitzutheilen, erleichterte das Scheiden. Noch an demselben Tage verließ Marco Athen, um sich zum Heere zu begeben. Calopulo oder, wie er sich jetzt nannte, Athanasios blieb dort zurück. Die Feindseligkeiten begannen bald. Marco's Waffen folgte der Sieg. Giovanni Anafesto, der an der Spitze der wüthenden Klephtishorden stand, war außer sich. Er schonte nichts, selbst nicht das hülflose Alter, nicht die wehrlose Kindheit. Das entfremdete ihm — und mehr noch sein unerträglicher Despotismus, die Häuptlinge Albaniens. Sie fielen nach und nach von ihm ab und suchten die Gunst der Republik. Marco ertheilte uneingeschränkte Amnestie Allen, die zur Ruhe zurückkehrten. Der Sieg war leichter über die Hartnäckigen. Tief in das Herz Albaniens drang Marco. Die Banden, ihres Unterganges gewiß, sandten drei Häuptlinge als Unterhändler in Marco's Lager. Anafesto's Auslieferung war ihr erstes Erbieten. Der Friede wurde vorläufig abgeschlossen, durch Geißeln gesichert, und Marco sah bald der sieggekrönten Rückkehr in die Vaterstadt entgegen.

Am Abend des Tages, wo dies erfreuliche Ereigniß eingetreten war, saß Marco, heiterer als je, auf dem Feldsessel in seinem Zelte. Die Zukunft trat, mit neuen Hoffnungskränzen geschmückt, vor seine Seele, und er öffnete willig sein Herz den süßen Träumen eines nahen Glückes. — Da nahte eine vermummte Gestalt seinem

Zelte. Die Wache hielt sie an und meldete den Arzt Athanasios. Er trat ein.

„Du hier, Athanasios?“ rief ihm Marco entgegen. „Bist Du ein Bote des Glücks oder des Unglücks? — Oder kommst Du, Dich mit mir des glücklichen Ausgangs dieser blutigen Fehde zu freuen?“

„Von allen Dreien etwas — führt mich zu Dir, Falieri!“ sprach, sich neigend, Calopulo. „Laß uns beim Guten anheben: Ich bringe Dir Lucio's Grüße, Deines Vaters Freude, und will Deine Siegesfreude theilen!“

„Sei willkommen mit dem Allen! Aber was bringst Du Schlimmes?“ —

„Nicht viel,“ antwortete Calopulo. „Schlimm ist eigentlich nichts von dem, was ich Dir bringe; denn — (er beobachtete ihn scharf) über das Glück der Schwester Deines Freundes wirst Du Dich gewiß freuen wie über das seinige!? —“

Marco sprang auf. Sein Auge flammte. Das Blut drang ihm all nach dem Herzen, daß es kaum mehr schlagen konnte. „Sprich deutlicher, Athanasios, weißt Du etwas von Catharinen?“

„O ja, wenn Dich das so nahe angeht,“ versetzte Jener, „so wisse, Catharina Cornaro ist — die Gattin von Jacob von Lusignan, König von Cypern; sie ist es seit einem Jahr. — Aber was ist Dir, Falieri, Du erbleichst?“ Marco taumelte zurück und sank in den Lehnstuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. So saß er einige Minuten, dann sprang er auf. „Hinweg, Schurke!“ rief er, „Du lügst! Das ist ein Truggewebe der Hölle! Das konnte Catharina nicht! Woher hast Du die schändliche Kunde?“ —

„Sei ruhig, Falieri,“ besänftigte Calopulo. „Höre mich an, dann richte. Meine Mutter ist Catharina's Amme —“ „Du, Du,“ fiel Marco ein, „Du bist der Maler, Calopulo, der Catharinens Bild malte?“ — „Ich bin's,“ fuhr Calopulo fort, „und daß ich nicht lüge, so siehe hier Catharina's Bild, das ich gemalt!“ — Marco entriß es ihm und preßte es an seine Lippen. „Nein, nein!“

rief er aus, „so treulos kanntest du nicht sein!“ — „Höre mich an, Marco, ich bitte Dich!“ bat Calopulo wieder. „Sieh', als Du zwei Tage von Athen entfernt warst, wird mir die Kunde, meine alte Mutter liege krank in Cypern. So thöricht auch mein Unternehmen war, weil sie ja konnte gestorben sein, ehe ich Cypern erreichte, ich hatte dennoch nicht Ruhe. Ich eilte nach Milo, von dort mit einem Handelsschiffe nach Cypern. Die Fahrt war glücklich. Ich erreichte bald Nikosia, und fand in Jacobs Palast meine kranke Mutter, Cornaro's Tochter als Cyperns angebetete Königin. — Als Papas meiner Religion fand ich Eingang und blieb unerkannt. Mir gelang's, die Mutter zu heilen. Von ihr erfuhr ich, Catharina habe Dich geliebt. Die Nachricht Deines Todes habe sie krank gemacht, und nach ihrer Genesung der Vater sie gezwungen, Jacob von Lusignan's Hand zu nehmen und Cyperns Krone!“

Hatte Marco früher in wilder Leidenschaft geglüht — jetzt verlor sich mit jedem Worte Calopulo's ein Tropfen Blutes nach dem andern aus seinen Wangen, bleicher und bleicher wurde er; an die Lehne seines Feldsessels mußte er sich halten — Catharinens Bild entfiel seiner Hand — und die Elfenbeinplatte sprang entzwei. — „Brich,“ sagte er matt und wehmüthig, „brich wie die Treue und mein Herz!“ — Dann sank er leblos vom Stuhl in Calopulo's auffangende Arme. „O,“ rief Calopulo, „Deine Liebe war stark! Vielleicht kann ich vergelten Deines Vaters Edelmuth!“ Er legte den Ohnmächtigen auf seinen Mantel und wusch ihn an. Nach vielen Bemühungen erwachte Marco. „Hab' ich geträumt, Calopulo?“ fragte er. „Ist Catharina untreu?“ — Calopulo suchte ihn zu beruhigen. Es half nicht. Jede Kraft schien gelähmt. Einem Todten gleich, wankte er unter den Lebendigen. Keine Zerstreuung konnte seinen Gedanken eine andere Richtung geben. Stundenlang saß er da und stützte sein Haupt in die Hand, und sprach nichts. Dann fuhr er wieder plötzlich auf, sein Auge glühte noch einmal, und er rief: „Calopulo! wenn wir ihr Unrecht thäten,

wenn?“ — Dann aber sank er gleich wieder in die alte Stellung und setzte leise hinzu, gleichsam sich selbst antwortend: „Nein, sie ist Königin! Auch ihr Herz war nicht von Ehrgeiz frei!“ — „Thue ihr nicht Unrecht!“ bat Calopulo. „Kennst Du die Kämpfe, die sie bestanden? Weißt Du das Weh zu ermessen, das ihre Brust beengte? Kannst Du die Thränen zählen, die sie vergoß?“ — Wenn so Calopulo sprach, dann hörte Marco ihm zu, und schwieg er — dann sagte er nichts als — „sie ist eines Königs Weib! — Sie hat Marco's Liebe vergessen!“ — Der Zustand seines Gemüths, einer Lethargie gleich, dauerte fort. Nur die Rückkehr albanesischer Gesandten rüttelte ihn auf aus seinem dumpfen Hinbrüten. Calopulo's Freude war groß bei dieser Bemerkung. Er hoffte jetzt eine glücklichere Wendung nahen zu sehen. — Anastasio's Auslieferung war unmöglich. Er hatte sich mit dreien seiner Freunde gerettet und war nicht zu finden. Sie brachten ihre Geißeln. Der Tribut an die Republik wurde festgesetzt, der Friede beschworen, und bald trat das Heer seinen sieggekrönten Rückzug an.

Auf den gewaltigen, ehrwürdigen Massen der Akropolis saß drei Monate später der unglückliche Jüngling, und blickte stumm hinaus über die Minervenstadt und ihre untergegangene Herrlichkeit. Auf Tempeltrümmer und Ruinen einst herrlicher Gebäude, auf zerbrochene Säulen und zerstörte Altäre fiel sein feuchter Blick. Meines Glückes Bild! seufzte er. Er hob seinen Blick, da lag vor ihm das bewegte Meer. Schiffe kamen mit vollen Segeln und zogen dahin; aber nichts konnte ihn fesseln. „Ich mag Venedig nicht wiedersehen!“ sagte er, und dann seufzte er wieder: „O, mein theurer Vater! mein theurer Lucio!“ Er versank wieder in sein stilles Hinbrüten.

„Dort liegt Cypern!“ sprach in diesem Augenblick eine Stimme hinter ihm.

„Wo?“ fragte er auffahrend.

„Dort,“ erwiederte Calopulo, „und das Schiff dort im halbversandeten Piräus segelt heute noch dorthin ab! — Willst Du Catharinen wiedersehen, Deine Catharina?“ —

„Komm, komm, Calopulo, laß uns eilen!“ Er riß ihn mit sich fort. — Sie eilten zum Hafen, und willig nahm sie der Schiffshauptmann auf. Nicht lange nachher blies der günstigste Wind, und das Schiff stach in See. — Jetzt erst schien Marco zu sich selbst zu kommen. „Was beginne ich, Calopulo?“ — fragte er. „Soll ich sie wiedersehen? Soll ich das Elend noch tiefer fühlen lernen, als ich es empfinde?“ —

„Sei ruhig, Marco,“ besänftigte dieser; „weißt Du nicht, daß jedes Elend seine Grenzen hat? Glaubst Du nicht, daß auch Dein Herz wieder erwarme?“

„Kannst Du des Nordens Eismassen in blühende Orangen wandeln, Calopulo? Oder hast Du Macht, dem Strome zu gebieten, daß er zur Quelle zurückkehre? — Täusche mich nicht. Mir wäre es besser gewesen, Giovanni's Dolch hätte mein Herz getroffen damals, — o, da wäre mein Herz glücklich gebrochen! Jetzt — jetzt?! —“

Aber es war nicht mehr zu ändern. Pfeilschnell flog das Schiff über die Fläche dahin, seinem Ziele zu. Näher und näher kam Cypern. Und je näher es kam, desto mehr wuchs Marco's Unruhe. „Du siehst sie wieder, Marco; hoffe, hoffe!“ das war Calopulo's Rede — allein was der Gegenstand seines Sinnens war — warum er stundenlang allein saß und nachdachte — warum er manchmal schauderte, dann wieder laut auflachte — das verschwieg er, und nur Marco fühlte manchmal einen unaussprechlichen Widerwillen gegen ihn. Doch strafte er sich selbst dafür, da Calopulo ihn behandelte mit einer Liebe und Sorgfalt, die oft die Freundschaft kaum kennt.

„Land! Land!“ rief eines Morgens, als eben Aurora den ersten Blüthenstrauß auf das Meer warf, die Schiffsmannschaft. „Was ist das?“ fragte Marco, der eben einen Nebelstreifen am Saume des Horizontes dämmern sah. „Cypern!“ entgegnete der Steuermann. „Ihr werdet bald die grünen Punkte der Palmen über der Fläche erblicken!“ Marco's Auge hing fest an Cyperns Küste. Allmälig tauchte es auf. Bald erschienen die Felsen der Küste, die Berge, die grünen Bäume — die Thürme von Nikosia. Marco war festgewurzelt. „Dort lebt sie!“ — sagte er zu sich. „Ach, was beginne ich? Ich werde sie sehen — Herz, Herz, willst Du deine Fesseln sprengen? Muth, Muth!“ Calopulo flüsterte ihm in's Ohr: „Suche ihn in Dir selbst, Marco! Vertraue mir — ich will Dein Schützer sein!“

Er war aber auch gleichsam nur eine willenlose Maschine in Calopulo's Hand gewesen, und seine Seelenstimmung ließ den klugen Griechen hoffen, er werde es auch ferner bleiben, da er so hochfahrende Pläne in seinem schwarzen Herzen barg. —

Sie waren in den Hafen eingelaufen. Im Schiffe herrschte der bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Tumult. Der Grieche zog Marco hinab in den Schiffsraum. „Wirf diese Mönchskutte über,“ sagte er, „daß Dich Niemand kenne. Vielleicht ist Catharinens Vater hier!“ — Marco sah selbst die Nothwendigkeit ein, und gehorchte willig dem Rathe Calopulo's. In dieser Vermummung, Calopulo als Papas, Marco als italienischer Mönch gekleidet, erreichten sie die Stadt und die Herberge, wo der Grieche den Jüngling allein ließ und zu seiner Mutter eilte. Die Königin war krank. — Schöner konnte der Zufall Calopulo's Wünsche nicht begünstigen, denn auch der, von dem er allein Alles zu befürchten Ursache hatte, Cornaro, war nicht in Cypern, und kehrte sobald nicht wieder.

Am andern Morgen nahm er Marco's bebende Hand und

schritt mit ihm durch Nikosia's volksbelebte Straßen dem königlichen Palaste zu.

Bleich und krank aussehend, saß Catharina in ihrem Gemache und las im Evangelienbuche, das auf purpurnem Pergamente, mit goldenen Buchstaben geschrieben, auf ihrem Schooße lag. Calopulo's Mutter wiegte in ihren Armen Catharina's Kind. Da öffnete sich die Thür und die Beiden traten ein. Catharina erhob ihr schönes Haupt empor, warf einen Blick auf den Mönch, erglühte, und rief bebend: „Heilige Jungfrau! Marco? — Stehen die Todten auf?" — Da stürzte der Jüngling zu ihren Füßen und umschlang ihre Kniee. „Ich war ja nicht todt!" rief er aus. Die Amme und Calopulo zogen sich zurück. „Welch ein Wiedersehen, Marco! O, so betrog man mich?" sprach sanft die Dulderin, ihn emporhebend. Er sank an ihre Brust, und die alte Liebe flammte in ihrem ersten Feuer auf. Thränen und Küsse und Umarmungen — dann aber machte sich Catharina los aus den umschlingenden Armen des Geliebten. „Gott!" rief sie aus, „was beginnen, wir? Marco, ich beschwöre Dich, verlaß mich, und mache meiner heiligen Pflichten Erfüllung nicht zur unerträglichen Last. Es ist schon Frevel, daß ich Dich sehe. Ich bin Jacobs Weib, seines Kindes Mutter. — O, so war es Trug, daß Du nicht mehr lebtest! — Vergebe euch Gott den Betrug!" setzte sie sanft weinend hinzu. Marco warf sich auf seine Kniee. „O, vertreibe mich nicht, Geliebte!" flehte er. „O, laß mir die einzige Freude, die das Leben noch für mich hat, laß mich Dich sehen!" — Konnte sie die Bitte abschlagen? Durfte sie die Pflicht verletzen? — Wer malt den Kampf zwischen Pflicht und Liebe in dem Herzen Catharina's? — Wer wollte sie verdammen, wenn die Liebe siegte? — Marco sah sie oft. Er erhob sich wieder zur alten Kraft. Er wurde ein anderer Mensch, denn er vergaß, daß sie Jacobs Weib war; aber die reinste Sitte waltete in ihrem Verhältniß. Calopulo ging stolz einher; seine Augen strahlten vor Freude. — Er mußte etwas

Wichtiges vollbracht haben. — Jacob von Lusignan erkrankte und war nach dreien Tagen eine Leiche. — „Der Himmel ist Dir günstig, Marco!“ rief er, mit dieser Botschaft in das Gemach stürzend, „Jacob ist todt, Catharina frei, Königin von Cypern! Wirf die Kutte weg, jetzt ist sie Dein, Du König von Cypern!“ — Marco wurde bleich. Eine Eiseskälte rieselte durch seine Glieder. „Mensch!“ rief er aus, „wenn nur die Hölle nicht im Spiel ist!“ Der Grieche lachte gellend auf. — „So lacht der Teufel, Calopulo! Warum starb der König?“ „Ich bin sein Arzt nicht, Marco! ich weiß es nicht. Was fragst Du auch? Ist denn Jacob nicht ein Staubgeborener wie Du und ich, daß er sterben kann, wenn seine Stunde kommt?“

Tiefe Trauer herrschte in Nikosia. Die Leichenfeierlichkeiten gingen vorüber. Catharina wurde Königin von Cypern. Aber ein neuer Schlag wartete des armen Weibes: ihr Kind starb bald nach seinem Vater. — In tiefer Trauer huldigte Cypern seiner schönen Königin. Calopulo spielte jetzt eine Rolle nach seinem Sinn. Er wurde Rathgeber der Königin. Manches wurde anders als es früher gewesen. Männer, die Jacobs Gunst besessen, wurden entfernt, andere erhoben. Marco lebte still und zurückgezogen. Das forschende Auge der Höflinge entdeckte ihn nicht. Nur Catharina sah ihn manchmal — doch selten. Erst gegen das Ende der Wittwentrauer trat er öffentlich auf, und zwar als Kanzler des Reiches. So hatte es Calopulo geleitet. Jetzt nur noch ein Schritt, jubelte er, und mein Ziel ist erreicht — mein Loos geworfen für mein Leben! — Aber anders war es beschlossen im Rathe des Schicksals. — Denn bald liefen venetianische Schiffe ein in den Hafen, und Lucio Cornaro sah nach langer Trennung die Schwester wieder, und — seinen Marco. Lucio war nicht heiter. Eine trübe

Wolke lag auf seiner Stirn. Er hatte ein schweres Werk zu verrichten. Die Republik hatte Catharinen für ihre Tochter erklärt und sich als Ihre Erbin. Lucio war der Delegate der Signoria; ihm waren Truppen mitgegeben, Cypern in Besitz zu nehmen. — Das eröffnete er der Schwester. Catharina's Seele war von Ehrgeiz frei. Sie legte willig ihre Krone nieder, da keine Mutterpflicht sie anders handeln hieß, und Lucio besetzte Cypern mit seinen Truppen, wo er als Gubernatore der Republik bestätigt war. — Marco aber sank an des Freundes Brust am Abend des Tages, wo Lucio in seiner Würde aufgetreten war. „Entlaß mich meines Kanzlerthums," bat er; „gib mir Catharinen, und dann laß es kommen, wie es wolle. Ich fliehe mit ihr nach Thessalien's Gefilden, siedle mich dort an und lebe wieder!" Der Freund drückte ihn an seine Brust. „Laß mich handeln, Marco!" sagte er, „und sei ruhig; Du weißt es, ich war der Schutzgeist Eurer Liebe, ich will es wieder werden!"

„Dann habe ich noch einen Wunsch, Lucio, den versage mir nicht!" —

„Er sei gewährt, ehe Du ihn aussprichst!" antwortete der Freund.

„Gib Calopulo die Kanzlerwürde Cypern's!"

„Sie sei sein, wenn er anders fähig ist, sie zu bekleiden!"

Das Trauerjahr Catharinens ging vorüber. Lucio rüstete das Schiff aus für sie. Ein Priester traute die Glücklichen, und weinend rissen sie sich aus Lucio's Armen, Griechenlands Küste zu gewinnen.

Auf Cypern ging nun Alles den geregelten Gang des Gesetzes. Calopulo, dem Lucio für frühere Rettung verbunden war, that seines Dienstes Pflicht zu Lucio's Zufriedenheit, allein der Grieche war nicht zufrieden. Die Wendung der Ereignisse hatte er nicht erwartet. Er wollte Cypern regieren unter Marco's Namen.

Darum hatte er die Wege eingeschlagen, die er bis hierher gegangen. Den erwarteten Lohn seiner Mühen fand er nicht. — Eines Tages schritt er murrend gegen sein Geschick in seinem Saal auf und nieder. Seit einem Jahre hatte er seinen hohen Posten bekleidet — aber Lucio's scharfes Auge ließ ihn nicht walten wie er wollte. Das Sammeln der Reichthümer ging nicht nach Wunsch. Manchmal trat seines früheren Thuns Schreckbild vor seine Seele und drohete seinen Verstand zu zerrütten. Er konnte sein Gewissen nicht mehr überläuben. In einem ähnlichen Zustande befand er sich jetzt, als plötzlich seine Thüre sich öffnete und der alte Cornaro eintrat. Erschreckend, wie vor einem Gespenste, prallte Calopulo zurück. „Was willst Du hier, alter Sünder?" brüllte er. Aber Cornaro stand starr da und richtete seinen durchbohrenden Blick auf ihn, dem Calopulo zu entgehen suchte. „Was ich will," hob dieser mit einer hohlen, tiefen Baßstimme an, „fragst Du noch, Teufel, Giftmischer, höllischer Bösewicht! fragst Du noch?" — Calopulo taumelte gegen die Wand. „Du hast Jacob und sein Kind gemordet, Du hast mich elend gemacht, Du hast Catharinen in Falieri's Arme geliefert! — Ist es nicht so?" — Calopulo hatte sich gesammelt. Er rief zum Fenster hinaus zu den Hellebardirern, die sein Haus bewachten, um Hülfe. — Aber in diesem Augenblicke stieß ihm Cornaro seinen Dolch in's Herz und er stürzte fluchend und röchelnd nieder. Der Saal füllte sich mit Menschen. Lucio stürzte herein. „Was ist hier?" fragte er wild, und — seinen Vater mit dem blutigen Dolche erblickend, fuhr er mit Entsetzen zurück. „Was thatet Ihr?" fragte er dann zürnend. „Ich habe den Königsmörder, den Giftmischer gerichtet!" antwortete kalt Cornaro.

Da wo der Peneus seine Silberfluth von Thessalien's Bergen herabwälzt durch die lachenden Gefilde, hatte Marco sich niedergelassen. Eine schöne Besitzung, früher das Eigenthum eines Griechen,

war sein geworden, und hier lebte er im Vollgenusse des höchsten Liebesglückes mit seiner, einer Frühlingsrose gleich blühenden Catharina. Ungetrübt war der Himmel ihres Glücks. Ein holdes Knäblein hatte die schöne Mutter dem glücklichen Vater geschenkt, und dadurch ihn auf den Gipfel des Glücks erhoben. Ach, die Tage des Elendes, sie traten noch manchmal vor ihre Einbildungskraft, aber das heitere Bild der Gegenwart ließ sie nicht lange weilen, und die Freude zog, da jene ihre Folie bildete, desto herrlicher in ihre Herzen ein. Marco lebte nur seiner Catharina, seinem Kinde. Auf seinen Armen trug es der glückliche Vater hinaus in die freie Gottesluft, wandelte mit ihm in den Schluchten der Gebirge umher. Kehrte er dann heim mit dem lächelnden Knaben und legte den Lechzenden an der Mutter Lilienbrust, daß er die balsamische Nahrung sauge, dann hatte das Glück seinen höchsten Segen über sie ausgeschüttet.

Ein dichter Olivenwald umgab Marco's Landhaus; hinter dem Wald erhoben sich steile Felsen und thürmten sich furchtbar übereinander bis zu schwindelnder Höhe. Ungeheure Wände erhoben sich senkrecht empor. Eine aber vor allen stieg furchtbar empor. Oben auf dieser Wand war eine kleine Plattform, hinter welcher der Felsen sich wieder erhob. Entzückende Aussicht genoß man hier, und Marco hatte hier sich sein Lieblingsplätzchen gebildet. Er hatte einen Pfad sich in die Felsen hauen lassen, um bequem die Höhe ersteigen zu können, und oben schirmte ein Zeltdach vor der Sonne Gluth. Von hier aus überfah man die Thäler und Flächen des lieblichen Landstrichs, die Dörfchen und Hütten, die Wälder und üppigen Wiesen und Weiden mit ihren Heerden, die lieblichen Schlingungen des Peneus, der wie ein Silberband sich durch das Grün hindurch wand. Oft weilten hier die Gatten in glücklicher Stille und freuten sich ihres harmlosen Glücks und Friedens, nicht ahnend, daß auch aus wolkenloser Bläue der zischende und zerstörende Blitz des Geschickes herabfahren könne in den Blüthengarten

ihres Lebens. — Eilig war Marco auch wieder die Höhe hinaufgeklettert und saß unter seinem Schirmdach. Die Amme hatte ihm das Knäblein gebracht, das er auf seinen Knieen schaukelte und ihm die Blümchen pflückte, die hin und wieder der dürre Fels hervorbrachte. Da hörte er Männerstritte den Pfad herauf kommen. Ohne böse Ahnung gab er der Amme das Kind und wollte den Kommenden entgegentreten, als unversehens drei Abgesandte, wilden Ansehens, stark bewaffnet, in ihren blutrothen Mänteln und Mützen vor ihm standen.

„Kennst Du mich, Räuber meines Glückes?“ herrschte ihn mit vor Wuth bebender Stimme der Vorderste an.

Marco war unbewaffnet. Erbleichend kannte er — Giovanni Anafesto.

„Entsetzlicher Mensch! was willst Du von mir?“ rief Marco aus.

„Nichts als Dein Blut, Marco! sonst nichts,“ lachte fürchterlich der Gräßliche.

„Unmensch, was that ich Dir?“ fragte Marco zitternd zurücktretend.

„Du entfliehst mir nicht, Falieri — aber — das ist Dein Kind?“ — Er riß es der Amme aus den Armen und hob es empor, um es in den furchtbaren Abgrund zu schleudern.

„Barmherzigkeit!“ flehte Marco. Er riß seine Brust auf. „Da, tödte mich, stoße mir den Dolch in's Herz, und schone des Kindes!“

„Knie nieder!“ brüllte er flammenden Auges Marco zu. „Fluche Deines Weibes, Deines Kindes, Deiner selbst, dann lebe das Kind!“

„Entsetzlicher! was verlangst Du?“ —

„Fluch ihnen, sonst zerschmettere ich Dein Kind vor Deinen Blicken!“

Marco schauderte. Er rang verzweifelnd die Hände und flehte um Rettung.

„Hoffe keine Rettung für Dein Kind,“ schrie wüthender Anafesto, „wenn Du nicht ihnen fluchst!“

„Ich — fluche ihnen?“ stieß Marco, von allen Qualen der Verzweiflung gefoltert, aus.

„Ha!“ lachte Anafesto, „nun ist Deine Seele des Teufels, wie die meine! Nun stirb!“ — Er schmetterte das wimmernde Kind jetzt mit rasender Gewalt gegen die Felsen des Abgrundes. Marco stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung gegen den Felsen. Dann aber erhob er sich. Anafesto stand noch an des Abgrundes Rand, und blickte mit einem grinsenden, teuflischen Gelächter dem zerschmetterten Kinde nach. Da sprang Marco auf ihn zu, umfaßte ihn verzweifelnd, und stürzte sich mit ihm hinab — und in den Felsen hingen die zerschmetterten Leichname.

Von einer unaussprechlichen, ihr unerklärbaren Angst gefoltert, saß Catharina in ihrem Gemach und arbeitete. Ihre Angst wuchs von Minute zu Minute. Sie warf endlich ihre Arbeit weg und wollte hinaus eilen, Marco und ihr Kind zu suchen. Da öffnete sich die Thür, und bleich wie ein Gespenst stand der Doge Falieri vor ihr. — „Wo ist Marco?“ fragte er. — „Ist er Dein Gatte?“

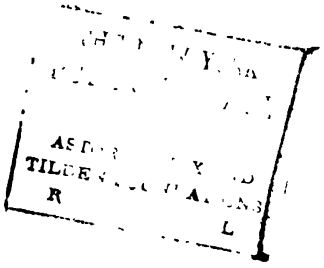
„Mein Gatte ist Euer Sohn, Herzog! O, zürnet uns nicht!“ bat die liebliche Mutter. „O, sehet Euren Enkel und segnet ihn!“

„O, ihr Mächte des Schicksals!“ rief taumelnd der Doge, „Du — Du bist seine Schwester — er Dein Bruder! Siehe mich vernichtet, ich — ich brach die Ehe mit Deiner Mutter!“

„Ha, so trog mich meine furchtbare Ahnung nicht!“ rief in diesem Moment der alte Cornaro, der eben angekommen war. „So höre ich die entsetzliche Wahrheit aus Deinem eigenen Munde!“

Falieri wandte sich um. „Zieh' Deinen Degen, Ehebrecher!“

rief Cornaro seinem Feinde zu — „Leben gegen Leben!“ Da funkelten die Klingen im Strahle der Morgensonne, der durch die hohen Fenster fiel. Und über der ohnmächtigen Catharina fochten grimmig die erbitterten Männer. Hitziger und hitziger wurde der Kampf. Da glitt Falieri aus und stürzte rücklings nieder, und Cornaro setzte ihm den Fuß auf die Brust und stieß ihm den Degen in das Herz, daß er röchelnd verschied. — „Nun zu Marco!“ rief er laut — „daß ich die Brut vertilge!“ Aber — ein Bild des Entsetzens — stürzte jetzt die Amme in das Gemach und erzählte, was geschehen. Ruhig steckte Cornaro sein blutiges Schwert in die Scheide und hob Catharinen auf. — Sie erwachte zu einem furchtbaren Wahnsinn!



VIII.

Oertel, W.

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Achter Band.

Mit einer Illustration.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

EMS

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Begebenheiten eines Landschaftsmalers in Italien. Von ihm selbst erzählt. (Hierzu eine Illustration) . . 1
Die Schuld 49
Die Eiche von Vincennes 63
Die Christfreude. Ein Bild 91
Die Geschichte von den zwei Müllerskindern . . 99
Der Mann auf dem Mittelthorthurm. Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers 203
Die Noranha's. Eine historisch-romantische Erzählung aus dem Jahre 1640, in zwei Abtheilungen 251

Begebenheiten eines Landschaftsmalers in Italien.

Von ihm selbst erzählt.

Schon seit frühester Kindheit eine Waise und mutterlose Waise, hatte ein Oheim mütterlicher Seits, zugleich mein einziger Anverwandter, Vaterstelle bei mir vertreten. Er war Landschafter; Hagestolz, Sonderling, reicher Mann, und. — ein sehr lieber Mensch, dessen Edelmuth sich aber meist auf eine barocke Art zu äußern und äußerte. Seine Kunstleistungen wurden bewundert, theuer bezahlt, gesucht — aber er hatte die Grille, sehr wenig zu arbeiten, und das Wenige, stets vorzüglich, nur an solche Liebhaber abzugeben, die gerade ihm gefielen, und mochten auch Andere um die Hälfte mehr geben wollen. Dieser Oheim zog mich — aber gerade auf die entgegengesetzte Art, als alle Welt urtheilte. Ich empfing die liberalste Erziehung. Er verschwendete Geld, um mich auszubilden; Jedermann glaubte, bei meines Oheims Begeisterung für Landschaftmalerei würde er mich zwingen, Landschafter zu werden; aber gerade das Gegentheil. Sobald er Anlage und Liebe für diese Art der Kunst bei mir entdeckte, suchte er mich davon zu entfernen. „Die Kunst ist nicht mehr in unserem Zeitalter," sagte er, „darum widme Dich einem andern Fache!" „Oheim," entgegnete ich ihm, „werden nicht Ihre Bilder gesucht? — Gibt es nicht gerade in unserer Zeit so viel wackere Meister? Regt sich nicht ein neues Kunstleben? Warum wollen Sie mich davon zurückhalten, wozu mich mein Herz hinzieht?" — Er runzelte die Stirn und schwieg.

Nach einer Weile ſagte er dann: „In Gottes Namen ſei's, wenn Du dann nicht anders willſt! Aber von A . . . . . g müſſen wir dann weg. Du biſt mir für den Unterricht einer höhern Anſicht!“ — Wirklich geſchah dies bald. Er verkaufte plötzlich Haus und Garten in A . . . . . g [illegible] und zog mit mir nach M . . . . . , um mich dort auf der Akademie ſtudiren zu laſſen. Mit großem Fleiße leitete er meine landſchaftlichen Studien ſelbſt. Als ich einen ziemlichen Grad der Kunſtbildung empfangen, fiel es ihm ein, M . . . . . zu verlaſſen. „Aber wohin ſollen wir denn, theuerer Oheim?“ fragte ich. „Laß nur, Joachim,“ ſagte er, „Du wirſt es ſchon ſehen.“ Er war damals ein rüſtiger Vierziger, ich ein Jüngling von zwanzig Jahren. Alles wurde zur Abreiſe geordnet. „Es gibt eine Reiſe,“ dachte ich, und meine Neugierde wuchs. Wir wanderten endlich zu M . . . . . 's Thore hinaus. „Joachim,“ hob mein Oheim an, „Du weißt, der Landſchafter wie der Maler überhaupt, hat nichts Höheres als die Natur in ihrer Erhabenheit und Poeſie. Um ihre Gunſt ſollſt Du jetzt buhlen. Wir gehen an den Rhein zunächſt, dann nach Holland und ſo weiter.“ Ich umarmte den edlen Mann, denn er hatte in meiner Seele geleſen. Wir durchzogen die himmliſch ſchöne Rheingegend im Lenz. Ueberall zeichneten wir. Wo es uns gefiel, da blieben wir. Kein ſchöner Punkt entging uns. Wir durchreiſten Holland. — In Scheveningen ſah ich das Meer. Eine neue Welt that ſich vor meiner Phantaſie auf. In Holland weilten wir lange, denn hier gab es ſo viele Veranlaſſung zum Studium der niederländiſchen alten Meiſter, daß wir ein Jahr und länger blieben. Mein Oheim war in ſeinem Elemente. Stundenlang konnte er ſich vor mich hinſtellen, und auf ſeine eigenthümliche geiſt- und kraftvolle Weiſe mir die Verdienſte eines großen Landſchaftmalers darſtellen. Hochbegeiſtert ſprach er von Swaneveld's friedlichen Hainen, von Claude Gelée's reizenden Schöpfungen, wo das weite Gefild voll herrlicher Einzelnheiten in purpurnen Duft verſchwimmt, von Ruisdael's einſamen Grün-

Bau, von Stieglitz's Geschäften, von Salvator Rosa's wilden Schluchten und italienischen Felsthälern, von Berghem's idyllischen Hirtenscenen, von Poussins architektonischen Landschaften. „Diese haben alle," schloß er solch einen kunstgeschichtlichen Vortrag, „die Natur vergöttlicht; wer sie blos nachahmt, bleibt ein armseliger Copist, ein Fels- und Baum-, und Busch- und Waffenholz-Portraitirer, der das Höhere, Freiere, poetische Walten der Kunst verliert. Seine Landschaften sind gepützte Bauerstuben." So wies er mich hin mit Wort und That auf das Höchste der Kunst. — Als wir Holland's Schätze beschaut, studirt, genossen hatten, schifften wir uns ein. Wir besuchten England, dann Frankreich und die Schweiz. Nach fünf im köstlichsten Genusse verlebten Jahren kehrten wir nach M..... zurück. „Ein Jahr bleibst Du jetzt noch hier," sagte mein Oheim, „ordnest und verarbeitest Deine gewonnenen Schätze; dann gehen wir nach Italien." — Allein das Schicksal machte einen gewaltigen Strich durch meine schöne Rechnung, an der Hand meines theuren Oheims Italien zu bereisen. Eine gefährliche Krankheit warf ihn auf's Krankenbett, von dem er nicht mehr aufstand. Ich war zum zweiten Male verwaist. Der Schlag traf mich hart. Als ich die Ueberreste des theuren Oheims dem Schooße der Erde zurückgegeben hatte, meine Vermögensangelegenheiten geordnet waren, wollte ich Deutschland verlassen und in die Schweiz gehen. Ich konnte handeln, wie ich wollte, denn ich war reich. Mein eigenes Vermögen war bedeutend, das meines Oheims noch bedeutender, und ich war sein Erbe.

Ich ging in die Schweiz. In Vevai, an den herrlichen Ufern des Genfersee's, wollte ich mich eine Zeitlang niederlassen, dann nach Italien gehen. Einer wehmüthigen Erinnerung an den heimgegangenen Oheim waren meine Tage geweiht; und wenn ich im Anschauen der herrlichen Umgebungen schwelgte, und im Gefühle hoher Begeisterung mit Klopstock ausrief: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht!" — dann konnte ich nie den Gedanken

meiner Lieben: „O, daß Du, edler, [illegible] mir theilen könntest die süßen Stunden des Glücks und Unglücks, die mir [illegible] Natur gestellt! Du kleine, [illegible] Eigenheit, [illegible] mir Mädchen, Herrlichkeit [illegible] ich [illegible] Dank für meine Liebe. Täglich schiffte ich auf dem [illegible] See, über manchmal mit seinem Nachen hin und [illegible] einem Punkt zum Zeichnen, über ein stilles [illegible] Plätzchen, wo ich Klopstock's herrliche, meiner Laune jetzt so entsprechende, heilige Dichtungen las. Ein Plätzchen, wo alles war und thäten. Die Felsen des Ufers [illegible] meine Bücher, und da [illegible] eine herrliche Aussicht genoß. Unter dem überhängenden Gesträuche, das ein dichtes Dach wölbte, hatte ich mir an der Felswand einen Ruhesitz errichtet. Still war's im Grotte, war es hier, und darum so ganz meiner Stimmung entsprechend. Täglich wanderte ich heim, und kehrte oft erst am Abend zurück zu meiner [illegible] Wohnung. Oft war ich schon auf dem Hügel gewesen, [illegible] Dörfchen des Fusehens einem jungen Manne begegnet, dessen ganze äußere Erscheinung mir auffallend wohlgefiel. Er war eine kräftige Gestalt, hoch und männlich. Auf den schönen Zügen lag ein düsterer Ernst und eine Blässe, die heutlich auf stillen Kummer hindeutet. Das rabenschwarze Haar, das schwarze, leuchtende Auge, die ganze eigenthümliche Form des Gesichtes verriet das Nationelle italienischer Herkunft. Er schien die Einsamkeit zu lieben wie ich. Die Mappe, die er oft bei sich hatte, bewieß, daß er der Kunst nicht fremd war. Meine Erkundigungen, die ich in Vevai angestellt, gaben mir kein Licht über den stillen Fremdling weiter, als daß er ein Italiener sei, der seit der unglücklichen Revolution in Neapel hier einfach und still lebe, obwohl er reich sei; seine Name sei Manconi. Ein Umstand, der wenige Tage später eintrat, sollte mich näher zu ihm bringen. Es war an einem heißen Sommertage, als ich wieder nach meinem stillen Plätzchen wanderte, um in der Zeichnen-Buche zu haben. Auf meinem Felsen angelangt, erstaunte ich nicht wenig, dort männliche Kleidungsstücke zu finden,

hier nicht auch den ersten Blick für die erkannte, welche Marconi so vorsichtig zu umgehen pflegte. Ich vermuthete, daß er hier daheim sey und ging muthig, aber in demselben Augenblicke hörte ich den Kapitän eines Schiffes, der zweifelsohne Marconi hierher gebracht hatte. Ich eile sogleich zurück; Hektor reißt die Fahne heraus und stürzt dem Schiffer, der sich eben in den Garten drängt, und dem heraus eben abwesenden Marconi voraus aus den Gittern entgegen. Ich springe ihm bei. Wir jagen den Gauklern auf den Nasen des Hofes und beginnen die Mittel anzuwenden, die man bei Ertrunkenen gewöhnlich anwendet. Allein erst nach einer halbstündigen Bemühung kehrte sein Bewußtsein zurück. Er sprach italienisch, und mehr ich, nach der Schiffer verstand. Ich winkte ihm, ruhig zu bleiben, was er auch that; Muth und nach kehrte seine Kraft zurück. Der Schiffer erzählte, daß er ihn hierher gebracht habe, um zu haben, daß aber Marconi wohl müsse vom Krampfe überfallen worden sein, indem er plötzlich untergesunken sei. Zum Glück sprach Marconi etwas französisch, sonst hätten wir uns kläglich verständigen können. Nicht minder dankte er mir die Rettung. Wir brachten ihn nach Hause mit dem Kahn. Ich begleitete ihn bis in seine Wohnung. Von nun an war unsere Bekanntschaft gemacht, sie wurde Freundschaft und bald mehr, wir wurden unzertrennlich. Unsere Freundschaft gewann täglich an Innigkeit und Stärke. Nun wurde die Leere, die ich in meinem Innern gefühlt, wohlthätig ausgefüllt. Die düstern Gedanken wichen, und heiter wie eine Frühlingslandschaft wurde mein Inneres und mein Leben. Ich hatte den Freund gefunden. Marconi war ebenso glücklich. Bevorzugt hatte er bisher gelebt. Einerlei Umgang hatte er gepflogen, denn das Geschick, das ihn aus dem Vaterlande riß, nahm ihm Verbrüderlichkeit zu suchen. Desto freudiger schloß er sich jetzt an mich an, desto liebevoller. Unser Neigung steigerte sich, da wir Kunst, einerlei Sinn, Gefühl, Denken, Handlungsweise. Noch aber standen schauerlich nächtige Wolken zwischen uns, die diese Bäche über uns hier fließen die Freund-

schaft und Liebe. Marconi gab mir Unterricht in seiner Muttersprache, ich ihm in der meinigen, und bald hatten wir die unaussprechliche Freude, uns gegenseitig verständigen zu können. So lebten wir, bis die festlichen Herbsttage kamen, wo die Freude an den Ufern des herrlichen See's überall ihren Tempel aufschlägt, ohne daß eigentlich Einer den Andern um Herkunft und Schicksale gefragt. Die Gegenwart war uns immer noch genug gewesen, so daß wir es nicht nöthig fanden, in die Vergangenheit zurück zu gehen.

Es war ein herrlicher Herbsttag; die Weinlese beschäftigte tausend fleißige Hände. Schüsse erschütterten die Luft ununterbrochen, Musik schallte überall her, und fröhliche Menschenstimmen sangen und jubelten rings um uns. Wir gingen Arm in Arm die Ufer des See's entlang, und freuten uns der Volksfreude. So kamen wir, ohne es zu wissen und zu wollen, in die Nähe unsrer kleinen Felsenbucht. Marconi bog bald zu ihr ein, und wir langten, die Felsen überkletternd, bei dem Moossitze an. Hier allein war es still. Nur die Schüsse der Nähe und Ferne waren hörbar. Marconi zog mich zu sich nieder. „Ich bin Dir noch Manches schuldig," hob er an, „was ich in diesem stillen Augenblicke, wo unsere Herzen so offen sind, lösen muß." Ich sah ihn groß an, und wußte nicht was er wollte. „Du hast mich nie nach meinen Schicksalen gefragt, so muß ich Dir sie ungefragt mittheilen, denn so lange Du sie nicht wüßtest, wäre immer noch etwas Fremdartiges zwischen uns." Ich setzte mich jetzt vor ihn, und er begann: „Ich bin ein Neapolitaner von nicht niederer Herkunft. Mein Vater stand in hohen Aemtern und Würden. Auch mir öffnete sich eine glänzende Laufbahn. Aber ich und mein Vater wurden Mitglieder der Carbonari-Loge. Die Verhältnisse dieses Ordens zur neapolitanischen Revolution sind Dir bekannt. Auch wir waren nicht unthätig, im Gegentheile, wir standen an der Spitze. Du weißt, welchen Gang die Sache nahm. Ich war einer von den Hauptanstiftern der unseligen Begebenheit, und mußte also als Geächteter fliehen. So kam ich hierher, glück-

sicher als viele Andere. Allein wie es meinem Vater erging, in welchem Kerker er schmachtet mit meiner Schwester, das weiß nur der Himmel; ich habe nie mehr Etwas in Erfahrung bringen können. Nun irre ich als Verbannter umher, glücklich, wenn man mir ein Plätzchen zur Ruhe läßt, aber stets verfolgt von der Besorgniß um meinen Vater und meine Schwester." Weinend warf er sich an meine Brust. Er fand innige Theilnahme, die ihm wohlthat. Lange sprachen wir noch über seine Lage, über jenes Ereigniß in Neapel, über seine Zukunft. Der Abend war unterdessen sternenhell über den See und seine Rebenhügel heraufgekommen; allmälig hatte der Freudenjubel aufgehört. Wir gingen ernst nach Vevai zurück und trennten uns. Kaum in meiner Wohnung angelangt, wurde ich durch einen Mann überrascht, der geheimnißvoll hereintrat.

„Vergeben Sie, daß ich Ihnen beschwerlich falle," hob er an, „meine gute Absicht mag mich entschuldigen. Sie sind ein Freund des Italieners Marconi, der hier unter falschem Namen lebt?" —

„Marconi's Freund bin ich; allein was ihre letzte Bemerkung betrifft, so möchten Sie wohl sehr irren, denn —"

„Bitte mir das nicht zu widerlegen," fiel er mir in's Wort; „die Belege sind in den Hand der Polizei, und sagen leider mehr aus, als für den liebenswürdigen Jüngling gut ist. Darum bitte ich Sie, unter dem Siegel unverbrüchlicher Verschwiegenheit, ihm die schnellste Flucht zu rathen. Hier ist er nicht mehr sicher. Kann er diese Nacht noch weg, so wird es um so besser sein. Sagen Sie ihm, es sei eine kleine Schuld der Dankbarkeit, die ihm ein ehrlicher Schweizer hiermit abtrage."

Er verbeugte sich und ging. Ich stand starr vor Entsetzen da. Als ich mich nur ein wenig erholt hatte, eilte ich zu Marconi, ihm die Hiobspost zu bringen. Ich fand ihn schreibend, und theilte ihm die Botschaft mit. Erbleichend hörte er mich an. „O, ich kenne den Mann, der mir das räth!" rief er aus. „Ja, Freund, ich muß fliehen; mein Geschick ist noch nicht versöhnt!"

„Aber wohin wollen Sie, Freund?“ fragte ich ihn. „Nach Frankreich darfst Du nicht!“

„So gehe ich nach Deutschland. Du selbst sagst, daß ich der Sprache ziemlich mächtig bin, daß ich gehe nach Deutschland und etabliere einen Kunstwaarenhandel. Mit dieser Idee trage ich mich schon lange, indem die Thätigkeit, die mir liebe, mich erfreut. Der Plan gefällt mir selbst. Während Marconi seine wenigen Effekten packte, schrieb ich ihm Empfehlungsbriefe an meine Freunde in [illegible] und [illegible], wohin ich sie bat, den armen Mann zu unterstützen. Kaum aber, als er aus der Stadt war, stellte sich meine Börse in ein Reisebündel; kaum hatte ich Hoffnung, einen Lohnkutscher bis zum deutschen Grenzorte zu miethen. Als das Alles vollendet war, setzte er sich ein und reiste ab. Angst und Besorgniß, Trauer und Wehmuth machte mir meinen Frieden. Ich machte meine Reisen, um mich zu zerstreuen. Als ich zurückkehrte, hörte ich, daß man Marconi habe verhaften wollen. Bald darauf wurde ich vor die Polizei geladen, um mich über die Theilnahme an seiner Flucht auszuweisen, deren ich verdächtig war. Es konnte mir nicht schwer werden mich zu reinigen, da ich bald in dem Beamten den Mann wieder erkannte, welcher aus meinem Zimmer gegangen war und mir Marconi's Gefahr mitgetheilt hatte. — Immer aber war ich noch nicht ganz beruhigt über des Freundes Schicksal, bis endlich der Lohnkutscher zurückkehrte, und mir einen Brief voll des innigsten Dankes und der feurigsten Liebe brachte. Jetzt wurde ich ruhiger. Es dauerte nicht lange, so schrieb mir ein Freund aus A[illegible], unter anderm: „Ihr Freund Marconi hat mit seinem Kunsthandel viel Geschmack und Einsicht eingerichtet, und sein Unternehmen gewinnt sichtlich an Kraft und Ausdehnung; durch seine Bildung, seine Kenntnisse und seine edle Denkart erwarb er sich bald allgemeine Achtung, und ich zweifle nicht, daß er sich das Bürgerrecht verschaffen wird, wozu Ihr und seine Freunde alle mitwirken werden, so viel es immerhin eure Pflicht sein wird.“

Jetzt zog Friede und Freude wieder in mein Herz ein. Ich konnte wieder meiner Kunst leben. Alles suchte ich vorzubereiten, daß ich mit dem kommenden Frühling nach Italien abreisen könnte. Den Winter über ging ich nach Genf, und lebte dort weniger ungesellig als in Berlin. Die Künstler, die ich hier kennen lernte, brachten mich in nähere Berührung mit den ersten gebildeten Familien der Stadt, und trugen Alles dazu bei, meinen Aufenthalt in Genf zu verschönern. Hier gelang es mir, mich vollständig mit der süßen, wohlklingenden Sprache Italiens vertraut zu machen. Unter den wechselnden Freuden des geselligen Lebens und künstlerischen Beschäftigungen floh der unfreundliche Winter dahin. Oefters Briefe von Marconi und meinen Freunden und Kunstgenossen im lieben Vaterlande verschönerten noch mehr meine Tage, und so kam denn endlich der liebe Frühling. Als der März mit seinem blauen Himmel und blauen Veilchen gekommen war, hatte ich nicht mehr Rast. Mir war's wie dem Zugvogel, der sich nach dem fernen Lande sehnt, und unruhig seine Flügel schlägt. Ich verließ Genf, von den Segenswünschen meiner Freunde begleitet, machte noch einen Abstecher, um die Fernsicht vom Rigi-Culm zu genießen, und die Alpen in ihrer ganzen schaudernden Wintergestalt zu sehen — und zog dann über den Mont-Cenis dem lieben Italien zu. Wie man nur durch Kämpfe, Entbehrungen, Entsagungen, Selbstüberwindungen zum Himmel dringt, — so mit kann man in das paradiesische Italien auf dem Wege, den ich nahm, — nur nachdem man unter tausendfachen Mühseligkeiten über die wildesten Berge, durch ewigen Schnee, an Abgründen vorüber, worin einst ganze Heere versanken, über Klippen, deren scharfe Zacken des Wanderers Fuß verletzen, durch eine Oede, in der jede Spur des Lebens beinahe bis auf das Geschrei eines Steinadlers, verschwunden ist, und wo die arme Spur des Menschenlebens, das Bild des höchsten Elends und der höchsten Selbstverläugnung, einige armselige Hütten und die schwarzen Mauern eines Bettelklosters, ist, — gelangen. —

Ich hatte mir vorgenommen, zu reisen, ohne der genialen Opernsänger nach Cyrolbad, und diese Art zu essen, die meiner Beobachtung den meisten Stoff darbot, in Mailand Effecten: hätte ich nach Mailand mit der Post gehandelt. Mein Reisebündel, meine Mappe, ein tüchtiges Vergnügungsgeld zum Schutz und Trutz — das waren alles, was ich genommen hatte, und so verließ ich Lausanne, und stieg die Wunderstraße hinan, die Napoleon's Ehrengedächtniß bei kommenden Geschlechtern erhalten wird. Herrlich erquickt langte ich im Posthause an. Es hatte für mich etwas außerordentlich Reizendes, hier auf diesen gewaltigen Höhe zu übernachten. Es war noch früh am Tage, darum nahm ich einen Führer, und wanderte mit diesem herum, von der Gisbecke des Eer's bis zu den schroffesten Abhängen gegen Piemont zu. Erquickt und gestärkt durch balsamische Luft, die mich auf der italischen Seite umwehte, ergriffen von den seltsamen Bildern dieses für mich so fremden Landes, trat ich in das Piemontesische hinein. Dies alte, kleine, an Mönchen und Soldaten reiche, an Bürgern und Gewerbfleiß arme Eusa hatte für mich einen seltsamen Werth. Alle Wände, selbst die Kuh- und Schweinställe, sind mit Al-Fresco-Gemälden bedeckt, Heiligenbilder und Legenden darstellend, wo denn Anachronismen, seltsame Verwechslungen und Vermischungen aus dem Cyclus der römischen und griechischen Mythen und der christlichen Heiligen-Geschichte sich in ergötzlichster Gemüthe vorfinden. Ich weilte lange in Susa, weil eben dieser Bilderreichthum mir viele Freude machte. Es fehlte aber auch nicht an alten Fresken, denen manche nicht ohne Kunstwerth waren. — Ganz mir selbst und dem Genusse der Betrachtung lebend, zog ich nun langsam weiter. Meine Mappe wurde mich in diesen Gegenden schon über manches vor mir, so viel Herrlicheres auch Umhüllung. Ich, mußte mich selbst überwinden, um nicht in Turin Tage zu verweilen. Nur was an meine Kunstgebiet grenzte, was Antiken, architektonischen Sehenswürdigkeiten, an Gemälden alter und neuer Bilder vorhanden,

wurde betrachtet — studirt. Die Gefälligkeit eines Mannes, an den ich von Genf aus empfohlen war, half dem unbedeutenden Fußwanderer mehr in dem aristokratischen Turin, als all sein Geld. Ich verließ Turin mit mancher schönen Erinnerung an herrliche künstlerische Productionen — und wanderte ohne den wunderthätigen Thomasgürtel, noch die hinabgesunkene Herrlichkeit Vercelli's beobachtet zu haben, dem herrlichen Mailand zu.

Es ist überraschend, wie jetzt die Physiognomie der Gegend wechselt. In Piemont Verfall des Gewerbfleißes, öde Ländereien, vernachlässigte Cultur des Bodens — hier üppige Reisfelder, herrliche Baumpflanzungen, überall Betriebsamkeit. In Piemont halbnackte und dennoch grotesk-geschmückte, herkulische, aber häßliche Gestalten der Männer und Frauen — hier Reinlichkeit, Anmuth, Ordnung, Schönheit — mit einem Wort, ein völliger Contrast. Unter solchen Beobachtungen, aber um Vieles heiterer gestimmt, erreichte ich das alte Milano, dessen herrlicher Dom meine Blicke unwillkürlich fesselte durch seine imposante Gestalt, durch sein kunstvolles Aeußere. Mehr aber noch wirkte der Name Leonardo da Vinci, den hier das Herrlichste, was er schuf, verewigt, wenn auch längst der Kalk von der Mauer wird gefallen sein, der Leonardo's Götterwerk trägt. Für Mailand durfte ich die Zeit nicht karg zumessen, denn hier gab es so viel für meine Kunst, was reiche Ausbeute bot, hier schimmerten mir noch die Namen: Luini, Ferrara, Bramante, Appiani und Anderer entgegen, die mich lockten, die Gebilde ihres Pinsels zu studiren. Hier in der Nähe enthüllte die Natur ihre reiche Pracht in verschwenderischer Fülle am Comer- und Maggiore-See; aber dennoch lockten Florenz und die Weltbeherrscherin Roma gewaltig. Jede Minute in Mailand war mir heilig und nur dem Kunstgenusse geweiht. Ich brachte meine meiste Zeit in den Gallerie oder der hier sobenannten Pinacotheca zu, wo die Schätze dieser alten Meister und des göttlichen Raphael und seines Lehrers Perugino aufbewahrt, und dem Spectium des Künstlers und der Beschauung des Kunstfreundes dar-

geboten werden." Einer der herrlichsten Tage, an dem der tiefblaue, reine italische Himmel in seiner ganzen Herrlichkeit zu schauen war, kam ich nach dem alten Como, dessen Ansehen weniger freundlich, als seine Umgebung ist. Zeichnete oder malte ich diese Gegend, ich würde das einzige bedeutungsvolle Wort „Frieden!" darunter setzen, denn das ist der Charakter dieses Paradieses. Hier in dieser wundervollen Umgebung, wo Plinius die schönsten Tage lebte, so mancher Weise und Held, so manche verfolgte Tugend nach ihm Frieden fand; hier, wo die herrlichen Ufer des See's von Villas im schönsten Baustyle prangen, hier möchte man immer weilen. Rom! rief ich oft, wenn ich, von einem Barcarolo gerudert, im Mondstrahl, umtönt von Gesang und Musik, die Spiegelfläche des See's durchschnitt, Rom! warum lockst du mich in dein lebendiges Grab? — Wie reich für meine Studien war hier der Gewinn! Der Anblick ist wundervoll. Jeder Punkt bietet neue Schönheiten dar. Paläste und Villas, in Orangen- und Myrthenhainen versteckt, zieren die Felsen, die Ufer, die Vorgebirge, und schauen hinaus in die Spiegelfläche. Klöster und Kirchen, Kapellen und Einsiedlerhütten, Wasserfälle, Baumpartien, Wiesen und Weinberge überall — und darüber schauen die Riesen der Urwelt, die Alpen Veltlins und Graubündens hervor, als sollten sie schützen dieses herrliche Ländchen. Ich habe drei ganze Wochen hier gelebt und gemalt und genossen, und dennoch sah ich immer Neues, noch nicht Gesehenes, wenn ich den verschlungenen Pfaden an den Windungen des See's folgte, oder in der Barke den See durchschnitt. Oft saß ich stundenlang unter der Platane des Plinius und träumte mich in jenes klassische Alterthum zurück. Unter ihr las ich seine Briefe, die er hier schrieb. Mit Wehmuth schied ich, als endlich meine Zeit abgelaufen war, und nahm eins der schönsten Bilder in meiner Phantasie und die Erinnerung an harmlos glückliche Stunden mit hinweg. Ich flog mehr als vielleicht gut war durch Pavia, Genua, Piacenza, Modena nach dem herrlichen Florenz. Hier gab es wieder so viele Angel-

hungspunkte der Natur und Kunst, daß Ich mich wie gefesselt fühlte.

Die Ebenen der Lombardei waren durchwandert. Das Liebliche, Idyllische gab nun wieder dem Romantischen Raum und ging allmälig in dieses über. Die Apenninen waren reich an herrlichen Scenen neuer, wundersamer Art. Einen Genuß ganz einziger Art gewährte mir der Anblick des Monte di Fo, oder auch di Fuoco mit seinen Lichtern und Flämmchen an einem heiteren Abend. Herrlich vom Monde beleuchtet, erglänzten die gewaltigen Felsenmassen des Giogo, den ich von la Pietra Mala aus erstieg, um den unaussprechlich herrlichen Anblick des schönen Landes im Strahle der aufgehenden Königin des Tages zu genießen. Je näher man Florenz kommt, desto üppiger und reicher die freigebige Mutter Natur ihre Schätze und Schönheiten entwickelt und darbeut. Nun betrat ich Florenz, wo Brunelleschi und Michel Angelo, Donatello und Ticiotti, Vasari und Ghiberti, Andrea del Sarto und Cellini und über Allen — Raphael mit seiner Madonna della Sedia mich entzückten. Herrliche Stunden des höchsten Kunstgenusses, reich an Belehrung und Lust, verlebte ich. Bald waren es Buonarotti's und Brunelleschi's Wunderwerke der Baukunst, bald die herrlichen Bilder und Sculpturen, die mich anzogen, ergötzten, belehrten.

Es ist der Weg von dem blühenden Leben in das Grab — der von Florenz nach Rom. Und doch schlug mir das Herz, je näher ich kam. Die Natur ist nicht geeignet, hier den Geist zu fesseln; ihre Oede, ihre Leere, das Elend, die Armuth, die Bettelei, diese beiden Nachtseiten der Natur und des Menschenlebens, treten im traurigen Einklange vor die Seele wie vor das Auge, und tragen nur dazu bei, daß das Wesen des Reisenden nur auf einen Punkt sich fixirt — auf das einst weltbeherrschende Rom, dessen Leben in Trümmer ging, und dessen Trümmer so voll Leben sind. Nur die süße Erinnerung erquickte mich auf dieser Reise, und ihr Schatz wäre reich genug zu einer noch weit größeren Reise gewesen. So

nehmen. Selbst allein sehr hoher Punkt, ein Gebirge Calabriens, wird dem ersten Blick auf eine herrliche Aussicht verschaffen, der als Sammelplatz bestimmt. Dort sollten wir uns um die bestimmte Stunde finden und ein nahrungsreiches Mahl unter den Laubdach der schattigen Eiche uns erfreuen. Freundlich und hell kam der Morgen. Kein Wölkchen verdunkelte den tiefen Blau des italienischen Himmels. Wohlgerüche begrüßten uns entgegen. Die Schäferin gesellten sich mit den Hunden zu uns. Wir wandten uns Lecce rechts, in der Richtung nach Leggiacozzo, hin dem Gebirge zu durchwandern. Zwei Jäger begleiteten mich, Leute aus Maglianno, deren nicht eben vortheilhaftes Aeußere mir durchaus nicht gefiel. Der Eine war ein junger Kerl von etwa zwanzig Jahren. Er hatte ein kühnes, unternehmendes Gesicht, aber es lag ein Zug von Spitzbüberei darin, der sehr abstieß, doch war sein Blick natürlich, seine Haltung und Sprache dreist und trotzig. Der Andere war älter. Er konnte Vierzig haben. Sein Gesicht sprach Hinterlist und tückische Bosheit aus. — Beide waren nichts weniger als vortheilhaft gekleidet. Armuth und Lumperei war vorherrschend. Mich schauderte, wenn ich diese Galgengesichter ansah und daraus dachte, wie ich mich so ganz in ihrer Gewalt befand. Zweckmäßig verließ ich mich auf eine Doppelbüchse, mein Waidmesser und meinen Sultan, eine kräftige Dogge, ächt englischer Race, der sehr stark und treu war. Ihr trat mit meinen Begleitern, deren Jeder ein einfaches Gewehr trug, den mir bezeichneten Weg. Anfangs ging der Weg über moosige Anhöhen, bald aber bogen wir in tiefe Schluchten ein, mußten über Felsen klettern, ohne daß wir irgend Wild angetroffen hätten. Immer höher stiegen wir. Ich bemerkte einigemale meinen Begleitern, daß wir zu weit rechts uns hielten, und uns zu weit vom Sammelplatz entfernten. Allein sie schwuren, daß wir auf dem rechten Wege seien. Jetzt hörte allmälig das Gestrüpp auf, durch welches wir uns bisher hatten durchwinden müssen. Ein schöner Hochwald nahm uns auf. Bald wurde uns

die Freude, Wild aufzuthun. Fernher klangen einzelne, kaum vernehmbare Schüsse. Wir schossen alle Drei, ich zweimal. Das Wild fiel. Freudig setzten wir uns nieder, um auszuruhen und von Neuem zu laden. Kaum war das geschehen, als plötzlich hinter mir ein Schuß fiel, und mein Sultan heulend sich zu meinen Füßen wand und starb. Ich fuhr auf und griff nach meinem Waidmesser — aber — schon waren meine Arme gehalten. Ich wurde rücklings niedergeworfen. Vier furchtbare Gestalten standen mit gespannten Pistolen um mich, während zwei mich fesselten. Mit scheinbarer Angst entflohen meine Begleiter, die nicht einmal verfolgt wurden, was mich sicher auf ein Einverständniß mit den Räubern und ihnen schließen ließ. Ich wurde gefesselt. Man nahm meine Büchse, mein Waidmesser, meine Börse, Uhr und Alles, was ich von Werth bei mir trug. Einer der Räuber, wie es mir schien, der Hauptmann, zog sein Wamms, an dem deutlich genug die Spuren von Blut klebten, aus, und gebot mir unter furchtbaren Drohungen, meinen Rock mit ihm zu vertauschen. Das, was sie bei mir fanden, schien ihren Erwartungen nicht zu entsprechen, denn sie gaben mir heftige Kolbenstöße. Ich wollte reden, allein der Eine rief: State zitto! hai pure voglio de parlare! Bei diesen Worten machte er eine Bewegung mit dem Dolche gegen meine Kehle. Das Klügste, was ich thun konnte, war, daß ich schwieg, und mich geduldig in mein unerfreuliches Geschick ergab. Kaum waren die Räuber einigermaßen mit ihrem Fange fertig, so befahlen sie mir, ihnen zu folgen. Einen wehmüthigen Blick warf ich auf den Leichnam meines treuen Sultan. Laut und schallend lachten die Räuber. Sie nannten mich ein Weib und dergleichen. Nun ging unser Weg vorwärts durch das Dickicht des Waldes, immer auf der Höhe fort. Wir mochten ungefähr zwei bis drei Miglien so gewandert sein, als plötzlich ein durchdringender Pfiff aus einiger Entfernung sie stutzen machte. Eine Weile rathschlagten sie leise, dann entfernten sich Drei. Wir Uebrigen blieben. Bald

nahte ich Rom mit Gefühlen, die ich nicht aussprechen kann. Die Bilder meiner Jugend, wo ich die Helden Roms so hoch verehrt, später die Werke seiner Geschichtschreiber, Dichter, Redner gelesen und von ihnen hochbegeistert worden, traten alle jetzt vor meine Seele. Ich sah die Vorwelt aus ihrem Grab erstehen und leben. Ich lagerte mich unter den Schatten eines Olivenbaums und träumte von den Helden und großen Geistern. Hier lebte Mucius Scävola, Curtius, Brutus, Cato, Scipio und alle die Großen, deren Thaten uns schon frühe Bewunderung und Verehrung einflößten. O wie viele Erinnerungen traten jetzt vor meine Seele. Mit solchen Erinnerungen und den ihnen entsprechenden Gefühlen und Erwartungen betrat ich Rom. —

Ueber dem Schauen vergaß ich meine eigentlichen Zwecke eine lange Zeit. Ich war überall. Ich wollte die Gesichtszüge des alten und neuen Roms erst kennen lernen, ehe ich Anderes unternahm. Doch auch hier war mir der Zufall günstig. Ich lernte bei Tivolis herrlichen Cascadellen einen deutschen Jüngling kennen, einer Kunst mit mir beflissen. Bald führte er mich in Roms Künstlerwelt ein, und nun begann mein geregeltes Studium wieder mit allem Eifer. Oft hatte ich bisher Marconi's gedacht, oft den Wunsch gehegt, von ihm Etwas zu erfahren, aber dieser Wunsch war nicht erfüllt worden. Jetzt sollte ich diese Freude haben. Gerade, als ich mit einem Manne, dessen Kenntnisse groß, dessen Kunstbildung höchst achtungswerth, dessen Freundschaft mir unschätzbar war, eine Wanderung nach Magliano in die Sabiner Berge vornehmen wollte, brachte man mir Briefe von dem Handelshause in Genf, dem ich meine Gelder anvertraut hatte, und eingeschlagen war ein Brief von dem geliebten Marconi. Er athmete ganz die Liebe, die der edle Mensch für mich fühlte. Marconi schrieb, wie er in A..... sich so glücklich fühle in dem Kreise seiner Thätigkeit, wie sein Wohlstand wachse. Er berichtete mir von meinen Freunden glückliche Ereignisse. Aber mit besonderer Bedeutung fragte er, ob ich Neapel

schon besucht habe? Sei dies nicht, so bitte er mich, doch zart und leise nach den Schicksalen der Familien Cavigliani und Pescara zu forschen. Jedoch empfahl er dringend Vorsicht, und bat, zu meiner und seiner Sicherheit, den Brief zu vernichten. Heiterer als je traf mich mein Freund, der Freiherr von M..... Sein Wagen wartete. Fröhlich stiegen wir ein. Die Reise war schön. Der heiterste Himmel lachte uns. Ein milder Regen, der in der letzten Nacht gefallen war, hatte die Gegend erfrischt. Alles prangte im herrlichen Grün. M..... hatte in Magliano einen Bekannten, der ein sehr schönes Landhaus außerhalb des Ortes besaß. Das Landhaus lag auf einer Höhe, die eine weite Aussicht beherrschte, reich an schönen Einzelnheiten. In diesem Landhause bewillkommte er uns. Ich fand einen wackeren, sehr unterrichteten Mann, der mir bald Achtung und Wohlwollen abnöthigte. Alles bot er auf, um uns den Aufenthalt sehr angenehm zu machen. Uns Beiden gefiel es so wohl in dieser ländlichen Stille, daß wir gar nicht an die Stadt und die Abreise dachten. Unser freundlicher Wirth hatte Alles darauf angelegt, uns recht lange bei sich zu behalten. Bestimmten wir auch einmal den Tag der Abreise, so hatte er entweder eine Partie schon angeordnet, die nicht abbestellt werden konnte, oder er bat mich, ihm ein Gemälde zu restauriren, mit einem Wort, es war, als sollten wir Magliano nicht mehr verlassen.

Ein Hauptvergnügen hatte der freundliche Mann dem Baron aufgespart, eine Jagdpartie. Lange schon hatte M..... Deutschland verlassen, und dort war die Jagd auf seinen Gütern eine seiner Schooßfreuden gewesen. Seit er Italien bereiste, hatte er dies Vergnügen entbehrt; kein Wunder also, daß er sich kindisch freute. Mir selbst, obgleich ich kein Freund der Jagd war, machte es um seinetwillen Vergnügen. So wurde denn mit besonderer Sorgfalt Alles beschickt, was nothwendig war, das Vergnügen zu erhöhen. Abends zuvor wurde abgeredet, daß wir uns in drei Partien trennen, und Jeder von uns einige Schützen zu sich

mehrere Hütten standen. Das war der stetige Aufenthalt der Bande, die aus dreißig riesigen Burschen bestand. Ich erhielt die Ehre, des Hauptmannes Hütte zu theilen. Unsere Hausgenossenschaft bestand noch in einer Dirne, die des Hauptmannes Buhle war. Noch an diesem Abend fragte mich der Hauptmann, ob ich ihm eine Madonna malen wolle? Was ich ihm unter der Bedingung zusagte, daß er mir Farben und Pinsel besorge. Ehe noch der Abend des folgenden Tages, den ich größtentheils auf meinem Mooslager zubrachte, heraufdämmerte, trat er plötzlich frohlockend ein, und reichte mir ein Kästchen mit Wasserfarben in Muscheln und einige Pinsel. Ich mußte bei des Hauptmannes sichtbarer Freude die Farben gut finden, und begann meine Arbeit, indessen der Hauptmann mit dem größten Theile der Bande auf Speculation auszog. Ich malte; aber in welcher Stimmung, mit welchen Gefühlen? — — Eben mochte ich meine Zeichnung mit dem Blei vollendet haben, als ich einen Seufzer hinter mir vernahm. Ich fuhr herum, und — mir war, als stehe ein Engel vor mir. — Ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, mit einem Engelsgesichte, stand hinter mir. Der Knabe erröthete, da er mein Erschrecken wahrnahm, und bat mit einer außerordentlich wohllauten Stimme um meine Verzeihung. Ihn bei der Hand nehmend, zog ich ihn zu mir.

„Wer bist Du, Kleiner?" fragte ich.

„Ein Gefangener, wie Ihr," war seine Antwort.

„Und bist nicht eingelöst?" —

„Mein Vater ist alt und arm," erwiederte er mit Thränen, und fuhr fort: „Wir sind schon ein halbes Jahr hier in der Gefangenschaft, und haben keine Hoffnung, unser Lösegeld zu zahlen. Und zudem sind wir jetzt den Räubern zur Last."

„Wo ist denn Dein Vater?"

Der Knabe führte mich hinaus. Da saß mit gefalteten Händen ein silberhaariger Greis an einem Baum. Er schien zu beten, denn das matte Auge war emporgerichtet und die Lippen bewegten sich

lekse. Der Ausdruck des Gesichtes war edel und stolz. Wir zögerten eine Weile, ehe wir uns nahten. Als uns der Greis erblickte, stand er auf, um mich zu begrüßen.

Es entwickelte sich bald ein Gespräch zwischen uns, aus dem ich den Schluß ziehen mußte, daß dieser Greis einst eine bedeutende Stelle in der menschlichen Gesellschaft eingenommen, denn Geist, reiche Kenntnisse, eine gewählte Sprache und ungemeine Menschenkenntniß waren in ihm unverkennbar. Ich mußte ihm die Art meiner Gefangennehmung mittheilen. Er erzählte mir die seine. Er wurde auf einem Landhaus in der Nähe von Neapel, wo er bei einem Freunde wohnte, aufgehoben. Der Greis aber berührte nicht seine Armuth — mit einem tiefen Seufzer und dem Ausdrucke schloß er: „Die Wege des Herrn sind wunderbar!“ — „Aber gut!“ fiel mein freundlicher Knabe ein.

Das Glück entfremdet, das Unglück befreundet die Menschen. Wir waren bald Freunde. Der Greis schien neu aufzuleben, indem er über die ernstesten und heiligsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens mit mir reden konnte. Luigi — so hieß der Knabe — hatte eine Laute, die er herrlich spielte und mit einer Stimme begleitete, die ich reiner und schöner nie gehört. Obgleich es der Hauptmann nicht gern sah, daß ich mit dem alten Mann umging, so söhnte ihn doch die Vollendung meines Madonnenbildes ganz mit mir aus. Er fiel mir um den Hals, als ich es ihm gab. „Giacomo!“ rief er aus, „dreihundert Scudi erlasse ich Dir an Deinem Lösegeld, wenn Du noch nicht hineilst, sondern unter uns noch einige Tage weilest, wenn auch Dein Geld kommt.“

Ich versprach es ihm gerne, denn die beiden Menschen waren mir theuer geworden.

Eines Abends, wo die ganze Bande versammelt war, befahl der Hauptmann Luigi, zu spielen, damit sie tanzen könnten. Der Knabe spielte. Lustigkeit ergriff Alle, und im wilden Tanze drehte man sich. Alle Räuber wollten mir wohl. Alle baten mich, auch

zu tanzen. Ich nahm diese Gelegenheit wahr, mir die Gunst der Buhle des Hauptmannes zu erwerben, die mir ob meiner Gleichgültigkeit gegen sie gram geworden war. Allein der seltsame Luigi wollte, als er das wahrnahm, nicht mehr spielen. Es wäre ihm unwohl, entschuldigte er sich. Nur auf meine dringende Bitte that er's, aber mit sichtbarem Widerwillen. Mein Tanz war zu Ende. Gib mir Deine Laute, lieber Luigi, sagte ich schmeichelnd zu ihm, ich will Dir ein deutsches Lied singen zum Lohne, daß Du mir gespielt. Er sah mich mit den schönen großen Augen gar sonderbar an, reichte mir sogleich die Laute und setzte sich zu mir auf den Rasen. Ich spielte Mozart's „Vergißmeinnicht" und sang dies schöne Lied. — Alles war Ohr. Selbst die rohesten Räuber schienen gefesselt, man hätte mögen jeden Athemzug hören, so stille war es. Luigi's Auge glänzte wie verklärt. — „Bravo!" riefen die Räuber, da ich endete. Ich ging aber plötzlich in die Weise des Saltarello über. Wie elektrisirt waren jetzt Alle, und ohne nur ein Wort zu reden, hoben sie den Tanz an. Ihre Heiterkeit wuchs. Ich ließ die üppige Tarantella folgen und vollendete so ihr Glück. Dankbar drückten sie mir die Hände für den hohen Genuß, den ich ihnen bereitet. Jetzt bat Luigi noch um ein Lied. Ich sang ein ernstes, wehmüthiges Lied. Auch der Greis trat herzu und horchte still meiner Weise. Jetzt hatte ich mir die Liebe der Räuber versichert. Ich nahm den Hauptmann bei der Hand und ging mit ihm allein in den Wald.

„Hauptmann," hob ich an, „ich habe eine Bitte an Euch, die Ihr mir gewiß nicht abschlagen werdet!" —

„Bitte, Giacomo," rief er; „so es in meiner Gewalt steht, hast Du mein Wort, daß ich es erfülle!"

„Wohlan," fuhr ich fort, „laßt Luigi und seinen Vater mit mir ziehen, wenn mein Lösegeld kommt! Die dreihundert Scudi mögt Ihr für sie noch nehmen."

Er sah mich überrascht an. „Giacomo, das wird nicht gehen!" sagte er nachdenkend.

„Warum nicht? Ihr werdet ja doch nie ein Lösegeld von ihnen erhalten, und müßt sie doch füttern.“

„Da hast Du freilich Recht — aber —“

„Aber? Warum macht Ihr so viel Hindernisse, wo es doch gilt, von einer Last frei zu werden?“ —

„Aber,“ fiel er mir ein, „wie kommt es, daß Du so viel Antheil an ihnen nimmst, so sie Dir doch fremd sind?“ —

Ich durfte nicht lange sinnen. „Ich will Luigi als Schüler annehmen, daß er auch Heiligenbilder male, wie ich Euch eins gemalt habe.“ —

Diese Erinnerung an den geleisteten Dienst war von guter Wirkung. „Nun,“ sagte er lächelnd, „magst sie mit Dir nehmen!“ — Ich drückte ihm dankbar die Hand. Wir gingen zurück. In tiefes Sinnen verloren, stand Luigi an einem Baume. Luigi, lispelte ich ihm in's Ohr, Du bist nun mein, und frei mit Deinem Vater! Der Knabe fuhr erschreckend zusammen, er sah mich an, so fragend, so zweifelhaft und freudig zugleich, daß ich es ihm erklären mußte. Da faßte er meine Hand und drückte sie an seine Lippen, dann lief er zu seinem Vater, auch ihm die frohe Kunde zu bringen.

Die Räuber standen Alle in einem Kreis um den Hauptmann, als ich zu ihnen trat. „Giacomo,“ rief mir dieser entgegen, „da ist Dein Lösegeld!“ — Wirklich sendeten die Bewohner des Hofes, auf dem wir übernachtet, einen Brief an mich nebst dem Gelde. Der Brief war von meinem Freunde L . . . . . — Er schilderte mir seine Todesangst um mich, seine Maßregeln zu meiner Befreiung. Die beiden Kerls, die mich begleitet, saßen im Gefängniß. Ihr Einverständniß mit den Räubern war erwiesen. —

„Nun wirst Du morgen weg wollen?“ fragte unzufrieden der Hauptmann.

„Nein,“ entgegnete ich. „Morgen bleibe ich noch, wenn Ihr hier bleiben wollt, dann sollt Ihr tanzen, so viel Euch lieb ist.“

Freude strahlte jetzt von ihren Gesichtern. Alle versprachen,

morgen recht lustig zu sein. Der Abend war etwas kühl, darum zogen sie sich Alle in die Hütten. Ich suchte Luigi und seinen Vater. Ich fand Beide in Thränen der Freude und des Danks. Es wurde nun zwischen uns Alles verabredet. Der Greis aber widerstrebte heftig, daß er bei mir leben solle. — Es kostete ihn eine unendliche Ueberwindung, es anzunehmen. Luigi weinte sehr. Es gelang mir durch freundliche Ueberredung, Beide zu beruhigen.

In Saus und Braus wurde der folgende Tag verlebt. Tanz, Gesang und Spiel wechselte ab. Die Hoffnung, meine Freiheit wieder zu erhalten, der freudige Gedanke, zwei gute Menschen gerettet zu haben, machte auch mich überaus fröhlich und heiter. Am Abend gab mir der Hauptmann fünfzig Scudi. „Nimm das, Giacomo," sagte er; „Du wirst es auf der Reise brauchen können." Nebst dem Gelde händigte er mir einige Zeilen von seiner Hand ein, die mir als Sicherheitskarte dienen sollten.

Der Morgen der Abreise kam. Traurig drückten mir die Räuber die Hand, indem sie mir ihr: Addio, vai in pace zuriefen. Dem Hauptmanne that das Scheiden weh. Auch dem Greise schüttelten sie die Hand und dem Knaben. Wir gingen, von dem Hauptmanne selbst begleitet, bis in die Nähe von Tagliacozzo. Dort schied er, noch einmal mich umarmend. In Tagliacozzo blieben wir die Nacht. Dann nahm ich Maulthiere, und so ritten wir unter traulichem Gerede über Palombano, Lamontano nach Rom, wo wir glücklich und zur Freude unser Aller und meiner Freunde am dritten Tag eintrafen.

Ich hatte nun meine Familie. Mein Logis hatte hinlänglich Raum für Colli, so hielt der Greis, Luigi und mich. Ich hatte Colli so lieb gewonnen, als wäre er mein Vater. Während ich arbeitete, las er mir aus Dante und Tasso vor, abwechselnd mit Luigi, der mit einer innigen Liebe an mir hing.

Als nun der ruhige, stille und harmlose Gang meines Lebens wieder zurückgekehrt war, dachte ich ernstlich daran, Luigi im Zeich-

nen zu unterrichten, wozu ich so viele Lust in ihm zu finden meinte. Eines Abends, wo wir unter dem schönen Lorbeer unseres Gärtchens saßen, und Luigi mit seiner Engelstimme die Accorde meiner Guitarre begleitet hatte, fragte ich ihn, ob er nicht auch zeichnen wolle? — Ein Blitz der Freude leuchtete in diesem Augenblick aus seinen Augen. „O, wenn Ihr wollet," rief er aus, „wie gerne möchte ich Euer Schüler werden!" — Dann hielt er inne, und blickte sich scheu um — Colli war nicht zugegen — dann fuhr er fort: „In unseren glücklichen Tagen zeichnete ich Blumen mit besonderer Vorliebe." Das überraschte mich. Ich wollte leise weiter forschen, allein der Knabe wich so fein aus, daß ich es mit hoher Verwunderung wahrnahm, und etwas beschämt über meine Neugierde abbrach. Am andern Morgen wollte ich Luigi die erste Stunde geben; allein wie erstaunte ich, als mit hochrothen Wangen der Knabe mir beim Frühstück eine Blumenzeichnung brachte, an der auch der strengste Kritiker wenig oder nichts würde zu tadeln gefunden haben. Ich schloß den lieben Knaben in meine Arme, denen er sich jedoch beschämt entwand. Ich sah nun die hohe Stufe der Kunstbildung, auf welcher bereits Luigi in so zartem Alter stand, und freute mich innig, in ihm ein Talent seltener Art zu entdecken. Von nun an war er mein steter Gesellschafter. Ich ließ ihm eine Staffelei fertigen, und förderte mit wahrer Lust seine Studien. Der Ruf des genialen Knaben wurde bald durch mich allgemein. Eine seiner Zeichnungen, die vorzüglich gelungen war, kaufte L..... um einen hohen Preis. Ich brachte ihm das Geld. Colli saß gerade neben seiner Staffelei. Thränen drangen ihm aus den grauen Wimpern, während Luigi in hoher Röthe glühte. — Wir sprachen nun lange über des Knaben Bildung. Der Greis vernahm jedoch mit gerunzelter Stirne, daß man von Luigi rede. Er wurde still und nachdenkend. Mich wunderte das sehr. Er bat mich dringend, jedoch nicht ohne Verlegenheit, ja die Aufmerksamkeit der Menschen nicht auf ihn und Luigi zu lenken, indem er hinzusetzte: „Ich wünsche in der Stille nur mit Euch

meine Tage zu verleben!" Gerne sagte ich ihm das zu, und so kehrte nach und nach die Heiterkeit unter uns wieder ein. —

Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft des Grafen J...., Gesandten des Hofes von .....g in Neapel. Liebe zur Kunst führte uns zusammen und verband uns bald auf's Innigste. Der Graf bestürmte mich täglich, nach Neapel zu gehen mit ihm. Der Wunsch des Grafen stimmte zu sehr mit dem überein, den ich längst in meinem Herzen trug, als daß ich nicht hätte in seine schmeichelhaften Anträge eingehen sollen. Es wurde darum von uns verabredet, daß ich nach einigen Tagen mit dem Grafen abreisen sollte. Ich kam heim und fand Colli sehr ernst, und Luigi in Thränen. „Was ist vorgefallen, Vater, und was ist Dir, lieber Luigi?" fragte ich mit herzlicher Theilnahme.

„Ihr geht nach Neapel?" fragte er.

„Ja, aber nur auf vier Monate, dann kehre ich hierher zurück."

„So müssen wir scheiden!" sprach der Greis mit tiefer Wehmuth.

„Ihr begleitet mich, Vater, mit Luigi und —"

„Das kann, das darf ich nicht!" entgegnete Colli. „Ich bin ein Neapolitaner. Mich trieb die Revolution von dannen, und nun steht mein Name auf der Liste der Verbannten. Ich darf nicht!"

„Nun," — fiel ich ein, „so sehe ich nicht, warum wir scheiden müßten. So bleibet Ihr mit Luigi hier und verwaltet mein Hauswesen, bis ich wiederkehre."

Er drückte mir die Hand und sagte hierauf: „Ihr seid ein sehr edler Mensch! Ich will Euer Anerbieten annehmen. Wie werde ich es Euch je danken können?"

„Willst Du mich denn nicht begleiten, lieber Luigi?" fragte ich den weinenden Knaben.

„Ach," seufzte er, „laßt mich bei meinem Vater. Wie gerne würde ich Euch folgen, aber — es möchte meinem guten Vater etwas begegnen." —

Dem lieben Knaben ging meine Entfernung sehr nahe. Erst

jetzt sah ich, wie sehr er mich liebe; aber erst jetzt gewahrte ich, wie auch mein Herz an den beiden Menschen hing; denn auch mich machte der Gedanke traurig, mich auf einige Zeit von ihnen zu trennen. Allein es mußte sein. Ich hatte mein Wort gegeben, das ich nicht brechen durfte. Je näher meine Abreise heranrückte, desto trauriger — und desto inniger wurde Luigi gegen mich. Nur wehmüthige Töne entlockte er der Guitarre, und seine Lieder und Melodien hauchten Wehmuth und Trauer. Endlich mußte ich weg. Der Abschied war rührend. Der Greis schloß mich weinend in seine Arme. Luigi hing an meinem Halse und schluchzte laut. Ich mußte mich gewaltsam losreißen. Schriftlich hatte ich Colli Alles übertragen, was ich wünschte, während meiner Abreise besorgt zu haben. Ich bat ihn, mir recht oft Nachricht von sich und Luigi zu geben.

Die Trennung von meinen Lieben machte mich düster. Der Graf scherzte über meine Traurigkeit und meinte, ob es nicht die Huld einer idealischen Römerin sei, die ich so schmerzlich misse? Ich erzählte ihm aber meine Räuberscenen mit ihren Folgen, und sein Scherz ließ mich in Ruhe. Wir erreichten glücklich Neapel. So sehr auch im Allgemeinen meine Gedanken in Rom waren und um die liebgewordene, jetzt vermißte Gewohnheit schwebten und mich die gewohntgewordene Liebe vermissen ließen, so riß mich doch die Schönheit der Gegend hin, durch die wir fuhren. Man mag selten eine Gegend finden, die an romantischem Reize dieser Gegend, besonders von Mola di Gaeta bis Neapel, gleichgestellt werden könnte.

Unmittelbar aus den herrlichen Scenen dieses Paradieses erreichten wir Neapel. Die einzige Aussicht, die man hat, sind dürre, gelbe Bettlergesichter und ausgestreckte Hände, Mönche, Nonnen, Soldaten, Lazzaroni's, Obst- und Wasserhändler, Paläste und Hütten. Wie seltsam stach das Volksleben in Neapel mit dem in Rom ab. Neapel ist ein Körper voll Leben. Wie oft sehnte ich mich zurück in mein stilles Leben in Rom, zu denen, die so eng mit meinem Herzen verwachsen waren! Wenn die stillen Stunden

der Nacht kamen, das ewige Aqua! Aqua! der Wasserschenken, das Geschrei der Fischhändler, Obstverkäufer, Spieler, Garköche, Polichinelltheater, das Gebrülle, Gewieher, Gemäcker und Gegrunze der vierfüßigen Geschöpfe, die die Straßen belebten, das Geraffel der Carossen, der Klang der Hörner, Mandolinen, Guitarren — kurz dieses gänzlich betäubende Durcheinander des Tages aufgehört hatte, dann der Mond so wunderherrlich über den Meerbusen aufging, und Meer, Schiffe, in der Ferne der dampfende Vesuv in der stillen Erhabenheit vor mir lagen, ach! dann ergriff mein Gemüth eine Sehnsucht, die ich kaum aussprechen konnte, und das Bild meines Luigi stand vor mir und der Greis mit seinen Silberlocken, und mir war's, als müßte ich zu ihnen eilen, und mir wurde so bange, so enge, daß ich hinaus auf den mit Blumen besetzten Balcon treten mußte, in die laue Nachtluft, um Ruhe zu gewinnen. — So wechselte es täglich in mir mit heiteren Augenblicken. Der Graf bot Alles auf, mir die Stunden recht angenehm zu machen. Was Neapel selbst Großes und Herrliches hat, seine Museen, Statuen, Bilder, Münzen, Gemmen, Cameen und vor allem seine Salvator Rosa's beschäftigten mich den ganzen Tag über, so reizend, so ausschließlich, daß ich Alles vergaß, und es währte lange, bis das Alte und Neuere beschaut, studirt war. Dann aber lag auch bald das lärmende Neapel hinter uns, und wir flogen hinaus in die reiche Umgebung, wo Natur und Kunst in Trümmern und jugendlicher Frische uns ihre Schätze boten. „Wohin aber zuerst?" fragte ich den Grafen. Er lachte. „Wählen wir blind," sprach er, „überall ist Neues, Herrliches." So war es. Aber vor uns lag Vulkans dampfende Werkstätte und lockte die Neugier und Wißbegierde so gewaltig. Der Graf nahm mehrere Flaschen Lacrymae Christi — „denn," sagte er, „wollen wir dem alten Feuerkopf ein Trankopfer bringen, wie billig, so muß es das edle Naß sein, welches er allein hervorbringt!" — Die Esel kamen. Der Wagen wurde verlassen, und so ging's denn langsam bergan. Es war

noch sehr früh, denn eben blickte der erste Sonnenstrahl vom Meere her. In Portici schlief noch Alles ganz gemächlich. Steil und steiler wurde der Weg. „Blicken Sie ja nicht um sich," rief mir der Graf zu, „bis ich es Ihnen sagen werde!" Ich mußte gehorchen. Endlich, als schon die Spuren vulkanischer Verheerungen grausenerregend vor uns lagen, da rief er: „Halt!" Ich sah um mich. O, welch ein Anblick! da lag Neapel und sein Golf, Portici, Bajä's Ruinen — mit einem Worte, ein Bild vor mir, vor dem das Wort auf der Lippe erstarb — aber die ganze Seele sich in das Auge drängte. — Wie ich begeistert war, fühlte der Graf durch eine herzliche Umarmung, die er eben so herzlich erwiederte. — Wir zogen weiter; aber jetzt trat der Tod vor uns hin in grauenvoller Gestalt; schwarze Lavafelder, Aufhören aller Vegetation und alles animalischen Lebens. Je höher wir stiegen, je öder. Vor uns lag endlich der dampfende Kegel. Erquickt durch der beiden Klausner Erfrischungen, traten wir unsere Fußwanderung an, da man hier die Maulthiere zurücklässt. Nach Verlauf einer Stunde, wo wir stetig in heißem Aschensande wateten, und mehr zurück als vorwärts gelangten, standen wir an dem entsetzlichen Rande, der Tausenden harmloser Menschen Tod und Verderben gebracht hatte, wovon Herculanum und Pompeji die klarsten Zeugnisse geben. Meine Stimmung war sehr ernst; auch der Graf hatte seine stete Heiterkeit abgelegt. Die fürchterliche Erhabenheit läßt nur eine Stimmung aufkommen. Wir feierten eine ernste Stunde hier in der Nähe des Todes, und kehrten dann nach Portici zurück, um die übrige Zeit mit dem Beschauen dessen hinzubringen, was es Merkwürdiges für Kunst und Alterthum aufzuweisen hat. Freilich — was war das Alles gegen die Ideen, die wir mitbrachten?

Wir schweiften umher an den lachenden Ufern des Golfs, in Pozzuoli und Bajä; wir wallten da, wo die cumäische Sibylle ihre Orakel gab, und auf Salfatara's schrecklichem Schwefelboden, wo jeder Fußtritt Dampfwolken erzeugt, deren Schwefelgeruch den

Schrecken des Todes bringt, in Posillippo's wunderbarer Grotte, dann nach Herculanum und Pompeji, dieser auferstandenen alten Welt, vor der wir mit Staunen — aber mit mehr Wehmuth noch stehen und der unglücklichen Brüder und Schwestern denken, denen der furchtbare Augenblick schrecklichen Tod brachte. Unter diesen Wundern lebten wir drei ganze Wochen. Jeder Tag schuf neuen Genuß, neue Belehrung. Ach, ich machte mir oft bittere Vorwürfe, daß ich so sehr selten an meine Zurückgelassene in Rom dachte. Aber wie wurde ich überrascht, als ich bei der Rückkehr in des Grafen Hôtel einen Brief von Luigi fand. Es waren schöne unbekannte Züge, fest und männlich. Ich erbrach mit sichtbarer Spannung den Brief und las. O, welche Freude! Wie sprach sich in jeder Zeile seine herzliche Liebe, seine Besorgniß mit einer echt italienischen Glut aus! Ich staunte, trotz der Freude, denn der Brief war geistvoll und herrlich stylisirt. Freilich konnte ich es mir leicht erklären, denn der Vater hatte es wahrscheinlich dictirt. So befremdete es mich nicht sehr. Der Brief machte mir eine unbeschreibliche Freude. Sie waren wohl und heiter, so schrieb der liebe Knabe. Mir schien es doch, und das leuchtete aus dem ganzen Briefe hervor, daß die Stimmung des Schreibenden eine tiefe Wehmuth war. Das beunruhigte mich wohl — doch schien es mir aus der Anhänglichkeit Luigi's an mich erklärlich, und so achtete ich es nicht weiter. Der Graf ließ mir jetzt volle Freiheit. Ich begann zu arbeiten. Rascher, lebendiger, feuriger als noch je wurde von mir der Pinsel geführt. Der Graf war entzückt und bat mich, immer bei ihm zu bleiben. Hatte ich den Tag über gearbeitet, dann mußte ich ihn am Abend in seine Gesellschaften begleiten, wo ich manche herrliche Stunde verlebte. Ein engerer Kreis vornehmer und gebildeter Männer fand sich eines Tages bei ihm zum Mahl ein. Heiterkeit und Laune würzte es, und als des Rebensaftes Kräfte die Formen zertrümmert hatten und Geist und Herz fesselfrei geworden war, da gedachte man der Zeiten der letzten Revolution.

Die Neapolitaner sprachen von verschiedenen Familien, deren Unstern diese Begebenheit gewesen war, und Einer derselben sagte: „Mich schmerzt das Schicksal des Marchese Pescara und seiner Kinder tief und innig!“ — Ich horchte auf. Das war ja nebst dem Namen Carigliani die Familie, nach deren Schicksal ich forschen sollte. Ich that's. „O,“ antwortete mir Jener, „könnte ich Ihnen Kunde geben! Der Marchese ist mit seinen Kindern verschwunden. Wahrscheinlich fand er irgendwo seinen Tod, denn auch seine treuesten Freunde wissen nichts von ihm und Antonio, und seiner lieblichen Schwester!“ Ich nannte den Namen Carigliani. Der junge Mann sah mich an. „Es ist seltsam,“ sprach er, „Sie sind durchaus fremd hier, und fragen gerade nach den Familien, die mir so theuer sind! Carigliani schlummert im Schooße der Erde — aber — sein einziger Sohn — steht vor ihnen!“ Ich war sehr verlegen, denn — durfte ich Marconi's Namen nennen? Durfte ich überhaupt nur sagen, warum ich gefragt? — Carigliani drang in mich, es zu sagen, allein die Versicherung eines gebundenen Wortes erlöste mich von seinen Forschungen, erhöhte aber das Interesse an meiner Person, das er bisher mir öfters bewiesen, um Vieles. Er wurde nun mein steter Gesellschafter — mein Freund — doch nie suchte er mich auszuforschen, und ich bewahrte ein Geheimniß, das mir theuer war. Ich schrieb oft an Marconi nach A.....g, erhielt aber nie eine Antwort von ihm. Auch dies meldete ich ihm, und ein anderer Freund aus A.....g schrieb mir, wie tief der Eindruck meines letzten Schreibens auf Marconi gewesen, bat mich aber in seinem Namen, mein Geheimniß heilig zu bewahren. In einem heitern und schönen Verhältnisse flohen sieben Monate schnell wie ein Tag dahin. Nur in der letzten Zeit erfaßte mich eine seltsame Unruhe. Ich sprach oft davon bei dem Grafen, allein er foppte mich nur, und so schwieg ich, und beschloß zu handeln, statt zu reden.

Es war eben im Anfange des März, als ich Alles angeordnet hatte zur Rückreise nach Rom. An Luigi und Colli hatte

ich geschrieben, daß ich kommen würde. Sehr ungern sah es der Graf, daß ich ihn verlassen wollte, allein er legte mir kein Hinderniß in den Weg, nur mußte ich ihm geloben, wieder nach Neapel zu kommen. Ich flog nach Rom, denn eine unerklärliche Sehnsucht trieb mich. Es war spät in der Nacht, als ich vor meiner Wohnung ankam. Alles war todt und still. Lange stand ich unentschlossen, ob ich klopfen sollte. Nein, sprach ich dann zu mir selbst, sie schlummern jetzt ruhig und friedlich, ich will ihren Schlummer nicht stören. Ich ging in eins der ersten Gasthäuser. Noch war Alles dort in Bewegung. In einem Saale, in den ich trat, saßen zwei Männer. Mir schien's, als habe ich sie in Neapel gesehen; auch ihre Sprache machte sie mir als Neapolitaner kenntlich. Sie waren in tiefem Gespräche und achteten meiner nicht.

„Nur drei Tage früher," sagte der Eine, der neapolitanische Offizierskleidung trug, sich vor die Stirn schlagend, „so war der Vogel gefangen!" —

„Der Minister wird übel mit uns zufrieden sein," setzte der Andere hinzu.

„Aber, wer dachte auch," sprach wieder lebhaft der Erstere, „daß der alte Schelm, der so sicher saß, Wind bekommen würde." —

„Ist er noch in Rom," versetzte der Zweite triumphirend, „so entgeht er uns nicht, und wo er irgend in den oberitalienischen Staaten landen mag, wenn er etwa zur See sollte entflohen sein, da wird man ihn, nach dem untrüglichen Signalement, aufgreifen und ausliefern." —

Diese Reden der beiden Sbirren, denn dafür gaben sie sich selbst zu erkennen, bewegten mein Inneres heftig. Ich dachte unwillkürlich an Colli, doch auch schon im nächsten Moment mußte ich meiner Angst selbst spotten, denn warum mußte das gerade Colli sein? — Dennoch konnte ich nicht schlafen. Der Tag graute kaum, da stand ich schon vor meines Hauses Thür. Auf starkes Pochen öffnete man endlich. „Ach, kommen Sie endlich!" rief meine

Wirthin mir entgegen. „Wären Sie doch nur wenige Tage früher gekommen!“ — „Warum das?“ fragte ich hastig. „Colli und sein Sohn sind verschwunden!“ war die Antwort, die mich beinahe starr machte. „Kommen Sie herauf, und Sie sollen Alles erfahren,“ sagte die gute Alte, und zog mich herein. Auf meinem Zimmer war die alte Ordnung; Nichts sah anders aus. Ich warf mich tiefbewegt in einen Lehnstuhl, um der Alten Erzählung anzuhören. „Kaum waren Sie,“ hob sie theilnehmend an, „etwa acht Tage hinweg, als ein Gemurmel in der Stadt ging, man suche einen Flüchtling aus Neapel, der sich hier verborgen halte. Eingefangene Räuber sollten von ihm Manches ausgesagt haben. Das erzählte ich eines Tages in aller Unschuld. Da wird der alte Colli kreidebleich, und auch Luigi, der denn gar nicht mehr munter wurde, seit Sie weg waren, erblaßte sichtlich. Er bat mich dringend, genauere Kundschaft einzuziehen, und es ihm alsdann zu berichten. Ich that so. Als ich einst von solch einer Wanderung heimkehrte, trat eben ein Pater von den Dominikanern aus meiner Thür. Ich kreuzigte, und er gab mir den Segen und ging. Oben fand ich Colli und Luigi wehmüthig-heiter. Luigi malte eifrig, auch schrieb er viel am letzten Tag. Es war eben Samstag Abend, etwa um die achtzehnte Stunde, da bat Colli mich abermals auf Kundschaft auszugehen. Es währte lange bis ich heimkehrte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich Alles leer fand, keinen Colli, keinen Luigi. Ich rannte alle Ecken aus — Alles todt und still — übrigens alle Ihre Sachen an ihrem Orte, und Ihre Schlüssel in diesem versiegelten Packet auf dem Tisch, und (indem sie die Staffelei aufdeckte) dies Gemälde hier!“ — Ich erstaunte — denn es war eine herrliche Rose, gerade im Erblühen herrlich gezeichnet, und mit Kraft, Wärme und viel Kunst ausgeführt. — Unten stand ein „L.“ O, du treue Seele, so wolltest du dein Andenken bei mir erhalten! Schade, ewig schade, wenn deine Talente untergehen sollten! Ich konnte meinen Blick nicht weg wenden von dem lieblichen Gemälde, bis die Thränen

es mir nicht mehr anzublicken vergönnten. Eine Weile hatte die redſelige Alte geſchwiegen, dann fuhr ſie fort: „Mit großer Angſt rannte ich zu meiner Nachbarin, der Gewürzkrämerin, die immer in ihrem Laden ſteht, und forſchte. Sie erzählte, es ſeien am Abend in meiner Abweſenheit drei Mönche, eigentlich nur zwei, und einer in Novizenkleidung aus dem Hauſe gegangen, und nicht wieder zurückgekehrt. Das waren ſie, lieber Herr, und ſeitdem habe ich nichts mehr von ihnen gehört. Was mag ſie nur zur Flucht beſtimmt haben? Manchmal dachte ich, ob Colli der Flüchtling ſei, dem man nachgeforſcht, aber ich konnte ihn doch für keinen Carbonaro halten, er war zu fromm und zu gut!“ —

Recht zu meiner Freude wurde ſie jetzt abgerufen, und ich von ihren Vermuthungen befreit. Colli's Flucht ſchmerzte mich tief. Ach, es mußten wichtige Gründe ſein, die ihn dazu beſtimmten. — Er war ſicher jener geſuchte Flüchtling. — Ich empfahl ihn und den lieben Knaben dem Schutze des Höchſten, und ging gedankenvoll die Stube auf und nieder. Nicht lange hing ich meinen Gedanken nach, ſo kam auch die Alte ſchon wieder. „Ich hätte bald etwas Wichtiges vergeſſen,“ ſprach ſie; „auf meinem Tiſche lag, als ich an dem Abend von Colli's Flucht nach Hauſe kam, dieſer Brief an Sie.“ — Haſtig riß ich ihn aus ihrer Hand, erbrach ihn und las: „Das finſtere Geſchick, das mich verfolgt, ruht nicht, mein theurer Retter; ich glaubte den Frieden für mich und mein Kind gefunden zu haben, und nun iſt die Gefahr ſo nahe. Auf unbegreifliche Weiſe hat man meine Spur gefunden; mein gebrandmarkter Name — ich heiße Pescara, bringt Ihnen und mir den Tod von der Hand meiner Verfolger. Ich fliehe. Gott ſandte mir einen rettenden Engel in Ihnen, einen zweiten in einem Jugendfreunde. Ehe Sie zurückkehren, liegt das Meer zwiſchen uns. O, daß ich Sie nicht mehr ſehen, Ihnen nicht mehr für Ihre Liebe danken, Ihnen den Segen eines unglücklichen Greiſes nicht mehr geben konnte. Luigi und ich, wir haben vor Ihrem Bette gekniet und für Sie

gebetet. Der Allgütige wird uns erhören. Ach, warum fliehe ich? Warum suche ich ein Haupt dem Henkerbeil zu entziehen, das doch bald unter der Sense des Todes fällt? Richten Sie mild, edler Mann! Mein Kind, mein armes Kind zu retten, fliehe ich. Ich durfte es Ihnen nicht allein lassen, so edel sie sind, ich durfte nicht, denn es würde entdeckt worden sein, und — ich konnte mich nicht von ihm trennen, ich konnte nicht! O, hätten Sie die Thränen gesehen, die von uns vergossen wurden, Sie ahneten, wie wir Sie lieben! Ihr Andenken kann mit dem Tode nicht erlöschen. Mein letztes Wort wird ein Segenswunsch für Sie sein! Leben Sie wohl! Möge der Himmel Ihnen vergelten für Ihre Liebe zu uns. Wohin wir fliehen — ich darf es nicht sagen — jetzt nicht — doch sollen Sie es erfahren! — Vielleicht sehen wir uns dann noch hienieden. Ist's nicht, dann wird dort meine dankbare Seele Sie wiedersehen. Gottes Segen über Sie! Pescara.

P. S. Vernichten Sie dies Schreiben."

Darunter standen Schriftzüge Luigi's. Aber Thränen hatten sie ausgelöscht. Nur einige Worte waren lesbar. Die Rose — mein Andenken — meine Liebe — nicht vergessen — das nur konnte ich lesen. So hatte ich sie denn nun verloren, verloren auf immer, sie, die ich so herzlich liebte. Warum wußte ich nicht früher, daß Colli der unglückliche Pescara war? — Ich hätte ihn leicht retten können nach Deutschland. Was wird Marconi sagen, wenn ich das ihm melde — was Carigliani? — Luigi's Rose, dieser Brief, sie waren das Theuerste, was ich besaß. Mein Leben wurde nun sehr einförmig und öde. Die alten Freunde fanden mich sehr verändert. Ich wollte nach Deutschland zurück — doch bald siegte über diesen Entschluß die Liebe zur Kunst. In ihre Arme warf ich mich jetzt wieder mit neuem Eifer, weil ich in ihr allein Zerstreuung fand. Ich ging wieder nach Neapel. Ich besuchte Sicilien, und lebte mit Carigliani lange unter den Ruinen von Syrakus und Selinunt. Unsere Freundschaft war fest und innig geworden. Wir bereisten

Calabrien und kehrten nach Neapel zurück. Zwei Jahre gingen vorüber, ehe ich Rom wiedersah. Carigliani's Tod machte mir Neapel fremd, mein Leben arm und leer dort. In Rom blieb ich noch ein Jahr, dann wollte ich nach Florenz. Ich führte den Plan aus.

In Florenz selbst konnte ich nicht lange verweilen, denn ich hatte für den Grafen L..... in Neapel den Auftrag, einen Seesturm zu malen. Ich mußte darum in der Nähe des Meeres leben. Oefters machte ich deßwegen Ausflüge an die Küste, brachte mehrere Tage in den Dörfern und Städten an der Küste zu. Nirgends aber sagte mir die Gegend so sehr zu, als bei einem kleinen Dorfe, das rings umgeben von Oliven, Pomeranzen- und Citronenbäumen, auf's reizendste dalag. Tage, ja ganze Wochen lebte ich dort.

Einst als eben von Westen her ein furchtbares Gewitter seine Schrecken entfaltete, saß ich auf einer Klippe hoch über dem Meer, um der Natur ihre Reize auch in dieser schrecklichen Gestalt abzulauschen. Fernher rollte wild der Donner, unter mir brach sich wild die furchtbare Brandung. Stärker und stärker brauste der Sturm, und hoch peitschte Welle die Welle. Lautschreiend flogen die Möven vorüber, und der Sturmvogel trillte hoch in den Lüften und konnte den sichern Port nicht gewinnen. Der weiße Gischt der Brandung flog bis zu mir empor. Das salzige Element schien innerlich zu gähren und zu kochen. Da flog weit am Saume des Gesichtskreises ein Schiff daher. Bald in die Tiefe wurde es gestürzt, bald zu schwindelnder Höhe gehoben. Nothschüsse trafen furchtbar das Ohr. „Ihr Armen, helfe euch Gott!" rief ich aus, und faltete die Hände betend, während der Schrecken mir jedes Haar emporsträubte und eine Eiskälte mir durch alle Glieder rieselte. Ich war ganz Auge. Jetzt aber stieg die Noth der Hülflosen auf's Höchste. Man gewahrte ein Licht — es nahm zu — Entsetzen! das Schiff brannte. — Der Sturm hatte es näher zur Küste geworfen. Man vernahm deutlich den Angstruf der Verzweiflung. Noch einmal flammte das Schiff auf — ein furchtbarer

Knall, und — dann bedeckte es das unendliche Grab. Während dieses entsetzlichen Schauspiels war ich aufgesprungen und rief: „Ist denn keine Menschenseele da, die retten kann?“ In diesem Augenblick hörte ich den Schall einer Mannsstimme dicht bei mir. „Kommt mit mir!“ rief ein schon befahrter Fischer, und faßte meine Hand, mich mit sich fortziehend. Wir umgingen den Felsen, und gelangten in eine freundliche Bucht, wo, verborgen dem Auge der Welt, die Fischerwohnung, von zwei Pomeranzenbäumen beschattet, stand. Schnell war das Fischerboot abgelöst; wir stiegen ein und ruderten rüstig und muthig in die schäumenden Wellen hinein, die uns bald hoch hinauf, bald tief hinab schleuderten. Obgleich meine Seele nur von einer Vorstellung beherrscht war — so war es mir doch, als ob der süße Ton einer lieben Stimme an mein Ohr geschlagen hätte. — Doch das war Einbildung. Immer näher zu den Trümmern schleuderten uns die Wellen. — Da tauchte neben uns plötzlich eine Menschengestalt auf, dann weiter noch eine. Wir zogen mit furchtbarer Anstrengung die Gestalt in das Boot — aber es war eine Leiche — ein weibliches Wesen, von unaussprechlicher Anmuth, selbst noch im Tode. Der Andere, den wir zu retten so glücklich waren, war ein Matrose, auch dem Tode schon nahe. Wir hatten unsere Ladung. Das Boot, welches eher den Namen einer Barke verdiente, war sehr klein.

Am Ufer angekangt, trugen wir unsere Geretteten heraus und zu der Hütte hinauf. „Annunciata!“ rief der Fischer, aber nichts antwortete. Wir erreichten die Hütte und traten ein. Wer malt mein Erstaunen. Da kniet vor einem Bilde der heiligen Jungfrau ein Mädchen, gehüllt in eine einfache, aber so überaus reizende Tracht des toskanischen Volks, und ringt unter rinnenden Thränen die niedlichen Hände im Gebet — ein Mädchen — und doch Luigi's Züge ganz, ganz. „Luigi!“ rief ich aus, ganz ergriffen von der Aehnlichkeit. Das Mädchen stand in lieblicher Verwirrung da, und blickte mich fremd an. Dann aber die Unglücklichen gewahrend,

eilte sie, diese auf ein dastehendes, ärmliches, aber sehr reinliches Bett zu legen. So gut es gehen mochte, wurden alle Rettungsversuche angewendet bei der weiblichen Geretteten; allein umsonst. Die lieblichen Züge blieben starr, kalt und bleich. Der junge Matrose erholte sich bald. Unter den wehmüthigsten Empfindungen eilten wir wieder in unsere Barke, um den zweiten Rettungsversuch zu machen. Der Sturm hatte sich gelegt, die See ging noch hoch — allein jetzt hatten auch die Fischer der benachbarten Orte sich hinausgewagt. Wir kehrten, ohne unsere Absicht erreicht zu haben, zurück. Schon neigte sich der Tag. Die Ebbe hatte noch einen Leichnam auf dem Ufer liegen lassen. Der Matrose erkannte ihn für den seines Capitäns, und den Leichnam des Mädchens für den seiner Tochter. „Du Glückliche," sprach unter sanftem Weinen mit tiefem Gefühl die liebliche Annunciata, „Du konntest mit Deinem guten Vater sterben!" als wir Beide mit Rührung in ein Grab senkten. —

Die Auftritte bisher waren sich so rasch und schauderhaft gefolgt, daß ich erst spät so recht zu mir selbst kam. Ich hatte mich sehr getäuscht. Annunciata war des Fischers Tochter. Ihre Aehnlichkeit mit Luigi war außerordentlich. Ich konnte meinen Blick nicht von dem lieblichen Mädchen wenden, deren Züge mir so theuer waren. Ich sprach davon. Annunciata erröthete oft während meiner Erzählung, und oft rannen ihre Thränen, die sie nicht, auch mit aller Anstrengung, zurückhalten konnte. Auch ihre Stimme war Luigi's sanfte Flötenstimme. Durch die Auftritte, die sich an diesem Tage ereignet, stand ich den guten Seelen nahe. Unser Freundschaftsbund war bald geschlossen. Ich bat den alten Andrea, bei ihm in seiner kleinen Wohnung einige Zeit wohnen zu dürfen. Er sah es gerne. In Annunciata's Auge glühte die Freude, als sie es vernahm, und ich — ich mag es gerne gestehen, daß mein Herz in seltsamer, noch nie gefühlter Bewegung war, ich — war entzückt. Schon am andern Tag, als der gerettete Matrose unter gerührten

Danke seine Wanderung nach Triest, woher er stammte, angetreten hatte, bezog ich mein freundliches, kleines Stübchen. Ich ließ mein Feldbett, meine Staffelei und übrigen Effecten bringen, und siedelte mich so in der Nähe des herrlichen Mädchens häuslich an. Wie seltsam war mir bei Annunciaten zu Muth! Und täglich wurde es mir seltsamer. Ich hatte kaum den Muth, sie anzureden. Sprach sie, so war ich ganz Ohr. Sah ich sie im kleinen Gärtchen arbeiten, dann flog Palette und Pinsel hinweg, und ich stand und sah. Einen Seesturm sollte ich malen, und in meinem Herzen tobte ein gewaltiger Sturm der erwachten Leidenschaft, und jener blieb bloß Skizze von Tag zu Tag. Und obgleich in Annunciaten ein wehmüthiger Ernst herrschende Stimmung war, und mich zum ersten Mal einem weiblichen Wesen gegenüber eine beinahe kindische Scheu anwandelte, so kamen wir dennoch täglich uns näher, und eine süße, mich beseligende Vertraulichkeit fand bald statt. So gingen Monate in einem wahrhaft idyllischen Leben für mich hin. Ich liebte Annunciaten, sie liebte mich, das sagte jeder Blick, jedes Wort, und dennoch konnte ich das Wort „Liebe" nicht über meine Lippen bringen. Wir waren glücklich — harmlos glücklich. Ich hatte mir es oft vorgenommen, dem alten Andrea meine Lage zu schildern, dann um Annunciata's Hand sie selbst zu bitten. Konnte ich es nicht? War ich nicht mein eigener Herr? Hatte ich nicht Vermögen genug, um, auch ohne meine Kunst, leben zu können mit Weib und Kind? — Aber ein Tag verging wie der andere in stillem Glück, und ich vergaß, was ich wollte. Die rauheren Tage des Spätherbstes kamen, wenn man sie unter diesem glücklichen Himmelsstrich rauh nennen konnte. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das störend in mein Glück eingriff. Ein Brief des Grafen L..... rief mich eilend nach Florenz. Ich mußte hin. Wie wehe that der Abschied! Annunciata's Thränen rannen. In diesem Moment sank sie an meine Brust in süßem Vergessen; aber bald riß sie sich los und eilte in die Hütte. Andrea sah ihr kopfschüttelnd nach, schüttelte

mir die Hand, und sprach: „So Ihr wiederkommt, will ich Euch Manches mittheilen, was ich still in meiner Brust trug.“ — Ich mußte fort, des Grafen Wagen wartete. — Als wir Florenz erreichten, und vor des Grafen Hôtel anhielten, kam er mir entgegen. „Wo bleiben Sie so lange?“ fragte er. „Durch Sie habe ich die kostbarste Zeit eingebüßt, Sie müssen noch heute mit mir nach Rom abreisen — dort habe ich die herrliche Gemäldesammlung des Abbate R.... an mich gekauft, die müssen sie mir ordnen in meiner Villa.“ — Das Blut wich mir aus allen Adern, ich war einer Ohnmacht nahe. „Nur jetzt nicht,“ bat ich, „lassen Sie mich nur noch drei Tage hier, daß ich —“

„Nein, nein,“ rief er. „Ich habe schon zwei Tage auf Sie gewartet. Sie müssen mit!“ Ich widerstrebte, allein es half mich nichts. Der Graf war einer von den Menschen, die sich durch ihre Bitten eine solche Uebermacht über Andere zu nehmen wissen, daß ihnen zu widerstehen unmöglich ist, und man ihnen gegenüber kaum mehr seine Selbstständigkeit behaupten kann. Er ergriff meine Hand — ein Fußtritt, die Wagenthüre flog zu, und wir wie ein Vogel in den Lüften dahin.

Ich war betäubt, erschüttert. In meinem Innern stürmte es wild. „Ach, Annunciata!“ seufzte ich, und dachte daran, wie dieser Graf in seiner zudringlichen Freundschaft schon einmal mich entführt hatte nach Neapel, und ich durch diese Reise Alles verloren, was ich Liebes damals auf Erden hatte. Jetzt, jetzt, wo das Glück mir seine Paradieses-Auen öffnete, wo zum ersten Male die Liebe mein Herz mit allem ihrem unendlich süßen Zauber erfüllte, jetzt entriß er mich wieder wie ein neidischer Dämon meinem Glücke. Die Analogie dieses und jenes ersten Auftrittes mit dem Grafen und seiner Folgen erfüllte meine Seele mit einer Angst, für deren Schilderung es weder Farben noch Worte gibt. „Was ist Ihnen, Freund?“ fragte der Graf, besorgt gemacht durch mein Erbleichen. Er bemühte sich, mich zu erheitern, dadurch, daß er die Wunderbilder

mir beschrieb, die er nun sein nannte. — Ach, es half nicht. Meine Seele war umflort. Sie hatte jetzt nur ein Bild, das sie beherrschte, und jeder Versuch, ein anderes unterzuschieben, war eitel.

Wir kamen in Rom an. Mit einer Anstrengung, die meine Kräfte überstieg, begann ich meine Arbeiten, in der Hoffnung, sie bald zu vollenden. Ich hatte mich getäuscht. Die Arbeit schien sich zu vermehren. Mit Widerwillen arbeitete ich, und dennoch mit Anstrengung an der Reinigung und Restauration — bis ich eines Tages meine Kräfte schwinden fühlte und endlich besinnungslos niedersank. Nach einem zehnwöchigen Krankenlager schlug ich zum ersten Male mit Bewußtsein das Auge auf. Der Graf saß mit theilnehmender Miene an meinem Bett. Er frohlockte, als ich ihm die matte Hand reichte, und eine Thräne der Wehmuth trat in mein Auge. Der Graf wurde ernst. „Sie haben mir viel geopfert," sagte er, „theurer Mann! Ihre Phantasien haben mir den Blick in Ihr Inneres geöffnet. O, wie oft habe ich meine stürmische Art bereut, mit der ich Sie aus dem schönen Verhältnisse der Liebe riß. Seien sie sorglos, theurer Freund, Sie sollen, sobald es Ihr Zustand erlauben wird, wieder von mir nach Florenz gebracht werden!" — So sprach er und noch Vieles, was mein Herz mit neuen Hoffnungen erfüllte. Auch sprach er eines Tages viel von einem Fremden, der mich aufgesucht und mit der hingebendsten Freundschaft an meinem Bett gewacht, dann aber wieder, nach seinen Worten, von einem unerbittlichen Geschicke fortgerissen, aus Rom verschwunden sei. — Er nannte den Namen Marconi. „Marconi?" fragte ich auffahrend. „Ja, ja," sagte der Graf. „Es ist ein edler Mensch, er trug Uniform, wo ich nicht irre, bayerische, und seine Papiere wiesen ihn als Hauptmann aus." „Und hat er nichts zurückgelassen für mich, kein sichtbares Zeichen seiner Gegenwart?" — „Doch," antwortete der Graf; „ich habe einen Brief für Sie." Er reichte ihn mir. Es waren Marconi's Züge. „Ich habe es gewagt, theurer Freund!" schrieb er, „mein

Heimathland zu betreten, um die mir theuren Menschen vielleicht zu finden. Meine Hoffnung hat mich nicht ganz betrogen; allein wie viele habe ich zu beweinen! — An Deinem Bette habe ich geweint. Dein Arzt und Dein edler Pfleger gaben mir die Hoffnung Deiner Rettung — da erst schied ich, um heilige Pflicht zu erfüllen und Trost einer Seele zu bringen, die auch Dir noch theuer werden wird. — — Vergib, daß ich nicht länger blieb. Ich durfte nicht. Die Gefahr ist groß. Hätte nicht großmüthige Freundschaft mir ein Opfer gebracht, ich würde Dich nicht gesehen und — ein süßes Glück entbehrt haben. Suche mich nicht mehr in A.....g. Unweit Briren in Tyrol habe ich mir ein Gütchen gekauft, dort lebe ich, dort erwarten Dich liebende Herzen. Komme! Gott gebe Dir bald Deine Gesundheit wieder!"

So räthselhaft mir dieser Brief war, so erheiterte er mich dennoch. Tagelang grübelte ich seinem Inhalte nach und konnte nichts errathen. — Meine Reconvalescenz ging schnell vor sich. Der Graf bot Alles auf, sie zu befördern. Kaum war ich so weit hergestellt, daß ich ohne Gefahr die Reise antreten konnte, so reiste der Graf mit mir nach Florenz zurück. Dort schied er von mir, um die Bäder von Pisa zu gebrauchen. Ich mußte einen Tag länger bleiben, durch meine Verhältnisse genöthigt. Als der Graf abgereist war, trat der Wirth zu mir ein. Zwei Diener trugen einen Verschlag. Er reichte mir ein Billet des Grafen. „Sie haben jeden Lohn verschmäht," schrieb er, „und mir dadurch doppelte Verpflichtung auferlegt. Möge Ihnen dann meine Liebe und Dankbarkeit der Lohn sein für Ihre Opfer, die ich nie vergessen werde. Daß aber auch mein Gedächtniß nicht bei Ihnen erlösche, diesem Wunsche durch beifolgende Bilder eine Stütze zu geben, dürfen Sie dem Freunde nicht verargen. Es sind Ihre Lieblinge gewesen. Gedenken Sie bei ihrem Anblicke dessen, der Sie nie vergißt!" —

Ich konnte nicht ohne Rührung diese Zeilen lesen. Der geöffnete Verschlag zeigte mir einen herrlichen Salvator Rosa und einen

ebenso köstlichen Tintoretto. Beide die Zierden aus des Grafen Sammlung; beide zu den schönsten Schöpfungen dieser Meister zu rechnen. Das Geschenk war fürstlich; es machte mich sehr glücklich und erhöhte meine Liebe zu dem edlen Geber.

Am andern Morgen flog ich hinaus zu den Küsten des Meeres hin, zu meiner Bucht, wo meine Annunciata lebte. O, wie malte ich mir den Empfang aus. Wie lebte jede Nerve, als ich um den Felsen bog. Noch war Alles, wie ich es verließ. Die Barke lag auf ihrem Flecke. Die Blumen im Gärtchen blühten. Ich trat zitternd in die Hütte — ich öffne die Thüre und wähne Annunciaten zu sehen — aber — wie prallte ich zurück — ein junges Weib saß in heiterer Ruhe da — ein Säugling schlummerte auf ihrem Schooß. — Es war eine Fremde. — Sie erschrack, als sie mich sah. „Sie sind der Maler, der hier wohnte?" fragte sie mich; ich konnte nicht antworten. — Ich mußte mich halten an den Pfosten der Thüre. „Wo ist Annunciata?" brachte ich nur mit vieler Mühe heraus. Das Weib sah mich theilnehmend an. Eine fürchterliche Ahnung beengte meine Brust. — „Sie ist nicht mehr hier," sprach sie dann — und ich — sank taumelnd auf einen Stuhl. „O sprich, wo ist sie?" flehte ich. „Leider weiß ich das nicht! Doch — wollen Sie sich nur etwas fassen, so will ich Ihnen erzählen, was ich von Andrea weiß. „Und wo ist Andrea?" fragte ich stürmisch. Sie deutete in den Garten. Ich blickte durch das Fenster — da erst gewahrte ich ein frisches Grab. „Vor drei Wochen haben wir ihn dort begraben." — Ich stürzte hinaus und sank auf dem Grabe nieder.

Centnerschwer lag es auf meinem Herzen, und die Thränen — ach, die fehlten mir. — Nach wenigen Augenblicken kam das junge Weib mit rothgeweinten Augen und setzte sich still neben mich nieder. „Darf ich Ihnen jetzt erzählen?" fragte sie sanft. Ich bejahte, und sie begann: „Nicht lange nach Ihrer Abreise, so erzählte Andrea, wurde Annunciata krank. Der Kummer unglücklicher Liebe war es,

der sie niederbeugte. Alles Leben war von ihr gewichen. Tagelang saß sie träumend auf Ihrem Kämmerlein vor Ihrer Staffelei. Immer schwächer wurde sie. Da kam ein Brief an Sie aus Deutschland. Andrea trug ihn nach Florenz, und brachte dort ein Brieflein von Ihnen mit. Nun blühte sie wieder auf. Als aber nun die lange Zeit vorüberging ohne Nachricht, versank sie wieder in ihren alten Schmerz. Sie glaubte Sie todt. Andrea wollte, sie solle schreiben an Sie nach Rom, denn sie konnte gar zierlich schreiben und lesen, auch war sie Andrea's Tochter nicht, sondern eine Fremde, die er einst gerettet hatte, — das aber wollte sie durchaus nicht. — Bald darauf kam eines Tags ein Mönch und fragte nach Ihnen. In dem Mönch erkannte sie ihren Bruder. Ihre Freude war groß. Der Mönch blieb lange in der Hütte, ging weg, kam wieder, und holte endlich Annunciaten weg. Auch Andrea sollte mit ihnen, aber der Greis wollte nicht aus der Bucht weg, in der er so lange gelebt hatte. Er wurde von des Mädchens Bruder reich beschenkt. Aber wie that Annunciaten das Scheiden so weh. Sie können es gar nicht denken. Andrea konnte ihren Verlust nicht ertragen. Er kam herüber zu uns, zu mir und meinem Giovanni, und bat uns, zu ihm zu ziehen. Doch der Kummer und die Reue, Annunciaten nicht begleitet zu haben, brach ihm das Herz. Vor drei Wochen starb er, und sein letztes Wort war, Ihre Sachen heilig zu halten, bis Sie vielleicht wiederkehrten."

Welchen Eindruck diese einfache Erzählung auf mich machte — ich kann es nicht aussprechen.

„Wußte denn auch Andrea nichts von Annunciaten, nicht wohin sie mit ihrem Bruder gezogen?"

„Leider nein," erwiederte das Weib.

Sie führte mich hinauf in mein theures Kämmerlein. Noch stand Alles, wie ich es verlassen hatte. Der Flor hing noch über der Staffelei. Ich zog ihn gedankenlos weg — und — o, der Wonne! da strahlte mir das Bild der Holden herrlich entgegen. — Reue

Wonne, neue Räthsel! Das Weib ließ mich allein. Ich kniete vor dem Bild, ich bedeckte es mit meinen Küssen. Sonst fand ich nichts von ihr. Aber ich war reich, sehr reich. Ich hatte ja ihr Bild. Die Täuschung schwand. Mein Verlust trat wieder lebendiger in's Bewußtsein, mit ihm der Kummer und das Weh. — Ich lebte nur ganz meiner süßen Erinnerung. Ich konnte mich nicht trennen von der Hütte, wo ich zum ersten Male das höchste Glück des Lebens empfunden hatte. — Mit der Zeit wurde mein Zustand ruhiger. Annunciata's Bild war mein Idol, mein höchstes Gut. Ich saß halbe Tage hindurch davor, und vergaß Alles, selbst das Bedürfniß des Essens. — Aber bald fühlte ich, daß so sich meine Lebenskraft aufzehren müsse. Ich wollte zu Marconi, und dort meine Tage beschließen. Ich schrieb ihm. Mein Herz wurde erleichtert durch die Mittheilung meines Kummers. Ich schrieb ihm den Tag meiner Abreise. Bis zum 14. Juli wollte ich bei ihm sein. Meine Sachen packte ich und sandte sie nach Florenz. Aber wie wurde es mir so schwer, die Hütte zu verlassen, wo jede Stelle mir heilig war, wo Alles mir mein geschwundenes Glück zurief. Ich gehe hinweg über diese Scenen. — Meine Reise ging schnell. Doch konnte ich nicht anders, ich mußte den edlen Grafen noch einmal in Pisa aufsuchen. Ich fand ihn nicht mehr. Er war wieder nach Rom zurückgekehrt. Nun eilte ich nach Tyrol. Ich erreichte Brixen am 12. Juli sehr ermüdet. Einen Tag wollte ich raßen, dann flog ich hinaus in das liebliche Thal, wo Marconi's Gut lag. Ich erreichte ein kleines freundliches Dorf. Dort wohnte Marconi in einem freundlichen Hause, welches ein Garten umgab. Der Weg führte mich um den Garten herum; das Pförtchen stand offen, ich trat hinein. Schlangenwege durchkreuzten sich im hohen Buschwerk. Jetzt trat ich aus demselben heraus auf einen freien Platz, und Luigi flog mir entgegen. — Luigi, nur größer, schöner. — Luigi, die dunklen Haare im schwarzen Netz, in einer Kleidung, der ähnlich, die er in Rom trug, lag an meinem Herzen. — Aber ein neues Staunen ergriff

mich, ich fühlte einen jungfräulichen Busen an meiner Brust. „Um Gotteswillen — Annunciata?“ — Da rief's um mich „Victoria!“ und „Bravissimo!“ und Marconi, einen kleinen Knaben auf dem Arm, und ein liebliches junges Weib flogen auf mich zu, mich umarmend. „Nun,“ rief mir Marconi entgegen, „kennst Du Deinen Luigi nicht besser? Du treue Seele, siehst Du nicht, daß es meine Schwester Annunciata ist?“ „Annunciata Deine Schwester?“ „O gottlob, ich habe Dich wieder,“ und wieder lag sie an meiner Brust, und ihre Rosenlippe ruhte auf meinem Mund. „Aber Luigi?“ fragte ich, wie aus einem Traum erwachend — „war Niemand anders, als dieses Mädchen hier, die Du Deine Annunciata nennst, ohne mich zu fragen!“ rief mit komischer Grandezza Marconi. Mir schwindelte. „O komm, Joachim, komm in mein Haus,“ sprach Marconi. „Dort komme erst zu Dir selbst, dann sollst Du Alles erfahren.“

Annunciata entsprang, und kaum war ich Glücklicher im Haus angekommen, als sie, das holde Fischermädchen, vor mich hintrat und fragte: „Gleiche ich meinem Bilde noch, oder willst Du, Geliebter, Deinen Luigi wieder?“ Ich zog sie an meine Brust, so eng, so innig. O, nun war mein Herz frei, nun „war die Welt gewonnen für meinen Lebenslauf!“ Ich war in einem steten Taumel. Alles war mir so neu, der Wechsel so gewaltig, daß ich's nicht recht fassen konnte, nur das faßte ich, daß meine Annunciata an meiner Brust lag, und nun uns nichts mehr trennen sollte.

„Wir sind Dir Vieles aufzuklären schuldig, Bruder,“ hob endlich Marconi an. „So höre denn: Du hattest meinen Vater, den Marquis Pescara gerettet, und meine Annunciata, die der Sicherheit wegen Knabenkleidung trug; Du edle Seele ahntest nicht, wie nahe die mir waren, die Du so sehr liebtest! — Ihr lebtet still in Rom. Du gingst nach Neapel. Da kam ein Brief von mir an. Mein Vater erkennt meine Züge — aber ich hatte der Sicherheit wegen den Ort, wo ich wohnte, nicht genannt, doch wußte er, daß

ich lebte. Er harrte auf Deine Zurückkunft, um Dir sein Geheimniß zu enthüllen und nach meinem Wohnorte zu fragen. Mittlerweile wird der Hauptmann jener Bande gefangen. Er bekennt meines Vaters Anwesenheit in ihren Schlupfwinkeln. Den Namen weiß er nicht. Das Signalement des Marquis Pescara trifft zu. Es wird nach Neapel gemeldet, und Alles eingeleitet, ihn in Rom zu entdecken. Ein Mönch, in dem mein Vater einen Jugendfreund wiederfindet, hilft zur Flucht. Sie schiffen sich Beide auf einem Schiffe, das nach Venedig bestimmt war, ein, und es gelingt ihnen, glücklich der Gefahr zu entgehen. Doch an der Küste von Toskana scheitert das Schiff bei einem entsetzlichen Sturm. Der gute Vater fand in den Wellen seinen Tod, Annunciata wird gerettet von dem alten Andrea, der sie bei sich behält als sein Kind. Jahre vergingen, Du kamst nach Florenz, kamst an die Küste, zu zeichnen. Annunciata!" — rief er plötzlich, „nun erzähle Du."

Erröthend begann das theure Wesen: „Ich erkannte Dich gleich, als ich Dich zum ersten Male sah, Joachim und —"

„Ihr Herzchen schlug Dir entgegen," fiel Marconi ein.

Annunciata erröthete wieder, und fuhr fort: — „ich sah Dich öfter, Du mich nie. Ach, wie bebte ich, wie kämpfte ich. Endlich entschloß ich mich, Dir fremd zu sein, so hielt ich's meiner Lage am angemessensten. Du fandest mich an jenem Tage, wo Dein Edelmuth Dir auf's Neue, wenn es möglich gewesen wäre, Dich noch mehr zu verehren, meine ganze Seele zu eigen machte. Du riefst „Luigi!" Ach, wie mußte ich mich beherrschen, nicht in Deine Arme zu eilen! — Du zogst zu uns — — —" „Nun, warum stockst Du so?" fragte ungeduldig der Bruder, „sag' es nur — kurz. Joachim, sie liebte Dich, Du sie, und im Augenblick des Scheidens wurde es Euch klar, daß Ihr ohne Euch nicht leben könntet. Du aber kamst nicht wieder. Die liebende Jungfrau erkrankte. Ein Briefchen von Dir flößte Balsam in das wunde Herz. Du versprachst zu kommen, kamst nicht, und auch keine Kunde. Da drohte der Gram

sie zu tödten. Doch," fuhr er lachend fort, „lassen wir sie seufzen, und sehen, was Marconi in A.....g macht! — Mir ging es herrlich. Mein Kunsthandel blühte. Glückliche Ankäufe von Gemäldesammlungen machten mich reich. Ich gab meinen Kunsthandel auf, heirathete mein München — und zog hierher. Aber nun trieb mich die Sehnsucht nach den Meinen. Deinen Brief brachte mir ein Freund von A.....g, ein Offizier. Seine Uniform zog ich an, und reiste nach Italien. In Florenz erfuhr ich Dein Studium an der Küste. Ich legte eine Mönchskutte an, um desto sicherer zu sein, und komme und finde Annunciaten. Ich eilte alsbald nach Rom, Dich aufzusuchen, und finde Dich krank. Ich bleibe bei Dir, bis Dein Arzt mir alle Hoffnung macht, dann eile ich zu Annunciaten, und gehe mit ihr eilig hierher; denn ich durfte nicht zu fest trauen, und — nun ist die Reihe an Dir, nun erzähle Du."

„Ich that's. Als ich Andrea's Tod erwähnte, brach Annunciata in Weinen aus. Selbst Marconi trocknete sich eine Thräne, und murmelte: Requiescat in pace!

Ein neues, heiteres, glückliches Leben begann für mich. Bald wurde Annunciata mein Weib, und gerade am Tage der Trauung meldete man mir von Neapel aus, daß der König die Familie des Marchese Pescara begnadigt und wieder in den Besitz ihrer Güter zu setzen befohlen habe. Da war unser Glück vollendet. Und als der Frühling in die Berge Tyrols zog, da wanderten wir nach Süden, um an Parthenope's herrlichem Gestade des Lebens Wonne zu genießen. Gottlob, noch immer sind wir Alle glücklich, und meine Knaben geben Hoffnung, daß einst tüchtige Maler aus ihnen werden."

Die Schuld.

An dem tiefblauen Himmelsbogen stand einst in unumwölkter Klarheit die Maisonne, und badete ihr strahlendes Antlitz in der Spiegelfläche des Vierwaldstättersee's, der ruhig war, und unbewegt, wie ein gut Gewissen. Die Mittagszeit hatte die fleißigen Menschen um den Herd versammelt, und nicht einmal ein Kahn glitt über den See hin. Alles athmete Frieden und Ruhe rings umher. Auf allen Seiten war der Himmel wolkenlos; nur über dem alten Riesen der Urwelt, über dem Pilatusberge, erhoben sich hellweiße, fette, tiefgrau schattirte Wolkenmassen langsam und majestätisch, verheißend ein Unwetter. Und die Luft, die fast schwül und drückend war, ließ des Föhns wilde Wuth fürchten, ehe noch des Abends Kühle Erquickung brächte den Geschöpfen.

Gar freundlich sandte die Sonne ihre Strahlen in eine kleine Bucht, die, rings umstarrt von hohen und steilen Felswänden, geschützt war gegen des Föhnes Rasen. Ueppiges Grün deckte den Boden, und das herabhängende Geäste der Sträucher bildete fast ein schützendes Laubdach. Einzelne Bäume erhoben ihre Wipfel in dem engen Raume der Bucht, zwischen deren Stämme jetzt eben ein junger Fischer seine Netze aufhing.

Unweit der Bäume stand ein Hüttchen — ärmlich — klein — aber nett und freundlich anzusehen, und drinnen hatte treue Liebe, keusche Sitte und harmloser Frieden sich angesiedelt bei ihm

und seiner Gattin, auf deren Wangen noch der Jugend Frühling blühte. —

Diese Bucht schien so recht geschaffen zum Asyle für der Liebe Glück — oder für ein Herz, das des Leidens bitteren Kelch geleert, dem des Schmerzes Dornenkrone nicht fremd war, das nun Ruhe suchte nach des Lebens Stürmen. Jenes war sie jetzt, dieses war sie gewesen. Jenseit der Hütte lagen zwei Gräber, deren eines schon eingesunken, das andere noch frisch und mit weißen Rosen bepflanzt war. Die Schläfer in diesen Gräbern hatten hier des Lebens und des Glückes Frühlingstage, aber auch des Elendes kalte düstere Wintertage durchlebt, und dann erst, gerade da die Ruhe gefunden, wo jene sie beglückt, diese sie so tief gebeugt.

Einst blühte hier das Vierwaldstätterse'e's schönste Blume — Verena. Sie erheiterte ihres alten Vaters Tage, und wirkte still im häuslichen Kreise. Alle Jünglinge des Landes buhlten um ihre Gunst; keinem erschloß sie ihr Herz — bis einst ein fremder Jüngling, der Schiffbruch gelitten an des See's Felsenufern, von den Wellen hierher getragen, ihr Herz gewann und ihre Hand. Jetzt mieden die Jünglinge die Bucht; kein Kahn lagte hier mehr an, da ohnedem des jungen Mannes stiller, träumerischer, oft finsterer und melancholischer Sinn seinem zusagte, und die durch ihre Liebe Beglückten freuten sich ihres Stilllebens.

Ein Jahr verstrich und noch ein halbes — da verbreitete sich eine schlimme Mähr' längs des See's Ufern: Verena's Gatte habe sie, die Mutter eines blinden Knaben geworden, in einer schnöde sittlichen Anwandlung von Wahnsinn verlassen, und sei seitdem spurlos verschwunden. Das ging von Mund zu Mund, und der Neid freute sich rachedurstig und die gekränkte Eitelkeit — aber das bessere Herz seufzte und sprach leise und wehmüthig: „Die Armen!"

Und es mußte wohl so sein, wie die Sage ging, denn Verena's Vater alterte schneller, als es im Gange der Natur lag, und der

im Innern nagende Kummer stand mit leserlicher Schrift auf den gefurchten Wangen geschrieben. Verena's Gatte war wirklich verschwunden. Sie hatte nur Thränen und Seufzer, und von ihren Wangen schwand die Blüthe, und nur der bloße Harm lag auf ihnen. Der wahre Gang ihres finsteren Geschickes blieb ein Geheimniß, soviel auch die Neugierde forschen mochte.

Ihr Vater trug seinen Schmerz nicht lange; der nagende Herzwurm fällte die noch rüstige Eiche, und ihr Fall zerschmetterte vollends die welkende Blume. Bemitleidet von Allen, jetzt selbst von denen, die sie einst von sich gewiesen, fand endlich das arme Herz Frieden unter dem Rasen — über welchem der blinde Knabe nach der schlafenden Mutter wimmerte.

Entfernte Verwandte bezogen die Hütte (der jungen Fischerin Vater mit den Seinen) und der blinde Waise fand an den guten Menschen treue Versorger. Der von des Kummers Milch Genährte wuchs heran; allein sein Aeußeres war finster wie sein Inneres. Die Außenwelt blieb ihm unerbittlich verschlossen, so lebte er mehr in der inneren, geistigen.

Er lernte die Harfe spielen und Lieder singen, wie sie im Munde des Volkes gingen, aber keine heiteren sang er, nur ernste, wehmüthige oder wilde, finstere. Seine Weisen schuf er selbst, wie sie das Echo, das Alphorn und die Menschenstimme in ihm erregten, oder des Liedes Geist sie erheischte. Sie waren Grauen erregend, und je älter er wurde, desto seltener sich der stille Schmerz seiner Seele in eine wehmüthige Melodie aushauchte. Unstet war sein Geist, wie sein Leben. Die Bucht war ihm zu eng. Er mußte hinaus und zog des See's Ufer auf und ab, seine Lieder singend. Und ob er gleich am liebsten ein schrecklich Lied vom Königsmord und Vatermord sang, das jedes Herz mit Entsetzen erfüllte, so war er doch dem Volk ein lieber Gast. Oft sah er Jahre hindurch die Bucht nicht wieder. Sein Pfleger starb. Dessen Tochter reichte

einem biederen Manne ihre Hand, und genoß im einsamen Winkel des See's ihr ehelich Glück. Seitdem war der Blinde nicht wieder da gewesen, und mied sichtlich den Ort seiner Geburt.

Mehr wußten selbst die jetzigen Bewohner nicht von den früheren Ereigniſſen in dieser Bucht.

Aus des Hüttleins Thüre trat jetzt zu dem jungen Gatten die Gattin. An ihrer Bruſt ruhte der lachende Säugling; aus ihren Augen strahlte Heiterkeit und Glück. Sie setzte das Kind in's kühle Gras, wo es nach Blümchen haſchte, die umher blüheten, und half nun dem Gatten die Netze ausbreiten, was in einer um so heiterern Stimmung geſchah, da er in der Frühe des Morgens einen Fiſchzug gethan, so reich faſt wie einſt der des Apoſtels Petrus. Dann setzten sich Beide zum ſpielenden Knäblein, an ſeiner kindlichen Fröhlichkeit ſich ergötzend.

Allmälig stiegen die Wolkenmaſſen gewaltiger auf und thürmten auf die ſchneeigen Gipfel der Alpen neue Alpen, so drohend und kühn, daß der Fiſcher, deſſen geübtes Auge das nahende Wetter voraussah, ſchnell den Kahn feſter feſſelte und die halbtrockenen Netze wieder abnahm. Darauf ließen ſie ſich nahe an der Hütte auf ein Bänklein nieder und koſeten traulich, doch aber ſtill, denn ihre frommen Gemüther ließen ſie nicht laut fröhlich werden in der Nähe der Gräber der Unglücklichen. Manch freundliches Wort ſprachen ſie hier, bis ſie es endlich mit Schrecken wahrnahmen, wie vom erwachenden Winde bewegt des See's Wellen ſich ſchon ſchäumend brachen an den felſigen Ufern, und das Hochgewitter ſchon faſt über ihnen ſchwebte, der Sonne Licht bereits verdunkelnd.

Sie erhoben ſich nun, unter das ſchützende Strohdach der Hütte ſich zu bergen; da fiel des Weibes Blick auf die Felswand, die gerade ihnen gegenüber ſich ſtell und nur mit wenigem Buſch-
t bewachſen, erhob, und ſiehe, da oben in der ſchwindelnden
gewahrte ſie einen Mönch im härenen Büßergewande, der,

die Händen gefaltet, den starren Blick gen Himmel gerichtet, anblickte, wie ein bleiches Steinbild. Es war ein hochbetagter Greis, dessen ganzes Wesen etwas Edles hatte; aber ein Leben voll Weh und Leid schien an ihm vorübergegangen zu sein, und hatte ihm sein unverkennbares Siegel auf die Züge gedrückt. Nur wenige, dabei schneeweiße Haare deckten den Schädel. Ein schneeweißer Bart fiel bis über den Strick herab, der seine Lenden gürtete, und vollendete das Ergreifende der Erscheinung. Deutlich konnte man es wahrnehmen, wie von Zeit zu Zeit große Thränen in den weißen Bart hinabrieselten.

Das junge Weib erschrak in dem ersten Augenblick; in dem zweiten aber bewegte die innigste Wehmuth ihr Herz, wie es denn auch überhaupt ein ergreifender und erschütternder Anblick ist, wenn ein Greis weint, sonderlich für das weibliche Gemüth, das tiefer und inniger und zärter fühlt, als das männliche. Doch auch den Fischer bewegte der Anblick des weinenden Alten, als ihn sein Weib aufmerksam auf ihn gemacht. Ihm war diese Erscheinung so fremd nicht wie seinem Weibe. Der Greis war ihm in dieser Gegend öfter schon begegnet. So nahe seiner Hütte hatte er ihn jedoch selbst noch nicht gesehen, und obwohl er immer ernst und still war, hatte er ihn doch so tief bewegt noch nicht erblickt.

„Wer ist's? Kennst Du ihn?" fragte das Weib den Gatten.

„Es ist der alte Waldbruder, der in dem Eigen seine Klause hat," antwortete der Fischer.

„O, führe ihn doch herab zu uns," bat das Weib, „daß der arme Greis ein Obdach finde! Siehst Du," fuhr sie, beredt durch ihr Mitgefühl, fort, „wie sich die Blitze schlängeln? Hörst Du, wie der Donner rollt? Sagt nicht die drückende Luft den Föhn voraus?" — Das Gewitter kam immer näher.

Der Fischer schüttelte bedenklich das Haupt und sagte: „Er wird nicht mit mir gehen, denn er flieht die Menschen und will keinerlei Verkehr mit ihnen."

Aber stehender hat das Weib, und er ging den Pfad, der durch das Gebüsch sich wand, hinauf zur schwindelnden Höhe der Felswand, und stand bald vor dem Greise.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte der Fischer.

„In Ewigkeit! Amen," sprach mit einer zitternden Stimme der Mönch, das Haupt langsam erhebend, und sah den Fischer mit einem Blick an, der ihm durch's Herz ging, weil ein unaussprechlicher Schmerz darinnen lag. „Warum störst Du mich?" fragte der Alte.

„Ich habe nur eine Bitte an Euch, Pater Johannes," entgegnete der Fischer, „daß Ihr nämlich möchtet mit mir hinabsteigen und meiner Hütte Obdach annehmen, bis das gräuliche Wetter vorüber ist und der Föhn ausgerast hat, dem Ihr hier oben unausweichlich ausgesetzt seid!"

Der Greis sah ihn mit einem wilden, durchbohrenden Blick an. „Weißt Du, was Du von mir heischest?" fragte er rasch. „Hast Du je empfunden," setzte er dann etwas weicher hinzu, „was ein zerrissenes, in seinem Innersten zerrissenes Herz empfindet, wenn es dem Orte naht, wo es die Schuld vergaß, die es drückt, und noch einmal eine Weile glücklich war, dann sein Glück selbst zertrümmernd der alten Schuld die neue zugesellt? Hast Du das je empfunden? Kennst Du die Höllenqualen der eigenen Brust?" —

Die letzten Worte hatte er heftiger ausgesprochen. Der Fischer sah ihn erschrocken an — denn er verstand ihn nicht.

„Das Wetter, den Föhn und die Blitze fürchte ich nicht," fuhr der Greis in gleichem Tone fort. „O, es gibt einen Donner, der schrecklicher brüllt; Blitze, die feuriger zucken; einen Föhn, der fürchterlicher rast — sie verfolgen dies kahle Haupt, das sterben möchte und nicht kann!" Er fuhr wild mit der Hand in die wenigen Haupthaare, schwieg eine Weile und fuhr dann sanfter fort: „Du, nein, Du kennst sie nicht! Gehe! Laß mich!"

Der Fischer stand bebend vor ihm und hatte die Hände gefaltet. „Ich bitt' Euch noch einmal!" sprach er sanft.

„Willst Du," fuhr der Alte auf, „daß ich des Himmels Fluch noch einmal der Hütte da unten bringe? Wohin mein Fuß tritt, da ruht der Fluch, da siedelt sich das Elend an, da haust Graus und Schrecken! Geh'!"

„Gerechter Gott! er redet irre!" seufzte der Fischer, und lauter sprach in ihm die Stimme des Mitleids: Rette ihn!

„Das Wetter wird schrecklich," sprach noch einmal der Fischer bittend, „geht doch mit mir hinab. Ich will Euch führen, damit Euer Fuß nicht ausgleite."

Der Greis warf einen Blick hinab auf die Hütte, die Gräber, und schauderte in sich zusammen. Der Donner brüllte jetzt grausiger; der Föhn tobte entsetzlich und riß Bäume in den See, die noch kurz vorher ihr stolzes Haupt in die Lüfte erhoben hatten; aber die Stelle, wo der Fischer stand und der Mönch saß, hatte er noch nicht erreicht.

„Der Föhn nahet!" rief unten das junge Weib, von Angst gefoltert, mit bittender Geberde.

„Geh' hinab," sprach der Mönch, „Dein Weib jammert. Laß mich allein hier. Um mich weint kein Auge mehr, denn der Fluch Tausender folgt mir, wie mein Schatten!" —

„Nein!" rief der Fischer entschlossen, „allein lasse ich Euch hier nicht. Wollt Ihr nicht hinab, so bleibe ich bei Euch und theile Euer Loos!"

Das Weib rang jammernd die Hände.

Der Greis sah den jungen Mann wohlwollend an. „Gott lohn's," sagte er darauf. — „Doch — Du weißt nicht, was Du thust. Und wüßtest Du es — Du würdest fliehen aus der verpesteten Nähe und Dich kreuzigen."

Der Fischer aber wich nicht. Er ergriff des alten Mannes Hand, ihm aufzuhelfen.

Jetzt versank der Mönch einen Augenblick in Nachdenken — dann erhob er sich und rief mit bitterem herzzerreißendem Ausdruck: „Ich will ja büßen!“ blickte gen Himmel und bewegte in leisem Gebete die Lippen; dann folgte er willig dem Fischer, dessen leitende Hand er jedoch abwies.

„Ich bin wohlbekannt hier,“ sprach er mit Wehmuth — „und — es gab eine Zeit, wo ich mit anderen Gefühlen hier herabstieg.“

Als er aber nun unten angekommen war, stand er still, blickte sich um und seine Hände zitterten, seine Kniee wankten, seine Thränen flossen mild. Seine Gefühle übermannten ihn. Er sank auf die Kniee, schlug seine Brust und rief: „Mea culpa! mea maxima culpa!“ —

Mit vieler Mühe brachten ihn die, durch diesen Auftritt auf's Neue erschütterten Gatten in die Hütte. Jetzt brauste der Föhn schrecklich über die Bucht hin. Nur ihre Felswände schützten die Hütte vor der Zerstörung. In des Sturmes Geheul dröhnte und prasselte der Donner. Die Blitze zuckten fürchterlich am Himmel hin und mit lautem Krachen brachen sich die Wellen des See's im weißen Gischt. Alle Elemente schienen entfesselt im wüthendsten Kampfe.

„Gott erbarme sich der Schiffenden!“ sagte leise der Fischer.

Bebend schmiegte sich das Weib an den Gatten, Schutz suchend bei dem stärkeren Mann.

Ein Blitz erhellte jetzt schrecklich das kleine Gemach, und über die Bucht rollte furchtbar der Donner.

„Rufst du endlich?“ rief der Mönch jetzt dumpf. „Verena!!“ rief er lauter.

Die Gatten fuhren erschrocken herum.

„Nein, nein,“ sagte er, „sie schläft, sie schläft den ruhigen Schlaf des Friedens, und kennt nicht die Qual der Schuld!“ Er stand auf und schritt kräftig umher. Dann aber sank er wieder ermattet auf den Schemel.

„Ihr lebt über den Grübern einst glücklicher Menschen,“ hob er endlich ruhiger wieder an. „Setzt Euch zu mir! Kennt Ihr ihr Geschick? — o, kommt, ich will eine Wunde aufreißen, die dennoch nie heilet, ich will büßen!“ —

„Habt Ihr nie gehört von Kaiser Albrecht's Morde?“ fragte er.

„Wir haben die Mähr' oft gehört,“ antwortete der Fischer.

„Wohlan, ich will sie noch einmal Euch genau erzählen, hört Ihr? genau sage ich; ich kann's wie Keiner.“

„Wie mögt Ihr doch jetzt gerade solche Mähr' erneuen?“ fragte mißbilligend der Fischer.

„Weil sie so genau mit Verena's Geschick zusammenhängt,“ sprach der Mönch. Er sammelte sich eine Weile, dann begann er, sichtlich erschüttert:

„Einst saß zu Baden beim frohen Mahle der Kaiser Albrecht, und war guter Dinge, denn seine Gattin kam von ferne zu ihm her, und das erfreute ihn, weil er sie lieb hatte; aber es kam auch die Rede von dem frohen Ereigniß auf der Waldstätte eigenmächtige That, die er Frevel nannte, und erglühend in wildem Zorne, sprach er, wie er den Frevel strafen wolle durch ihrer Freiheiten Verlust und harten Druck, und wolle das Land machen zu einem Lehen.

„Da erhob sich unter den Edlen Johann von Schwaben, des Kaisers Bruders-Sohn, dem er widerrechtlich sein Erbe, das Schwabenland, vorenthielt und sprach: Gebt mir das Land zu Lehen, Ohm! — Ob der Rede lächelte spöttisch der Kaiser, sah den Jüngling mit spottender Miene an und nahm das Kränzlein, das er spielend gewunden von den Blumen, die die Tafel zierten, und setzte es ihm auf's Haupt, sprechend: „Das Jüngling, ziemet Dir, das Regiment gezieret mir!“ —

„Hans erbleichte und entsetzte sich fast sehr.“

„Das war hart!“ sagte das Weib.

Der Mönch fuhr fort, doch wandte oft seine Stimme, und rang sich den Kampf, den es ihn kostete: „Eine wilde Zornesgluth loderte darob alsbald in des Jünglings ungezähmtem Herzen auf, und seine Freunde, des Kaisers bittere Feinde, schürten die Gluth und beschworen mit ihm ein Bündniß der Hölle, Hand zu legen an den Gesalbten des Herrn. — Und es begab sich, daß etliche Tage darauf der Kaiser gen Rheinfelden ritt, es war just am ersten Tage des Mai!“

„So jährt es sich heute!“ rief das Weib mit Entsetzen. —

Der Mönch schauderte — doch ließ er sich nicht unterbrechen, — „und,“ fuhr er fort, „ein groß Gefolge von Rittern und Herren war mit ihm. Unter diesen befand sich auch Johann von Schwaben, den der Name Parricida brandmarkt, — — und seine Verbündeten Wart, Palm, Tägerfelden und Eschenbach. Heitern Sinnes ritt der Kaiser bis Windisch, wo er setzen wollte über die Reuß mit seinem Gefolge, und war doch nur ein Kahn da. Und in den Kahn trat der Kaiser, und nach ihm sprangen Johann und die vier Freunde in den Kahn. Angelangt am andern Ufer, ritten sie wacker fürbaß gen dem Stammgut in dem Eigen. Nahe der Burg Habsburg, wo in der Ebene ein reiches Kornfeld mit hohen Halmen wogte, war ein Kreuzweg. Da traf der Kaiser Herrn Walther von Castelen, und bedeutete ihn freundlich an, zu warten auf sein ritterlich Gefolge. Da war die Stunde gekommen, wo der Teufel unstrichte Johannes Herz. Er setzte seinen Sper ein und rannte in wilder Rachegluth ihn dem Kaiser in die Gurgel, rufend: „Hier ist des Unrechts Lohn!“ Und Palm stieß im hohnlachend sein Schwert in's Herz, und Eschenbach spaltete sein Haupt, als ob es nicht genug gewesen wäre mit einem Todesstoß.“ — —

Er schwieg und sein bleiches Haupt sank auf die Brust. Nach einer Weile rief er aus: „O, der entsetzlichen That, die keine Reue tilgt, keine Buße sühnt!“

Das Weib sank mit einem Schrei des Entsetzens an des Gatten Brust. „Wer das nicht Vatermord?“ fragte sie bebend.

„Vatermord! Ja, das ist der Name!“ rief der Mönch; „Parricida! Parricida!“ Der Mönch ermannte sich wieder und fuhr fort: „Eine arme Bettlerin saß am Wege. Sie nahm das Haupt des Kaisers in ihren Schooß und betete über ihm. Also gebettet — verschied er, noch ehe das Gefolge ankam. Aber der Gott, der Alles sieht, und vergilt einem Jeglichen nach seinem Thun, sandte seine Racheengel, und die Mörder flohen, von ihnen verfolgt, in die unzugänglichen Wildnisse des Landes. Und Johannes, der Vatermörder, irrte umher, unstet und flüchtig, wie Kain, und fand nicht Rast, nicht Frieden, und büßte hart — und durchirrte Italien nach allen Richtungen mit der Centnerlast auf dem Gewissen, und kam wieder in's Schweizerland nach langen, langen Jahren, und brachte zurück, was er mit sich genommen — die Hölle in der eigenen Brust! — — Schrecklich hatten derweilen Agnes, Elisabeth und Leopold Blutrache geübt und waren der Schuldlosen viel gemordet worden um des Einen willen, dem die Strafe gebührte. Solche Mähr' wurde ihm hier am Vierwaldstättersee, und sie mehrte tausendfach noch seine Qual. Die Rache des Himmels folgte ihm auf der Ferse. O, für den Bösen gibt es kein Glück. — Und doch blühte es noch einmal für Johann — aber es glich sein Leben der Umgebung des Feuerberges Vesuvius, allwo er einst lange geweilt auf seiner Flucht, wo unterirdisch Feuer wüthet und darüber Blumen blühen, bis es ausbricht und sie zerstört mit wilder Gewalt. — Von Stanzstad, allwo er geweilt, wollte er schiffen gen Alpnach. Der Himmel war klar und rein, wie die Fluth. Am ersten Tage des Maien war es. Das Schifflein schwamm ruhig auf der Spiegelfläche — da brach urplötzlich der Föhn aus den Bergschluchten hervor, und ein Hochgewitter zog pfeilschnell herauf, und des See's Spiegel wurde zur wildempörten Fluth, und die Wogen thürmten sich zu Bergen. Der Föhn zerriß das Segel.

und seiner Gattin, auf deren Wangen noch der Jugend Frühling blühte. —

Diese Bucht schien so recht geschaffen zum Asyle für der Liebe Glück — oder für ein Herz, das des Leidens bitteren Kelch geleert, dem des Schmerzes Dornenkrone nicht fremd war, das nun Ruhe suchte nach des Lebens Stürmen. Jenes war sie jetzt, dieses war sie gewesen. Jenseit der Hütte lagen zwei Gräber, deren eines schon eingesunken, das andere noch frisch und mit weißen Rosen bepflanzt war. Die Schläfer in diesen Gräbern hatten hier des Lebens und des Glückes Frühlingstage, aber auch des Elendes kalte düstere Wintertage durchlebt, und dann erst, gerade da die Ruhe gefunden, wo jene sie beglückt, diese sie so tief gebeugt.

Einst blühte hier das Fischerwaldhüttensee's schönste Blume — Verena. Sie erblühte ihres alten Vaters Trost, und wirkte still im häuslichen Kreise. Alle Jünglinge des Landes buhlten um ihre Gunst; keinem erschloß sie ihr Herz — bis einst ein fremder Jüngling, der Schiffbruch gelitten an des See's Felsenufern, von den Wellen hierher getragen, ihr Herz gewann und ihre Hand. Jetzt mieden die Jünglinge die Bucht; kein Kahn lagte hier mehr an, da ohnedem des jungen Mannes stiller, träumerischer, oft finsterer und melancholischer Sinn keinem zusagte, und die durch ihre Liebe Beglückten freuten sich ihres Stillebens.

Ein Jahr verstrich und noch ein halbes — da verbreitete sich eine schlimme Mähr' längs des See's Ufern: Verena's Gatte habe sie, die Mutter eines blinden Knaben geworden, in einer schnöden sündlichen Anwandlung von Wahnsinn verlassen, und sei seitdem spurlos verschwunden. Das ging von Mund zu Mund, und der Neid freute sich rachedurstig und die gekränkte Eitelkeit — aber das bessere Herz seufzte und sprach leise und wehmüthig: „Die Arme!"

Und es mußte wohl so sein, wie die Sage ging, denn Verena's Vater ältert schneller, als es im Gange der Natur lag, und der

im Innern nagende Kummer stand mit leserlicher Schrift auf den gefurchten Wangen geschrieben. Verena's Gatte war wirklich verschwunden. Sie hatte nur Thränen und Seufzer, und von ihren Wangen schwand die Blüthe, und nur der bloße Harm lag auf ihnen. Der wahre Gang ihres finsteren Geschickes blieb ein Geheimniß, soviel auch die Neugierde forschen mochte.

Ihr Vater trug seinen Schmerz nicht lange; der nagende Herzwurm fällte die noch rüstige Eiche, und ihr Fall zerschmetterte vollends die welkende Blume. Bemitleidet von Allen, jetzt selbst von denen, die sie einst von sich gewiesen, fand endlich das arme Herz Frieden unter dem Rasen — über welchem der blinde Knabe nach der schlafenden Mutter wimmerte.

Entfernte Verwandte bezogen die Hütte (der jungen Fischerin Vater mit den Seinen) und der blinde Waise fand an den guten Menschen treue Versorger. Der von des Kummers Milch Genährte wuchs heran; allein sein Aeußeres war finster wie sein Inneres. Die Außenwelt blieb ihm unerbittlich verschlossen, so lebte er mehr in der inneren, geistigen.

Er lernte die Harfe spielen und Lieder singen, wie sie im Munde des Volkes gingen, aber keine heiteren sang er, nur ernste, wehmüthige oder wilde, finstere. Seine Weisen schuf er selbst, wie sie das Echo, das Alphorn und die Menschenstimme in ihm erregten, oder des Liedes Geist sie erheischte. Sie waren Grauen erregend, und je älter er wurde, desto seltener sich der stille Schmerz seiner Seele in eine wehmüthige Melodie aushauchte. Unstet war sein Geist, wie sein Leben. Die Bucht war ihm zu eng. Er mußte hinaus und zog des See's Ufer auf und ab, seine Lieder singend. Und ob er gleich am liebsten ein schrecklich Lied vom Königsmord und Vatermord sang, das jedes Herz mit Entsetzen erfüllte, so war er doch dem Volk ein lieber Gast. Oft sah er Jahre hindurch die Bucht nicht wieder. Sein Pfleger starb. Dessen Tochter reichte

eilten hinaus. Da stand, von Wolke triefend, ein Blinder und rief schaudernd: „O meine Harfe!“

Das Weib und die Gattin starrten ihn an. „Meine Harfe!“ murmelte der Blinde.

„Lathanius! Lathanius!“ schrie jetzt verzweifelnd der Mönch auf. „O im Schrecken der Vergeltung!“

Der Blinde starrte nach ihm hin mit dem ausloschenen Auge.

Fürchterlicher rasselte der Donner.

„Ha!“ rief jetzt der Mönch, „Du rufst zum Gerichte!“

Krampfhaft umfaßte er den Blinden.

„Ich,“ rief er noch einmal, „ich — bin Johannes Parricidus, Dein Vater,“ und sank todt neben dem Blinden nieder.

Die Eiche von Vincennes.

Novelletta.

1.

In einer Entfernung von etwa einer Viertelstunde, rechts von der Heerstraße von Paris nach Vincennes, stand eine ungeheure Eiche. Jahrhunderte waren sturmbewegt an ihr vorübergerauscht und hatten ihre Krone nicht gebrochen. Frisch und grün stand sie auf einem kleinen Hügel, die ganze Gegend beherrschend, die, von Wiesen bedeckt, sich bis zu den Mauern des alten thurmreichen Vincennes hindehnte. Zu ihren Füßen quoll ein Wasser, das rein wie Krystall, den erquickendsten Labetrunk bot für den müden Wanderer, der gerne hier ausruhte. — Die Eiche von Vincennes hatte ihre Geschichte, ihre hohe Wichtigkeit. Mit einer Art Ehrfurcht betrachtete sie das Volk von jeher; und wehe dem, der ein Aestlein abzubrechen sich erkühnt hätte! Sie war ein Heiligthum. Und doch hielt weder die Jugend ihre Sonntagstänze hier; noch gab ihr ein lustiger Jahrmarkt Bedeutung; noch war eine Schlacht hier entschieden worden; noch ein Mirakel in dunkler Zeit hier geschehen, von dem Allen nichts. — Aber was war es denn, was dieser Eiche eine so hohe Bedeutung lieh? Ihre Riesengröße? — Allerdings war diese außerordentlich; und schwerlich hatte Frankreich einen zweiten Baum, wie die Eiche von Vincennes; allein das hätte denn doch nichts ausgetragen. Vielmehr lag der Grund ihres Ansehens

in einer volksthümlichen Sitte, in einem uralten, geheiligten Brauche. — Hier gaben seit uralten Zeiten die Könige von Frankreich ihrem Volk öffentliche Audienzen. Unter dem Baume stand oder saß der König jährlich am ersten Mai, und die Ebene bedeckte eine zahllose Menge. Jeder durfte sich seinem Könige nahen, und ihm seine Wünsche, Klagen und Beschwerden vortragen, und war gewiß, daß schnell entschieden werden würde; denn der Kanzler schrieb, wenn der König nicht schnell das Urtheil fällte, die Sache nieder, und die Entscheidung folgte gewiß von dem Gerichtshof oder dem Parlamente. Dieser Brauch war durch Jahrhunderte geheiligt. Nur die Zeiten der Hugenottenkriege hatten ihn in Verfall gebracht. Das ausschweifende Leben des Hofes war einem Acte nicht günstig, wo so oft die losen Streiche des Adels, die Ungerechtigkeiten der Gouverneure den unwillkommenen Weg zum Ohre des Königs gefunden. Das Volk betrachtete mit Wehmuth die Eiche von Vincennes, und es war nahe daran, daß die schöne Sitte der Sage anheimfiel.

Da erschallte durch's ganze Land die Kunde: „Heinrich der Vierte, der galante, ritterliche König, der Liebling des Volkes, werde am ersten Mai wieder den alten Brauch ausüben, und mit eigenen Ohren seines Volkes Klagen und Wünsche hören unter der Eiche von Vincennes." Der Jubel hatte kein Maß, den diese Kunde hervorbrachte. In den letzten Tagen des April, die nicht eben zu den freundlichsten gehörten, sah man Züge, die sich alle gegen das alte Vincennes bewegten. Da konnte man die Volkstrachten von ganz Frankreich erblicken, so malerisch von den Pyrenäen und der Grenze Italiens her, und so steif und nichtssagend aus dem Norden. Da kamen Bauern und Kaufleute, Beamte und Ritter, Mönche, Priester und hugenottische Geistliche in ihren langen, schwarzen Talaren und den schneeweißen Bäffchen, Frauen und Mädchen, Greise und Jünglinge — kurz alle Stände und alle Provinzen des Reiches waren vertreten, und die Gegend war so reich bevölkert, daß vor den Mauern der alten Stadt und Feste, selbst unter Zelten und

schnellerbauten Laubhütten Leute wohnten und schliefen, Alle voll Hoffnung, ihren König zu sehen, ihm in's offene Auge, in's freundliche Antlitz zu schauen, und ihm zu sagen, was in Angst und Qual das Herz belaste.

2.

Am dreißigsten April war die Straße von Paris wahrhaft belagert. Alle Umwohner auf mehrere Stunden Weite waren herbeigeeilt, Heinrich, den Volkskönig, zu sehen; denn es hieß, er würde mit dem Glanze seines Hofes einziehen in den Thurm von Vincennes, wie man das alte Schloß nannte. Alles hatte sich gerüstet, und harrte im besten Staate, mit grünen Zweigen geschmückt, des Königs, der da wollte, daß am Sonntag jeder seiner Unterthanen ein Huhn im Topfe habe. Die Männer erzählten von den Waffenthaten des Königs, die Mädchen und Frauen von seiner Schönheit und Galanterie, und überall tönte sein Lob. Die Hugenotten meinten, mit seinem Uebertritte zur päpstlichen Kirche sei's nicht weit her, und er habe diesen Schritt nur gethan, um Frankreich vom Bürgerkriege zu retten; die Katholiken rühmten den Glaubenseifer des gekrönten Proselyten. So hatte Jeder seine Meinung; aber darin stimmten sie Alle überein, er sei gerecht, bieder, tapfer und liebenswürdig.

Mit einer Geduld, welche die dringendsten Bedürfnisse des hungernden Magens und der durstenden Kehle selbst besiegte, harrte das Volk. Es wurde Abend. Die Nacht hüllte das Volksgewühl in ihren dunklen Mantel. Die Sterne kamen leuchtend aus der tiefen Bläue des reinen Himmels hervor und blickten liebend auf die bräutlich geschmückte Erde. — Er kam nicht. Und doch ergriff die Getäuschten keine Ungeduld, kein Unwille. Manches Herz bangte wohl, es möge seine Hoffnung bleichen; aber es sagten sich

Alle: Heinrich täuscht uns nicht! Er kommt morgen in aller Frühe. Es ist ihm etwas Wichtiges begegnet. Gebe Gott, daß es nichts Schlimmes ist!

So zog sich das Volk plaudernd, singend und jubelnd theils in seine Quartiere, theils in seine Zelte und Hütten zurück, und eine Stunde später war die Heerstraße und ihre nächste Umgebung so lautlos stille, daß der späte Wanderer nicht würde geahnt haben, daß vor Kurzem erst Tausende hier sich freudig bewegt hätten. Die zehnte Abendstunde hatte schon dumpf vom Thurme von Vincennes geklungen, als von Paris her ein Trupp Reiter sich der Gegend näherte. Sie waren im lebhaften Gespräche begriffen, zwei wenigstens, während die übrigen in einiger Entfernung hinter ihnen ritten.

„Wir sind froh, Sully," sprach der Eine dieser Beiden, sich zu dem stattlichen Reiter zu seiner Linken wendend, daß Wir dem Gewühl entgangen sind. Niemand ahnt in Vincennes Unser Kommen." „Eure Majestät entziehen Sich doch sonst ungern dem glücklichen Volke, das seinen Liebling sehen möchte," entgegnete der Angeredete, nämlich der Herzog von Sully.

„Du hast Recht, Sully," versetzte darauf der edle Béarner (denn er war es), „allein es ist Uns heute so gar nicht zu Sinne gewesen. Ein König will auch einmal Ruhe; zumal Wir morgen einen ernsten und heißen Tag haben werden. Gott gebe Uns Einsicht und klares Urtheil!"

„Damit, Sire, hat Gottes Gnade Euer Majestät reich bedacht! Es wird sich klar zeigen am morgenden Tage."

„Sully ein Schmeichler?" fragte Heinrich der Vierte.

Sully legte die Hand auf's treue Herz. „Gott weiß, wie ich's meine!" sprach er mit Gefühl.

„Wir auch, Sully! Wir auch!" sprach der König darauf, und hielt sein Pferd an; denn die Stadt von Vincennes stand in ihren

riesenmäßigen Umrissen, noch vergrößert durch das Heldenmal des Sternenlichtes, vor den Blicken Heinrichs des Vierten. —

„Was ist das, Sully?“ fragte er.

„Das ist die Eiche von Vincennes, Sire,“ entgegnete Sully, „wo die Könige Frankreichs ihr Volk gehört und nach bestem Wissen und Gewissen gerichtet haben, wo Eure Majestät morgen die schönste Handlung des Königthums ausüben wollen und werden.“

Des Königs Blicke ruhten auf dem Baum, und er hielt sein weißes Lieblingsroß an, bis die Reiter des Gefolges näher kamen.

„Montmorency!“ rief der König und Einer des Trupps war im Moment zur Stelle.

„Nehmet Unsere Pferde und reitet bis zur Zugbrücke Vincennes' in aller Stille. Dort harret Ihr Unser.“

Ehe noch Sully eine Bedenklichkeit äußern konnte, war Heinrich aus dem Sattel und Sully folgte seinem Winke; die Reiter zogen sich zurück, und bald war der Hufschlag ihrer Rosse in der Ferne verklungen und es trat wieder die lautlose Stille der schönen Nacht in ihre Herrschaft ein.

Heinrich, von Sully begleitet, schritt langsam und still der Eiche zu. Der Platz um diesen Baum war geebnet. Grüne Zweige waren klein gehackt auf dem Boden umhergestreut, den man erhöhet hatte, damit des Herrschers Fuß nicht an die dicken Wurzeln stoße, welche sonst zu Tage sich verbreiteten und mit dicker Rinde bedeckt waren, wie der Stamm selbst.

Als Heinrich unter dem Laubgewölbe des Riesenbaumes stand, durchzuckten heilige Schauer seine Seele. Er stand einige Momente in ein lautloses Sinnen versunken; dann faltete er seine Hände, nachdem er den Hut abgenommen, und betete still.

Auch Sully war von der Macht des Moments tief ergriffen.

Die Sterne hätten sich in einer Thräne seines Auges spiegeln können, wenn ihre Strahlen die dichten Laubmassen des Baumes hätten durchbrechen können. Auch er betete für den Freund seiner Seele, der Frankreichs Krone trug, und nie war sein Gebet frommer und inniger gewesen, als jetzt. —

Heinrich bedeckte nach einiger Zeit sein Haupt wieder, und wandte sich an Sully.

„Freund!“ sprach er ernst, „es hat das Gebet Unsere Seele gestärkt! Wir hoffen zu Gott, daß Wir morgen Unsere Pflicht erfüllen werden!“

„Ich glaube es,“ sagte Sully.

„Warst Du je Zeuge eines solchen Gerichts, oder besser einer solchen Audienz, Sully?“ fragte der König. —

„Nie, Sire; die Zeit, wo sie hier ertheilt wurden, liegt so weit hinter uns, daß ich nur davon erzählen hörte.“

„Und glaubst Du, daß das Erneuern des Brauchs heilsam sein wird!“ forschte Heinrich weiter. —

„Wie sollte ich nicht, Sire? Hier wird die Wahrheit schlicht und einfach, nackt und ungeschminkt Euer Ohr erreichen, und das Bollwerk des Hofes wird nicht zwischen Euch und dem Volke stehen!“ So sprach Sully.

„Wohl, Sully! aber —“

„O,“ rief Sully, „Sire, lasset kein Aber hineindringen in das, was ich zu sagen mir erlaubt! Jedes Aber ist eine Schranke, und zwischen Eurer Majestät und Eurem Volke soll keine Scheidewand stehen, die die Herzen trennt. Nur dann ist der Regent das, was er sein soll und sein kann, wenn er ein offenes Ohr für die Wahrheit hat, und diesen freien Zugang zu seinem Ohr und Herzen läßt!“ —

„Wahr, sehr wahr, Sully! Wir wollen das, und wenn Wir

ja es nicht wollen sollten, dann erinnere Uns an die Eiche von Vincennes."

„Das werde ich nie müssen!" rief mit tiefer Bewegung Sully. „Ich bitte Gott, daß er mich das wenigstens nicht möge erleben lassen!" setzte er langsamer hinzu.

„St! Sully, Wir hören Leute kommen!" sprach Heinrich. „Sie scheinen zu Uns und Unserem Standpunkte zu kommen. Der Baum ist dick genug, uns Beide den kommenden Fremdlingen zu verbergen. Vielleicht sind Wir ungebetene Zeugen in einer Sache, die morgen entschieden werden soll!"

Beide traten hinter den Stamm, und es that Noth, sich zu sputen, denn die Redenden nahten ziemlich schnell.

3.

„Seht dort, mein Fräulein," sprach eine rauhe, etwas zitternde Männerstimme, „ist der verhängnißvolle Baum, wo Ihr mit so seltener Beharrlichkeit, dem guten Rath eines alten getreuen Dieners zum Trotze, bei dem beweglichen Könige Recht suchen wollt gegen Einen der Ersten seines Hofs und seiner nächsten Umgebung. Wir Picarde sagen sprichwörtlich: Verklage den Teufel bei seiner Großmutter und du wirst schwerlich ungerupft, sicherlich ohne Recht wegkommen!"

„Mordiva!" flüsterte leise Heinrich seinem Minister zu, „da kommen Wir zu einer Vergleichung, die wir Uns nicht haben träumen lassen. Hat der Mann Recht?"

„Vielleicht!" sagte Sully leise.

„Wie? auch Du?" fragte Heinrich nicht ohne Regung des aufloderndeu Zornes.

„Vergebt, gnädigster Herr!" flüsterte Sully. „Wir sehen ja unter der Eiche von Vincennes, und Ihr wollt Wahrheit! Glaubt

Ihr nicht, daß es schwer werden dürfte, daß ein einfaches Mädchen gegen einen Eurer ersten Diener Recht behalte?"

Heinrich biß sich in die Lippen und schwieg.

„Ihr urtheilt sehr hart, Vater Lafont," versetzte eine jugendliche Stimme von herzgewinnender Milde und süßem Wohllaute. „König Heinrich ist viel zu galant, um mich nicht zu hören, und zu gerecht, um meinem Vormunde geradezu Recht zu geben." —

„Hörst Du?" flüsterte der König Sully zu. „Da gewinne ich einen Advocaten, wie er mir, Dir gegenüber, Noth thut!"

Sully lächelte in sich hinein und dachte, der Alte würde in seinem Texte schon noch weiter fortfahren. So war es auch wirklich.

„Galant! ja, das ist er wohl," fuhr der Alte, den das Fräulein mit dem Namen Lafont belegte, fort; „nur zu galant, wie man sagt, daß er über den süßen Tändeleien der Liebe manchmal die ernsteren Pflichten des Herrschers vergißt. Heinrich ist gerecht, das unterliegt selbst nicht dem leisesten Zweifel; allein er ist dem reichen und mächtigen Baron Fezensac zu sehr verpflichtet, als daß er, nehmt mir's nicht übel, Gebieterin! wenn ich rücksichtslos rede, um eines jungen und schönen Mädchens willen den Mann vor den Kopf stößt, der ihm und seiner Sache die schöne Provinz Picardie gewann! Das ist, theures Fräulein, ein Punkt von Wichtigkeit. Heinrich ist Politiker. Wer um eine Krone seinen Glauben abschwört, der ist gewiß nicht geneigt, um eines Mädchens willen einen einflußreichen, zur Bosheit geneigten Mann sich zu verfeinden, wie den Seneschall der Picardie!"

„Sully! Sully!" flüsterte Heinrich; denn die beiden Personen waren abgestiegen und der Eiche ganz nahe gekommen — „der liest mir, Ventre Saint Christ! den Text, daß ich froh über die Nacht bin; denn Du könntest vielleicht etwas von Schamröthe auf meinen Wangen sehen!"

Sully legte den Finger auf den Mund, indem er ganz leise

zurückflüsterte: „Eurer Majestät Advocat wird's schon wieder entkräften!"

Die beiden Personen waren jetzt unter die schirmenden Aeste der Eiche getreten. Wenn auch das herbe Wort Lafont's ihn zermalmend traf, so bestätigte sich doch die Wahrheit seiner Bemerkung über Heinrichs Galanterie hinlänglich; denn der König hatte an dem Fräulein so viel Interesse gewonnen, daß er nicht wiederstehen konnte, etwas hinter dem Stamme hervor zu lugen, um zu sehen, ob die, die so für ihn war, auch schön genug sei, um es zu rechtfertigen, wenn er ihre Partie nähme.

Zum Glücke wendeten Beide dem König den Rücken, und es war keine Gefahr; aber auch sein Ziel erreichte er nicht; doch sah er eine edle, schlanke Gestalt vor sich.

Sie schluchzte leise.

„Ihr nehmt mir alle meine schönen Hoffnungen, Lafont, die mich bisher oben hielten und mich vor der Verzweiflung bewahrten. Wird mir kein Recht, so nehme ich den Schleier und meine Güter fallen der Kirche zu."

„Da sei Gott vor!" sagte der Diener.

„O Gott," flüsterte halblaut das Mädchen betend, „regiere du des Königs Herz morgen, wenn er hier steht und meine Rede hört! Stärke du mich auch, daß ich nicht gänzlich erliege!"

„Ich gestehe, daß ich vor dem Augenblicke zittere," fuhr Lafont fort, „wenn Ihr reden wollt und sollt. Ich meine, es sei etwas Absonderliches, vor einem Könige zu stehen. Obwohl er um kein Haar besser ist, als ein anderes Menschenkind auch, so ist doch die Majestät, die ihn umgibt, ein Zauber, der Jeden leicht bestrickt, und ihn unendlich hoch über uns hinaushebt."

„Das glaube ich wohl auch," sagte das Fräulein, „und ich will's Euch nicht leugnen, daß mir das Herz mit jedem Augenblicke mehr zu pochen beginnt, der mich der Katastrophe näher bringt."

„Nennt's keine Katastrophe, Fräulein!"

„Nun wie Ihr wollt, Lafont; doch" — bei diesem Worte hob sich ihre Stimme, „meine Liebe gibt mir Muth und mein gutes Recht, Kraft. Laßt uns aber eilen, sonst möchte Eure Schwester umsonst nach uns umsehen, denn die Söldner des Wirthes dürften uns am Ende die Zugbrücke nicht mehr herablassen; und die Witwe Desquelbec, die als betagte Frau der Ruhe bedarf, würde durch uns in ihrer gewohnten Ordnung gestört."

Die Beiden entfernten sich und kaum waren sie weit genug dem Auge und Ohre des Königs entrückt, als er aus dem Versteck hervortrat und Sully ihm folgte.

„Ventre Saint Christ!" rief Heinrich Sully zu, „da hab' ich mehr gelernt in einer Viertelstunde, als in einem Jahre bei den Weisesten der Erde. Wer ist dies Fräulein? Wer dieser fatale Lafont?" —

„Sie hat es Eurer Majestät ja deutlich genug gesagt!" entgegnete Sully, und ein Lächeln der Befriedigung zuckte um seinen wohlgeformten Mund, das jedoch der König nicht sehen konnte. „Du hast Recht, Sully, der alte bärbeißige Poltron hat mir ganz mein Concept in Verwirrung gebracht. Sagte sie nicht, sie sei Fezensac's Mündel?"

„So ist es, Sire!"

„Und was hat sie von ihrer Angelegenheit gesagt?"

„Nichts, Sire. Nur das Wörtlein „Liebe" ist ihr entschlüpft."

„Wahr! Ich entsinne mich: „Verklage den Teufel bei seiner Großmutter!" Daß dich denn die Großmutter sammt dem Enkel hätte, du Poltron!" brummte der König in den Bart, und man sah, daß derbe Wort hatte ihn verwundet; allein bald siegte seine große Gutmüthigkeit und sein leichter Sinn. „Komm, Sully!" rief er lachend, „folge der Großmutter des Teufels, wir wollen den Vincennes, und dort dem alten Fezensac noch ein wenig auf den Zahn fühlen, um diesem Geheimniß etwas näher auf den Grund zu blicken."

Mit diesen Worten schritt Heinrich den Hügel hinab und raschen Schrittes mußte Sully ihm folgen. Auf der Heerstraße nahm er des Freundes Arm in voller gemüthlicher Vertraulichkeit und bald waren die Reiter des Gefolges erreicht. Der König schwang sich auf's Roß. Sein silbernes Horn ließ der Seneschall erklingen und die Zugbrücke rollte keuchend herab. Unbeachtet ritt Heinrich in die alte Stadt ein. Er hätte nach Lafont's Lehre um kein Gut der Erde mit königlichem Gepränge einziehen mögen.

„Fezensac!" rief er, als er am Thore des Schlosses abstieg, „Wir wünschen noch ein Stündchen mit Euch und dem Herzog von Sully zu verplaudern. Wir erwarten Euch in einer Stunde!"

Der Seneschall beugte sich tief und Heinrich schritt in das hell erleuchtete alterthümliche Schloß, in dessen Portal die Halbmgestalt des guten Königs verschwand.

4.

In ein Gemach des Schlosses, das Sully aufgenommen, trat der junge Heinrich von Rohan mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Setzt Euch zu mir, Sohn meines Altesten Freundes," begann Sully, den schlanken jungen Mann zu sich niederziehend auf ein Ruhebett, das durch seine plumpe Form sein hohes Alter verrieth.

„Ich muß eine Sache mit Euch besprechen, und meine Zeit ist kurz; darum schnell zum Mittelpunkte derselben. Fezensac hat einen Sohn?" —

„Ganz recht, und nur Einen!"

„Kennt Ihr ihn?"

„Allerdings!"

„Welcher Art ist er?"

„Fragt im Pré aux Clercs, gnädiger Herr, und Ihr werdet viel von ihm hören!“

„Das heißt, er ist ein Raufbold?“

„Ungefähr das!“

„Und sonst?“

„Nicht viel!“

„Schlimm! Ist er schön?“

„Das hat noch Niemand gesagt!“

„Macht er Glück bei den Frauen?“

„Bei ihrem Auswurf, ja!“

„Das ist noch schlimmer. Ihr brecht ihm aber da schonungslos den Stab?“ —

„Wollt Ihr Unwahrheit, gnädiger Herr, so dürftet Ihr keinen Rohan fragen!“

„Wahr, ich danke Euch; aber junger Freund, man sagt, dieser junge Fezensac sollte heirathen?“

„Ich habe es für Scherz gehalten!“

„Man sagt, sein Vater wünsche es!“ —

„Das mag sein! Ich möchte das Mädchen sehen, das seine Gattin werden wollte!“

„Der Arme!“

„Bedauert ihn nicht, gnädiger Herr! er ist kein Weib werth; es sei denn, daß es ist, wie er!“

„Will er sich denn des Vaters Wünschen fügen?“

„Nichts weniger, als das; denn er entsagt nur ungern dem ungebundenen Leben, das er führt!“

„Also sein Vater will ihn zwingen?“

„Vielleicht, wenn es ihm gelingt!“

„Ich danke Euch, Heinrich, für diese offene Mittheilung, aber jetzt muß ich fort!“

„Seid so gütig, mir zu sagen, warum ich dieses Verhör bestand?“ „Seid gewiß,“ sagte Sully lächelnd, „daß Euch die

genügendste Auskunft morgen unter der Eiche von Vincennes werden wird. Adieu!"

Heinrich von Rohan ging kopfschüttelnd von dannen, denn er begriff den edlen Sully nicht.

Dieser aber trat nach kurzer Frist in der rauhen Kleidung eines Picards, geleitet von einem alten Diener des Castellans von Vincennes aus dem Schloß und verschwand mit diesem in den engen und dunklen Straßen der Stadt.

5.

In einem Winkelgäßchen der alten Stadt Vincennes lag das Häuschen der Wittwe Desquelbec, der Schwester Lafont's. Sie war an einen ehrlichen Picard verheirathet gewesen, der das Gewerk eines Schwertfegers nicht ohne Erfolg in einer Zeit getrieben, wo das Schwert ein ungeheueres Gewicht in die Schale dessen legte, welcher es zu führen verstand. Von allen Parteien fern, diente er Hugenotten, Guisen und Königlichen mit gleicher Treue. Er starb. Seine Frau, geboren auf den Gütern des Marquis de Fongeres, hing mit der ganzen Treue einer Picardin an ihrer Gutsherrschaft, bei der außerdem ihr Bruder als Kammerdiener gedient und bis zum wohlbetrauten Amt eines Hausmeisters gestiegen war.

Welche Wonne erfüllte das Herz der kinderlosen Wittwe, als sie durch einen Landsmann erfuhr, Jaques, der geliebte Bruder, werde kommen und seine junge schöne Herrin mitbringen, eine Ehre, die sie nie geträumt. Jetzt wurde gescheuert und gefegt, und aller Luxus, dessen ihr Stand und ihr Vermögen fähig war, concentrirte sich in dem Ehrengemache, welches die Marquise einnehmen sollte.

Die schöne Lucie wollte ganz ungekannt und unbemerkt bei Frau Desquelbec einkehren; allein ganz Vincennes wußte schon acht

Tage vorher, wer das Buch der Dame Desquelbec bethren würde. So kam es denn, daß Sully ohne große Mühe es herausbringen konnte, wer Lafont's Schwester war und wer bei ihr einkehren würde, auch wo sie wohne.

Er hatte an der Sache des Fräuleins großen Antheil genommen, zumal er ein Unrecht hier vermuthete, das von dem mit Recht verachteten Fezensac ausging, dessen große Dienste bei Gewinnung der Provinz Picardie allein in Sully's Augen den Geiz, die Habsucht und andere Laster dieses hochgestellten Mannes einigermaßen bedecken konnten. Der König Heinrich war blind für Fezensac eingenommen, und ließ sich trotz seiner Achtung und Liebe für den edelsten Minister, der je einem edlen Könige rathend zur Seite stand, von ihm oft mißleiten. Jetzt galt's den Charakter dieses Mannes zu entschleiern und Sully verschmähte es nicht, eine Maske vorzunehmen, um das Laster ohne Maske zu schauen.

Es war schon spät, die Marquise, ermüdet von der Reise, war schon in die Arme des Schlafes gesunken und nur Lafont und seine Schwester plauderten noch traulich bei der Lampe, als es leise zuerst, dann stärker an die Thüre pochte. Die Wittwe ging zu öffnen, jedoch mit der ängstlichen Vorsicht, welche ein so später Besuch erheischt, dessen Zweck sie durchaus nicht begriff.

„Guten Abend, Dame Desquelbec!" sprach ein ehrlicher Picarde im breiten Dialecte seiner Heimath, und trat ein. Es war eine edle Gestalt; groß, gerade und fest, die etwas so Nobles hatte, daß es Lafont verdächtig vorgekommen wäre, hätte nicht der Mann mit aller Gemüthlichkeit seiner Landsleute geplaudert. Er hatte, wie er sagte, den Sieur Desquelbec genau gekannt, war ein Landsmann von ihm, das heißt, aus Einer Stadt, und wollte doch, da sein Freund nicht mehr lebe, dessen Wittwe besuchen, da er gerade nach Vincennes gekommen, um dem Könige seine Noth zu klagen, da ihm die Hirsche im Walde des Herrn von Fezensac seine ganz Beute abgemeldet. Da habe er denn Einige erlegt, um sie zu

schenken. Als dies Fezensac erfahren, habe er ihn heillos mißhandeln lassen.

Lafont hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Der Ton, die Art und Weise der Erzählung, die Thatsache selbst, das Alles riß ihn hin, daß er sich mit Vertrauen dem Landsmanne hingab, wie das überhaupt den Picarden eigen ist, wenn sie in der Ferne einen Landsmann finden.

„Ja, Freund Lissac" (so nannte sich der Fremde), sprach mit Emphase Lafont, „dieser Fezensac ist ein abscheulicher Mensch, der leider bei dem guten Könige Heinrich in großer Gunst steht. Das Eine nur begreife ich nicht, man sagt: der Sully sei ebenso gescheidt, als brav und gut, und doch entlarvt er diesen Schelmen nicht!" — „Wer weiß, wie das steht," sagte Lissac. „Der Sully ist ja am Ende auch so wenig allmächtig, als jeder Andere, und der gute König ist hellsehend genug, der wird ja hinter die Streiche dieses Menschen kommen — und — ich hoffe, daß ich ihm dazu leuchten werde mit dem hellsten Lichte!"

„Recht so, Compère Lissac, recht so! Glaubt mir, daß mein gnädiges Fräulein auch das Seine dazu beitragen wird," sagte Lafont.

„Wer ist denn das?" fragte mit einem Gesichte, Lissac, das dummehrlicher nicht gefunden wird in der ganzen Picardie. Lafont lüpfte die Pelzmütze, die er trug, und Lissac that ehrerbietig dasselbe.

Dieser Ehrfurchtsbezeugung folgte die Nennung der Marquise Lucie de Fongères.

„Aber was hat denn diese Dame aus dem edelsten Geschlechte der Picardie mit dem alten Drachen Fezensac gemein?" fragte der dummehrliche Lissac.

„Wohl die edelste und ruhmbekränzteste Familie unserer schönen Heimath," sprach Lafont — „aber dennoch abhängig von diesem Unmenschen, denn sie ist sein Mündel!" —

„Was Ihr sagt, Sieur Lafont?" — —

„So ist es, mein Freund," fuhr Lafont fort. „Nun denkt Euch, will er dies junge Blut, dies himmlisch-gute Wesen mit seinem Scheusale von Sohn vermählen, damit die Ehen und Allodien der Fongères seinem Stamme zufallen. Um dies zu bewerkstelligen, wandte er selbst Einsperrung des Fräuleins an; drohte ihr, sie für eine Wahnsinnige auszugeben, sie in ein Kloster zu stecken und Gott weiß, was für Seelenfoltern er anwandte, seine schändlichen Zwecke zu erreichen. Da ist denn mein Fräulein heimlich aus dem Schlosse ihrer Väter entwichen, um hier unter der Eiche von Vincennes dem König ihre Noth zu klagen, und Hülfe zu finden!"

„Aber warum will sie den jungen Baron nicht nehmen?" fragte Liffac.

„Ahnet Ihr das nicht? Einmal ist der junge Fezensac ein Katholik und mein Fräulein eine Hugenottin, deren Vater in der Sainte Barthelemy fiel, was sie nie vergessen kann; dann aber liebt sie einen Andern!"

„Ei, so soll sie ihn nehmen!"

„Närrchen," schalt Lafont, „das ist's ja eben, daß sie nicht darf, weil sie noch nicht ihre Volljährigkeit erreicht hat!"

„Wer ist denn der Beglückte?" fragte Liffac.

„Nun, wenn es Dich so sehr anspricht, so wisse, daß es der edle Herr von Clichy ist; edel, wie gewiß irgend Einer, aber auch so arm wie irgend eine Kirchenmaus in Frankreich!"

„Ist er denn nicht hier?"

„Freilich; wie könnte der seine geliebte Lucie allein ziehen lassen, ohne in einer angemessenen Ferne ihr zu folgen, um sie vor Gefahren zu schützen?"

„Das ist ja brav!"

„Gewiß; aber anders ist's auch von dem herrlichen Jungen nicht zu erwarten. Clichy ist sehr brav!"

„Clichy, Clichy?", sagte Liffac sinnend vor sich hin. „Mir ist,

als hätte ich den gekannt, oder war es sein Vater, der in dem Blutbade von Bassy umkam?"

„Richtig, der ist's. Sein Vater fiel dort unter der Hand der Guisen!"

„Der Sohn selbst hat dem Bösarner gedient! Nicht so?"

„Auch das; allein seit der seinem Glauben abgeschworen, zog er sich zurück und — um dem Hasse der Fezenfac's zu entgehen, die ihn überall verfolgten, da sie mächtig am Hofe sind!"

Eben schlug es die Mitternachtsstunde. Lissac nahm Abschied von seinen neuen Freunden und versprach, morgen schon wieder zu kommen. Er schied — und Frau Desquelbec erwachte durch das Geräusch des Aufstehens aus dem süßen Schlummer, in den sie während des Gesprächs der beiden Männer versunken war.

6.

Ungeduldig über das lange Ausbleiben Sully's, ging Heinrich der Vierte in dem großen Gemach auf und nieder. Es war mit alterthümlicher Pracht eingerichtet. Tapeten hingen an den Wänden, welche Venedig's kunstgeübte Weber verfertigt. In den lebhaftesten Farben prangten seltsame Vögel, welche sich auf den schönsten Blumenkelchen wiegten. Ein großer Spiegel zierte das Gemach. Ruhebette und Polstersitze liefen an den Wänden hin. Ungeheuer plumpe Mobilien standen umher. Der Boden war mit kostbaren Decken belegt.

Die Kerzen waren schon tief herabgebrannt, als endlich Sully eintrat.

„Wo bleibst Du so unendlich lange?" fragte halb unwillig der König seinen Freund und Minister. —

„Die Wahrheit kostet mitunter viel," entgegnete mit tiefer Verbeugung der Herzog von Sully. „Ich mußte die Kleidung eines

Pikards anlegen und aus meinem Gedächtniß den Dialect der Poitou hervorsuchen, um über das Abenteuer mit dem Fezensac's in's Klare zu kommen?"

„Vortrefflich!" rief der König, und der Unmuth, der auf seiner Stirne lagerte, wich der lachendsten Heiterkeit. „Vortrefflich! Sully, Wir können es nur bedauern, nicht dabei gewesen zu sein! Hat der alte Bär wieder 'mal über Uns losgefahren?"

„Das gerade nicht," sagte Sully; „wir hatten Anderes zu besprechen."

„Wie gewannst Du doch sein Zutrauen?" —

Sully erzählte, wie sich das Alles gemacht habe; wie er sich introducirt, und was er denn nun von der Geschichte wußte.

Heinrich stampfte mit dem Fuße wild auf die Erde.

„Es ist wahr!" rief er aus, „der Fezensac hat Uns die Gesinnungen des armen Clichy verdächtigt, wie und wo er nur konnte, bis Wir endlich ihn entließen und durch ungnädiges Wesen ihn von Uns scheuchten. Ventre Saint Christ! Sully, ist das wieder gut zu machen?"

„Warum nicht, mein gnädigster Herr?"

„Rathe mir, wie!" —

In diesem Augenblicke meldete der Kammerdiener den alten Baron von Fezensac, und auf den bejahenden Wink des Königs trat er ein. Es war eine jener Figuren, die in sich selbst zusammengeschrumpft, gelb wie eine Citrone, mit dem allermaliziösesten Galgengesicht, einen so unaussprechlich widerlichen Eindruck auf uns machen, daß wir sie nur mit Ekel betrachten, nur mit Abscheu uns ihrer erinnern. Heinrich der Vierte schien das heute zum ersten Male zu empfinden. Es überlief ihn kalt, eiskalt, als der widrige Mensch mit den tiefsten Bücklingen, aber dennoch mit der Miene, die das Bewußtsein der Unentbehrlichkeit ausdrückt, sich nahte.

„Ah, Fezensac!" rief der König, „Ihr kommt spät, alter

Herr!" „Eure Majestät vergeben," sprach leise der Eintretende, „ein Bote aus der Heimath hat mich aufgehalten. Mein gnädigster Herr! vergebt dem Herzen des Familienvaters, das einen Augenblick von seinem Gefühle sich fesseln ließ!" —

„Aus der Picardie also, mein Lieber! Nun, was gibt's denn da Neues? — Wir bitten Euch, Uns zu erzählen!"

Der alte Baron ward verwirrt.

Heinrich bemerkte das.

„Es ist Euch, wie Uns scheint, ein Arges begegnet, Wir bedauern — doch —"

„Warum sollte ich schweigen vor meinem königlichen Herrn?" sprach endlich mit tiefer Bewegung der Alte. „Mein Mündel ist mir plötzlich mit ihrem alten Diener durchgegangen!"

Der König lächelte.

„Das ist ja sehr schlimm," sagte er; „doch, sagt, wie konnte das Mädchen sich in ihren „alten Diener", wie Ihr sagt, verlieben?"

„Nicht das, Majestät, nicht das!" rief Fezensac. „Eine edle Fongères ist solch eines Frevels unfähig. Ich habe mich unrichtig ausgedrückt, wenn Eure Majestät mich so verstehen konnten. Sie ist vielmehr entflohen unter der Begleitung und dem Schutze Lafont's."

„Entflohen?" fragte Heinrich. „Das setzt ja gewissermaßen ein Gefangensein voraus? Wer dürfte es wagen, in Unserem Lande die freie Erbin der Marquis de Fongères in Haft zu halten?" — Der Ton, womit der König diese Worte sprach, war furchtbar und drohend. Sein Auge weilte mit einem zermalmenden Ausdruck auf Fezensac.

Dieser empfand die Wirkung dieses Blickes vollkommen, und die Ahnung, der König sei nicht ohne Kenntniß der Sachlage, erschütterte ihn auf's Heftigste. Doch sagte ihm wieder seine Kenntniß der Verhältnisse, daß dies nicht wohl möglich sei. Er sammelte

sich schnell und sagte, indem er den Angstschweiß von der tiefgefurchten Stirn trocknete:

„Das wird Niemand wagen, Sire! allein Eure Majestät erkennen gewiß in Gnaden an, daß es Verhältnisse gibt, die einen wahrhaft väterlich gesinnten Vormund bestimmen können, die Freiheit seines Mündels dann einigermaßen zu beschränken, wenn der Ehre des Hauses durch ihren Leichtsinn Gefahr droht!"

„Und welche Verhältnisse könnten diesen Schritt der Willkür des Einzelnen rechtfertigen?" fragte Heinrich der Vierte.

Der Ton des Königs war dem Alten so unerwartet, daß er ihn in eine völlige Verwirrung brachte. Er stotterte und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Sully und der König weideten sich an der Verlegenheit des alten Sünders, ohne daß sie jedoch äußerlich dies kundgaben.

„Nun?" fragte Heinrich ungeduldig. —

„Ich meine, mit Eurer Majestät Wohlnehmen — wenn — das Mündel — im Begriffe steht — eine — unstatthafte Verbindung einzugehen!" brachte endlich Fezensac heraus.

„Sagtet Ihr nicht eben erst," fuhr der König fort, „eine Fongères sei eines so unwürdigen Schrittes unfähig?"

„Das — sagte — ich, Sire, allein ich meine die Verbindung mit einem Diener!" —

„So!" dehnte der König. „Daß Wir Obervormund aller Unmündigen Unseres Reiches sind, werdet Ihr, Herr von Fezensac, wohl nicht in Abrede zu stellen geneigt sein! — Mithin haben Wir das Recht, Rechenschaft zu fordern! Die beabsichtigte Verbindung der Marquise de Fongères ist also nicht der Art, wie Wir vermuthet, und Wir dürfen weiter vermuthen, daß ihr Geliebter dem Adel Unseres Reiches angehört! Ist dem so?" —

„Allerdings!" stotterte Fezensac; „aber dem niederen Adel, dem, dessen Stammbaum wenige Jahrhunderte alt ist!"

„Wie heißt er?" fragte Heinrich.

„Guido de Clichy, Sire!“

„Was? Guido de Clichy? der brave Junge, der so wacker stritt? Sein Adel ist ächt und gut, wie der Eure, Fezensac! Doch geht jetzt zur Ruhe und bereitet Euch vor, Uns, so es nöthig, morgen unter der Eiche von Vincennes Rede zu stehen. Andernfalls erwarten Wir diese Rechenschaft morgen Abend hier!“

Diese Worte, scharf und gemessen gesprochen, vollendeten die gänzliche Verwirrung des Seneschalls der Picardie. Er ging fast betäubt hinweg, denn die Ungnade lag klar am Tag. Als er in sein Gemach kam, erwartete ihn ein neuer Schrecken, denn sein Sohn war eben angekommen. Er hatte die Spur der Entflohenen bis Vincennes verfolgt. Sie war also hier! Wollte vielleicht des Königs Hülfe anrufen! Fezensac zerraufte sich das graue Haar und häufte die heftigsten Zornreden auf seinen Sohn, daß er nicht im Stande gewesen, ein Mädchenherz zu erobern.

7.

Früh am andern Morgen erklangen alle Glocken von Vincennes. Der König ritt zur Kirche, die Messe zu hören. Volksgewühl bedeckte die Gassen, und Jubel erfüllte die Luft und übertönte das Geläute der Glocken.

Kaum war die Messe vorüber, so strömte das Volk zu dem Thore hinaus, wo schon eine zahllose Menge in weitem Kreise die Eiche umgab, an deren Stamm ein rothsammtner, reich vergoldeter alterthümlicher Lehnstuhl stand. Zu Füßen desselben lagen kostbare Teppiche. Unter dem Hügel war eine ihn kreisförmig umgebende Erhöhung von Rasen, bestimmt, daß die Kläger und Hülfesuchenden auf ihn, höher als das Volk, und tiefer als des Königs Standpunkt sich stellten.

Zwei Herolde mit kostbaren Stäben und reichen Wappenröcken,

von Lilien bedeckt, standen zur Seite des königlichen Stuhles, über welchem ein Baldachin sich erhob.

Eine lautlose Stille der Erwartung lag auf den Massen des Volkes.

Jetzt wirbelte ein Jubelruf, wie ferner Donner brausend, sich vom Thore Vincennes' her. Der König nahte.

Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, kam der Liebling des Volkes. Sully ritt an seiner Seite.

Heinrich trug ein Wamms von weißem Atlas, reich mit goldenen Gewinden gestickt. Ein Federhut bedeckte den schönen Kopf, dessen Antlitz in einer herzgewinnenden Freundlichkeit strahlte. Zu allen Seiten grüßte der Monarch sein Volk so herzlich, als sei er seines Gleichen.

„Mortbleu!" rief Lafont zu seiner Herrin, die, weiß wie eine Leiche, neben ihm stand, „der Béarner ist ein herrlicher Mann!"

Sie nickte ihm zu, indeß ihr Auge auf dem Könige ruhte.

Plötzlich hielt der König sein Roß an. Sein Adlerauge ruhte auf einem jungen Edelmanne, der in den Reihen des Volkes zu Pferde hielt und dessen kummervoller Blick das Auge des Königs sah.

„Irren Wir nicht, so sehen Wir dort den Ritter Guido de Clichy," sprach er zum Seneschall der Picardie, Baron de Fezensac. „Eilet, Seneschall, und entbietet ihn zu Uns!"

Wie vom Donner gerührt, wandte der, an den dieser gemessene Befehl erging, sein Roß. Das Volk theilte sich und bald hielt er vor Clichy und sprach mit durchbohrendem Blicke: „Der König will Euch sprechen!"

Clichy war betroffen, allein sogleich sammelte er sich und folgte dem Rufe.

Als er vor dem König erschien, neigte er sich tief.

Heinrich reichte ihm seine Hand dar, welche Guido kaum zu berühren wagte.

Lautlose Stille herrschte. Aller Augen sahen auf den König und Clichy, der des königlichen Wortes harrte.

„Wir haben Dich lange nicht gesehen, Ritter von Clichy!“ sprach der Monarch, „und ungern vermißten Wir in Unserer Nähe einen so wackern Ritter, als je die Picardie, das Land, das tapfere Männer liefert, einen erzeugte. Wir hoffen, Du verläßest Uns nicht wieder!“ —

Ein Jubelruf erfüllte die Luft aus zahlreichen Kehlen der vielen Picards, welche anwesend waren. Hätte man genau beobachtet, so hätte man den Beginn des Jubelrufs, in den alles Volk einstimmte, in Lafont's Kehle suchen müssen.

Clichy vermochte vor Rührung nicht zu sprechen. Er neigte sich tief, und Sully reichte ihm seine Hand.

„Habt Ihr das gesehen, gnädiges Fräulein?“ fragte Lafont das erglühende Mädchen, in dessen Herzen eine überschwengliche Seligkeit wohnte.

Clichy schloß sich an das Gefolge an und der König ritt der Eiche zu, wo er abstieg und schnell auf seinen Standpunkt trat. Das Gefolge ordnete sich hinter ihm. Sully trat zur Rechten und Fezensac zur Linken des Königs.

Die Herolde riefen: „Frankreichs großmächtigster und allerchristlichster König steht hier, unter der heiligen Eiche von Vincennes, um seinem getreuen und geliebten Volke Gehör zu geben und Recht zu verschaffen im Namen Gottes und seiner Heiligen! Wer Klage zu führen hat, der nahe und rede!“ Wiederum erfüllte ein endloser Jubel die Luft.

Der König winkte mit dem Hut, als der Jubel gar nicht enden wollte. Jetzt wurde es still.

Ein Greis wankte auf die Rasenstufen. Er neigte sein schneeweißes Haupt.

„Was willst Du, mein Vater?“ fragte der König mild und freundlich.

„Gerechtigkeit!“ sprach der Bauer. „Mein Lehnsherr, der Baron von Fezensac, welcher hier zu Eurer Majestät Füßen liegt, hat mir wider Recht und Brauch unseres Landes und unserer Gesetze mein Lehensgut entzogen und es einem seiner Günstlinge gegeben. Ich bürge seitdem mit den Meinen!“

Der Boden wankte unter Fezensac's Füßen.

Heinrich sah ihn mit durchbohrendem Blick an. „Was habt Ihr zu antworten, Herr Seneschall! der Ihr das Recht Eurer Landschaft schützen sollt?“

„Der Fall ist mir unbekannt,“ stotterte der Seneschall.

„Es mag vielleicht sein,“ hob der Bauer an, „daß der alte Herr nichts davon weiß, weil es sein Sohn vielleicht that, der umsonst um Wahlschaft bei meiner Tochter warb!“

„Pfui!“ rief Heinrich der Vierte. „Der Vater läßt seinen Sohn solche Gewalt! Gehe hin, Alter, ehrlicher Pickard, Du bist wieder in Dein Lehen eingesetzt, und sollte Dir irgend Jemand, verstehe mich recht, irgend Jemand, ein Leid zufügen, so weißt Du mich zu finden!“ Er reichte dem Greise die Hand, der, überwältigt, niedersank in die Kniee und diese Hand küßte.

Wieder wirbelte der Jubelruf des Volkes zum Himmel auf.

Fezensac war vernichtet. Er lehnte sich auf sein Schwert, um nicht umzusinken.

„Jetzt, jetzt ist der rechte Zeitpunkt!“ rief Lafont seiner schönen Gebieterin zu, die aufmerksam diese Scene beobachtet hatte. Er zog sie willenlos fort.

Das Volk bildete vor der todtbleichen, in tiefe Trauer gekleideten jungen Dame eine Gasse und sie schritt wankend der Eiche zu, unter der Heinrich saß.

Kaum vermochte sie sich aufrecht zu halten.

„Muth, Muth!“ flüsterte ihr Lafont zu, und trug sie mehr, als er sie führte.

Als sich Lucie der Rasenstufe nahte, vermochte sie nicht hinaufzuschreiten, so überwältigte sie der Eindruck des Momentes.

Heinrich sah das engelschöne bleiche Mädchen nahen — und schnell erkannte er sie und ihren alten Führer. Der Anblick ihrer hinreißenden Schönheit tilgte den Aerger über des alten Lafont's giftige Reden. Mit dem ganzen Wohlgefallen seines Herzens blickte er auf die volle und doch so schlanke, edelgeformte Gestalt, auf das liebreizende Antlitz, und, hingerissen von seiner Galanterie, sprang er auf, alle Würde des Königs der ritterlichen Courtoisie unterordnend, und führte sie auf die Stufe.

Die Marquise war einer Ohnmacht nahe — aber oben unter der Eiche zitterte ein Sünderherz in rathloser Verzweiflung.

„Ermannt Euch, schönes Fräulein!“ sprach der König in herzgewinnender Rede. „Wir kennen Eure Lage schon, redet frei!“

Dies Wort aus des Königs Munde gab der Marquise ihre Kraft wieder. Sie begann zwar leise, doch dem Könige verständlich und ohne ihn anzusehen, ihre Behandlung von Seiten ihres Vormundes zu erzählen.

„Wie?“ rief der König sie laut unterbrechend, „der Herr von Fezensac ist wieder der Angeklagte? — Er hat Euch zwingen wollen, seinen Sohn, den Ihr verabscheut, zu heirathen?“ —

„So ist es, Sire!“ flüsterte das Mädchen.

„Er hat Euch eingesperrt?“

„So ist es, Sire!“

„Und wirklich gefangen gehalten?“

„Zwei Monate, Sire!“

„Nein, das ist himmelschreiend!“

Der alte Lafont erhob seine Stimme.

„Willst Du den Teufel bei seiner Großmutter verklagen, alter Picard?“ fragte halblaut der König, und der alte Mann erbleichte.

„Gnade mein König und Herr!“ rief er nach einigen Minuten aus. „Ich war bethört. Ich kannte Euch nicht, wie ich Euch jetzt kenne!“

„Gut dann!“ fuhr Heinrich fort. „Was willst Du sagen?“

Und der Alte begann Fezensac's schändliches Benehmen gegen die Waise zu schildern; wie er sie, wie eine Verbrecherin bei Wasser und Brod sogar, eingesperrt, und wie sie endlich entflohen sei, um hier Hülfe bei dem Könige zu suchen, und falls diese ihr nicht würde, in's Kloster zu gehen entschlossen sei.

„Nein!“ rief Heinrich, selbst tief ergriffen von der natürlichen Beredtsamkeit des Greises, „solche Schönheit darf hinter Klostermauern nicht verblühen. Wir sind Obervormund aller Waisen Unseres Reiches. Kraft dieser Unserer Würde erklären Wir die edle Marquise de Fongères hiermit für volljährig und ihrer Verhältnisse zu dem unwürdigen Vormunde, dem Baron de Fezensac, ledig!“

Und zu diesem sich wendend, sprach er: „Baron, Wir fürchten, daß der Anklagen noch mehr sich auf Euch häufen möchten, wodurch Wir genöthigt sein würden, Euch verhaften zu lassen!

„Ihr traget schwer an diesen Anklagen. Was habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung zu sagen?“ —

Fezensac schwieg. Seine Lippe zitterte. Sie war blau und seine Farbe erdfahl. Der Stab des Seneschalls entfiel seiner Hand.

Sully bückte sich schnell und hob ihn auf, ihn dem Könige reichend. —

„Ihr seid alt,“ hob nach einigem Sinnen der König wieder

an, „und Eure Hand kann den Stab des Seneschalls der Picardie nicht mehr halten. Geht auf Eure Güter, Baron; aber seid menschlich und vergeßt Unser Wort nicht, seid menschlich gegen Eure Unterthanen. Das Amt eines Seneschalls bedarf einer rüstigeren Kraft!"

„Guido de Clichy!" rief der König.

Der Gerufene trat vor. Es war eine Gestalt von ausnehmender Schönheit, Kraft und Würde.

„Knie nieder, Clichy!" sprach der König.

Es geschah.

„Kraft Unserer Machtvollkommenheit legen Wir," sprach jetzt feierlich der König, „den Stab des Seneschalls der Picardie in Deine Hand, Baron von Clichy. Halt ihn mit fester Hand. Schirme das Recht, die Sitte, die Freiheit der Person. Sei der Waisen Vater, des Unterthans Stütze!"

„Stehet auf, Herr Seneschall!" rief jetzt laut der König!

Clichy erhob sich und mit Thränen der Rührung im Auge blickte er seinen edlen König an.

Dieser lächelte.

„Damit Ihr aber das Recht einer Verlassenen recht schützen möget, wünsche ich, diese recht eng mit Euch zu vereinigen." Er winkte Lafont. Dieser leitete Lucien herauf, und Heinrich legte ihre schöne Hand in die des neuen Seneschalls. „Haltet fest an Lieb' und Treue!" sprach der König, „und damit nicht der edle Name der Fongères ausssterbe, wollen Wir, daß Ihr Euch fortan Marquis de Fongères-Clichy nennet.

Ungemessener Jubel erfüllte die Luft weithin.

Und zu dem alten Lafont wandte sich lachend der König und sagte: „Verklagst Du noch den Teufel bei seiner Großmutter?"

Lafont ſank auf ſeine Kniee.

„Steh' auf, Alter!“ ſprach der König, und denke fortan beſſer von Uns!“ —

Die Glücklichen entfernten ſich auf des Königs Wunſch.

Fezenſac war verſchwunden.

Die Richterſprüche dauerten fort.

Am Abend beugte Sully vor Heinrich dem Vierten ſeine Knie und ſprach tief bewegt: „Sire, Ihr ſeid Frankreichs Erſter König! Gott ſegne Euch!“

Heinrich hob ihn auf und drückte ihn an ſein Herz.

„Sully,“ ſagte er, „ich werde die Eiche von Vincennes nie vergeſſen!“

Die Christfreude.

Ein Bild.

Der herzerhebende Chorgesang war eben im Ton geendet; noch brausten die festlichen, gewaltigen Orgeltöne durch das ehrwürdige, gothische Gewölbe, das von vielen Kerzen wundersam erleuchtet war, zur Vorfeier des morgenden Christfestes. Schon hatte der größte Theil der versammelten Menge in ernster und heiliger Stille den Tempel verlassen, da trat auch der alte, arme Kunzelliſt Rhode hinaus in die schneebedeckte Straße. Noch voll von den frommen Empfindungen und wehmüthigen Gefühlen, die des Domkapellors Rede in seinem Gemüth erweckt hatte, wandelte er durch die Straße dahin. Ueberall begegnete ihm der Jubel und die Freude einer glücklichen, unschuldigen Kinderwelt. Aus jedem Fenster fiel hellerer Glanz auf die Straße, denn innen schimmerten die bunten mit Lichtern geschmückten Christbäume und die tausend Herrlichkeiten, die an diesem heiligen Abend so manches Kinderherz erfreuten. Ein Blick, den der alte Mann hin und wieder durch die hellen Fenster warf, zeigte ihm Eltern, deren Angesichter von der reinsten und heiligsten Freude leuchteten, wie das Angesicht Mosis. Aber auch dieser, jeden edlen Menschen so sehr erfreuende Anblick wirkte eine Thräne in seinem Auge. — Was weint der Greis, wo alle Welt sich freut? Was weint er, wo doch heute fast wenige Augen weinen? Es müßte denn sein, daß die innige Freude die Thränen hervorlockte? — Ist es die Armuth, die ihn drückt und kränkt, daß er nicht bescheeren kann eine gleiche Freude seinen Kindern? — Ach, er hat ja keine Kinder mehr, der Arme! Sieben

Hügel auf dem Friedhofe bergen sein Glück, und das Grab des achten liegt fern im Norden. Moskau's Brandfackel leuchtete ihm beim Hinabsteigen in die Gruft! Nein, nun will ich nicht mehr fragen: was weinst du, alter Mann? — Fragen will ich nicht mehr so, denn ich fühle dir nach, was du fühlst beim Anblick der überschwenglichen Christfreude der Eltern, Großeltern und der blühenden Kleinen. Ich fühle dein Weh. Du denkst zurück an die Tage, wo auch dir dieser Abend der festlichste des Jahres war, wenn du von dem mühsam erworbenen Solde so viel dir erübrigt, an deinem Munde dir so viel abgespart, daß du mit der treuen Gefährtin deines Lebens nun auch deinen blühenden Kindern den Christbaum putzen konntest, und die Christgeschenke ordnen nach Alter, Art und Bedürfniß der lieblichen Knaben und Mädchen, die du dein nennen zu können so glücklich warst. Daran denkst du jetzt, und dir fällt es schwer auf's Herz, daß das Alles vorüber ist, und du nun der alten Eiche gleichst, der die Elemente ihren Schmuck geraubt haben, ihre Aeste und Blätter. Ach, wie wohl muß solch eine Erinnerung thun; ich sehe es an deinen Thränen! Aber wohin gehst du, Greis? Das ist ja nicht der Weg zu der kleinen Straße, in der dein Häuschen steht? — Das ist ja nicht deine Thüre, die dort liegt, das ist ja das schwarze Thor, das zum Gottesacker führt! Er drückt es leise auf — er wankt hinein — über die Gräber hin — jetzt fällt er auf seine Kniee nieder — betet und weint. O Greis, jammere so nicht! Siehe, droben im Himmel ist auch heute Christfest, ja viel schöner und herrlicher als hier unten. Siehe, wie die Kerzen so hell und herrlich leuchten im himmlischen Saal! Aber er weinet immer mehr; und als er sich ausgeweint, da steht er auf, wankte wieder über die mit dem Leichentuche der Natur, dem Schnee, bedeckten Gräber auf einem andern Wege zu seinem Häuschen.

Wie lange schon hatte die treue Elisabeth des Gatten gewartet. Oft hatte sie gehorcht, ob es noch nicht an dem blanken, messingenen Klopfer rassle — aber Alles blieb still. Sie beneidete den Gatten,

daß er in den Tempel Gottes gehen konnte, während die Gicht sie bei der Kälte das Zimmer zu hüten nöthigte. Ach, wie wurden ihr die zwei Stunden seiner Entfernung so lang!

Die wehmüthige Erinnerung an das verlorene Elternglück durchzuckte auch sie mit all' dem ihr eigenen Schmerze. Gerade heute vor acht Jahren waren zwei ihrer Kinder an den Blattern gestorben — heute vor fünf Jahren war Leopold aus ihren Armen geschieden, um des fränkischen Zwingherrn Fahnen zu folgen, und war nicht wiedergekehrt. Und Leopold war die letzte Hoffnung, die letzte Stütze der armen betagten Eltern; Leopold war fromm und gut, war der Bräutigam von des Nachbars niedlichem Töchterlein gewesen, sollte bald ihr Gatte und des alten Vaters Amtsnachfolger sein — da erschien des Zwingherrn Befehl zur Aushebung einer Heeresmacht gegen Rußland. Auch Leopold war des Alters — er wurde zum Dienste bestimmt, erhielt jedoch die Vorgunst, länger bei den Eltern zu weilen. Aber auch er mußte folgen dem Machtgebote, das ihn zur Schlachtbank rief. Er fiel bei der Einnahme Moskau's. So weit reichte ihre Kunde. Seitdem waren sie kinderlos, die armen Eltern, und zu dem Kummer über den Verlust ihrer Kinder kam des Alters Weh und der Armuth Last, und die Theuerung der letzten beiden Jahre. Das Alles drückte schwer, und mancher Seufzer hallte in dem kleinen Stübchen seitdem. Daran dachte Mutter Elisabeth jetzt, und ihre Seele war betrübt, ihre Thränen rannen, und es war ihr in der Stille ihrer Einsamkeit, als ob die seligen Geister ihrer acht heimgegangenen Kinder sie umschwebten, und Leopold winke, auch bald hinüber zu kommen in die bessere Heimath.

Als sie noch in diesen Gedanken dasaß, klopfte es unten, und der Oeffnenden entgegen trat Vater Rhode mit rothgeweinten Augen und bleichem Angesichte.

„Hast mich ja lange warten lassen auf Dich, Vater!" sagte sanft die Mutter, und der Kanzellist, der nicht der Gattin sagen mochte von dem Todtenopfer, das er seinen Lieblingen gebracht,

schob die Weite des Weges und die Anfrage bei dem Freunde vor, die ihn abgehalten. —

„Ich habe Dich um die heutige Abendpredigt beneidet, Bernhard!“ sagte sie; „denn ich weiß, wie herrlich an solchem Tage der Dompastor spricht. — Nun mußt Du mich aber auch schadlos durch die Mittheilung halten.“

Der Kanzellist seufzte und rückte näher zum warmen Ofen. „Von der Christfreude sprach er, Elisabeth, und was er sagte, that mir wohl, aber ich dachte, wie doch uns Alten jetzt die Christfreude zu einem Christleiden wurde, und das bewegte mich recht schmerzlich, daß ich, vergebe es Gott, die höhere Christfreude darüber gänzlich vergaß, und nur meines Schmerzes gedachte.“

Da rückte die gute Alte ihren Stuhl näher, und ihr Arm lag um des Gatten Hals, und Beide weinten wieder. O ihr Armen, wie ist euch der schöne Stern untergegangen, und die Engel eurer Christnacht sind droben bei dem Herrn und singen dort ihr: Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! aber zu euch will kein Engel treten, der da spreche: Siehe, ich verkündige euch große Freude!

Und dennoch denkt eurer ein Engel und sinnt darauf, euch eine Freude zu bereiten. Segne dich Gott dafür! — Drüben im Nachbarhause sitzt Hannchen, Leopolds trauernde Braut, und putzt den Christbaum für die kleineren Geschwister, und hinter ihr steht der Vater und sieht zu, wie die Liebe sinnt, Freude zu bereiten, und er lächelt, und in dem Lächeln liegt die Wahrheit: ich bin ein glücklicher Vater, denn ich habe gute Kinder. Aber Vater, würdest du auch lächeln, wenn du deines Hannchens Thränen sähest? — Sie gedenkt auch heute an Leopolds Scheiden, und ihr Herz ist voll Kummer, während ihre Hand für ihrer Geschwisterlein Freude wirkt!

„Bist Du fertig, Hannchen?“ fragte er endlich, und sie nickte mit dem blonden Köpfchen. „So laß uns die Kinder rufen!“

Da erhebt sie sich: „Vater,“ sagt sie, „wollen wir nicht Leo-

holds Eltern eine heitere Stunde machen und drüben den Kindern bescheeren! Das würde an diesem schmerzlichen Tage sie erheitern!"

„Ich danke Dir, Hannchen, daß Du daran dachtest. Ja, sie sollen die Freude haben! Rufe Du die Magd, daß sie Alles hinüber trage." Also spricht er, und geht hinaus, ergreift ein Licht und den Schlüssel des Kellers, wo noch zwei Flaschen des köstlichen Elfers liegen, eines Freundes Geschenk, und steckt sie in die Säcke des Oberrocks und kommt wieder. „Sieh', Hannchen," spricht heiteren Gesichts der Vater, „das will ich dem braven Alten bescheeren!" Und er zeigt die Flaschen.

Und Hannchen zieht hervor eine Haube, kunstvoll gestickt von ihrer Hand in den Stunden, wo des Hauses Versorgung sie nicht in Anspruch genommen, und zeigt sie dem Vater, der sie beifällig beschaut. Sie sagt: „Das ist mein Angebinde für die Mutter!"

Darauf tritt die Hausmagd herein und bringt den reinlichen Korb, und Hannchen legt hinein die Gaben der Liebe, und den Christbaum stellt sie oben darauf, daß er nicht verletzt werde, und Beide gehen, indeß der Vater zurückbleibt.

Schwebenden Tritts eilt Hannchen die Stiege hinab und des Nachbars Stiege hinauf, und klopft leise an die Thür, und tritt freundlich grüßend herein.

Da überglänzt die Freude die Angesichter des trauernden Paares, und mit dem Kusse der Liebe begrüßen sie die Liebliche. Als nun aber hinter ihr hereintritt die Magd mit der Kinder Geschenken, da fragt bewegt der Kanzellist: „Was ist das, mein Hannchen?" „Hier bei Ihnen wollte ich den Geschwisterchen bescheeren," sagte sie, „um Ihnen eine Freude zu machen!" Da sieht er die Mutter Elisabeth wehmüthig an. „Sieh', Mutter," spricht er mit wankender Stimme, „der Herr sendet uns doch einen Engel zur Christnacht! O, auch der Arme hat doch noch eine Christfreude, so will es der Herr!" Und die Mutter schließt in ihre Arme das blühende Mädchen. Diese nun rückt behende den

Tisch in Mitten der Stube, und stellt den Christbaum darauf. Dorthin die Puppen für die Schwesterchen, zwei Schweizerinnen; hierher den Hanswurst im bunten Gewande für das Brüderchen, die schönen Bücher, voll bunter Bilder, das Kochgeräthe von blinkendem Zinn; die neuen Kleiderchen, Säbel und Flinte von Blech, und des Marzipans duftende Häuflein auf blanken Tellern, Aepfel, Birnen und Nüsse, und was so des Herrlichen mehr war. Still erfreut sahen's die Alten, und meinten, die Pforten der Vergangenheit thäten sich auf, und die schöne Zeit ihres Elternglückes kehre zurück. O täuschet euch, ihr Guten, und seid glücklich in der Täuschung. Alles ist Täuschung hinieden! Seid glücklich, auch wenn's nur einen Augenblick dauern sollte! —

Kaum hatte Hannchen ihr Geschäft beendigt, als sie auch eilte, dem Vater das Zeichen zu geben. Sie kehrt zurück, steckt die Lichter an, und harret. Erheitert von der unerwarteten Freude stehen die beiden Alten da, und weiden sich an dem Anblicke der Gegenstände, die jetzt die einzige Hoffnung der Kleinen sind. Die Magd des Nachbars steht voll Erwartung in der Ecke. Sie kann nicht weg, sie will auch Theil nehmen an der Festfreude ihrer guten Herrschaft. Jetzt hört man Tritte auf der Stiege — die Thüre geht auf, und der Nachbar mit den Kleinen tritt herein. Ein Ach! der Bewunderung entfliegt ihrem Munde. Sie sehen erstaunt, und wissen nicht Worte zu finden. Jetzt nähern sie sich langsam dem Tische — beschauen neugierig dies und jenes, und fragen: „Ist das **mein**, Vater? Ist das **mein**, Hannchen?" — Aber der Christbaum ist das Ziel aller Bewunderung, denn an ihm ist in buntscheckigter Herrlichkeit das schönste und nützlichste Spielzeug aufgehängt. Alle hatten nur Augen für die Kleinen. Der Nachbar hielt seine beiden Flaschen Elser, und Hannchen die gestickte Haube.

Aber was sind das für zwei Männer in Mäntel gehüllt, die da unten von entgegengesetzten Seiten vor des Kanzellisten Thüre zusammentreffen, sich beim Laternenlicht anschauen, näher beschauen,

und dann einander in die Arme fallen, wie zwei lang getrennte Freunde, oder wie ein Vater und Sohn, denn der eine ist alt und der andere scheint jung? Ist nicht der Pastor des Konzellisten Freund, der von der Christfreude seiner Kinder kommt zu dem alten armen Freund? Aber wer ist der Andere? „Allmächtiger Gott! stehen die Todten auf?“ — ruft der Pastor, als er den anderen sieht. „Leopold! bist Du es wirklich?“ „Ich bin es, Herr Pastor!“ antwortete dieser, „leben die Guten noch?“ — „Sie leben, Leopold! — aber sprich, woher kommst Du?“ — „Von den Ufern des Don komm ich in die Heimath — dort war ich Gefangener, bis des Kaisers Huld mir Freiheit gab!“ — Doch er zog den Pastor mit sich. „Halt,“ sagte dieser, „droben ist Christabend. Mir scheint's, als hörte ich Kinderstimmen. Da ist sicherlich der Nachbar und Hannchen mit den Kleinen herübergekommen! Na, Leopold, zittere doch nicht so!“ Der alte treue Freund Rhode's ging jetzt mit dem wiedergekehrten, als todt betrauerten Jüngling die Stiege hinauf. Er öffnete leise die Thüre. Da schallte ihnen der Kinder Jubel entgegen, und die Alten hörten und sahen nichts, und die Beiden blieben in der Thüre stehen und Leopold zitterte und bebte, und die Thränen machten, daß er nichts sah.

Jetzt zog der Nachbar seine Flaschen Elser hervor und stellte sie auf den Tisch, und Hannchen hing über die Flaschen die Haube für Mutter Elisabeth, und Beide nahmen der Alten Hände und führten sie zum Tisch, auch ihnen zu bescheeren. — Da aber, als Elisabeth die Haube sah, schlang sie wieder ihre Arme um das blühende Hannchen und sprach: „O, daß ich Dir auch ein Liebes an's Herz legen könnte und sagen: das sei Deine Christfreude!“ Jetzt fiel der Pastor ein: „Mutter Elisabeth, da ist eins; da ist Hannchens und Dein Leopold! Er lebt, und stehet mitten unter Euch und Ihr sehet ihn nicht und mich, der ich Euch auch ein Engel bin, der große Freude verkündigt!“ — Da fuhren Alle herum, und den Mantel abwerfend, stand Leopold vor ihnen und

breitete seine Arme aus. — Und an das Mutterherz, an dem er zuerst gelächelt und geweint, sank er zuerst, dann in des bebenden Vaters Arme, der ihn betastete, ob's nicht ein Geist sei — dann an das vor Freude und Schrecken und Seligkeit erbleichenden Hannchens Herz — zuletzt in die Arme von Hannchens Vater. O Ihr Glücklichen! wo ist nun Euer Leid? Wo Euer Kummer? Weinet Ihr wieder? Ach, das sind nicht Thränen des Schmerzes, das sind Thränen der Freude! Und als sie Alle so standen im Aufruhr unbeschreiblicher Gefühle, da hob der Pastor seine Hände auf gen Himmel, und sprach mit vor Rührung wankender Stimme: „Ehre sei Gott in der Höhe! — denn Frieb' und Freude ist auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!" und wie von einem Gedanken ergriffen, sanken sie Alle nieder auf ihre Kniee und lobten Gott. — Die Magd aber trocknete mit der Schürze ihre Augen und schlich hinaus, und die Kinder standen und blickten die Gruppe an, und wußten nicht Bescheid. Als aber dies Opfer gebracht war vor dem Allerbarmer, da entkorkte der Nachbar die Elfer Flaschen, und die hervorgerufene Magd holte Gläser, und er füllte die Gläser zum fröhlichen Willkomm, und als sie überselig am Tische saßen, seliger noch wie die Kinder, ergriff der Pastor Leopolds und Hannchens Hände, und legte sie in einander, und sprach: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!" Und die Verlobung wurde gefeiert an diesem glücklichen Abend, und bald darauf die Vermählung, und neu auflebten die Alten; und als nach Jahren der heilige Christ erschien und sie den Enkeln den Christbaum bescheerten, da sprach der alte Freund, der Pastor: „Siehst Du, Rhode! daß Dir der Herr eine Christfreude bescheert groß und herrlich, wie ich sie Dir einst verkündigt!" und sie drückten sich Beide die Hand, und der Christabend blieb ein Freudenfest doppelter Art für sie Alle, so lange, bis sie ihr Christfest droben im großen Vaterhause feierten und ihr Halleluja in das der Engel Gottes mischten.

Die Geſchichte von den zwei Müllerskindern.

Von dem Idar, der ſein Haupt ſo ſtolz über das ſchöne Land des Hunsrückens hinaushebt, ſchweift der Blick weithin über die Wälder, Fluren und Wieſen, die ſo wunderſchön in dieſem Hochland abwechſeln; er ruht aus auf den Kirchthürmen, die aus den Thälern und Gründen auftauchen, und er labt ſich an dem friſchen Grün, das ihm überall entgegentritt. Von der Kuppe des Idar mag man leicht die Waſſerſcheide des Hochlandes erkennen, die von ſeinem Fuße gegen die Höhe der „Struth" bei Oberweſel ſich hinzieht, und die Gewäſſer, deren Quellen hier ſprudeln, theils links hinab zum Rinnſal der Moſel, theils rechtshin in das entferntere, aber unausſprechlich reizende Thal entſendet, wo die Nahe ihre Wellen dem Rheine zuwälzt, in deſſen grünlicher Fluth ſie verſchwindet.

Die Bäche, welche dem Thale der Nahe entgegenwollen, haben durch die lieblichſten Wieſenthäler ihren ſchlängelnden Verlauf. Reiche Quellen mehren ihren Waſſerreichthum, bis ſie durch die dunkeln Schluchten, die der Soonwald krönt, ſich hindurchwinden und ihre Fluth mit der der Nahe miſchen. Es müſſen fürchterliche Gewäſſer einſt geweſen ſein, als ſie dieſe ſchwarzen Melaphyrkoloſſe durchbrachen und die Spalten zu Thälern auswuſchen, die freilich wohl heute noch mitunter ſo enge ſind, daß des Wanderers Fuß umſonſt ſich einen Pfad ſuchen würde, der ihn an den ſchwarzen Wänden vorüberleite, die himmelhoch anſtehen.

Drei Bäche ſind es, die ſich durch Größe und zeitweiſe Wild-

heit auszeichnen: die Kir, welche, nahe ihrer Mündung, den Namen Hahnenbach annimmt; die Simmer und der Guldenbach. Die Erstere bricht sich durch mächtige Melaphyrberge den Weg zu ihrer Mündung, nachdem sie weither durch die Schieferberge floß in einem Thale, das so reich an hochromantischer Schönheit ist und in seinem Schooß eine uralte Raugrafenburg birgt, die eine schauerliche Einsamkeit umgibt. Sie treibt gar manches Mühlrad; grüßt die alte Burg Wartenstein auf ihrem stolzen Felsen; eilt an dem prachtvollen Felsenlabyrinthe vorüber, wo über dem Dörfchen Callenfels in zerklüfteten Gestalten die Mauern dreier Burgen, die von Stein-Callenfels, trauern, und strömt dann an der Kirburg vorüber, mitten durch das betriebsame Städtchen Kirn, der Nahe zu.

Die Simmer hat einen weiteren Weg zurückzulegen, ehe auch sie in der Nahe ihr Grab findet. Nachdem sie die alte Stadt Simmern durchschnitten, wo einst die Herzöge von Pfalz-Simmern Hof hielten und ihres Stammes Viele in der stillen Gruft der Kirche ruhen; nachdem sie die schöne Kirche des uralten und reichen Klosters Ravengirsburg gegrüßt, bricht sie in die schwarzen Felsen hinein und unschäumt ihren Fuß; drängt sich an den Burgen Heinzenberg und Dhaun vorüber, wird der Industrie noch dienstbar, und sucht dann den mütterlichen Schooß der Nahe im schönsten Theil ihres Thales, im Simmerer-Grunde, oberhalb Martinstein.

Der Guldenbach, goldgenes Gold führend, wenn auch nicht in californischer Fülle, schlängelt sich durch saftige Wiesengründe lange Zeit; treibt eine Menge Mühlen nebst zwei großartigen Eisenhüttenwerken; durchströmt das herrlich gelegene Städtchen Stromberg windet sich um die Höhe, auf welcher die uralte Reichsburg thronte, welcher erst die neueste Zeit, ohne alles Recht, den Namen Fuchsburg beigelegt; tritt dann in die mächtigen Sandsteinfelsen und eilt der Nahe zu, das Loos ihrer beiden Schwestern zu theilen.

Wild und unbändig sind diese Bäche, wenn Herbst- und Frühlingsregen ihre Fluth geschwellt, oder wenn der Schnee des

Hochlandes vor dem milden Sonnenstrahle schmilzt. Dann schäumen sie auf in wilder Lust; peitschen die Felsen, daß der weiße Gischt hochaufbraust und rollen das Gestein fort, daß es schauerlich dröhnt; aber sieht man sie in den Tagen des hohen Sommers, so ist es, als hätten die durstigen Sonnenstrahlen sie ausgetrunken und, daß sie so wild werden könnten, das klingt wie ein Mährlein. Sie schleichen dahin, und höchstens da schäumen sie einmal auf, wo ein Felsblock in ihrem Wege liegt, oder wo ihr winterlicher Zornmuth eine uralte Erle oder einen knorrigen Weidenstamm entwurzelte, der noch in ihrem Bette ruht.

In diesen Bächen steht die scheue Forelle; da streicht der gierige Hecht seiner Beute nach; da hält der Krebs seine nächtliche Wanderung. In den Büschen ihrer Ufer nistet ein Heer von Nachtigallen und an den Seiten der Felsen wohnt die Drossel in Schaaren. Häufig tritt der Hochwald bis an sie heran, wenn nicht die betriebsame Menschenhand ihn verdrängt hat und der Pflug seine Furchen zieht oder die Wiese sie beherrscht mit ihrem Blumenteppich. Meist aber umsäumen sie dunkle Erlen und bleichgrüne Weiden. Wer ihrem Laufe nachgeht, findet Landschaften von überraschender Schönheit, oft wild und schauerlich, aber von einer Einsamkeit und einem Naturfrieden überhaucht, den Worte zu schildern unfähig sind, den nur ein dichterisches Gemüth zu empfinden und zu würdigen vermag.

Es war in der Mitte der dreißiger Jahre, als ich oft und auf längere Zeit in diesen Bergen lebte, und an ihren Schönheiten meine Seele ergötzend, da gerade weilte, wo es mir gefiel. Es war ein herrlicher Sommer und gerne weilte ich an schattigen Stellen, wo ich mich dem Zuge der Gedanken und Empfindungen ungehemmt überlassen konnte.

Eines Tages war ich lange umhergewandert, und war endlich, in den Felsen umherkletternd, an einer Stelle angelangt, die einen so magischen Einfluß übte, daß ich mich auf das weiche Moos niederließ, welches sich am Fuß einer weitästigen und schattigen Buche

ausbreitete, und dort mein einfaches Mahl hielt, das ich in einer Waidmannstasche bei mir trug. Ich will es versuchen, die Stelle zu beschreiben, obwohl meine Schilderung nur annähernd das wiederzugeben vermag, was mein trunkener Blick beherrschte.

Es war ein hoher Berg, einer jener mächtigen Melaphyrkolosse, auf dem ich meinen Ruhepunkt gewählt. Er fiel fast senkrecht zum Bach ab. Nur hier und da wuchs eine Cornelkirsche oder ein Prunus Mahaleb an der Felswand, deren Gipfel den schönsten Buchwald trug. In ein einsames Thal fiel mein Blick. Drunten schäumte der Bach über Felstrümmer, aber an seiner linken Seite, da, wo der gegenüberliegende Berg weiter zurücktrat, zog sich ein Wiesengrund hin von einer unbeschreiblichen Frische und Schönheit. An beiden Ufern des Baches standen hohe Erlen, Silberpappeln und Weiden. An einem hohen Wehr brach sich seine Fluth in schäumendem Zorne. Von dem Wehr bog links ein breiter Mühlteich, dunkel von Erlen beschattet, ab und trieb die Räder zweier, malerisch liegenden Mühlen, die etwa nur fünf- bis sechshundert Schritte auseinander lagen. Ueber die obere dieser beiden Mühlen ragte eine uralte Linde, und breitete ihre schirmenden Aeste so weit aus, daß sie fast die Gebäude verdeckte, während die untere, von Obstbäumen umgeben, nicht weniger friedlich dalag.

Jenseit des Wiesengrundes stieg der gegenüberliegende Berg ziemlich jähe an; aber seine Seiten bedeckte ein dichtes Gebüsch und seine Stirne krönten die prächtigen Ruinen einer Burg, die einst ein mächtiges Geschlecht in ihren Mauern muß beherbergt haben; denn sie waren weit ausgedehnt und der stolze Thurm sah noch gebieterisch in das Thal, als wollte er die Jahrhunderte dauernde Herrschaft noch heute geltend machen, nachdem doch der Schild über dem Sarge des letzten Sprossen des Geschlechtes zerbrochen worden war und die Burg in Trümmern lag. Wandte sich mein Blick zur Seite, so öffnete sich dort ein lieblicher Thalkessel, rings von Burgen umschlossen, in dessen üppigem Schooß ein stattliches Kirchdorf lag,

von Fluren und einem Haine der schönsten Obstbäume umgürtet. An den Sonnenseiten der Berge grünte die Rebe in üppiger Fülle. Ueber diesem reizenden Landschaftsbilde wölbte sich der tiefblaue Himmel in vollster Reinheit, und die Strahlen der Mittagssonne vergoldeten die Mauern der zerstörten Feste und die Gipfel der Berge, während das Mühlenthal drunten theilweise im erquickenden Schatten lag.

Es ist hier am Ort, einen Augenblick bei mir selbst zu verweilen. Möge es der freundliche Leserkreis mir zu Gute halten! Von meiner Kindheit an trug ich eine nie vergangene Vorliebe für einsam liegende Mühlen. So als Müller dort zu leben, wo das Wasser rauscht und die Eulenwipfel sich im Winde wiegen; in solcher friedlichen Stille und Einsamkeit mein Leben verrauschen zu lassen, war ein Traum, dem ich mit seltener Vorliebe mich hingab, und — der noch heute mich fesseln kann. Wo mir auf meinem Lebensweg eine schöne Mühle begegnete, da weilte ich gern und konnte oft nur mit einem Seufzer, daß mir das Geschick des liebsten Wunsches Erfüllung versagte, den Blick davon abwenden. So war denn auch hier wieder die alte Liebe rege geworden und mein Auge hing an den beiden Mühlen mit sehnsüchtigem Verlangen. Wie glücklich würdest du dich fühlen, dachte ich, könntest du dort leben! Welch ein Paradies wollte ich mir da gründen!

Die geschäftige Einbildungskraft begann ihre Farben zu mischen und ihren Pinsel zu führen, und bald gestaltete sich das lieblichste Bild in meiner Seele, und ich versank in jene Träumereien, die mich so oft schon über rauhe Lebenswege mild und freundlich wegleiteten, die aber dann in der Regel auch die umgebende Welt ganz in den Hintergrund treten ließen.

So hatte ich denn auch jetzt nicht wahrgenommen, daß sich Jemand mir näherte.

Die entsetzlich nüchterne, unpoetische Frage! „Ob ich einen Waffenpaß habe?“ weckte mich sehr unangenehm aus meinen

Träumen auf. Ich blickte empor und sah neben mir den Flurschützen stehen, der auf meine Büchse deutete, welche am Stamme der Buche lehnte, unter deren Schirmdach ich saß.

Ich glaube, der Ausdruck meiner Züge war nicht eben sehr freundlich, als ich so an dem Manne hinaufsah; allein sie nahmen, das fühlte ich, schnell den der Freundlichkeit an, nachdem ihn mein Auge gemustert. Da war Nichts zu sehen von jener trotzigen Derbheit und Unhöflichkeit, an die der strenge Beruf Leute dieses Schlages und Amtes gewöhnt. Ein milder Ernst, aber der unverkennbare Charakter tiefer Gemüthlichkeit sprach aus dem Gesicht. Es war ein Greis von wenigstens siebenzig Jahren. Das Haar war schneeweiß, aber auf den, wenn auch tiefgefurchten und gebräunten Wangen lag noch das frische Roth der Gesundheit, welches Greise so schön erscheinen läßt. Die Gestalt war zwar gebeugt, aber noch immer kräftig. Er trug einen blauen Kittel von gefärbter Leinwand, hemdenartig gemacht; ebensolche Hosen und einen breitkrämpigen Hut mit niederem Kopf. Auf seiner Brust glänzte das Flurschützenschildlein, und in seiner Hand trug er einen langen Eisenspieß mit hölzernem Griff, auf dessen Spitze eine Holzkugel saß. Aus einer kleinen Holzpfeife blies er wallende Rauchwolken in die Luft, welche ein sanfter Windhauch kühlte.

„Gewiß," entgegnete ich ihm, und griff in die Tasche, das Geforderte ihm darzubieten. Als er die Karte geprüft und richtig befunden hatte, sagte er mit ungemein freundlichem Lächeln: „Nehmen Sie mir's nicht kraus, daß ich sie so gefragt. Es ist meine Pflicht, und um so mehr, als Sie mir fremd und unbekannt sind." Er trat einige Schritte zurück, grüßte höflich und wollte wieder in den Wald hineingehen, als ich ihn bat, sich zu mir zu setzen, wenn nicht etwa seine Berufspflicht ihn anderswohin riefe.

„Das gerade nicht," versetzte der Schütze. „Wenn ich Ihnen mit meinem Bleiben dienen kann, so soll mir's auf ein Stündchen nicht ankommen. Bedürfen doch meine alten Glieder auch der Ruhe!"

Er trat näher und setzte sich zutraulich an meine Seite. Ich will's nur ehrlich gestehen, daß mich wenigstens das Interesse an dem Manne zu der Bitte führte, als der Gedanke, ich habe da unmittelbar wieder eine Fundgrube in meiner Nähe, deren Schätze die Wünschelruthe freundlicher Rede aufthun könne. Hadere man nicht mit mir! Wer im Volke das reiche Erzählertalent kennen gelernt hat, das in seiner Schmucklosigkeit so mächtig ergreift, in seiner tiefen Gemüthlichkeit so wunderbar anzieht und in seiner poetischen Innigkeit der Seele Tiefen so gewaltig zu rühren vermag, mich mir's vergeben, daß ein gewisser Eigennutz mich bei der Einladung beseelte. Leute meines Schlages sind davon selten frei. Bekenn' ich aber, daß ich dadurch, daß ich das Gehörte und Empfangene Anderen wieder erzähle und dadurch verwandte Empfindungen wecke, eine stille Stunde ausfülle — vielleicht dem Herzen Wohlthuendes, dem Willen Erweckendes zuführe, so setz' ich mich keck über den Vorwurf hinaus und mache mir weder Kopfbrechen noch Grillen darüber. So war ich denn auch hier schnell mit mir einig und sagte zu dem Feldschützen, auf sein letztes Wort eingehend:

„Euer Leben ist ein stetes Wandern; da begreift sich's, daß Ihr müde werdet."

„Gewiß;" versetzte der Schütze, „dazu kommt aber noch, daß ich das Amt in der Gemeinde schon fünfzig Jahre hindurch verwalte." —

„Fünfzig Jahre!" rief ich aus — „wie ist das möglich?"

„Wundern Sie sich darüber?" fragte er lächelnd. „Ich bin nun drei und siebenzig Jahre alt, da ist's doch, denk' ich, kein Wunder?"

Ich blickte wirklich mit Erstaunen den Greis an, den ich wenigstens um ein Jahrzehnt jünger schätzte.

„Da habt Ihr Viel erlebt," sprach ich, „und könnet wohl auch Viel erzählen?"

„Warum nicht?“ erwiederte er; „In einer so langen Lebenszeit geht Manches an Einem vorüber in Freud' und Leid.“

Ich reichte ihm ein Glas goldenen Rebensaftes aus meiner Feldflasche und sagte: „Da würd' ich Euch gern einmal zuhören.“

„Sie?“ fragte er verwundert, nachdem er das Glas auf mein Wohl geleert und es mir zurückgegeben hatte. „Was könnte einem fremden Mann und einem Herrn Wichtiges in unserm armen stillen Leben aufstoßen? Doch“ — sagte er, sich besinnend, — „das, was sich vor etwa dreißig und mehr Jahren da unten in den beiden Mühlen zutrug, könnte schon Etwas sein, was Ihnen anzuhören keine Langeweile machte.“

„O,“ rief ich, „erzählt mir's doch! Ihr macht mir eine große Freude.“

„Meinetwegen!“ erwiederte er; „dann aber müssen Sie die Stelle hier verlassen und mit mir gehen. Ich führe Sie an ein Plätzchen, das in meiner Geschichte zu wichtig ist, als daß Sie es nicht sehen müßten. Seien Sie unbesorgt,“ fuhr er fort, als er in meinem Gesichte das Bedenken lesen mochte, die wunderschöne schattige Stelle zu verlassen, „wo ich Sie hinführe, ist's so schattig wie hier, und Sie werden es nicht bereuen, zumal das Plätzchen, wie Sie sehen werden, eine besondere Bedeutung hat.“ Er stand auf. Nicht ganz zufrieden mit dem Vorschlage des Flurschützen folgte ich dennoch seinem Beispiele, packte meine Reste in die Ledertasche, ergriff meine Doppelflinte und folgte ihm.

Wir schritten eine Strecke in das Dunkel des Waldes zurück und bogen dann links ab, wo sich der Berg in mehrfachen Krümmungen gegen die Sohle des Thales hinabsenkte. Eine Weile waren wir auf dem abschüssigen Boden fortgeschritten, als er den Weg verließ, zwischen den Blumen eine Weile hinschritt und dann an einer vortretenden Felswand stehen blieb.

„Hier,“ sagte er, sich zu mir zurückwendend, „gilt es aber einen kecken Schritt! Wir müssen um die scharfe Kante dieses

Felsens uns herumschwingen, um den Pfad, der auf der anderen Seite beginnt, zu erreichen. Wenn Sie schwindlich sind, so blicken Sie nicht in die Tiefe. Geben Sie genau Acht, und machen Sie es gerade wie ich."

Die Felskante trat messerscharf vor und eine Haselstaude barg nur wenig die bodenlose Tiefe, die sich senkrecht bis zum Bache hinzog. Ein Fehltritt — und Alles Leid war am Ende und jede Neugierde gestillt! — Mir wollte es blau und grün vor den Augen werden — allein der Flurschütze legte sich mit der Brust gegen die scharfe Kante, faßte mit beiden Armen an die Seiten der sich scharf zuspitzenden Felswand und gab seinem Leib einen Schwung, wodurch er den Pfad jenseits gewann, den ich hier, wo ich noch stand, durchaus nicht gewahren konnte.

Er sprach mir Muth ein und, kurzbesonnen, ahmte ich das Manövre nach, das er nur vorgemacht und — war wohlbehalten an seiner Seite.

„Uns wird's schwerer, als dem schönen Leuchen," sagte er, „Freilich, da war auch ein anderer Zug zu dem heimlichen Plätzchen, wohin ich Sie jetzt führe."

Obwohl auch jenseit der schroffvorspringenden Felswand der Berg fast senkrecht abfiel, so wuchs doch Strauchwerk genug, um meinen Schwindel nicht zu wecken. Der Pfad, den wir jetzt betraten, war schmal und steinig, aber ohne alle Gefahr. Ich folgte dem alten Flurschützen etwa fünfzig Schritte in ziemlich gleicher Höhe. Plötzlich bog er die üppig aufgeschossenen Sträucher auseinander und vor meinen überraschten Blicken lag eine grottenartige Vertiefung in dem Felsen, die ich hier niemals würde gesucht haben. Eigentlich war es ein breiter tiefer Spalt, wie er in den Melaphyren dieser Gegend bisweilen vorkommt. Oben war das Gestein wieder geschlossen und mehrere magere Stauden, aber desto reicherer Epheu bildeten ein herrliches Dach, das vollends keinem Sonnenstrahle, selbst am hohen Mittage nicht, den Eintritt

gestutzte. Von Außen her ahnte man gar das Plätzchen nicht, und ich wüßte, wie hundert Andere, an den hohen, es gegen Außen abschließenden Stauden vorübergegangen sein, ohne sein Dasein zu vermuthen.

Als wir hineingetreten waren, fand ich den Boden eben und eine breite, ziemlich lange, von dürrem Moose und Blättern bedeckte Steinbank, die an der Rückseite hinlief und bequemen Raum für fünf bis sechs Personen darbot.

1.

Wir setzten uns und der Flurschütze hob an:

„Sehen Sie, lieber Herr, das ist ein kleiner Raum, aber er war die Wohnstätte des Glückes lange Zeit, bis er, entweicht, der Ausgangspunkt großen Jammers wurde; und ich habe Sie geplagt, mit mir hierher zu gehen, weil die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, hier begann und lange Zeit hier ihren stillen, ungeahnten und unerkannten Verlauf hatte.

„Sie haben da unten die beiden Mühlen gesehen, die freilich von hier aus Ihr Blick nicht mehr erreicht. Sie müßten denn ganz nahe an den Rand des Abgrundes treten, der sich, mehrere hundert Fuß tief, hier öffnet. Von der oberen Mühle führt kein anderer Weg hierher, als den, welchen wir gegangen sind, und den viele Jahre hindurch kein Mensch kannte, weil ihn die Felswand verbirgt, um die wir uns haben schwingen müssen; — von der unteren Mühle leitet der lebensgefährliche Geisspfad zu der Stelle, den damals und viel später noch nur Einer kannte, der ihn aber auch desto öfter betrat.

„Die obere Mühle, welche unter dem hohen, uralten Lindenbaume halb verborgen liegt, war einst in alten Tagen die Bannmühle des Dorfes dort im Thale, welches einem anderen Herrn gehörte als dem Grafen, der dort auf dem zerstörten Felsschlosse

wohnte. Die untere Mühle aber war die Bannmühle des Dorfes neben der Burg dort oben, das Sie von hier aus, auch selbst von der Höhe, wo ich Sie antraf, nicht sehen können, und der Burg selbst. Die beiden Müller hatten zu leben; keiner verdarb dem andern die Kundschaft, da sie von dem freien Willen der Kunden nicht abhängig, sondern durch das Bannrecht genau geschieden war. So nahe bei einander wohnend, hätten die Müller in Frieden und Eintracht leben können, wenn nicht der Teufel überall sein Unkraut stäte, wo des lieben Gottes schöner Waizen reifen will. Sie waren Erb- und Todfeinde, und das kam eben so. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß der oft so wilde Bach in sehr trockenen Sommern so seicht wird, daß das mächtige Wehr in seinem Bette nur so wenig Wasser in den Mühlenteich weiset, daß das Mahlen ein Ende hat und die Räder stille stehen. Wenn das lange anhielt, so litten die Dörfer Noth, weil das Mehl zum Brode fehlte. Dieser Umstand war der Grund, daß die reichen Bauern des Dorfes, dessen Bannmühle die Obermühle war, auf den Gedanken kamen, seitwärts vom Mühlenteich einen Weiher auszugraben, wie man sie hier „Klause" nennt. Dahinein schwellte der Müller Morgens und Mittags das Wasser, und gewann dann dessen soviel, daß er einige Malter mahlen konnte. Das „Klauswasser" mußte aber wieder in den Mühlenteich abfließen und kam dann natürlich auch der Untermühle zu Gute. Die Bauern erkannten das, und gingen die Herrschaft in der Burg und die Bauern des BannDorfes der Untermühle an, beim Graben der Klause doch auch zu helfen, da ihre Mühle auch den Gewinn theile. Das Recht zu diesem Antrage lag, wie Sie einsehen, auf der flachen Hand; aber wer ihn schnöde abwies, das waren die Bauern und die Herrschaft.

„Sie dachten: Grabet ihr nur die Klause! Ihr könnet ja doch dem Wasser nicht wehren, daß es abwärts fließt, und dann muß es die Räder unserer Mühle doch treiben, ohne daß es uns Mühe, Arbeit und Geld kostet. Das war ganz abscheulich; allein sie blieben

dabei und die Bauern gruben die Klause auf ihre Faust; schlugen aber dann einen Graben aus dem Mühlenteich ab nach dem Bache, machten in den Mühlenteich eine Schleuße und ließen ihr gestautes Wasser dadurch abfließen, ohne daß die Untermühle auch nur einen Tropfen bekam. Den Anschlag hatte der Obermüller gegeben, der ein schlitzöhriger Schelm war.

„Daraus entstand dann ein Prozeß, der von dem Reichskammergericht endlich, und zwar nach langer Zeit erst, dahin entschieden wurde, daß die Schleuße im Mühlenteich entfernt und der neidische Wozugsgraben zugeworfen werden mußte. Nun lachte der Untermüller in's Fäustchen, aber der Haß und die Feindschaft hatten tiefe Wurzeln geschlagen zwischen den beiden Müllerhaushaltungen, und er wucherte fort von Geschlecht zu Geschlecht, und erbte vom Vater allemal auf den Sohn bis in die Zeit, die mir gedenkt. Nun war freilich von den Franzosen das Bannrecht längst aufgehoben und die Mühlen waren erb- und eigenthümlich geworden, aber der Grund des Haders dauerte fort. War nämlich die Klause versandet oder war Etwas an ihren Dämmen zerbrochen, so mußte der Obermüller das nun allein herstellen und der Untermüller regte sich nicht; er berief sich auf Herkommen und Rechtsentscheidung, und der Obermüller mußte mit schweren Mühen und Kosten allein für beide Mühlen das Wasser im Sommer beschaffen. Einmal procesten sie wieder; allein der Entscheid blieb sich gleich. Hätte der Obermüller die Klause nur irgend missen und entbehren können, er hätte sie längst zugeworfen. So erwachte der alte Haß immer auf's Neue und trug unselige Früchte. Die beiden feindseligen Familien gingen nicht mit einander um, und eine mied die andere wie den bösen Feind. — Das ist schlimm, wenn man weit voneinander wohnt, und noch viel schlimmer, wenn man sich, so zu sagen, in die Fenster sieht und sich alle Tage viel hundertmal begegnen muß, auch wenn man nicht will. Nun kam's aber noch schlimmer für den Obermüller. Er hatte eine recht wackere Frau,

die auch Haare auf den Zähnen hatte und wußte, wie man das Hauswesen muthig führt. Er war ein lustiger Gesell, der immer Durst hatte, wenn er ein Wirthshaus von Ferne sah; spielte auch gern ein Solo mit guten Kameraden, und hatte große Neigung, sich auf die flache Seite zu legen. Bei solchen Männern ist eine beherzte, grundehrliche Frau, was bei einem wilden Gaul ein guter Kappzaum ist. Herr! ich bin ein alter Kerl und hab' so meine Augen spazieren lassen in der Welt und mein Judicium auf meine Faust gemacht — ich sag' Euch, es ist kein Unglück, wenn die Weiber als einmal ein Bißchen die Hosen haben. Sie wissen's immer am rechten Zipfel zu fassen und, wollte Gott, die Mannsleute würden nicht so leicht kopfscheu. Es ginge besser in der lieben Welt. Diese Frau war dem Obermüller ein Zaum um's Haus und um ihn selber, daß er nicht ausbrach und hinten ausschlug, wie ein tolles Fohlen. Sie hielt ihn in Zucht und Ehren, und alle Leute hatten Respect vor ihr; denn sie war außerdem eine fromme, wackere, treue Frau; Gott hab' sie selig! Ihr Tod war ein rechtes Unglück für den Müller und sein Kind. Er ließ nun seinem Gelüsten den Zügel schießen, war halbe Tage und ganze Nächte im Wirthshaus, und daheim ging's, wie das Sprichwort sagt: „Wenn die Katze nicht daheim ist, tanzen die Mäuse auf Tisch und Bänken." War dies ein Verderben für das Vermögen des Obermüllers in doppeltem Betracht, so war's ein ebenso großes für sein Kind, sein bildschönes Lenchen; denn das sah und hörte nichts Gutes bei den Mägden und Müllerburschen, und wäre nicht ein guter Kern als mütterliches Erbtheil in des Kindes Seele gewesen, es wäre in den Grund und Boden verdorben worden.

„Während so des Obermüllers Hausstand den Krebsgang zusehends ging und die Kunden sich immer mehr verloren, weil die Mahlknechte einmal für ihren Herrn und einmal für sich molterten, blühte des Untermüllers Wohlstand erst recht auf. Er

hatte drei Kinder am Leben, aber zwischen dem ältesten der Söhne und dem Zweiten waren fünf weggestorben. Daher kam es, daß der zehn oder elf Jahr älter war, als sein zweiter Bruder, und das kleine Schwesterlein noch an der Mutter Brust ruhte. Der Untermüller war ein stiller, rühriger Mann, der wohl wußte, daß, wenn sich das Gewicht auf die eine der Wagschalen legt, die andere in die Höhe schnellt, und daß man, wenn's zwölf Uhr ist und der Tisch gedeckt ist, sich an's Essen geben muß. Die Kunden, die die Obermühle mieden, kamen zur Untermühle. Gutes Mehl und ehrlicher Molter sind eines Müllers Empfehlung. Da braucht er keinen Fürsprech. Er ist's sich selber. Er konnte nicht genug Mehl machen und, wenn in der Mühle die Schelle ging, war flugs neues Getreide aufgeschüttet.

„Außerdem trieb er einen gewinnreichen Fruchthandel an die Mosel oder, daß ich es besser sage, einen Mehlhandel, und da kommt was heraus, zumal wenn man's ausborgen kann bis nach dem Herbste. Zuletzt noch starb eine alte Base im Dorf und vermachte ihm ein Bauerngut, auf das er zwei Gäule halten mußte. Da war dem Reichwerden Thür und Thor offen, und es säumte nicht, zeitig zuzusperren.

„Krampanje noch einmal,*) Herr! das waren Zeiten für den Untermüller, und er hatte, wie es im Mühlspiel geht, so recht eine Jackmühle. Sein Paul war ein frischer, prächtiger Bub, und die schwarzen Augen im Kopfe flackerten und flammten. Er hatte einen erschrecklich guten Kopf, und der Schulmeister sagte: Für den ist's Jammer und Schade, daß er nicht Schulmeister wird: das gäbe Einen, der sich gewaschen hätte! Nun, ein Müller kann auch Grütz im Kopfe brauchen, und es ist gut, wenn die anderen Leute auch nicht auf die Nase gefallen sind. — Schulmeister können nicht

*) Krampanje, ein beliebtes Ausrufungs- und Bekräftigungswort im Lande; doch ohne Arg.

alle Leute werden. Item, es war eine ganz kuriose Geschichte! Die alte Feindschaft der Eltern sollte in den Kindern ihr Ende finden. Warum auch nicht? Es ist ja doch Gottes Wille, daß der Hader nicht fortwuchern soll, wie die Quecke. Das Lenchen und der Paul waren im Alter vielleicht zwei, drei Jahre von einander, das heißt, das Mädchen war so viel jünger, als der Paul; aber sie gingen mit einander in dieselbe Schule, und denselben Weg, und da wurden sie bald bekannt, und das schöne Lenchen fand, daß der Paul ein lieber, guter Bub sei und gar nicht so schlimm, wie ihr Vater Untermüller's machte, die er als halbe Teufel darstellte.

„Sagen Sie auch selbst, was ging die Kinder der Eltern Hader und Zwist an? In den Jahren soll man davon sich nicht regieren lassen. Das Menschenelend und das Unkraut wächst ohnehin früh genug. Auf dem Hinwege und Heimwege gingen sie mit einander; aber kamen sie an den Wald, der sich aus dem Thale zur Höhe zieht, dann sagte das Lenchen: Paul, bleib' zurück, daß mein Vater nicht gewahr wird, daß ich mit Dir rede und gehe. Du weißt schon, wie's geht. Ich müßt's entgelten und dürft' nicht mehr mit Dir plaudern. So ein klein schlitzöhrig Ding weiß gleich, wo der Haf' im Pfeffer und der Hund begraben liegt! — Es steckt halt in Jeder so ein klein Evachen! Nicht wahr?" Ich bejahte seine Frage und er fuhr fort: „Auf so einem gemeinsamen Schulweg ist schon manches Zusammengehen auf dem Lebenswege fertig geworden, ohne daß Jemand daran dachte, wenn's auch nicht immer gerade so ausging, wie hier. Die Kinderherzen gewannen sich alle Tage lieber, und keins wäre ohne das Andere zur Schule oder heimgegangen. Verspätete sich Eins, so warteten gewiß im Walde das Andere, und dem Lenchen kam's recht zu Gute, daß der starke und lebhafte Paul mit ihm ging, besonders im Winter, bei Schnee und Glatteis, oder wenn der Weg kothig war. Dann trug er's oft den halben, ja den ganzen Weg auf dem Rücken, und das muthwillige kleine Ding zauselte ihn noch schalkig an dem

krausen Haare, was er sich jedoch gerne von dem Mädchen gefallen ließ. Ueberdies war er ihr Schutz und Schirm gegen die Dorfbuben, wenn's an's Schneeballenwerfen ging.

„Sie waren dabei so schlau, daß eigentlich Niemand auf ihr Zusammenhalten aufmerksam wurde, und kam einmal Jemand über's Querfeld dazu, so machten sie Gesichter, als wären sie sich spinnefeind.

„Das war schon eine unselige Frucht des elterlichen Zwiespalts, daß die Kinder sich an's Heimlichthun gewöhnten. Nun ging das so fort; aber es genügte ihnen nicht mehr, bloß auf dem Schulwege beisammen zu sein, und Mittel und Wege fanden sich bald.

„Sehen Sie, in unserer hergigen Gegend wird wenig Rindvieh, und nur so viel, als nöthig, gehalten; wohl aber desto mehr Geißen, weil die in den Bergen umherklettern und sich ihre Nahrung suchen. Nun hatten Untermüller's eine kleine Heerde Geißen und auch einige Lämmer, um sich die Strumpfwolle zu ziehen, und da zur Mühle hier der ganze Heckenberg gehört, so war's des Paul Freude und Lust, die Thiere hier zu hüten; denn, wären sie in den Wald gerathen — und so Geißen sind naschige Racker — dann hätt's Fetzel und Strafen gegeben. Da ist er denn mit den Thieren hier heraufgeklettert, und sie haben ihm auf den Pfiff gehorcht.

„Sie mögen sich denken, daß er da oft Vierteltage lang sich müßig herumtrieb und an's liebe Lenchen dachte, und wünschte, es möge bei ihm sein; absonderlich, als er darauf kam, das Plätzchen hier, wo wir sitzen, sich zu einer ordentlichen Wohnung einzurichten. Da hat er denn mit rechter Bubenlust gearbeitet; den Boden geebnet, mit Steinplatten belegt und die Fugen mit Moos ausgefüllt; dann hat er die Sitzbank gebaut, auf der wir hier sitzen, und so das Plätzchen wie eine Wohnstube zurecht gemacht. Daß ihm Jemand dahinter käme, war gar nicht zu

fürchten. Sein Vater hatte zu viel zu thun und zu schaffen; seine Mutter schwindelte; sein Brüderchen war noch zu klein und sonst kümmerte sich keine Seele um ihn, wenn er, sein Vieruhrbrod in der Tasche, die Geisen und Lämmer zu Berge trieb. So lebte er hier ganz ungestört. Die Vögel scheuten gar nicht vor ihm, denn er that ihnen nie Etwas zu Leide, und selbst die Eidechsen liefen ohne Scheu um ihn herum. Wie er das Lenchen hierher brächte, darauf sann er alle Tage. Endlich arbeitete er daran, den Fußpfad bis an die Felskante zu bauen, auf dem wir hierher kamen, und probirte, wie man ohne Gefahr sich über die scharfe Kante schwingen könne. Da es gefährlich war und man bei einem Fehltritte leicht in die Tiefe purzeln konnte, und dann der Schuster und Schneider Nichts mehr an einem verdiente, so flocht er mit unermüdlicher Geduld die Hecken so ineinander über der abschüssigen Tiefe, daß alle Gefahr wegfiel. Ueberdies stand damals an der Kante ein Haselbusch, der seitdem weggehauen worden sein muß, mit dessen zähem Stangenholze man einen sichern Hebel hatte, um sich leicht herüber zu schwingen. Daß von drüben Niemand den Pfad bis zum Felsen ahnte, war eine sichere Sache, da Niemand hierher kam, weil eben Jedermann wußte, daß die Stelle sehr gefährlich sei und Niemand sich in Gefahr begeben mochte, da ohnehin hier nichts zu holen war, als etwa Holz, das im Walde leichter und ohne Gefahr zu finden war.

„Erst, als Paul das Alles fertig hatte, erzählte er seinem lieben Lenchen von seinem herrlichen Felskämmerlein, und malte es ihm so schön aus, daß das Mädchen vor Neugierde zappelte, es zu sehen. Nun wissen Sie wohl auch, daß die Neugierde an den Mädchen und Frauen hängt, wie Pech am Schuster. Ist die einmal rege, so ist's aus. Sie muß befriedigt sein. Das Lenchen dachte im Wachen und im Traume an Paul's schönes Felskämmerlein und wie man da spielen und heimlich plaudern könne, ohne daß irgend Jemand daran dächte, sie da zu suchen. Der nächste

Sonntagnachmittag war dazu bestimmt, daß Paul sie hinführe. Er hatte einen Vorrath Haselnüsse, Aepfel und Birnen dort verborgen, und sie wollte Kuchen, der Sonntags in keiner Mühle fehlt, mitbringen. Da wollten sie einmal recht ungestört spielen.

„Samstags Mittags, als sie heimgingen aus der Schule, schnitt Paul eine Kerbe in eine junge Eiche am Wege, daß sie den Ort fände, wo er sich verbergen und sie erwarten wollte. Es ist wohl kaum mit heißerem Verlangen eine Zusammenkunft erwartet worden, als diese.

„Endlich war die Kirche aus; dann das Mittagsessen vorüber, Niemand in der Untermühle fragte: Paul, wo gehst du hin? Er schlich hinter die Mühle; sprang über den Teich — dann über den Bach, der ohnehin wenig Wasser hatte, und glomm den ihm vertrauten Geispfad, hinter Hecken und Büschen verborgen, hinauf und stand bald hinter der knorrigen alten Eiche, nicht fern von dem Stämmchen, das die Kerbe trug, die als Wahrzeichen galt. Nicht lange stand er da auf der Lauer, so hörte er den Obermüller heraufkommen, der nach dem Wirthshaus im Dorf eilte, wo ihn seine Spießgesellen erwarteten, und wo er an Sonntagen bei guter Zeit eintraf, um Nichts zu versäumen.

„Jetzt kommt sie, dachte er, und zitterte vor Freude. Wirklich hörte er bald den trippelnden Gang des Mädchens, den sein scharfes Ohr wohl zu unterscheiden wußte. Sie blieb an dem Mahlzeichen stehen.

„Bst! klang's leise zu ihm herüber.

„Paul rührte sich nicht, denn die neckische Bubennatur verleugnet sich niemals.

„Bst! Bst! klang's wieder, und als es stille blieb, kam Lenchen näher, um zu spähen, ob er denn noch nicht da sei.

„Da sprang er hinter dem Eichstamme heraus und hielt ihr die Augen zu.

„Das Mädchen wollte nach Mädchenart laut aufschreien;

aber er hielt ihr den rosigen Mund zu, und als sie sich freudig losgerungen, wollte sie ihn ausschelten. Jetzt war das warnende Bst! seine Sache. Sie erkannte schnell die Nothwendigkeit des Schweigens, und eine drohende Faust war Alles, was ihm als Strafe zu Theil wurde. Da aber ein strahlendes Gesichtchen dabei war, so erschrack er nicht, nahm ihre Hand und zog sie still in den Wald bis zu der Ihnen bekannten Felskante. — Da ging aber das Elend an. Sie fürchtete sich vor dem Hinüberschwingen.

„Paul mußte es ihr erst zwei- bis dreimal vormachen, bis sie Muth gewann, es endlich auch zu versuchen. Als sie aber mit Hülfe der herabgebogenen Haselstaude sich endlich hinübergeschwungen und Paul sie in seinen Armen aufgefangen hatte, war alle Furcht vorüber; denn sie sah, wie vorsichtig der Knabe alle Gefahr entfernt hatte. Jetzt klatschte sie freudig in die flachen Hände und folgte Paul auf dem hübschen Pfade hierher, wo wir sitzen. Wie erstaunte das Mädchen, als es das hübsche Plätzchen sah! Trotz der ausgeschmückten Schilderung Paul's fand sie es noch viel schöner und heimlicher, als sie es sich vorgestellt. Und als sie nun neben ihm saß und er sich an ihrer Ueberraschung recht geweidet hatte, that er erst seine verborgenen Schätze an Nüssen und Obst auf, und die Lust wuchs mit jedem Athemzuge.

„Die ordnende Natur des Mädchens richtete nun schnell mit Schiefersteinen eine Küche zu und bereitete Nußkuchen und ausgezackte Aepfelscheiben als Torten und Kuchen, und bald war in kindlicher Lust das Mahl bereitet, das köstlicher nicht erdacht werden konnte. Dann wurde das Geräth gespült und wieder geordnet, und nun ging's an jenes selige Kindergeplauder, das an sich so leer und doch so unendlich anmuthig und seelenvoll erscheint. Paul führte sie an seine gehegten Vogelnester, von denen die brütenden Mütter nicht einmal wegflogen oder in denen die junge Brut sich nicht einmal scheu niederduckte; er machte sie mit den heimlichen Eidechsen vertraut, vor denen sie sich anfangs hatte fürchten wollen;

er erzählte ihr von seinen schwindellosen kecken Geisen, die gerade die gefährlichsten Zacken und Absätze aufsuchten, um da einen saftigen Zweig zu erhaschen; von seinen zahmen Lämmern, die auf seinen Pfiff zu ihm kämen, und all' das viele Wichtige und Merkwürdige, was er wußte, und die Stunden flohen mit Blitzesschnelle und die Abendsonne vergoldete die Thürme und Mauern der alten Berge da drüben, ehe sie es in ihrem Glücke merkten. Es mußte geschieden sein, wenn nicht die alte Lisbeth in der Obermühle Verdacht schöpfen oder gar Lunte riechen sollte. Scheiden und Meiden thut weh, und auch die beiden Kinder fühlten das tief nach dem glückseligsten Mittage, dessen sie alle Beide sich zu erinnern wußten. Die Hoffnung aber, sich recht oft hier zu finden, versüßte die Trennung, und schon morgen nach der Schule lächelte diese Freude wieder. Mit diesem Versprechen nannten sie sich, und Lenchen schwang sich so muthig über die Felskante als hätte sie das gefährliche Kunststück seit, Gott weiß, wie viel Jahren täglich geübt. Sie kamen heim mit seligen Herzen. Paul wurde nicht gefragt, wo er gewesen, und als die alte Lisbeth Lenchen examiniren wollte, fertigte sie sie mit einer so schnippischen Antwort ab, daß ihr das Fragen für immer verleidete.

„Des anderen Tages wurden auf dem Schulwege Pläne gemacht, wie sie sich die Zeit vertreiben wollten, und kaum war nach der Mittagsschule Paul mit seinen Geisen und Lämmern zu Berge gefahren, als er nach dem stillen Plätzchen eilte und — wer schon da saß und sich in der Ecke zu verbergen suchte — war Lenchen. Nun wurde noch diese und jene Verschönerung und Verbesserung angebracht, und dann wurde das Spiel von gestern wieder begonnen; später boten die lustigen Geisen und die zutraulichen Lämmer Unterhaltung. Kinder werden des Spielens nicht müde, und es gibt solche Spielchen unter ihnen, die immer dem Spiel eine neue Seite abzugewinnen, einen neuen Reiz ihm zu geben wissen, daß es vollends gar nicht langweilen kann. Lenchen

war so eine rechte Spielratze, die es verstand, bald so, bald anders es zu machen. Dazwischen wurde dann wieder geplaudert, Stückchen und Mährchen erzählt — kurz, die Stunden hatten Flügel und die Sonne schien absichtlich immer früher unterzugehen zu wollen, wenn sie bei einander waren. Sie hielten ihr liebes Geheimniß verborgen, und gerade dies Geheimnißvolle übte einen unsäglichen Zauber aus und kettete die Herzen zuletzt fest an einander. Selbst das Regenwetter hielt sie nicht ab, sich hier zu finden; denken Sie sehen, die überwölbende Felsmasse ist ein so sicheres Dach, daß man hier gutes Muthes sitzen kann, wenn auch draußen Ströme vom Himmel herabrauschen. Erst die Kälte des Vorwinters entfernte die Lust; aber nun hatten sie an der Erinnerung der frohen Stunden genug zu plaudern und Pläne auf dem Schulwege für den Frühling zu machen, da sie mit ihren Gedanken und Träumen doch nur in diesen Felsen lebten.

„Endlich kam der Frühling und das alte Spiel und Leben begann wieder wie vor einem Jahr, und so ging es denn ohne Unterbrechung von Jahr zu Jahr fort, bis endlich das in die Schule Gehen ein Ende hatte. In der letzten Zeit hatte sich ohnehin Manches anders gemacht, als früher. Die Kinderschuhe wurden zu enge, und sie traten sie endlich aus. Das Spielen nahm auch ein Ende, und an seine Stelle trat ein heimliches Kosen, ein liebevolles, schuldloses Plaudern, ein stilles, seliges Anschauen, wo dann Keins sagte, was es dachte, und ihre Gedanken doch gar nicht weit auseinander lagen. Jetzt gewannen die Gespräche einen trüben, schmerzlichen Inhalt. Es war der Hader ihrer Eltern, der ihnen Kummer machte, weil er sie nöthigte, das, was sie für einander fühlten, heimlich zu halten, als ob's etwas Böses wäre. Andere, die sich lieb hatten, wie sie, gingen öffentlich mit einander und Niemand hatte Etwas dagegen. Nur sie mußten den Mantel des Geheimnißvollen darum hängen. Das war aber nun einmal so und sie konnten's nicht ändern, und eben das Geheimniß ihres

Liebhabens war doch auch schön; und wenn Paul sein Mädchen innig an sich drückte und die Worte von ihrem schönen Munde wegküßte, vergaßen sie, was sie drückte, und dachten auch nicht daran, daß sich nicht seiner Zeit der Hader würde beschwichtigen lassen. Der Himmel der Jugend ist nie lange trüb! Item, lieber Herr! es nahte doch Beiden ein Mißgeschick, dessen sie sich nicht versahen.

„Der Untermüller sagte zu seiner Frau: Ich denke, liebe Margreth, es ist nun Zeit, daß der Bub ein Bischen unter andere Leute geht. Es taugt Nichts, daß er so daheim herumleiert. Er muß fremdes Brod essen; sehen, wie Andere das Mühlhandwerk treiben, und so erst recht fähig werden, uns später zu helfen. Bleibt so ein Bub daheim, so wird selten mehr daraus, als eine Schlafhaube. Er meint, wenn ihn der Vater zurecht weise, es geschähe ihm himmelschreiendes Unrecht, und er mache es doch gar so vortrefflich. Dafür ist die Fremde ein Heilmittel. Er steht nun an der Schwelle seines siebzehnten Jahres. Es ist Zeit, daß er seine dreijährige Wanderschaft antrete, wie es vor Alters Zunftgesetz und Ordnung war. Hab's auch gemußt, und es war mir gut.

„Dagegen hatte die Mutter Nichts, ob's ihr gleich schwer wurde, den lieben braven Sohn wandern zu sehen. Und so schrieb denn der Vater an einen guten Freund in Mainz, der eine Rheinmühle hatte, und der nahm ihn gerne.

„Mit dem Mädchen ging's gerade so.

„Obermüller, sagte die Base im Dorfe, Du läßt Dein Kind aufwachsen wie eine Zigeunerin. Das Mädel ist jetzt sechzehn Jahre alt und kann noch keinen Strumpf stricken, keinen flicken; kein Hemd machen und was sonst ein Mädchen des Alters kennen und wissen muß. Es ist hohe Zeit. Was soll's da werden, wenn Einer über Querfeld kommt und sagt: Obermüller, Euer Lenchen stünde mir schön zu Gesicht als meine Hausfrau. Gebt sie mir! Das wär' eine saubere Geschichte, wenn da das Mädel da stünde, wie die Kuh vor einem neuen Scheuerthore, wenn's hieße

Strümpfestricken, Strümpfestopfen, Hemdenschneiden und machen. Alle Krampanje! rief der Obermüller aus, da habt Ihr Recht, Bas'; aber wo soll ich's hinthun? —

„Das will ich Euch sagen, versetzte die Base; da in der Stadt, in der Langgass' Nr. 83, wohnt eine Näherin, die ihr Geschäft meisterlich versteht und es wohlfeil thut. Die nimmt solche Mädchen und schießt sie ein, daß es eine Art hat. Geht zu ihr und macht's fertig.

„Also ging der Obermüller hin und that, wie ihm die Base gesagt hatte.

„Lenchen und Paul ließen sich's nicht träumen, daß ohne ihr Mitwissen über ihr Geschick entschieden wurde. Es fuhr ein Todesschrecken durch ihre Glieder, als sie es erfuhren, und das war schier an einem und demselben Tage.

„Da war denn das erste Wiedersehen nach der Hiobspost auch ein getrübtes. Paul sah still und schmerzvoll drein und über Lenchen's rosige Wangen rannen die Thränen wie hellglänzende Perlen. Nur noch kurze Zeit war ihnen gegönnt. Die kauften sie aber auch aus, und erst jetzt wurde es ihnen klar, wie heiß sie sich liebten, und wie sie ohne einander nicht leben könnten und möchten. Da schwuren sie sich denn ewige Treue mit Herz und Mund, und ihre Küsse besiegelten den Liebesbund für immer.

„Lenchen mußte zuerst fort, und der Vater schrieb ihre Thränen dem Scheiden von der Mühle zu, die sie niemals verlassen hatte. Er wußte ja nicht, welch einen schmerzlichen Abschied da droben in den Felsen sie genommen hatte. Er lud ihre Kiste mit Kleidern und Hemden und dergleichen auf den Müllerwagen, den der weiße Spitz umbellte, hob sie selber hinauf und die raschen Pferde zogen an. Und als droben im Walde Lenchen gegen die Eiche hinsah, bemerkte er, der auf die Pferde sehen mußte, nicht, daß dorther und dorthin thränenschwere Liebesblicke wanderten. Er tröstete Lenchen, so gut er konnte, — aber ihre Thränen flossen.

Jetzt wär's auch mit Pauls Dableiben am Ende. Er drängte täglich, und als endlich die Mutter mit seiner Rüstung fertig war, schied auch er aus dem Thale mit blutendem Herzen, aber nicht ohne vorher am heimlichen Verstecke seiner Liebe getrauert und auf einer Schieferplatte die Worte eingegraben zu haben: „Treu bis in den Tod!"

2.

„Es war seltsam," fuhr der Flurschütze, nachdem er sich seine kleine Holzpfeife gestopft hatte, fort, „daß drunten in der Untermühle die Eltern sich den Kopf darüber zerbrachen, woher Pauls stilles, träumerisches, ja, man könnte sagen, wehmüthiges Wesen in den letzten Tagen gekommen sei, und doch Niemand darauf kam, es sei die Liebe der Grund. Freilich — Paul sah, obgleich andere Bursche in diesem Alter fast regelmäßig schon ihr Liebchen hatten, kein Mädchen an; aber seine Vorliebe für Veilchen, als sie noch Kinder waren, konnte doch so ganz unbeachtet nicht geblieben sein. Da muß ich aber bemerken, daß man bei uns Leuten auf so Etwas gar selten achtet, und, da später gar kein Zeichen einer fortdauernden Verbindung in die Augen fiel, so wurde auch das in das Alter der Kinder Hinabreichende gänzlich vergessen. Wäre so Etwas nur Einem aufgefallen, so stehe ich Ihnen dafür, es hätte keine Woche gedauert und die Mägde und Mädchen am Brunnen, die Wäscherinnen an der Bütte, die Flachsbrechterinnen an der Brechbank, in Summa, wie man hier sagt: Die Schulkinder und die Kirchenleute hätten das Kapitel abgehandelt in die Länge und Breite. Daß es damit die Untermüller's gehört, dafür hätten die Marketenderinnen, die Butter und Eier aufkaufen, und die Waschweiber gesorgt, aber der rothe Davids, der, um eine fette Suppe zu verdienen, Alles ausbot. Der hätt's auch dem Obermüller hinterbracht, denn er war der Mädchen-

träger hier wie dort, und es kam dem alten Tagedieb, der überall herumschmarotzte, nicht darauf an, sich auf die Lauer zu legen, um Etwas, was er gern wußte, herauszuflüstern.

„Die Zwei hatten ihr Spiel aber so vermummelt, daß es Niemand ahnte.

„Untermüller's meinten, es thue es das Heimweh bei Paul, und daß er selber auf's Fortkommen gedrungen, das liege darin, daß er den Muthigen habe spielen wollen.

„Aber, lieber Herr, gucken wir in die sonnenhelle Stube der Näheliese in der Stadt, so sehen wir ein liebliches Bändmädchen dasitzen und eifrig nähen, dessen Wangen bleich, dessen Augen von Thränen trüb sind, die die Nacht heimlich fließen sah und mit ihrem dunklen Schleier verdeckte; aber so eine alte dürre Näheliese, die so gelb ist, wie eine reife Quitte und Augen hat für Alles, was sie rechtmäßiger Weise nichts angeht, und eine Zunge so spitz wie die beste ihrer englischen Nähnadeln aus einer Aachener Fabrik, läßt so Etwas nicht unbeachtet, zumal wenn sie einen Pick auf das Mädchen hat.

„Ich möchte wissen, was Du für Gedanken, Seufzer und Thränen in das Tuch hineinnähest, sagte sie spitzig. Bin doch auch jung gewesen, aber so ein Pimpel war ich nie. Man meint, Du müßtest die Jahre der ägyptischen Noth oder der babylonischen Gefangenschaft in meinem Hause verleben. So was kommt' bei den Leuten auf meine Rechnung und die jubilesen gleich Schlimmes. Heimweh kann's doch nicht sein, denn Dein Vater ist ja alle Amen-lang hier und sonst legt Dir Niemand einen Stein in den Weg! —

„Dann beugte sich allemal das schöne bleiche Kind tiefer auf ihr Genähe und schwieg oder sie sagte bittend: Laßt mich doch, es ist meine Art eben so.

„Was Art? keifte dann die Näheliese; lachen und singen solltest Du den ganzen Tag, wie die anderen Mädchen. Aber

ich muß Ihnen, lieber Herr, dabei sagen, daß, wenn die Anderen lachten und sangen, die Näheliese auch über die Etwas wußte und klagte, sie würde noch stocktaub über alle dem Spektakel. Zu ihrer Zeit seien die Mädchen fein stille und sittsam gewesen; jetzt sei mit ihnen kein Rath mehr. Es machte es halt Keins recht, denn sie war eine alte Jungfer, für die Spiel und Tanz, gegen ihren Willen, vorbei war, und auf das arme Lenchen hatte sie einen giftigen Zorn, seit ihr Gegenübernachbar, der alte ledige Gewürzkrämer zu ihr gesagt hatte: Jungfer Liesel, wie leicht kann man doch in Irrthum verfallen! Als die vielen jungen Herren und Bursche an dem Hause vorbeigingen und nach dem Eckfenster schielten, wo Sie gewöhnlich sitzt, denk' ich, gib Acht, Alter, du erlebst noch Etwas! Die Jungfer Liesel fängt noch spät an, dem jungen Volke den Kopf zu verrücken, daß sie Gelb für Rosenroth ansehen. Ich wollt' Ihr sagen, Sie sollte den gelben Lackstock vom Fenster stellen, der werfe einen so abscheulichen Sonnenuntergangsschein auf Ihr Angesicht. Aber da sah ich das bildhübsche Müllerskind und merkte erst, wie die Pferde im Stalle stehen. Nun kann Sie den Lackstock stehen lassen; das Lenchen wird nicht gelb davon!

„Sie können sich denken, wie die zu bellen anfing; hing auch dem Gatzvogel einen Denkzettel an, daß die ganze Nachbarschaft in die Fenster kam und mitlachte, als der Schalk sich halb todt darüber lachen wollte. Sie zersprang schier vor Zorn und die Hälfte des Grimmes mußte Lenchen allein tragen, während in die andere Hälfte sich die übrigen Nähschülerinnen theilten.

„Lenchen schwieg, und das war gut. Sie hatte schon die Erfahrung an den anderen Mädchen gemacht, daß, wenn man ihr den Widerpart hielt, kein Rath und Ende war, und sie acht Tage fortbelferte. So war das arme Mädchen übel daran und trug stille, was das Herz pressen wollte. Auch keine Freundin hatte sie, der sie sich hätte können anvertrauen, da ihr die Mädchen alle nicht gefielen. Wenn sie denn so stille dasaß, dachte sie nur an

Paul und an die schönen Stunden im Felsenkämmerlein, und die Liebe senkte ihre Wurzeln immer tiefer, bis auf den Grund des Herzens.

„Wollten Sie aber glauben, der Paul habe sie im Geräusche der Stadt Mainz vergessen, Sie würden ihm Arges zutrauen. Nein, so ein Bruder Leichtfuß war Paul nicht. Als er nach Mainz kam, wollte ihn der Müller und Mehlhändler daheim behalten und verwenden; er aber sagte: Nein, Herr, ich danke; ich bin hierhergekommen, um in der Mühle thätig zu sein, so laßt mich das auch thun!

„Närrischer Kautz, sagte der Müller, Du weißt nicht, was Du da für Dich suchst. Meine Mühle ist die vierte dort im Rhein unter der Brücke. Du hast sie wohl schon gesehen. Sie ist die Neueste und Schönste von allen. Wer aber da Mahlknecht ist, der muß auf der Mühle wohnen und schlafen und kommt gar nicht an's Land.

„Das ist mir justement Recht, sagte Paul. So möcht' ich's haben.

„Nun, jedem Narren gefällt seine Kappe, sagte der Müller, Du kannst schon morgen hingehen; aber ich erleb's, daß Du das bald müde sein wirst.

„Nun, seid so gut und wartet's bis dahin ab, sagte Paul lachend, und die Sache war abgemacht; aber Röschen, die schöne Müllerstochter, die bei Osthofen zu Haus und in des Müllers Hause war, um ein Bischen gewürfelt zu werden, da die Väter Freunde waren und der Rheinmüller keine Kinder hatte, zupfte ihn und flüsterte ihm zu: „Thu's nicht!" Paul ließ sich nicht stören, so bildschön auch das Röschen war und so lockend es ihm in die Augen sah.

„Er fuhr Morgens hinüber und löste den anderen Mahlknecht ab. Da war denn ein Kämmerlein, recht freundlich und schön, und dann das Mahlwerk und die Frucht- und Mehlkammer, die alle Tage gefüllt und wieder geleert wurde. Und vor, neben und hinter

der Mühle brauste wild der Rheinstrom, in dessen Wellen die Räder einschlugen ohne Unterlaß, und vor all' dem Brausen konnte Einem ganz wirbelig im Kopfe werden, und — meiner Treu! — es gehört eine absonderliche Liebhaberei dazu, da zu hausen und in dieser Einsamkeit seine Tage zuzubringen. Item, für Paul war's so recht gemünzt. Dem war's erdenwohl da, und er konnte so viel an sein Lenchen denken, als er wollte, und Niemand störte ihn, denn die Mahlburschen auf den anderen Mühlen, die ihn wohl einmal zu besuchen kamen, sahen bald ein, mit dem sei Nichts anzufangen, denn er ließ sich mit ihnen nicht ein.

„Das Osthofer Röschen aber hatte dem schönen Paul zu tief in die dunklen Augen gesehen, um ihn schnell vergessen zu können. Sie wußte es rund zu machen, daß sie ihm alle Tage das Mittagessen bringen durfte, denn seinen Kaffe kochte er sich selber auf einem Saarlouiser Oefchen, das in dem Stübchen stand.

„Wann sie aber auf die Mühle kam, saß er still da und blickte in die rasch vorüberwallende Fluth. Sie dachte: Der hübsche Junge hat ein Leid auf der Seele, das wollte sie ihm wegscherzen, denn sie war eine lustige Hexe, wie's so der Pfälzer Art ist; aber wenn er auch einmal lächeln mußte, sie erkannte doch bald, daß das nicht der Weg war, seine Zuneigung zu gewinnen, und das hätte sie doch gerne gemocht, zumal er auch eines Müllers Kind und sie des Vaters Erbtochter war, der ein- für allemal auch nur einen Müller zum Eidam haben wollte.

„Sie erkannte, daß sie es anders anfangen müsse. Hätte er nur einmal gesagt: Röschen, du gefällst mir! oder so Etwas nur von ferne merken lassen; aber — wart' ein Bischen! Der redete freundlich mit ihr, das war Alles. Und sie wußte doch, daß sie hübsch war, denn ihr Spiegelchen betrog sie nicht, und die österreichischen Corporäle, die in den „grünen Baum" gegenüber gingen, ihr „Seidle" tranken, wußten's auch und sahen sich doch nach ihr

fast die Augen aus dem Kopfe heraus. Nur der Paul sah's nicht, und war doch auch nicht blind.

„Da kam sie denn auf den Gedanken, er müsse schon so Etwas im Getriebe haben. Das machte sie traurig. Alle Versuche liebevoller und natürlicher Gefallsucht blieben ohne Wirkung. Nun stand's fest, so gut, als wär's vom Notär geschrieben. Sie wurde bös. Der Sauertopf! sagte sie mürrisch. Man meint, bei meiner Seele! man wäre so eine Spatzenscheuche, so eine Hirseputzel. Mit dem Böswerden oder Bösbleiben ging's nicht. Röschen war zu gutmüthig; und als sie einmal unversehends auf die Mühle kam, um Schwingmehl extra zu bestellen für den Zuckerbäcker in der Quintinsgasse, und unerwartet in sein Stübchen trat, da saß er am Tischchen und die hellen Thränen standen ihm in den Augen. Das bewegte ihr Herz so, daß ihr Auge feucht wurde und sie ihm ihre Hand reichte, und sich zu ihm setzte und sagte: Paul, ich weiß, wie es um Dein Herz steht. Es ist, wie's im Liede heißt:

„Kein' Flamm' und kein Feuer brennet so heiß,
Als heimliche Lieb', von der Niemand weiß!"

„Gelt, ich hab's gefunden? Aber sag': Ist Dir denn das Mädchen abhold, oder ist's so, wie das andere Lied sagt:

„Weiß nicht dein Liebchen, wie lieb du es hast?
Das drücket das Herz, als grundschwere Last!"

„Hast Du's ihr etwa nicht gesagt? Hör', wir Mädchen sind so dumm nicht. Wir merken's um die Ecke herum, wenn uns Einer lieb hat; wenn er auch seinen Mund beherrschen mag, über die Augen ist er nicht Herr. Laß Dir keine Grillen kommen. Sie weiß es gewiß, und Du hast noch Zeit zum Reden!

„Oder ist's etwa so, wie wir daheim im Liede singen:

„Hast Du ein Liebchen fein, —
Darfst es nicht lieben?
Wehret's die Mutter sein,
Mag's dich betrüben!

Doch ist das Liebchen treu,
Lieb' es nur ohne Scheu. —
Weiß, wie die Mütter sind; —
Weinet das liebe Kind —
Gibt sie dir's gern!"

„Da faßte Paul Röschens Hand und sagte: Meinst Du, so käm's? Ach, wie irrst Du Dich da! Sein Vater ist ein stockiger Mann, der alten Haß nährt, und eher läuft der Rhein gen Worms, als daß er seine Sinnesart änderte. Ich weiß es leider besser!

„Das sagte er so tiefbewegt, so traurig, daß es in der Seele des Mädchens nachklang und in ihr schönes Auge auch so ein Tröpflein trat, das vom Mitleid Zeugniß gab. Von da an war Röschen seine Vertraute, und es ist seltsam gewesen, obgleich das arme Mädchen immer die Blumen und Blüthen ihrer Hoffnung abriß vom grünen Stengel, so flößte sie doch Hoffnung tröstend in Pauls Seele und meinte, des eigenen Kindes Leid würde am Ende doch noch des Vaters harte Seele mürbe machen, und eine Lieb', die so lange genährt, so tief gewurzelt und so treu sei, werde ihr Ziel doch noch erreichen, wenn auch jetzt keine Aussicht dazu vorhanden sei.

„Dann und wann wiegte solcher Trost sein Herz in eine gewisse Ruhe hinein; aber es erwachte allemal wieder zu erneuertem Weh und Leid. So lange er mit Lenchen zusammenlebte, war ihm so ein Gedanke gar nicht gekommen, wie er jetzt an seiner Seele nagte. Die Freude des Zusammenkommens und Zusammenseins ließ ihn nicht aufkommen. Man denkt so auch der Dornen nicht, wenn man sich der Rose in ihrer Pracht erfreut; man meint nicht, daß der Abend trübe werden könne, wenn man Morgens die Sonne so gluthig-golden aufgehen sieht. Es ist halt leider so mit dem gebrechlichen Menschen, daß er über der Lust des Augenblicks die traurigen Geschicke vergißt, die ihm folgen können, wie dem Gebete das Amen.

„War's ihm denn so leidmüthig, so kam ihm abermals das seelengute Röschen wie ein Engel, und er liebte sie wie ein Bruder die Schwester und sah gar nicht, daß es in des armen Mädchens Seele doch etwas ganz anderes war, als in der seinen.

„So sind denn ein paar Jährlein in's Land gegangen und zuerst kam das Lenchen heim. Wie schlug ihr das Herz! Aber wie war's so stille und leer da droben im Felsenkämmerlein, wohin sie zu allererst ging. Da war Alles noch so, wie sie geschieden war, nur er fehlte. Auch damals, als sie Abschied nahmen, war's Herbst gewesen und die Blätter gelbten wie jetzt, und der Wind fuhr, scharf wehend, durch die Thalschlucht, und wiegte die Kronen der Bäume und ihre Wipfel, und der Bach rauschte ein trauriges Lied dazu. Sie saß da mit gefalteten Händen und dachte sein, und es rieselte sacht und leise aus ihren Augen eine Thräne nach der andern in's dürre Gras. Da sah sie den angelehnten Schieferstein, drehte ihn um und las die Schrift: „Treu bis in den Tod!" und es durchzuckte ihre Seele wie ein blendender Blitz.

„Das hat er geschrieben! rief sie aus, das ist sein Gelöbniß! Und sie las und las wieder die Inschrift und wurde nicht müde, sie zu lesen und ihre Thränen flossen darauf, und sie drückte sie an die wallende Brust und küßte den kalten Stein.

„Hätte Paul die Schrift nicht eingegraben mit der Messerspitze, ihre Thränen hätten sie ausgelöscht. Aus diesen fünf Worten quoll aber auch wieder ein Bächlein der Lust, das die Keime der Freudenblumen wieder belebte, und sie hoben ihre Köpflein und Kelche wieder empor; und es wurde Lenz mitten im Scheiden der schönen Jahreszeit, der nicht mehr endete im Winter, der doch mit seinem Schnee und Frost bald genug in's Thal kam und Lenchen abhielt, das Plätzchen der glücklichen Liebe zu besuchen, weil auch so leicht die Tritte im Schnee zu Verräthern werden könnten an dem Geheimniß, an dem das ganze, so reiche Glück ihres Lebens hing.

„Aus dem Mädchen war bei der gelben Nähekiese Etwas geworden, das kann ich Ihnen sagen," fuhr der Flurschütze fort. „Sie hatte sich umgesehen in der Welt; sie war verständiger geworden, wie älter. Nun sah sie ihr Hauswesen mit anderen Augen an wie früher, und erkannte, daß die Mägdewirthschaft ein rechter Unsegen sei. Sie griff nun wacker an und ein, und man kannt's des Obermüller's Hauswesen wohl ansehen, daß da eine andere Hand im Spiele war, als früher. Es gab Ordnung, geregelten Haushalt und das sogenannte Schnausen und Mausen hatte ein Ende. Der Obermüller blieb freilich, wie er war, denn einen Mohren bleicht man nicht mehr; aber das Haseliren und Zanken hörte auf; er war seelenvergnügt und sein Gläslein schmeckte ihm um zehn Procent besser, weil er nicht mehr soviel Aergerniß daheim hatte. Und trotzdem war das Mädchen nicht hart und streitsüchtig. Sie that so Alles in der Stille und Ruhe ab, und das Gesinde hatte einen absonderlichen Respect vor ihr. Es wäre ein Heil für den Obermüller gewesen; wenn es ihm nur hätte helfen können!

„Nicht bloß die verständigen, alten Leute erkannten, daß das Lenchen ein wacker Mädchen geworden, die Bursche merkten's noch früher, wenn sie auch die Sache anders ansahen.

„Krampanje! sagten sie, Obermüller's Lenchen ist schnack wie eine Tanne und geht auf ihren netten Füßchen, daß sich nicht einmal die Grashalme viel beugen, wenn sie über die Wiese geht, die muß tanzen! Andere sagten: Sie hat ein Gesichtchen wie ein leibhaftiger Engel, und wenn sie lächelt, wird's einem zu Muth, als wenn die Sonne aus dem heiteren Morgenhimmel Einen anlacht! Wenn sie den Mund aufthut, meint man, man sähe die frischaufblühende Aepfelblüthe, so schimmert's schneeweiß und roth. Blickt man ihr in die strahlenden Augen, so hält man's keine Minute aus, das ist purinziges Feuer und Flamme! Jeder wußte etwas Anderes zu sprechen, und die Mädchen wurden gelb vor Neid. Wenn sie

in die Kirche kam, so machten die Burſche auf der Orgel lange Hälſe, wie die Gänſe, wenn ſie einen Hund kommen ſehen, um ſie nur ſehen zu können; aber ich ſage Ihnen, es war kurios, daß das Mädchen gegen das Alles wie blind war. Sie ſah's nicht und merkt's nicht, und ich ſagte damals zu meiner Frau, da lebte ſie noch und Gott hab' ſie ſelig! — Urſel, ich glaub', Obermüller's Lenchen kommen all' die Burſche vor wie Krautköpfe. Sie achtet gar nicht auf ſie. Hochmuth iſt's nicht, denn das Mädchen iſt ſo leutſelig und geſprächig mit Jedermann, Arm wie Reich, daß es eine helle Pläſir iſt. Weißt Du was, Urſel, die hat einen Liebſten in der Stadt. Gib' Acht! —

„Sie ſah mich ſpöttiſch an und ſagte: Kümmerſt Du, alter Narr, Dich noch um die Mädchen? Das liegt mir neben einander! Hat ſie Einen, ſo geſegne es ihr Gott; hat ſie Keinen, ſo hat ihr Stündlein noch nicht geſchlagen und der Rechte iſt noch nicht dage-weſen. Uebrigens meint ihr Mannsleute, ein neunzehnjährig Mädchen müſſe euch gleich Einen am Bändel haben! Ich fand, daß ſie Recht hatte; denn in der Stadt hatte ſie gelebt, wie vor Alters die Nonnen, die der Napoleon ausgeſtäubt hat, und Niemand wußte Etwas von ſo einem Gehänge mit einem Burſchen. Nun, dacht' ich, die Uhr wird ihr ſchon ſchlagen; aber das war nicht. Die Burſche kamen Sonntags auf die Mühle, beſonders des reichen Schaafmeier's Jörg, und machten ſich niedlich bei dem Mädchen. Sie lachte und ſcherzte wohl auch einmal mit ihnen, aber damit Holla. Sie verzweifelten ſchier, und Schaafmeier's Jörg ging ganz zurück vor Lieb' zu dem ſchönen Lenchen. Endlich iſt die Kirchweih gekommen. Da machte er denn kurzen Prozeß und fragte ſie, ob ſie ſein Tanzmädchen werden wolle, was ebenſoviel heißt, als ob er um ſie gefreit hätte; aber ſie dankte und ſagte kurz, ſie könne gar nicht tanzen und habe auch ein Gelöbniß gethan, keinen Tanzboden zu betreten.

„Da hatten ſie's!

„Es hätte ein Christenmensch das Gerede, das Judiciren hören sollen! Ueberall steckten sie die Köpfe zusammen. Der Eine sagte, es ist Hochmuth; der Andere höhnte und spottete, und der Jörg war trostlos über das Abstattern und den Schimpf dazu. Bei dem ging's wie bei dem Weine, der zu süß ist: er geht in die Essiggährung über. Seine Liebe verwandelte sich in giftigen Haß. Er lauerte ihr auf, um hinter ihre Schliche, wie er sagte, zu kommen, und als ihm das auch nicht ging, sagte er zu dem rothen David: Wenn Du mir herausspeculirst, wie's mit dem Lenchen ist, so kommt mir's auf einen, auch zwei neue Thaler nicht an; verstehst Du mich? Ich müßt' stockdumm sein, wenn ich glauben sollte, die habe einen Kieselstein, wo andere Mädchen das zappelige Herzchen haben. Da steckt etwas dahinter, so oder so.

„Da war Jörg an den Rechten gekommen! Ihr wißt, lieber Herr, es gibt überall so Kerle, die Nasen haben wie ein Hühnerhund, und schnuppern am Liebsten in anderer Leute Händel herum; Kerle, die nur darauf ausgehen, wie eine schnaufige Katze, eine fette Suppe zu verdienen, und zu diesem Zwecke keine Mühe scheuen. So einer war der rothe David. Der Mensch war arm, weil er faul war. Es überlief ihn eiskalt, wenn er von Arbeit reden hörte. Und doch litt er keine Noth. Er war ein Junggeselle von etwa vierzig Jahren, aller Streiche voll; machte bei den Burschen den Hofnarren und bekam zu trinken; bei den Alten den Mährchenträger und Fuchsschwänzer, und bekam Fleisch, Eier, Butter und dergleichen geschenkt. Er war der Mäkler im Dorf, und von jedem Wein-, Frucht- oder Viehandel bekam er, wie der Jud' sagt, sein Zasseras und Trinkgeld. Er wußte Alles und kannte alle Schliche. Es kam kein Handelsjud', kein Weinhändler, kein Marketender in's Dorf, er mußte bei dem rothen David fragen, und hörte auch allemal richtig, wo das zu finden war, was er suchte. Er trieb mit allen Weibern hinter dem Rücken der Männer Kotzelhandel, und verrieth keine, wenn sie auch die Frucht vom Speicher halbmalterweis für Kaffe

und Zucker verschacherte. Dabei war er ein ausgeheckter Schmuggler, und es verging in der guten Jahreszeit keine Nacht, wo er nicht die Bündel trug oder den Schmugglern als Spion und Wegweiser diente; — in Summa, es war ein schlitzöhriger, ausgeheckter Schelm und Tagedieb. Wie gesagt, da war der Jörg an den Rechten gekommen; denn der stand gut mit den Mahlknechten, wo er sein Pfannkuchenmehl um ein Erhebliches wohlfeiler kaufte, weil die's dem Müller stahlen, und mit den Müllersleuten in der Ober- und in der Untermühle stand er gut, weil sie ihn brauchten als Mäkler, und ging hier, wie dort, aus und ein zu aller Zeit.

„Der versprach's, und was er versprach, das hielt er.

„Zuerst machte er sich an die Mahlknechte und Mägde, und lunkte so um die Ecke; aber da war er noch nicht halbwegs. Nun legte er sich auf's Aufpassen; aber das führte auch auf kein rechtes Gleis. Er wurde dadurch nur hartnäckiger und dachte: Kommt Zeit, kommt Rath! Lenchen hatte einen Aufpasser der schlimmsten Art. Sie merkte es wohl — und dachte: Fuchs, mich fängst du nicht auf dem Nest!

3.

„Ein Jahr ging hin und David wurde ganz ärgerlich. Der Jörg fragte alle Tage, aber er konnte ihm nichts sagen. Da änderte sich die Geschichte, nämlich in der Untermühle. Wenn auch der Müller noch ein Mann in seinen besten Jahren war, so hatten doch die Fohrten an die Mosel in Wind und Wetter ihre Mucken. Das war immer eine Reise von drei Tagen, wenn's gut fahren war. Aber im Frühjahr und im Herbst ging's auch viere zu. Und Naßwerden und wieder Trocknen; durch Wasser und Bruch, durch Koth und leitschigen Schnee wandern ist eine Affaire, die allemal die Gicht als Nachwinter bringt. Das ist ein schlimm Erbe! Herr,

ich hab' 'mal sieben Wochen kreuzlahm dagelegen, und wenn nicht der Gichtmann zu Windesheim Sympathie gebraucht hätte, was mich drei Gulden Geschenk kostete (denn Bezahlung dürfen so Leute nicht nehmen), den Doctor'n wär' ich durchgetrippst, so gewiß, als dem Kaufmanne Darweiler seine Frau, die superkluk war und die Doctor brauchte und von den Gichtmännern nichts wissen wollte, nicht einmal einen Gichtring anthat. Nun, die vornehmen Leute wissen Alles besser wie unsereins und haben keinen Glauben an so Etwas, Nichts für ungut! —

„Der Untermüller kriegte im Frühjahre die Gicht und lag da und konnte sich nicht rühren und nicht regen. Der kleine Bub konnte noch nichts manteniren. Da lag denn die ganze Last des Geschäfts auf der guten Frau allein. Zum Glück hatten sie den Stoffel, meines Vaters Bruders Sohn, einen kreuzbraven Menschen, der den rechten Verstehtihrmich von dem Mahlen hatte; das war's aber nicht allein; denn der Ackerbau mußte auch gehörig besorgt werden. Sie hatten dafür wohl einen treuen Knecht — doch mit dem Mehlhandel an der Mosel stand's windschief. Ich hab's Ihnen schon gesagt, daß im Herbste das Mehl an der Mosel ausgeborgt wird. Da muß zu Ostern das Geld einkassirt werden, weil die Wingersleute dann in der Regel den Wein verkauft haben. Ist man da nicht auf der Schwelle, so witscht den Leuten das Geld durch die Finger, und wer das Nachsehen hat, das ist der Müller. Da brennt's an die Sohlen. Und nun lag der Untermüller kreuzlahm da und wußte nicht, wo aus, wo ein. Ich bin dazumal in die Mühle gekommen und hab' das Herzeleid angesehen. Es war justement, wie Anno Siebenzehn bei mir. Geht nach Windesheim zum Gichtmann, sag' ich, der pfeift's weg wie Staub vom Rock!

„Das leuchtete dem Untermüller ein, und er sagte zu mir: Ulerich, geh' Du hin, Du kennst den Mann!

„Ich that's, und der brauchte, aber es half nicht. Entweder der Müller hatte keinen rechten Glauben, oder es war, wie der

Gichtmann sagte. Es gibt zwei und dreißigerlei Gicht, sagt' er; ist's die eine nicht, so ist's die andere. Ich muß aber so lange brauchen, bis ich die rechte heraus habe. Da ich aber nur, wenn's Neumond ist, brauchen kann, so wird's lange dauern. Manchmal treffe man's gleich, aber nicht immer.

„Als ich diese Kundschaft brachte, weinte die Müllerin und sagte: Ach du lieber Gott, bis dahin geht Alles zu Grund!

„Ei, so ruft Euern Paul heim, sag' ich. Dann ist Euch geholfen und der Müller kann's abwärten, bis es der Gichtmann trifft!

„Ulerich, rief die Frau, da habt Ihr's getroffen. Thut mir den Gefallen und geht zum Schulmeister in's Dorf, und sagt ihm einen schönen Gruß, und er solle dem Paul einen recht dringlichen Brief schreiben, daß er käme.

„Ich gehe hin; der Schulmeister schreibt einen Brief, der Hand und Fuß hat, und ich selber trag' ihn auf die Post in die Stadt, und auf der Adreß stand dreimal: cito. — Leider Gottes kam an demselben Tag eine andere Hiobspost, nämlich die Mahnung, daß der Paul im Zuge sei, das heißt soldatenpflichtig, und der Zug sei im October, daher der Bursch herbeimüsse. Das fehlte gerade noch, um das Maß voll zu machen. Ich sag' Ihnen, es war so, daß sich ein steinern Herz über das Leid der armen Frau erbarmen mußte. —

„Als der Brief in Mainz ankam, fuhr gleich das Röschen zur Rheinmühle. Der Paul erschrack recht, als er das cito dreimal auf der Adreß sah und des Schulmeisters Hand, denn sonst hätte ihm sein Vater geschrieben, der tüchtig in der Feder war. Er riß den Brief auf und las ihn laut vor und wurde dabei weiß wie Kreide. Ach, rief er aus, mein armer Vater! Da muß ich schon morgen fort!

„Du lieber Gott! Das arme Röschen fiel schier in eine tiefe

Ohnmacht vor Schrecken. Daß das Scheiden so schnell kommen könnte, hatte sie sich niemals eingebildet.

„Es war ein tiefes, brennendes Wehe, das über das arme, heimlich liebende Mädchenherz kam; aber sie zerdrückte die Thränen und verbiß den Schmerz mit aller Macht.

„Muß es denn sein? fragte sie mit halberstickter Stimme.

„Ja, sagte Paul, lies nur selbst.

„Sie las den Brief und sagte, als sie ihn zurückgab: Es ist nicht anders! Mit dem Worte wollte ihr fast das Herz zerspringen.

„Geh' heim, lieb Röschen, sprach Paul, und sag's dem Meister, oder besser, nimm ihm den Brief mit. Er ist ja meines Vaters guter Kamerad und Freund und wird ein Einsehen haben. Der Peter kann auf die Mühle kommen und ich fahre den Abend noch hinüber.

„Röschen sah ihn lange und schmerzlich an, als wollte sie sich das liebe Bild noch recht tief in die Seele hineindrücken, und dann sprang sie schnell in den Nachen und der Schiffer stieß ab.

„Der Müller konnte nichts dawider haben, so ungern er auch den braven Paul scheiden sah, weil er einen Besseren niemals gehabt. Der Peter kam auf die Rheinmühle und Paul fuhr hinüber.

„Röschen hatte noch immer gehofft, der Müller würde ihn nicht gleich ziehen lassen, und sie könnte doch noch ein paar Tage bei ihm sein; als aber der Müller sagte: Ich kann nichts dawider haben. Geh' in Gottes Namen, da schlich sie weinend hinaus.

„Paul war zu sehr mit dem Gedanken an seiner Eltern schlimme Lage, vielleicht auch mit dem, sein Lenchen wiederzusehen, beschäftigt, als daß er hätte merken können, wie es um das arme Kind stehe.

„Er säumte nicht; empfing seinen wohlverdienten Lohn, schnallte sein Bündel und reichte dem Müller und seiner braven Frau die

Hand zum Abschiede. Röschen war nicht da. Er sah sich nach ihr um, fand sie aber nicht. Morgens wollte er in aller Frühe weg. Er wollte daher an Röschens Thüre klopfen; aber es war die Thüre verschlossen und kein Licht mehr drinnen.

„Er schlich in seine Kammer und dachte: morgen früh rufst du ihr ein Lebewohl zu.

„Kaum graute der Tag, so sprang er vom Lager auf; denn das Binger Schiff, mit dem er fahren wollte, ging früh ab. Er öffnete leise seine Kammerthür und horchte an der Röschens; aber sie schlief so gut, daß er sie nicht wecken wollte, so weh' es ihm auch that. Er schlich die Stiege des stillen Hauses hinab; aber wie erschrack er, als er in der Hausflur Jemanden stehen sah. Bald jedoch wich sein Erschrecken, denn er erkannte Röschen, die weinend an der Wand lehnte. Erst jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte im letzten Augenblicke, was er so lange Zeit nicht erkannt hatte. Es durchzuckte wie ein Blitz seine Seele.

„Er trat zu ihr und faßte ihre Hand. Es muß geschieden sein, Röschen, sagte er; leb' wohl und denke meiner im Guten! Da war das Mädchen seiner nicht mehr Meister. Sie fiel ihm um den Hals und rief: Nein, Dich vergeß' ich nun und nimmermehr! Und einen Kuß drückte sie auf seinen Mund und floh dann wie ein geschrecktes Reh die Stiege hinauf.

„Eine Weile stand Paul da wie eine Bildsäule; dann sagte er leise: Armes Kind, Gott gebe dir Glück und Frieden!

„Mit einer Thräne im Auge verließ er das Haus und schritt mit leisem Weh' im Herzen die stillen Gassen der Stadt hinab zum Rheine, wo er mit dem abwärts segelnden Schiffe den Hafen verließ.

„Er blickte noch einmal wehmüthig auf die Mühle, deren Räder die schäumenden Wellen des Rheines schlugen, wo er so manche stille, traurige Stunde verlebt, und griff mit seinem Ruder tief in die Fluth; denn er hatte versprochen, rudern zu helfen, wie das am

Rheine so Sitte ist, wenn man umsonst mit einem Schiffe fährt. Da hatte er recht Zeit und Gelegenheit, an das arme Röschen zu denken, das ihn so lieb hatte. Erst jetzt, wo er wußte, wie es ihr um's Herz stand, begriff er Manches, was er früher arglos übersehen und nicht verstanden hatte; erst jetzt wurde er gewahr, wie das, was er für Freundschaft gehalten, tief gewurzelte heiße Liebe gewesen war. Und das bekümmerte ihn recht; denn er war ja dem herzigen Mädchen von ganzer Seele gut; aber nur so, wie ein guter Bruder der lieben Schwester. Als es endlich vollends Tag wurde, sandte er seine letzten Grüße nach Mainz und ein stilles Gebet für Röschen und ihren Frieden zum Himmel.

„Erst als die rheinischen Berge sichtbar wurden da unten, wo der Mausthurm steht, und der Gedanke die Seele erfaßte, er nahe sich der Heimath, traten andere Gedanken in seine Seele, und Lenchens holdseliges Bild stellte sich vor das des weinenden Röschens, das er bis jetzt nicht hatte vor seinen Augen wegbringen können.

„Endlich landeten sie. Paul sagte den Schiffern Adies, und wanderte durch die lebenvolle Stadt über die Brücke der Nahe und dann fürbaß der Heimath zu.

„Noch mehr bewegte es sein Herz, als endlich die blauen Berge der Heimath sichtbar wurden.

„Je näher er ihr kam, desto mehr jeder Gegenstand seine Seele berührte. Jeder Berg, jedes Dorf, jeder Bach war ihm ja ein lieber Bekannter, und so sehr er auch eilte, er mußte überall ein Bißchen verweilen, um sich wieder daran satt zu sehen und ob sie noch unverändert seien, wie sie waren, als er trüben Herzens beim Scheiden aus der Heimath vorübergekommen. Damals hatte er traurig Allen ein Lebewohl gesagt, jetzt gab er ihnen fröhlich den Willkomm. —

„Man kann Einem so etwas gar nicht recht sagen," sprach der alte Flurschütze nach einer kleinen Pause der Erholung, „weil

man doch so eigentlich keine Worte dafür hat; aber so viel ist gewiß, bei jedem Schritte, der Einen der Heimath näher bringt, wird das Herz weiter und das Auge freier. Man meint, es athme sich diese Luft viel würziger, als die in der Fremde, und Dinge, die Einem sonst gleichgültig mochten gewesen sein, haben jetzt den höchsten Werth."

Die richtigen Bemerkungen des schlichten Mannes berührten mich tief. Es traten Bilder der Vergangenheit vor meine Seele, die mir dasselbe Gefühl der Erinnerung zurückriefen. O, es ist gewiß wahr, die Rückkehr in die theure Heimath, wenn man lange von ihr getrennt war, weckt Empfindungen, die unbeschreiblich sind. Die Erregung wächst mit jedem Schritte, der uns der Heimath näher bringt. Der Fuß kann nicht lange weilen. Die Seele drängt vorwärts und das Gefühl der Ermüdung weicht immer mehr zurück. Alles, was hinter Einem liegt, Freude oder Leid, es ist vergessen. Jeder Baum, jeder Busch empfängt seinen Gruß, und die Bilder der früheren Tage entrollen sich an diesen Marken immer frischer und lebendiger. Ich sagte das dem Manne, zustimmend seinen tief empfundenen Worten. Er drückte mir die Hand und sagte: „Nein, es ist unmöglich, daß Einer die Stätte seines früheren Lebens wiedersehen könnte, ohne daß ihm das Herz im Leibe bewegt würde, bald von Leid und bald von Freude! Gerade so war's dem Paul. Er war reifer geworden in dem Zeitraume fast dreier Jahre an Leib und Seele. So einfach und verlassen auch sein Leben auf der Schiffmühle im Gebrause des Rheines gewesen war; diese Einsamkeit und das Alleinsein hatte ihm Zeit gegeben, über Manches klarer nachzudenken. Er hatte Pläne gemacht; Entschlüsse gefaßt; die Umstände geprüft, erwogen und ermessen; aber seine Liebe für Lenchen hatte auch eine Kraft und Stärke gewonnen, die für ihre Dauer Bürge waren.

„Er sah sie jetzt lebendiger vor seiner Seele stehen; aber es war seltsam, daß er sie sich nicht anders denken konnte, als wie

er sie verlassen. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß sie älter geworden sein, und daß er sie als ausgebildete, reizende Jungfrau wiederfinden könnte. Ja, je näher er der Heimath kam, desto mehr schwand selbst die Zeit. Es war ihm, als wär's eben gestern gewesen, als er von ihr schied.

„Wie wird sie dir entgegen kommen? fragte er sich voll innerer Lust. Wird sie auch die Schiefertafel gefunden haben? An die Möglichkeit, daß sie ihn könnte vergessen haben, dachte er gar nicht. Manchmal meinte er, sie sei noch in der Stadt, und er dachte mit Trauer daran, daß er sie noch gar nicht antreffen könne.

„So war er fortgeschritten in seinen Gedanken, und nur einmal hatte er sich eine Rast gegönnt, um sich durch Essen und Trinken zu neuem Ausschreiten zu stärken. Der Tag begann sich zur Rüste zu neigen. Die Sonne stand schon am Rande der Berge, die in blauem Dufte vor ihm lagen. In ihrem Schooße war das Mühlenthal, zu dem er hineilte. Allmälig säumten sich die Abendwolken goldig, und dunkler Purpur umkleidete sie. Einzelne goldene Wölkchen schwammen im glänzenden Abendhimmel daher und bald sank die Sonne hinab. Vor Nacht konnte er die Mühle der Eltern nicht mehr erreichen. An dem Bache hin wanderte er den bekannten Weg, und bei einer Wendung des Thales hallte ihm Glockengeläute des Dorfes entgegen, das die Sabbathruhe ankündigte. Er stand still, zog seine Mütze ab und betete für die Seinen und für sich, und dann schritt er rasch vorwärts. Bald erblickte er die alte Burg, an deren Fuß die Obermühle lag. Sie hob ihre Thürme und Mauern schwarz in den noch mattschimmernden Abendhimmel hinauf. Er grüßte sie aus voller Seele, und die süßesten Erinnerungen seiner Kindheit wurden wach.

„Endlich hüllte die Nacht das Thal ein, aber er war auch nun so nahe, daß er den alten Spitz schon hören konnte, dessen tiefes Gebelle ihm entgegentönte. Jetzt schimmerte das Licht

aus den Fenstern der elterlichen Mühle — er schritt über die Brücke des Mühlenteiches und stand im Hofe. Das Herz pochte stürmisch. Mit drei Sprüngen stand er in der Stube.

„Herr Jesu, der Paul! rief die Mutter und ihre Arme umschlossen den geliebten Sohn; der Vater richtete sich im Bett auf, was er bisher nicht gekonnt; die Kinder kamen, die Dienstboten. Es war eine Freude im ganzen Haus über seine Heimkehr. Draußen aber im Hofe stand Einer, der eben mit dem diebischen Mahlknecht noch einen Mehlhandel gemacht, der lachte höhnisch und rieb sich die Hände; und das war der rothe David, der Schnüffler.

4.

„Am andern Tage war Sonntag. Paul war in der Kirche, aber Lenchen fehlte; auch hatte er sie im Vorbeigehen am Mühlenteich nicht in der Obermühle gesehen. Fragen konnte und durfte er nicht, ob sie noch in der Stadt sei; aber er schloß es und, da der leidende Vater so viel mit ihm zu reden hatte, konnte er auch zum Felsenplätzchen nicht gehen, wie er doch so gerne gethan hätte. Endlich gegen vier Uhr kamen gute Freunde aus dem Dorf, um den Kranken zu besuchen, da schlich er sich weg und eilte den wohlbekannten Geisweg hinauf.

„Es gibt manchmal Octobertage, die noch so warm und schön sind, als seien es übrig gebliebene Sommertage, die, wie manche Schwalben noch schwirren, wenn auch das Heer der Schwestern schon fortgezogen ist, ihnen schnell nachziehen wollten, weil sie sich vergessen und versäumt. So war der Sonntag auch einer und die Sonne schien so gluthig in die Felsen, daß Lenchen, die früher heraufgegangen war und nicht ahnte, daß Paul da sei, sanft einnickte und im warmen Sonnenlicht endlich recht tief in den ungestörten Schlaf sank.

„Paul ruhte still. Ach, wenn ich sie doch gefunden hätte! seufzte er, bog die hochaufgeschossenen Gesträuche auseinander und stand vor dem lieblich schlafenden Mädchen. Schrecken und Freude erfüllte seine Seele. War das das Lenchen, das er verlassen hatte vor fast drei Jahren? — Damals die kaum erblühende Jungfrau, — aber jetzt — die völlig erblühte, mit allen Reizen geschmückte volle Gestalt. Er traute seinen Augen kaum. In den Jahren macht aber auch so ein Mädchen Sprünge über Jahre hinaus. Ich kann Ihnen sagen, lieber Herr, das Erstaunen Pauls war ganz gegründet. Das Lenchen war erstaunlich schön, und ein schöner gebildeter Körper war nicht zu sehen. Einen Augenblick stand er so, wie behext, an der Stelle und starrte das schlafende Mädchen an, dessen Wangen höher glühten, dann war er seiner nicht mehr Herr. Er schlich heran und küßte sie auf den schönen Mund. Lenchen fuhr empor und rief, ihn erkennend: Mein Paul! Herr, das war eine Lust und eine Freude! Man kann sich's denken, wenn man sich so lange nicht gesehen hat; aber nicht bloß Lenchen war schöner geworden, auch Paul hatte sich zu seinem Vortheil und zum Erstaunen verändert. Das sagten sie sich gegenseitig und ihre Küsse unterbrachen wieder die Worte, und dann betrachteten sie sich wieder. Dann aber gab's ein Fragen und Antworten, ein Erzählen und Wiedererzählen, daß der Tag schneller ausging, als ihr Erzählen. Sie mußten sich trennen, aber es wollte gar nicht von Statten gehen, zumal Paul schon morgen an die Mosel fahren mußte.

„Als Lenchen heimkam, erschien auch gleich darauf der rothe David in der Mühle, und da Lenchen Salat putzte, stellte er sich zu ihr an den Tisch und sagte: Weiß Sie auch schon etwas Neues, Jungfer Lenchen?

„Lenchen kannte den Bösfeind und Mährchenträger, und wußte, daß er sie belausche. Sie sammelte sich schnell und sagte schnippig: Ihr müßt Eure Neuigkeiten weiter tragen, mich fechten sie nicht an.

„Wer weiß? sagte David. Es kommt auf die Nachricht an, die man erhält.

„Mir liegt's neben einander, sagte Lenchen gleichgültig.

„Denkt Euch, fuhr David fort, des Untermüllers Paul ist gestern zurückgekommen!

„Er sah sie dabei scharf an. Lenchen aber konnte sich merkwürdig verstellen.

„Sagt's meinem Vater, David, der wird sich freuen, sagte sie lachend. Ihr wißt ja, er hat eine alte Liebe zu Untermüllers, zumal der Alte krank sein soll. Thut's doch! Ihr verdient ganz gewiß eine fette Suppe!

„David war abgetrumpft und ärgerte sich ganz abscheulich, zumal er jetzt die Fährte schier verlor. Du bist entweder eine ausgelernte Heuchlerin, — oder ich ein Esel: dachte er bei sich und ging.

„Wer aber in Lenchens Herz hätte sehen können, der hätte seine Lust gesehen. Sie sang mit lauter Stimme und das Auge leuchtete und strahlte vom Glanze, der ein Widerschein der Freude war, die im Herzen wohnte. Ja, fange Einer so Eine blindlings! —

So sehr sie aber auch nach einem neuen Zusammentreffen verlangte, sie mußte sich gedulden, bis Paul wieder kam. An dem Tage, als Paul heimkam, stand er am Pferdestall und empfahl dem Knechte die warmgewordenen Pferde angelegentlich. Da schlich David herbei und reichte ihm grüßend die Hand.

„Auch wieder da? sagte er; aber Musje Paul, wie ist er groß und schön geworden!

„Schade, daß Ihr kein Mädchen seid, sagte Paul, denn aus uns könnte ein Pärchen werden, weil ich Euch so gefalle!

„David lachte und sagte: Dafür wär' ich doch zu früh auf die Welt gekommen. Nun es gibt aber Andere, die das auch merken, und in der Nachbarschaft wissen's auch die Leute.

„Ihr macht mich stolz, David, scherzte Paul. Ich wette, Ihr

wollt mir des Obermüllers Dunzelchen freien? Mein Vater meint das auch. Er ist mit dem Obermüller vor dem Landgericht so gut Freund worden, daß er gar nicht mehr von ihm lassen kann. Da paßten die Kinder prächtig zusammen. Die Frau könnte in der Obermühle hausen und ich in der Untermühle, und die Klause bauten wir zusammen aus dem Molter. Macht's fertig, David, Ihr kriegt einen rothen Rock.

„Der paßte zu seinen Haaren! rief der Knecht aus dem Stalle, der seinen Batzen auch dazu geben wollte.

„Das war dem David zu dick. Er konnte viel ertragen, nur keinen Spott auf die Extrafarbe seiner Haare. Er machte sich grollend und brummig aus dem Staub und dachte: Da werde der Kuckuck klug!

„Dennoch gab er den Verdacht nicht auf, denn mit Paul war's ebenso, wie mit dem Lenchen. Er sah auch kein Mädchen an.

„Schaafmeier's Jörg war bitterböse auf den rothen David, und nannte ihn kurzweg einen Einfaltspinsel und eine alte Schlafhaube, den man am Narrenseile herumführen könne nach dem Gelüsten. Das wurmte dem Geschmähten und er gelobte, desto besser aufzupassen. Nun suchte er sich ein Plätzchen an dem Berge gegenüber aus und lugte da hinab in's Thal. Da sah ich ihn denn einmal, und ob ich gleich Nichts von dem wußte, was zwischen Paul und Lenchen bestand, so sagte ich in der Untermühle einmal: Ich wüßte doch gar nicht, was der rothe David im Schilde führe, weil er da oben auf der Wache sitze. Er müsse Etwas ausspioniren wollen, meinte ich.

„Das war ein Fingerzeig für die Beiden, die nun um so vorsichtiger und schlauer wurden. Er entdeckte also Nichts, und ich selbst vertrieb's ihm, indem ich ihn fragte: Ob er da die Schützen auslunke, um desto sicherer die Aepfel zu stehlen? Das diente leider den beiden jungen Leuten, die nach wie vor ihre Zusammenkünfte hielten, nur noch heimlicher, als bisher."

„Leider, sagt Ihr?“ unterbrach ich ihn. „Hat's denn ein böses Ende genommen?“

„Lieber Herr!“ nahm er das Wort wieder, „es waren zwei Menschen, bei denen man hätte schwören mögen, sie seien für einander geschaffen, und wahrhaftig, sie waren es auch; aber der Menschen Bosheit macht Alles übel. Und es kam noch Eins hinzu, daß die Liebe nur noch heißer wurde, nämlich die Furcht, sich bald zu verlieren.

„Sie sind zu jung, Herr, um zu wissen, wie es in dem Lande stand, als die Franzosen Herr darüber waren und der Napoleon das Ruder führte. Damals hieß es: Krieg und wieder Krieg! Alle Jahre wurden die jungen Bursche fortgeschleppt, und es kam Keiner wieder, ohne daß er krumm und lahm wäre geschossen gewesen. Es war ein Herzeleid im Lande, von dem Sie sich keinen Begriff machen können.

„Kam die Zeit der Ziehung, so zitterten und bebten alle Väter und Mütter, die Söhne hatten. Zwar konnten Reiche sich einen Mann einstellen, allein so um das Jahr 1810 und 1811 herum waren keine mehr zu finden, und wenn Einer dagewesen wäre, so hätte ein wohlstehender Mann, wie der Untermüller, doch das Heidengeld nicht auftreiben können, das für solch einen Einsteher bezahlt werden mußte. Ja, desertirte etwa so ein Galgenvogel, denn nur solche ließen sich herbei, Einsteher zu werden, so mußte dennoch der, für den er eingestanden war, daran, ohne daß ihm eine Macht der Erde hätte helfen können. Wer der Trommel folgte, ging in seinen Tod, denn von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte er sie, bis sie eine Kugel in's Gras streckte.

„Paul war ja nun auch in dem Alter, und zur nächsten Ziehung mußte er. Daß ein Bursch, wie der, freikäme, der kein Unthätchen an seinem Leibe hatte, das zu hoffen wäre die größte Narrheit gewesen, die ein Menschenkopf hätte ausbrüten können.

Da galt's dem Pärchen, die Zeit auszukaufen, die ihm vielleicht nur noch kärglich zugemessen war.

„Ach, lieber Herr, wenn ich vorhin „leider" sagte, so hab' ich dazu Grund und Fug. Es ist gewiß, all' das geheime Getutschel junger Leute, das heimliche Zusammenkommen, das halbetagelang Alleinsein ist nie gut. — Jene Tage der harmlosen Kinderliebe, jene Tage des Paradieses waren vorüber, und hier in dies stille verborgene Plätzchen fand die Schlange auch ihren Weg und der Engel des Paares verhüllte sein Angesicht und weinte. — — —

„Ach," sagte er nach einer Weile trüben Schweigens, „sie waren blind in ihrer Leidenschaft, und der rothe David schlief nicht da drüben auf seiner Lauer, die er, als er die Blicke Beider auf dem Jahrmarkt in der Stadt beobachtet hatte, sorglicher als je besuchte, bis er die Gewißheit hatte, daß sie hier zusammenkämen, und war nun seiner Sache ganz gewiß.

„Das traf zusammen mit der Zeit der Ziehung, die gerade um die Zeit der Heumaht eintraf. Paul wurde natürlich gut und zur jungen Garde geschrieben, und der Jammer kam zu Hauf in die Untermühle und — in dies Plätzchen — denn die Trennung war sicher und Lenchen fühlte sich Mutter. Herr, es kommt halt in diesem Leben kein Herzeleid allein, und der Schuld folgt, nach des Herrn heiliger Ordnung und Gerechtigkeit, die Strafe auf dem Fuße.

„Lenchens Lage war schauderhaft. Angst, Scham, Verzweiflung zerriß ihr Herz. Ganze Nächte durchweinte sie, und Paul war nicht minder elend. Er wollte, getrieben von seinem Gewissen, um Lenchen werben. Als seine Frau wollte er sie zurücklassen, um wenigstens die Schmach und Schande zu mildern, die sie traf in den Augen aller Menschen. Noch einmal waren sie zusammengekommen, und der tiefste Schmerz hatte sie gebeugt, als der rothe David drüben

saß und nun endlich klar erkannte, wohin Lenchen, wohin Paul schliche. Es war Sonntag Nachmittag.

„Jubelnd in seinem Herzen, eilte der abscheuliche Spürhund in die Obermühle, dem Müller das Nöthige zu hinterbringen und ihm endlich die Binde von den Augen zu reißen. Er wollte ihn an die Stelle führen, damit er sie zusammen fände, damit auch er eine rechte Rache an denen nehmen könne, die ihn so lange gehänselt und gehöhnt; damit er einen recht hohen Lohn von dem Müller empfange. Hastig stürmte er in die Mühle.

„Der Müller war schon weggegangen, ehe Lenchen zu Paul schlich. Er rannte nach dem Dorf, um es seinem Auftraggeber, Schaafmeier's Peter, zu hinterbringen, und dann in das Wirthshaus. Auch dort war heute der Obermüller nicht, gegen seine Gewohnheit. Man sagte aber dem rothen David, er sei auf einen der zum Dorfe gehörenden Höfe gegangen, wo heute eine Verlobung sei, bei der es höchlich hergehe. Der rothe David war Keiner von denen, die sich zurückschrecken ließen, oder die eine Mühe scheuten, ein Ziel zu erreichen, das so lohnend zu sein verhieß.

„Er gönnte sich keine Ruhe, wies die Fragenden an Schaafmeier's Peter, der ihnen das, was er dem Obermüller zu sagen habe, genau zur Kenntniß bringen würde, wenn er käme, und lief eilfertig den Weg nach dem Hofe hin.

„Er traf den Obermüller in dem Zustande, den er erwartet hatte, in dem seine Rohheit und Wildheit bei der geringsten Reizung zügellos und wahrhaft verheerend hervorbrach, in dem der Halbtrunkenheit.

„Nachdem er hastig gegrüßt, sagte er mit dem Ausdrucke der Bosheit und des Triumphs im Gesicht: Obermüller, brecht schnell auf. Ihr könnt einen Fang thun, wie Ihr ihn schöner Euch nicht träumen laßt; aber Ihr müßt gleich mit.

„An der Miene des rothen Spitzbuben sah der Müller, daß es sich um Etwas handle, das ihm wichtig sei und ihn nahe

Rheine so Sitte ist, wenn man umsonst mit einem Schiffe fähret. Da hatte er recht Zeit und Gelegenheit, an das arme Röschen zu denken, das ihn so lieb hatte. Erst jetzt, wo er wußte, wie es ihr um's Herz stand, begriff er Manches, was er früher arglos übersehen und nicht verstanden hatte; erst jetzt wurde er gewahr, wie das, was er für Freundschaft gehalten, tief gewurzelte heiße Liebe gewesen war. Und das bekümmerte ihn recht; denn er war ja dem herzigen Mädchen von ganzer Seele gut; aber nur so, wie ein guter Bruder der lieben Schwester. Als es endlich vollends Tag wurde, sandte er seine letzten Grüße nach Mainz und ein stilles Gebet für Röschen und ihren Frieden zum Himmel.

„Erst als die rheinischen Berge sichtbar wurden da unten, wo der Mausthurm steht, und der Gedanke die Seele erfaßte, er nahe sich der Heimath, traten andere Gedanken in seine Seele, und Lenchens holdseliges Bild stellte sich vor das des weinenden Röschens, das er bis jetzt nicht hatte vor seinen Augen wegbringen können.

„Endlich landeten sie. Paul sagte den Schiffern Adies, und wanderte durch die lebenvolle Stadt über die Brücke der Nahe und dann fürbaß der Heimath zu.

„Noch mehr bewegte es sein Herz, als endlich die blauen Berge der Heimath sichtbar wurden.

„Je näher er ihr kam, deßto mehr jeder Gegenstand seine Seele berührte. Jeder Berg, jedes Dorf, jeder Bach war ihm ja ein lieber Bekannter, und so sehr er auch eilte, er mußte überall ein Bißchen verweilen, um sich wieder daran satt zu sehen und ob sie noch unverändert seien, wie sie waren, als er trüben Herzens beim Scheiden aus der Heimath vorübergekommen. Damals hatte er traurig Allen ein Lebewohl gesagt, jetzt gab er ihnen fröhlich den Willkomm. —

„Man kann Einem so etwas gar nicht recht sagen," sprach der alte Flurschütze nach einer kleinen Pause der Erholung, „weil

man doch so eigentlich keine Worte dafür hat; aber so viel ist gewiß, bei jedem Schritte, der Einen der Heimath näher bringt, wird das Herz weiter und das Auge freier. Man meint, es athme sich diese Luft viel würziger, als die in der Fremde, und Dinge, die Einem sonst gleichgültig mochten gewesen sein, haben jetzt den höchsten Werth."

Die richtigen Bemerkungen des schlichten Mannes berührten mich tief. Es traten Bilder der Vergangenheit vor meine Seele, die mir dasselbe Gefühl der Erinnerung zurückriefen. O, es ist gewiß wahr, die Rückkehr in die theure Heimath, wenn man lange von ihr getrennt war, weckt Empfindungen, die unbeschreiblich sind. Die Erregung wächst mit jedem Schritte, der uns der Heimath näher bringt. Der Fuß kann nicht lange weilen. Die Seele drängt vorwärts und das Gefühl der Ermüdung weicht immer mehr zurück. Alles, was hinter Einem liegt, Freude oder Leid, es ist vergessen. Jeder Baum, jeder Busch empfängt seinen Gruß, und die Bilder der früheren Tage entrollen sich an diesen Marken immer frischer und lebendiger. Ich sagte das dem Manne, zustimmend seinen tief empfundenen Worten. Er drückte mir die Hand und sagte: „Nein, es ist unmöglich, daß Einer die Stätte seines früheren Lebens wiedersehen könnte, ohne daß ihm das Herz im Leibe bewegt würde, bald von Leid und bald von Freude! Gerade so war's dem Paul. Er war reifer geworden in dem Zeitraume fast dreier Jahre an Leib und Seele. So einfach und vereinsamt auch sein Leben auf der Schiffmühle im Gebrause des Rheines gewesen war; diese Einsamkeit und das Alleinsein hatte ihm Zeit gegeben, über Manches klarer nachzudenken. Er hatte Pläne gemacht; Entschlüsse gefaßt; die Umstände geprüft, erwogen und ermessen; aber seine Liebe für Lenchen hatte auch eine Kraft und Stärke gewonnen, die für ihre Dauer Bürge waren.

„Er sah sie jetzt lebendiger vor seiner Seele stehen; aber es war seltsam, daß er sie sich nicht anders denken konnte, als wie

Hund, wenn Du gelogen hättest? sprach er mit einer Stimme, die wie grollender Donner klang.

„David, den des Müllers greulicher Zustand nicht im Mindesten anzufechten schien, sah ihn lächelnd an und sagte: Paßt auf, Obermüller, ich brenn' Euch was auf! Haltet den David für pfiffiger, als daß er nicht wissen sollte, was er thut, und wann habt Ihr mich auf falscher Fährte gefunden? Eure Waldine, die Krone aller Bracken, führt Euch eher irre als ich. Wollt Ihr nicht alle fünf Minuten stehen bleiben und wacker zufußeln, so könnt Ihr sie noch treffen und die Vögel auf dem Neste fangen.

„Ohne ein Wort zu erwiedern, faßte der Obermüller den rothen David am Kamisollappen und riß ihn fort.

„Sie griffen ungemein aus und David kam schier hinter den Athem, als er bei solchem raschen Gange dem Obermüller erzählte, wie er die Vermuthung, daß Paul und Lenchen sich lieb und heimliche Zusammenkünfte hätten, schon lange gehegt, und Alles aufgeboten habe, hinter die Schliche zu kommen; wie sie ihn aber am Narrenseil herumgeführt, daß er am Ende selber gezweifelt habe; allein auf dem Jahrmarkt in der Stadt habe er ihre Augen beobachtet, und gesehen, wo Barthel den Most hole, da habe er denn auch nicht geruht, bis er heute die volle Gewißheit gewonnen habe.

„Und mir hast Du Nichts gesagt, Hallunke? rief der Obermüller.

„Gebt Acht, ich verbrenne mir den Mund, ohne daß ich Etwas von der Suppe weiß! Ich hätt' 'mal sehen wollen, was Ihr gethan hättet? Nein, David salvirt seinen Pelz, wenn's zu regnen droht, und geht dem Gewitter fein aus dem Wege.

„Die Erzählung Davids hatte die Wuth des Müllers wieder furchtbar gesteigert. Er hätte die Welt zerreißen und zertreten mögen. Es war die größte Schmach, der größte Schabernack, der ihm konnte angethan werden. Sein Gesicht war braunroth. Oft

rang er nach Luft und mußte eine Secunde ſtillſtehen, um nur weiter gehen zu können.

„Sie hatten ſich jetzt dem Wäldchen genähert, das ſich links den Abhang zur Mühle hinab und rechts ſich gegen das Dorf hinzieht, durch das wir Beide eben hierhergekommen ſind. Bei einer dicken Eiche am Wege ſagte David zu dem Obermüller: Bleibt nur hier einmal ein Bischen ſtehen, ich will einmal lauern, ob ſie noch bei einander ſind. Der Obermüller lehnte ſich an den knorrigen Stamm. Seine Bruſt arbeitete ſchrecklich. Das Blut kochte in ſeinen Adern. Seine dicken Fäuſte ballten ſich unwillkürlich. Er war in dem Zuſtande des wildeſten, an Wuth grenzenden Zornes, wo kein Ueberlegen mehr iſt, und wo allemal der Menſch thut, was Gott leid iſt. War es aber auch nicht arg für einen Menſchen, wie der Obermüller einer war? Sein Kind hatte eine Liebſchaft mit dem Sohne des Menſchen, den er mit aller Macht ſeiner verwilderten Seele haßte; hatte ſchon, wer weiß wie lange, heimliche Zuſammenkünfte mit ihm! Und er, der ſich ſo klug dünkte, der in ſeinem Dünkel ſich weiſer hielt als alle Welt, er tappt im Finſtern und weiß Nichts davon? — Und nun entdeckt's der David, dieſer Allerweltsſchwätzer, bei dem ein Geheimniß keine Minute bleibt; der lieber eine Stunde Wegs läuft, wenn er Niemand in der Nähe hat, um es nur an den Mann zu bringen. Wie mußten ſeine Feinde jubeln; wie mußte Spott und Hohn ihn treffen; wie mußte ſich der Schaafmeier kitzeln! Seine Wuth warf ſich in faſt eben dem Grad auf den rothen David, der ihn nun in der Hand hatte, wie auf das Mädchen, das ihm ſolche Schmach angethan.

„Der rothe David war in's Holz geſchlichen und ſein Herz pochte doch ein wenig, wenn er dachte, er könnte des Müllers Zweifel anregen, wenn Lenchen nicht mehr bei Paul wäre. Zudem wußte er gar nicht, wie und auf welchem Wege ſie aus dem Wald in die Felſen kommen könne, da er die ſcharfe Felskante und den

Abgrund darunter wohl kannte. Er war jetzt an der Kante angelangt und horchte. Da vernahm er eine weinende Stimme, und erkannte die Lenchens; dann auch die Pauls, und seine Brust athmete leichter. Er lief eiligst zu dem Müller zurück und sagte mit teuflischem Lächeln: Es ist zu spät, sie zu erwischen; aber geduldet Euch nur ein paar Amenlang, so kommt sie, denn ich habe sie weinen gehört. Wie sie aber über den scharfen Fels kommt, weiß ich nicht.

„Wär' sie nur beim ersten Mal hinabgestürzt! stieß der Müller im dumpfen Wuthtone hervor. Pst! warnte David und stille harrte der Müller, aber er zitterte an allen Gliedern und glich dem wüthenden Raubthiere, das seine nahende Beute erwartet. —

„Länger als je waren Paul und Lenchen bei einander gewesen, denn sie wußte, daß heute ihr Vater spät heim kommen würde und — daß es vielleicht das letzte Mal sein würde, daß sie sich sehen könnten, da Paul noch in dieser Woche zum Heere mußte oder doch in das Depot seines Regiments, das in Straßburg lag.

„Ach, lieber Herr, wenn man sich in des Mädchens Lage denkt, so möchte man verzweifeln! Darüber waren sie einig geworden, daß Paul bald freien wollte um sie. Seine Eltern gaben gewiß es zu; aber der Obermüller sicherlich nicht. Und was dann? Da standen sie rathlos und verzweifelten schier, und das arme Mädchen rang die Hände wie eine Wahnsinnige. Und Paul konnte sie doch nicht trösten! — Die Qual der Schuld und Schande zerriß ihre Herzen. —

„Endlich schieden sie. Lenchen stand diesseit des scharfkantigen Felsens und raufte ihr Haar und rang jammernd die Hände. Dann lief sie, wie außer sich, durch das Wäldchen, dem Wege zu.

„Jetzt nahte sie der Eiche, hinter der ihr Vater stand. Es begann schon zu dämmern, aber er erkannte sie sogleich und stürzte

wie ein Tiger auf sie mit einem entsetzlichen Fluch und Schimpfnamen, die ich vor Ihnen nicht aussprechen kann.

„Ein Faustschlag traf sie. Ein entsetzlicher Schrei wurde gehört und leblos sank das Mädchen nieder. —

„Der Obermüller war in einem Zustande, der nicht beschrieben werden kann. Er schlug, er trat auf sein Kind. Er würde sie getödtet haben, hätte sich nicht in des rothen Davids Seele das Menschliche geregt, und wäre er nicht hingeeilt und hätte den Müller von ihr weggerissen.

„Was? schrie der Obermüller, Du willst meinen Zorn hemmen und hast ihn angeregt? — Und, wie wenn er in diesem Augenblicke ganz Lenchen vergessen hätte, so warf sich sein Ingrimm auf den Rothen.

„David war ein kleiner Knirps, aber das Knochengebälke seines Leibes war wehrhaft, und, war er auch dem Obermüller nicht gewachsen, so war er doch auch nicht ohne die Kraft, ihm einen Widerstand entgegenzusetzen, der nicht mit Einem Ruck zu überwinden war.

„Ihr seid ein Rabenvater! rief er dem Müller zornig zu.

„Ei, Dich soll ja —! schrie dieser und zog mit dem rechten Arme zu einem Schlage, der den rothen David ohne Zweifel würde niedergestreckt haben, wenn der schlaue Rothe, der hier gegen den Wüthenden im Vortheile der Besonnenheit war, ihm nicht ausgewichen und drei Schritte zurückgesprungen wäre.

„Das reizte den Müller noch viel mehr. Er war blitzschnell bei ihm, und würde ihn jetzt ergriffen haben, wäre nicht der Rothe abermals zurückgewichen. Jetzt war's aber aus. Der Müller ihm nach, und nun ihn fassend, schrie: Du willst meinen Zorn hemmen, Du rothe Schlange? Da hast Du Deinen Lohn!

„Er hieb hageldicht auf den rothen David, dessen Kopf indessen gut gehärtet war. Er unterlief den Müller und warf ihn zur Erde. Im Nu kniete er auf ihm. Indessen war doch seine

Gewandtheit der Kraft des Müllers nicht gleich. Dieser rang und gewann. David mochte sich wehren, wie er wollte, der Müller drosch so erbarmungslos auf ihn, daß auch sein Hülferuf endlich verstummte und er ohne Lebenszeichen dalag.

„Lenchen war während dieser Geschichte erwacht. Sie starrte wild um sich. Als sie aber die dumpfen Wuthtöne ihres Vaters hörte, kehrte ihr Gedächtniß zurück. Voll Entsetzen raffte sie sich auf und eilte hinab nach der Mühle und dort in ihr Kämmerlein. Da aber brach sie zusammen und lag ohnmächtig am Boden.

„Erst als sie ihres Vaters schreckliche Stimme hörte, kam sie aus der Betäubung zu sich.

„Margreth, rief er mit einem Tone, der Mark und Bein durchdrang: Ist das Mädel daheim?

„Ja in ihrer Kammer! sagte die alte Magd.

„Wo ist meine Flinte? fragte er wieder.

„Herr, was wollt Ihr thun? fragte mit zitternder Stimme die Alte, die seinen furchtbaren Ingrimm erkannte.

„Sie todtschießen, versetzte mit einer fürchterlichen Ruhe der Müller.

„Er ging in die Stube, wo die Flinte hing, und kam schnell wieder heraus.

„Die alte Margreth warf sich ihm in den Weg, aber er schleuderte sie weg und eilte die Treppe herauf, zur Kammer Lenchens.

„Todesangst durchbebte ihr Herz. Sie kannte ihren Vater. Sie glaubte nicht anders, als das entsetzliche Geheimniß sei ihm offenbar. Voll Entsetzen irrte ihr Blick umher. Es war kein Ausweg. Da fiel ihr Auge auf das offene Fenster, unter dem der Garten lag, und die Höhe war nicht bedeutend. Sollte sie hinausspringen?

„Schon war er nahe der Thüre. Herr! Herr! erbarme dich! rief sie leise und sprang hinab. Durch die offene Thüre

des Gartens gelangte sie auf die Wiese, die am rauschenden, wasserreichen Bache hinlief. Sie horchte einen Augenblick. Die Thüre brach krachend unter seinem Tritte zusammen. Einen Augenblick war's stille, dann lehnte er sich fluchend zum Fenster hinaus und schoß in den Garten hinab, ohne sie zu treffen.

„Das Mädchen sank mit einem Schrei in die Kniee.

„Dieser Schuß hatte das Band gelöst, welches das Kind mit dem Vater verband. — Lenchen rang die Hände in rathloser Verzweiflung. Die Rückkehr in's Vaterhaus war für ewig abgeschnitten. Sie hatte keinen Vater mehr. Sie war hinausgestoßen in die Welt, bedeckt mit Schmach und Schande, belastet mit dem fürchterlichen Vaterfluch. — Ihr Herz war kalt, ihre Gedanken verwirrt. — Da rauschte das Wasser neben ihr, als wollt' es ihr sagen: In meinem Schooß ist Ruhe, ist deines Jammers Ende. Komm', ich decke mit meinen Wellen deinen Jammer, deine Schande zu! —

„Der Wind heulte in den hohen Erlen und rauschte in den Weiden. Es war ihr, als rufe ihr jeder Windstoß zu! Was zögerst du? Was soll aus dir werden? Was aus dem schuldbelasteten Wesen, das du unter deinem Herzen trägst? Säume nicht! —

„Sie sprang auf und raufte das schöne Haar. Der Wind riß das Halstuch von ihrer Schulter, und trug es, ihr unbewußt, an den Fuß einer Weidenstaude. Sie stürzte zum Ufer des Baches mit dem schauerlichen Entschluß, ihr zerrüttetes Leben zu enden.

„Da stand sie einen Augenblick still. Gegen ihr über brach der Mond durch die Wolken, und sein Licht vergoldete Alles umher. Da war's ihr, als sei das der warnende Ruf Gottes an ihre Seele. Sie schauderte vor dem Abgrund, an dessen jähem Rande sie stand, und — die besseren Gedanken siegten in ihrem Herzen. Sie schauderte vor sich selbst. —

„Aber jetzt hörte sie, wie die Knechte, die alte Margreth

mit lautem Jammergeschrei in den Garten eilten. Sie hörte des Vaters Stimme, wie er ausrief: Ich hab' sie nicht getroffen! Wo ist sie? Und wie im Flug eilte sie am Bache hinab, über die Brücke hinüber, den Weg hinauf, den sie erst herabgekommen war, und verschwand im Walde."

5.

Des Flurschützen Erzählung hatte mich tief erschüttert. Er selbst war so bewegt, daß er eine lange Weile schwieg. Mir standen die Bilder so lebendig vor dem Auge der Seele, als hätte ich sie mitgelebt. Mein Athem stockte, als er den Seelenkampf des Mädchens am Ufer des Baches schilderte. „So war aus der holden Blüthe eine giftige Frucht gewachsen!" sagte ich halblaut und ein tiefer Seufzer rang sich aus meiner Brust empor. Er hatte die Worte gehört.

„Ach ja," sagte er, „und die giftige Frucht säete eine Saat, aus der nur neues Elend hervorbrach. Hören Sie nur weiter! Des Obermüllers Wuth war noch nicht gebrochen. Er lud, als er aus Lenchens Kammer herabkam, mit entsetzlicher Ruhe seine Flinte wieder mit zwei Kugeln. Die beiden Mahlknechte standen zitternd da. Margreth flehte für das Kind. Der Müller aber redete kein Wort. Als die Flinte geladen war, eilte er in den Garten, und nun folgten die Anderen mit lautem Jammern und Flehen.

„Stille! rief er, und blieb stehen. Ich schieße Euch Alle nieder, wenn Ihr mich aufhalten wollt!

„Und fort rannte er. Durch den Garten, zur Thüre hinaus; auf die Wiese lief er, sie zu suchen. Die Anderen folgten in einiger Entfernung mit Bangen und Zagen. Da erblickte er ihr weißes Halstuch an der Weide. Der Mond beleuchtete die Wiese. Sie war nirgends zu sehen. Er stand still.

„Margreth erblickte jetzt das Halstuch.

„Heiliger Gott, sie hat sich ersäuft! schrie die alte Magd.

„Der Müller war wie vom Donner getroffen. Das Wort der Margreth traf ihn so und weckte ihn, und riß ihn aus den Banden seines Zornes. Das Gewehr entsank seinen Händen und der Schuß ging los. Er bebte zusammen, und wäre schier zusammengebrochen. Vor dem Morde seines Kindes war der greuliche Mensch nicht zurückgeschaudert; aber daß er sein Kind zum Selbstmorde getrieben, das machte seine Seele beben.

„Er fuhr mit beiden Händen in die ergrauenden Haare und stieß einen Schrei aus, der zum Entsetzen war. Holt Haken und Heugabeln, daß wir sie suchen, vielleicht ist sie noch zu retten! schrie er und die Knechte flogen zur Mühle, wie er selbst.

„Die alte Margreth sank laut weinend auf ihre Kniee und betete für das arme Kind. Sie leuchtete dann nach dem Bache, der seine gelben Wogen wild dahin wälzte, aber sie sah Nichts.

„Endlich kamen sie wieder und nun wurde der Bach durchsucht bis unter die Untermühle hinab, bis gegen Morgen. Dann erst kehrten sie trostlos heim."

„Ich will Ihnen nicht sagen, wie es um des Obermüllers Seele stand," sprach der Flurschütze. „Sie mögen es sich denken. Kein Schlaf kam in sein Auge und die Stimme des Gewissens ließ ihn nicht ruhen, nicht rasten. Er ging umher wie ein gescheuchtes Huhn; sah keinen Menschen mehr an; kam in kein Wirthshaus mehr, weil ihn die Schmach niederdrückte und die innere Qual. So trug er's ein Jahr lang. Da kamen seine Gläubiger zu Hauf über ihn und stülpten ihn. Es begab sich, daß er mehr Schulden hatte, als seine Habe tilgen konnte. Die Obermühle wurde versteigert und der Müller von Haus und Hof getrieben. Er trieb sich noch eine Weile als Vagabund und Bettler im Lande herum, verachtet und gemieden von Jedermann.

„In einer Nacht, es war gerade an dem Tage jährig, daß

er sein Kind so mißhandelt hatte, bellten die Hunde des Müllers in der Obermühle, der sie ersteigert hatte, auf eine greuliche Art. Sie heulten und tobten wie rasend. Der Müller meinte, es seien Räuber da und machte Licht und weckte seine Leute. Sie leuchteten im ganzen Gebäude umher — aber es war auch nirgends etwas Verdächtiges zu bemerken. Dennoch ließen die Hunde nicht nach. Es kam Allen Furcht an, und Keiner wagte es, vor die Thüre zu leuchten. In's Bett gingen sie nicht. Es war auch eine greuliche Nacht. Es krächzte der Todtenvogel um die Mühle herum; der Sturm tobte und heulte; der Bach brauste wild und schäumte in seinen Ufern, und selbst das Vieh im Stalle wurde unruhig. Eine solche grauenvolle Nacht hatte der neue Müller noch nie erlebt. Und der Tag wollte gar nicht kommen. Sie froren vor Angst so, daß die Müllerin Feuer in den Ofen machte, obwohl es noch früh im Jahre war. Der Müller sagte: Sollt' ich noch Eine Nacht so hier erleben, so verkauf' ich stracks die vermaledeite Mühle! Es geht gewiß der Geist des Mädchens um, das der Unmensch in das Wasser getrieben! Da wurde ihr Schrecken noch größer.

„Endlich kam der Tag. Die Hunde hatten sich heiser geheult. Die Leute in der Mühle dankten Gott, als sie die ersten Streifen des Frühroths am Morgenhimmel sahen. Und als es denn heller Tag geworden war, da wagten sie es, vor die Mühle herauszugehen und sich umzusehen; aber, wie erschracken sie, als sie an den breiten Aesten der Hoflinde einen Menschen hängen sahen, der in Lumpen gekleidet war!" —

„Und wer meinen Sie, Herr, der es gewesen?" fragte mich der Flurschütze.

„Der Obermüller!" sagte ich, und es überlief mich eiskalt.

„Sie haben's errathen," fuhr er fort. „Sie schnitten ihn ab, aber er war todt, und in der Ecke des Kirchhofs, wo das alte Beinhäusel ist, da liegt er begraben, und der Pfarrer hat damals

eine Rede gethan, die mir nicht vergißt, so lang' ich lebe; aber ein Anderer vergaß sie auch nicht, das war der rothe David.

„Von den Schlägen des Obermüllers konnte er gar nicht genesen, und seine alte Schwester hatte recht seiner zu pflegen und ihre Last mit ihm. Sein Mehl hat er nicht geholt, und hätt's auch nicht gekriegt; ja, ich glaub', wenn er sich hätte können vor dem Obermüller sehen lassen, er hätte ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt; denn ihn klagte er an als Urheber seiner Freveltaten. Dem rothen Schelm ist's auch nachgegangen, und er ist umhergeschlichen wie ein Schatten. In das Mühlenthal da drunten hätte ihn keine Macht der Erde mehr gebracht.

„Um diese Zeit hab' ich in der Stadt als Hausknecht im Wirthshause zum goldenen Apfel gedient, wo unsere Dorfleute alle einkehrten. Da hab' ich denn immer so die Geschichten aus unserem Dorf und so da herum genau gehört. Da haben sie mir denn erzählt, daß der rothe David krank geworden sei und schrecklich gefabelt habe in der Hitze der Krankheit. Da habe er Schaafmeier's Peter immer laut angeklagt, weil der ihn gedungen habe, das arme Lenchen auszuspioniren. Seine irren Reden seien alle Tage schauderhafter geworden, und endlich sei er gestorben.

„Der Peter Schaafmeier hat auch nicht viel Seide gesponnen, und man hat's ihm all' sein Lebtag angesehen, daß er Etwas auf dem Herzen hatte, das nicht herunter wollte. Gesagt hat er Niemanden, was ihn drückte. Er ist in hohem Alter gestorben, allein glücklich und froh ist er nie gewesen."

„Aber wie ging's mit Lenchen?" fragte ich.

„Lassen Sie mich Ihnen erst erzählen, wie es dem armen Paul ging," sprach der Flurschütze, in dessen Gesicht sich sein Seelenzustand spiegelte.

„Der war an jenem Abend mit Schmerz und Qual heimgegangen. Die Schuld drückte ihm schier das Herz ab; aber es

stand sein Entschluß fest, seinen Eltern Alles zu bekennen. Und das that er unter heißen Thränen.

„Er hatte erwartet, es würde ein arg Unwetter über ihn hereinbrechen, wie er es verdient hätte, allein es ging doch gnädiger ab.

„Sie können sich denken, wie das Bekenntniß den Untermüller traf; denn seines Todfeindes Kind als seine Schwiegertochter aufnehmen zu müssen, war ihm schlimmer als Gift und Popperment. Der Untermüller war aber ein christlicher Mann.' Herbe Strafworte fielen hageldicht auf Paul's Haupt, und die Mutter saß weinend in der Ecke. Sie wußte, wie hart das Alles ihrem lieben Manne war. Das Lenchen wär' ihr als Tochter schon recht gewesen, aber daß es so gekommen, das wollte ihr das Herz schier abdrücken, denn sie war ein Muster einer ehrbaren Frau.

„Was ist nun zu thun? sagte der Untermüller und schritt in der Stube auf und nieder, und trat auf, daß die Dielen ordentlich krachten. Du mußt morgen in die Obermühle freien gehen, und ich will den schwersten Gang meines Lebens thun — ich will mit Dir gehen. Mußt Du fort, so ist doch das arme Mädchen sicher gestellt, und ich will's als mein Kind in's Haus nehmen. Wird's aber auch der alte Bosfeind zugeben? Paul, Paul, wie hast Du Herzeleid Deinen armen Eltern bereitet! — Geh', sagte er nach einer Weile, geh' schlafen!

„Das Schlafen war leicht gesagt und schwer gethan. Um so weniger konnte er schlafen, da er zwei Schüsse hörte gegen die Obermühle hin, die er sich gar nicht deuten konnte; denn von dem, was jenseit der Felskante geschah, kam keine Ahnung in sein Herz. Endlich siegte jedoch die Macht der Natur. Er schlief ein, und das Hundegebell weckte ihn so wenig wie seine Eltern.

„Am andern Morgen, als sie aufstanden, kam einer der Mahlknechte zu seinem Genossen aus der Obermühle, und dieser theilte ihm die erschreckliche Geschichte der letzten Nacht und die

Nachricht mit, daß das Lenchen, um den Mißhandlungen oder gar der Ermordung durch ihren eigenen Vater zu entgehen, sich diese Nacht ersäuft habe. Sie hätten die ganze Nacht gesucht, allein da der Bach so entsetzlich viel Wasser habe, möge der Leichnam längst die Nahe hinab getrieben sein. Die Wehre hätten ihn nicht aufhalten können.

„Das arme Mädchen! seufzte der Knecht. Mein Herr war unbändig im Zorn, und Du weißt, wie der ist, wenn die bösen Geister bei ihm los sind.

„Was ist denn geschehen? fragte Untermüller's Knecht.

„Gott weiß es, versetzte der Gefragte. Eine Frau aus dem Dorfe, die heute früh einen Stümmel Frucht brachte, erzählte mir, im Dorfe gehe das Gespräch, das Lenchen habe mit Eurem Paul heimlichen Umgang. Das habe ihm der rothe David hinterbracht. Dafür habe der eine Tracht Prügel von meinem Herrn als Trinkgeld gekriegt, an denen er noch lange werde zu krächzen haben. Sein Kind aber habe er schon auf dem Wege wie ein Unmensch mißhandelt, und es dann todtschießen wollen. Er hat wirklich auf sie geschossen. Ob er sie getroffen, ich weiß es nicht, aber einen aufgellenden Schrei haben wir gehört, und als wir herauskamen, war sie in's Wasser gesprungen, denn ihr Halstuch lag am Ufer, ganz am Rand, und das Gras war da stark zertreten. Blut sieht man im Garten nicht, in den sie aus dem Fenster ihrer Kammer gesprungen, als sie der Alte dort suchte. Vielleicht hat sie eben nur aus Schrecken über die greuliche Absicht ihres Vaters geschrieen, und hat denn durch ihren Selbstmord die schreckliche Schuld von ihm abhalten wollen.

„So erzählte der Mahlknecht aus der Obermühle. Der Andere stand starr vor Schrecken.

„Ist aber der Müller nicht dennoch seines Kindes Mörder? fragte er.

„Der Andere schauderte zusammen, zuckte die Achseln und

sagte: Sei still; wir wollen nicht richten. Seinem Richter entgeht er nicht, und damit deutete er nach Oben.

„Was macht er denn? fragte Untermüller's Knecht.

„Was macht er? entgegnete der Andere. Daheim sitzt er bleich, wie eine Leiche, und redet kein Wort und guckt starr in eine Ecke. Was wird das noch geben? sprach er und ging weg, zur Mühle zurück.

„Des Untermüller's Knecht eilte heim, die schauderhafte Mähr dort mitzutheilen, obwohl er das nicht zu sagen beschloß, was der andere Mahlknecht von der Ursache der Wuth des Obermüller's ihm vertraut.

„Der Erste, welcher ihm begegnete, war Paul. Er sah so traurig, so verstört aus, daß der Knecht fast zauderte, es ihm zu sagen. Indessen war er selber zu sehr ergriffen von der Geschichte, als daß er's hätte verschweigen können.

„Er hob denn an, es ihm zu erzählen, so ausführlich, als er es selber von dem Mahlknechte gehört.

„Paul war ganz starr vor Schrecken, als der Knecht anhob. Mit jedem Worte wurde er bleicher und zitterte am ganzen Leib, und als endlich der Bursche das Letzte sagte, vom Ersäufen nämlich, — da stieß Paul einen Schrei aus, den man bis in's Haus hineinhörte, hielt die Hände vor die Augen und taumelte gegen die Wand, wo er zusammenbrach wie ein Seckelmesser, das man zumacht.

„Man kann sich's wohl denken," sagte der Flurschütze, dem ich es wohl anmerken konnte, wie ihn die Erinnerung an diese Vorfälle und Ereignisse im Innersten ergriff und erschütterte, — „man kann sich's wohl denken, wie es ihm zu Muthe war. Von dem, was geschehen, wußte er ja kein Wort, und nun sieht er, daß Alles offenkundig sei; denkt sich, daß die Wuth des Müllers nur daher könne entsprungen sein, daß ihm Lenchens Zustand bekannt geworden; er sieht alle Schmach auf das arme Mädchen

gehäuft; denkt sich ihre Verzweiflung und die Beweggründe ihres Selbstmords, und muß sich anklagen, sich selbst, als die alleinige Schuld. — Herr, wenn man sich das so recht lebendig denkt — man könnte schnurstracks ein Narr werden, und es ist ein Wunder, daß Paul nicht verrückt wurde!

„Als seine Eltern aus der Mühle auf den Schrei herausstürzten, da lag er, steif, ohnmächtig auf der Erde, und der Mahlknecht war an ihm, ihn aufzuheben, bracht's aber allein nicht fertig.

„Sie können es sich denken, was da ein Lamento war; wie die Mutter jammerte, wie der Vater wehklagte: Muß denn alles Elend zu Hauf über mich kommen! Es ging dem Gesinde durch Mark und Bein.

„Sie trugen ihn auf's Bett und wuschen ihn an. Während dem erzählte dem Vater der Mahlknecht Alles, was er wußte, und der Müller rang seine Hände.

„Als Paul nach vielen Mühen endlich wieder zu sich kam, richtete er sich rasch vom Bett auf und fragte: Ist's wahr? Und als die Mutter laut zu weinen anfing, und dies Weinen ihm eine Antwort war, da legte er sich herum mit dem Gesicht in die Kissen und regte sich nicht. Nur an dem Schluchzen hörte man, daß er lebe.

„Die Folge des Schreckens und Leides war, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Das war ein rechtes Herzeleid. Er klagte sich, wenn er fabelte, als Mörder Lenchens an, und diese Vorstellung brachte ihn dahin, daß er so heftig in's Rasen kam, daß ihn stets zwei, auch drei Männer bewachen mußten. Er wollte zu Lenchen in's Wasser, und er sähe, sagte er, wo ihr schöner Leib auf dem tiefen Boden des Wassers liege; dort müsse er ihn holen.

„Außer dem maßlosen Leide der Eltern durch des Sohnes gefährliche Krankheit suchte sie jetzt noch ein anderes heim. Als Paul nicht kam, um zum Regimente zu gehen, dem er zugetheilt war, wollten ihn die Franzosen als Deserteur behandeln. Das

wär' ein neues Unglück gewesen. Sie kamen mit Soldaten in die Mühle, und erst, als ein Militärdoctor zu Protokoll gab, er sei gefährlich krank, wurde die Geschichte niedergeschlagen.

„Herr," sagte der Flurschütze, „wie bald hatte sich in den beiden Mühlen Alles verändert; wie bald war der breite Strom des Elends in sie gekommen und hatte sie die schwere Hand des Unglücks betroffen!

„Wie es in der Obermühle stand, hab' ich Ihnen schon gesagt; aber wenn man damals in die Untermühle kam, wo das Glück so lange ungestört gewohnt hatte, so wurde es Einem ordentlich schauerlich, und man konnte nicht leicht ein erschreckenderes Beispiel des Unbestandes alles menschlichen Glückes finden als dort. Der Müller ging gebeugt wie ein Mann von sechzig Jahren, und aus dem Gesichte der Müllerin, die eine gar schöne und blühende Frau gewesen, war alles Leben, alle Farbe gewichen; ihre Augen lagen tief im Kopf, und man hätte darauf schwören mögen, es werde kein Lächeln mehr in ihrem Gesichte sichtbar. Ist auch so gekommen!" —

„Ist Paul gestorben?" fragte ich rasch und mit vollster Theilnahme.

„Das nicht, Herr!" sagte mein Erzähler; „aber es dauerte bis in den folgenden Sommer hinein, ehe er wieder ganz hergestellt war, und da hieß es: Fort zum Heere, zur Schlachtbank! Das beugte die armen Eltern vollends; aber Paul ist gerne gegangen. Er war ein ganz anderer Mensch seit dem Unglück. Es kam keine heitere Miene mehr in sein Gesicht. Eine tiefe Schwermuth lag vielmehr darauf. Hierher, an das Felsenplätzchen, kam er nicht mehr. Es hielt ihn eine innere Macht davon zurück. Ich, meines Orts, kann mir das recht gut zusammenreimen. Du lieber Gott, welche Erinnerungen müßten da ihn übermannt haben! —

„Endlich ist er fort. Ich war damals gerade in der Untermühle, wo ich Korn mahlen ließ. Herr, solch ein Leid hab' ich

nicht wieder erlebt! Und Paul hätten sie sehen müssen! Keine Thräne kam in sein Auge, ja es war mir, als sei er heiterer als sonst, gleichsam als freue er sich, dem Tod entgegenzugehen, nach dem er ein ordentliches Verlangen zu haben schien. Als er fort war, schien die Mühle ausgestorben. Man sah kein frohes Gesicht mehr, und selbst das junge Volk, aus dem doch das Gesinde bestand, hatte ordentlich den Muth nicht, einmal zu lachen oder herzlich froh zu sein.

„Paul kam in sein Depot nach Straßburg, wie es die Franzosen nannten, und als er einexercirt war, mußte er zu seinem Regimente nach Spanien, wo eben der Krieg mit den Spaniolen recht im Brennen war. Da ist er geblieben und hat die tausend Kreuz- und Querzüge der Franzosen, die zahlreichen Schlachten und Gefechte mitgemacht, welche die Armee zu bestehen gehabt hat.

„Er erzählte mir später oft, er habe sich überall in das rechte Treffen hineingestürzt; habe, wenn es einen kühnen, halsbrechenden Streich auszuführen gegolten, sich immer als Freiwilliger gemeldet, weil er auf eine Kugel gehofft, die seinem brennenden Leid im Herzen, seiner Qual im Gewissen ein Ende machen möchte, aber es kam keine, und er mußte die Last tragen ohne Hoffnung. Nicht die leiseste Wunde hat er erhalten in allen den blutigen Schlachten. Da habe er erkannt, sagte er, der liebe Gott wolle ihn recht lange büßen lassen, und da habe er sich denn auch still gebeugt unter den Rath und Willen Gottes.

„Seinen Eltern schrieb er oft und sie auch ihm; aber vom Obermüller und seinem Schicksal und Ende schrieben sie ihm Nichts, um nicht auf's Neue die alte Wunde aufzureißen.

„Zuletzt ist er von den Engländern gefangen worden. Lange haben sie ihn auf dem Meere herumgeschleppt, bis sie ihn mit vielen Anderen auf die Insel Jersey brachten. Hier nahm er, um dem harten Loos zu entgehen, das die Gefangenen zu erdulden hatten, in der deutschen Legion Dienst, und mußte mit dieser, als der

Napoleon von Elba wieder nach Paris kam, in die Niederlande, wo er an der Schlacht von Waterloo Theil nahm und an dem Feldzuge bis zur Einnahme von Paris. Da erhielt er seinen Abschied und kam in die Heimath zurück.

„Da hatte sich auch Vieles verändert. Sein Vater war gestorben und sein zweiter Bruder war herangewachsen, hatte sich verheirathet und die Mühle übernommen.

„Die Mutter lebte bei ihm.

„Ach, wie kam er so traurig zurück! Er war ein bildschöner Mann, das mußte man sagen, aber wie fiel alle die Erinnerung auf ihn! Wie eine Zentnerlast lag sie auf seinem Herzen, und ein trüber, finsterer Ernst ließ kein Lächeln aufkommen.

„Er war mit der Einrichtung, die sein Vater gemacht hatte, wohl zufrieden, und ließ gerne seinem Bruder die Untermühle und das Bauerngut im Dorfe dem jüngsten; denn er hätte es hier nicht aushalten können, wo ihn jeder Ort an sein schweres Leid gemahnte.

„Gerade damals wurde eine schöne Mühle in einem Dorfe in den Rheinthälern feil. Die Kaufsumme konnte er wohl aufbringen, denn der Vater hatte ein schönes Vermögen erworben. Man sah es ihm an, wie es ihm so wohl war, als er aus dem Thale da unten fortzog. Die Mutter ging mit ihm an seinen neuen Wohnort, ihm die Haushaltung einzurichten; aber das Alter drückte die vielgeprüfte Frau, und ihr sehnlichster Wunsch war, daß Paul sich eine Frau wählte.

„Es hat ihn viele Ueberwindung gekostet, bis er auf den Wunsch der betagten Mutter einging.

„Es lebt noch Eine in der Welt, sagte er, mit der ich leben möchte, und das ist das Röschen, das in Mainz mit mir war; aber die wird nun schon lange ihre Kindlein auf dem Schooße wiegen, sagte er traurig.

„Die Mutter ließ ihm keine Ruhe, bis er endlich sich aufmachte

und nach Offhofen ging. Dort kehrte er in einem Wirthshaus ein und erkundigte sich, da er den Namen des Vaters von Röschen wohl kannte, nach diesem und seiner Familie. Die Wirthsleute wären redsprächig und die Frau war eine Kamerädin von Röschen, mit ihr in die Schule gegangen und mit ihr confirmirt worden. Die gab gerne Auskunft.

„Ja, sagte sie, mit dem Röschen war's eine eigene Sache und Geschichte. Als es von Mainz zurückkam, war's lange nicht mehr so heiter und fröhlich wie früher, da es sang wie eine Lerche, wo es ging und stand. Ich war damals Braut mit meinem Mann und kam oft auf die Mühle, und fragte es frisch weg, was ihm sei. Da hat's mir gesagt, es habe einen Burschen lieb, der bei dem Rheinmüller in Dienst gewesen, als es auch im Hause war. Es beschrieb ihn als einen gar braven und schönen Burschen, aber der habe ein Liebchen und die Eltern wollten's nicht leiden. Darum sei er immer so traurig gewesen, und da hab' es ihn aus Mitleid nur noch lieber gehabt, und dem hänge sein Herz an und es könne ihn gar nicht vergessen. Da habe sie ihm vorgestellt, wie das doch so thöricht wäre, der Lieb' zu einem Menschen Raum zu geben, der es doch niemals heirathen könne und es gar nicht lieb habe. Es hat's auch eingesehen, aber es konnte gar nicht Herr werden über sein Herz, und viel hundertmal hat's an meinem Halse bittere Thränen vergossen, sagte die Wirthsfrau treuherzig, daß mir auch das Herz recht schwer geworden ist. Immer hat das arme, treuliebende Mädchen gehofft, der Paul, so hieß sein Schatz, käme, um es zu werben; aber der hat wohl doch sein Mädchen gekriegt, und ist nicht gekommen, da hat's denn endlich die Hoffnung aufgegeben, und da gerade ein braver Müller aus dem Münsterthal kam, um es zu freien, und er ein schöner und recht braver Mensch war, hat es ihn geheirathet.

„Voriges Jahr, setzte sie hinzu, kam das liebe Röschen mit seinem Mann und seinen vier Kinderchen hierher, da hab' ich mich

recht gefreut, daß es blühte wie eine frische Rose und so vergnügt und glücklich war, wie ich es bin, und es wurde doch gar nicht fertig, zu rühmen, was es für einen lieben, guten Mann habe. Man konnt' auch sehen, daß er es recht auf den Händen trug und es so lieb hatte wie ein Jungbursch sein Mädchen und bei dem Röschen war's justement gerade so.

„Als ich es an Paul erinnerte, hat es gesagt: Ach, Käthchen, ich hatte ihn recht, recht lieb, und es ist mir schwer geworden, die Gedanken an ihn mir aus dem Kopfe zu schlagen; aber ich sage Dir, ich habe meinen Fritz ebenso lieb, wie ich einst ihn hatte.

„Das ist's, was ich Euch von Röschen sagen kann. Darauf sah ihn die Frau scharf an, und als sie bemerkte, daß es ihm in den Augen feucht war, da hat sie seine Hand ergriffen und gesagt: Gelt, ihr seid der Paul?

„Paul aber hat's nicht eingestanden und ist früh am andern Morgen heimgegangen. Er ist seitdem noch viel stiller und trauriger geworden. Die gute alte Mutter ist auch bald darauf gestorben. Nun nahm Paul eine alte Person zu sich, die bei seinen Eltern lange Jahre treu gedient und Wittwe geworden war. Sie hatte keine Kinder und es ging ihr kratzig. So ist's eine Wohlthat für Beide gewesen, daß sie zu Paul kam. Sie hat ihm seine Haushaltung geführt, und er hat ein stilles, trauriges, einsames Leben geführt, obwohl er recht gut noch hätte heirathen können, und kein Mädchen sich besonnen hätte, dem schönen Manne seine Hand zu reichen, dessen Mühle gut ging, der das schönste Weingut im Dorfe hatte, und von Alt und Jung geliebt und geachtet war. Später nahm er den Sohn seines Bruders zu sich, einen blühenden, prächtigen Burschen von achtzehn Jahren, dem er Alles einmal vererben wollte."

6.

Der Flurschütze ruhte eine Weile aus von seiner Erzählung, der ich mit großer Theilnahme gefolgt war. Ich goß ihm den Rest aus meiner Jagdflasche ein, was ihm herrlich mundete. Darauf klopfte er seine kurze Pfeife aus und stopfte frisch.

„Ich habe Euch nicht unterbrechen wollen," sagte ich, „aber es liegt mir die Frage nach Lenchen wie ein Stein auf dem Herzen."

„Kann mir's wohl denken," sagte er, mit einem Ausdrucke von Wehmuth. „Ich hab' mir das bis zuletzt aufgespart," sagte er, „weil mir's allemal recht an die Seele geht, wenn es mir in die Erinnerung kommt. Doch ich will Sie nicht länger aufhalten!" — Er fuhr fort: „Von dem Hunsrücken senken sich tiefe Thaleinschnitte herab nach dem Rheine. Bald sind sie enger, bald weiter, und je nachdem sie von längerer oder kürzerer Ausdehnung sind, liegen ein oder zwei Dörfer in ihrem Schooße, durch den in der Regel ein Bach strömt, der sich in den Rhein ergießt.

„Das sind sonnige, warme Thäler, und an den Bergen, die gegen Süden liegen, ziehen sich die Weinreben bis zum Gipfel hinauf. Da wächst ein herrlich Tröpfchen, lieber Herr, und in den Thälern ist's gar heimlich und schön. In so einem Thale lag Pauls Mühle, ganz nah' an dem Pfarrdorfe. Der Bach war wasserreich und um die schöne neue Mühle herum breiteten sich saftige Wiesen aus, die ein Kranz von Erlen und Weiden einschloß, und die zur Mühle gehörten. Ein prächtiger Garten voll köstlicher Obstbäume lag vor der Mühle. Die Lage der Mühle war ungemein schön. Ein weiter Hof, an den der Garten sich anschloß, lag vor dem großen neuen Hause, und diesen Hof überschattete fast ganz ein außerordentlich großer, weitästiger Nußbaum, der, hätte er erzählen können, was er hier erlebt, manchen Winterabend Einem hätte verkürzen können; denn mehr als einhundert Jährchen hatte

der Wind durch seine Aeste gepfiffen, und die Meisten, die seine Nüsse gekracht, hatten längst das Krachen darangegeben. Neben dem Hofhause standen das Kelterhaus und die Ställe und Schuppen, und der alten guten Lisbeth mußte man's nachsagen, sie selbst und die ihr untergebenen Knechte und Mägde hielten das Alles so sauber und rein, daß es eine Lust war. Im Hause selbst ging's gar still und ordentlich her. Da hörte man kein Zanken und Häseliren. Alle Befehle wurden vom Müllerpaul, wie er im Dorfe nach dem Landesgebrauch hieß, der allemal den Rufnamen hinter das Handwerk oder den Schreibnamen setzt, still und bestimmt gegeben und pünktlich ausgeführt. Darauf hielt er, und gerade so machte es die Lisbeth. Der Müllerpaul aß kein besonderes Bischen, sondern mit seinen Leuten aus Einer Schüssel. Er sprach wenig, weil er immer so still und ernst war, und daran gewöhnten sich auch seine Leute, und der junge Jörg, den er halb und halb an Kindesstatt angenommen, gewöhnte sich auch daran. Es ist am Ende Alles eine Gewohnheit, Herr, und ist auch so gut; denn das viele Pappeln thut's nicht, und das Sprüchwort hat Recht: „Wenn die Zunge drischt, gibt's keine Frucht für die Mühle." —

„Nur einmal im Jahre wurde es lebendiger und lauter in der Mühle. Das war allemal im Herbst, wenn gelesen und gekeltert wurde; denn alsdann kamen die Hunsrücker Leser und Leserinnen in die Thäler, und die sind heiter und lieben es nicht, motzig einherzugehen.

„Es war am Sonntage vor der Lese im Jahre vier und dreißig. Ich weiß aber nicht, Herr, ob Sie sich dessen erinnern, nämlich des Jahres, mein' ich. Das war ein Weinjahr! Krumpanje, noch einmal! Man wurde von dem Moste toll und voll, und ich sag' Ihnen, die Rieslingtrauben waren alle braun wie Ruländer, und die Finger klebten Einem beim Lesen, wie wenn man Honig ausläßt, und einen Wein gab's, der war süß wie Zuckerwein und warf seinen Mann, daß er krachte. Seit Menschen-

gedenken war so keiner gewachsen. Auch hingen die Trauben an den Reben, wie wenn sie hineingeschüttet wären. Die Kaufleute schnüffelten schon herum, als die Trauben noch an den Reben hingen. In solchen Herbsten sollten Sie die Gesichter der Weinbauern (die Herrenleute sagen: Winzer, wir aber nicht, denn es ist nicht landesüblich) sehen! Die lachen mit dem ganzen Gesicht, und die Sorgenfalten, die die Mißjahre gemacht, sind alle, wie wenn sie mit dem Bügeleisen glatt gebügelt wären. Sie athmen wieder frei und frisch, die armen Schelmen, die so schwer gedrückt sind und so selten ihrer schweren Mühen Lohn ernten.

„Ueberall stehen dann vor den Hausthüren die Mostbütten voll Wasser, daß sie aufquellen, und die sauber gescheuerten Legel und Lesebüttchen aufgeschichtet. Es sieht Ihnen gar nett und sauber aus! Neue Fässer stehen umher, die noch zu verkaufen sind; denn solche, die gefüllt werden sollen, liegen schon auf dem Lager.

„Wie gesagt, es war am Sonntag vor der Lese im Jahre vier und dreißig. Die Mittagskirche war aus und vor ihren Thüren auf den Bänken oder dem Bauholz saßen die Männer hemdsärmelig, wie die Frauen und Mädchen, Alter bei Alter und Art bei Art.

„Die Männer dampften ihr Pfeifchen und sprachen vom Herbste, der noch so sonnenklar und warm war, als hätten sich die Kalendermacher um zwei Monde verrechnet.

„Hast Du Deine Leser schon? fragte Einer den Andern. Der Eine sagte: Bei dem schönen Wetter eilt's nicht; ich komme mit meinen eigenen Leuten zurecht. Der Andere sagte: 's ist Herbst; es kann leicht umschlagen und Regen geben. Ich will mir Hunsrücker nehmen, wenn sie kommen. Der Dritte lachte und meinte: Wenn's nur Regen gebe! Das Wasser, das der liebe Herrgott vom Himmel in den Wein regnen läßt, das macht nur mehr Brühe, aber verschlechtert den Wein nicht.

„Die Frauen plauderten allerlei gleichgültige Dinge und die Burſche neckten die Mädchen, wenn jetzt die ſchönen Hunsrückerinnen kämen, ſchafften ſie ſich andere Schätze an, wobei denn die Mädchen entgegenredeten, es kämen ja auch Legelträger und Büttenſammler vom Hunsrück; ſie würden's dann gerade ſo machen.

„Zu den Männern unter der Dorflinde trat jetzt auch grüßend der Müllerpaul. Die Männer ſtanden auf und lüfteten die Strümpfkappen oder Pelzmützchen, woran man ſehen konnte, daß ſie einen Reſpect vor ihm hatten, was ſie ihm auch dadurch bewieſen, daß ſie ihn zum erſten Schöffen gewählt hatten, was er aber mit Dank für die gute Meinung von der Hand wies.

„Alles ſchon in der Ordnung, Herr Nachbar? fragte der ihm zunächſt wohnende Wingertsmann. — Doch — verbeſſerte er ſich ſelber, bei Ihm braucht man nicht zu fragen! —

„Warum denn nicht, Kämmerspeter, ſprach der Müller. Bei mir iſt auch nicht immer Alles, wie's ſein ſoll.

„Nu, nu, ſagte der Nachbar, das muß ich doch auch wiſſen. Bei Ihm kann man lernen, wie man den Sack anhängen muß, damit Alles pünktlich geht. Auch ſchon Leſer?

„Da findet Ihr mich ſchon im Schlafwamms, ſagte der Müller. Ich muß ſagen, ich weiß es nicht gewiß. Vergangene Woche ſchick' ich meinen Jörg auf den Hunsrück, er ſolle mir Leſerinnen ausmachen; aber der bleibt mir auf der Binnenberger Mühle hocken und überläßt es der Müllerſche (Müllerin ſagen wir hier zu Lande), ſie auszumachen, und bleibt doch bis zum Dienſtag in der Mühle zu Gaſt. Nun iſt die Müllerſche eine alte Frau und, wie mir Jörg ſagt, noch von Siebenſuppenſchnitten oder Adam's und Eva's Zeiten her mit uns verwandt. —

„Es wird ſo eine Verwandtſchaft ſein, wie meine Frau als ſagt: Meines Urgroßvaters Kellerloch ging in den Hof und das Deines Urgroßvaters auch, daher ſind wir Vetter und Bas, lachte der Kämmerspeter.

„So mag's sein, sagte der Müller und die Bauern lachten. Ich glaub' auch, daß es ein Irrthum ist und sie eine andere Mühle meint, die nicht weit von der meines Vaters lag. (Die Obermühle wollte er nicht nennen, weil er den Namen nie aussprach, auch nie genannt wissen wollte, auch kam er nie mehr in's Mühlenthal, seit er es verlassen.)'

„Nun, was thut's, sagte der Kämmerspeter, wenn sie nur für ordentliche Leser sorgt, und für deren genug. Ihr braucht schon ein Häuflein, daß es eine Art hat.

„Das ist's eben und deßwegen bin ich in Sorgen. So eine alte Frau hat kurze Gedanken, sprach der Müller.

„Seid guten Muthes, s' ist ja eine Kellerlochsbas, tröstet der Kämmerspeter, und als er eben noch etwas hinzusetzen wollte, kam ein Trupp von etwa zehn bis zwölf Leuten aus dem Oberdorfe herunter. Sie hatten kleine Büttchen und große Henkelkörbe (um nach der Lese Trauben mit heim zu nehmen) unter den Armen, gingen bloßärmelig und hatten, was die Weibsleute betrifft, tärtene Röcke an. Voran ging eine alte Frau mit schneeweißen Haaren, die aber für ihr hohes Alter noch recht wacker daherkam, und die Anderen folgten ihr wie die Küchlein der Henne oder der Glucke, wie wir sagen.

„Aha, da kommen Eure Leser, sagte der Kämmerspeter, denn ich merk's an der alten Glucke, der Kellerlochsbas!

„Das Häuflein kam unterdessen heran, und die Alte fragte, wo die Mühle sei.

„Seht Ihr's? rief der Kämmerspeter und sah dabei den Müllerpaul an, aber er erschrack, als er ihn ansah, denn sein Gesicht war bleich wie Kreide, und es schien, als zitterten ihm die Hände und Füße.

„Ist's Euch nicht recht? fragte besorgt der Kämmerspeter und faßte des Müllers Arm.

„Ein Anderer lief in sein Haus und holte ein Glas Wein, das er ihm reichte.

„Auf des Müllers Stirn standen dicke Schweißtropfen, die aber eiskalt waren, und er mußte sich an den Stamm der Linde lehnen. Peter, sagte er leise, weiset den Leuten meine Mühle! Peter ging mit ihnen hinweg. Niemand aus dem Haufen sah sich nach dem Müller um, als ein junges wunderschönes Mädchen. Es folgte zögernd der Alten und sah, so lange es konnte, mehrmals nach ihm mit großer Theilnahme hin.

„Der Kümmerspeter kam schnell zurück, denn es waren bis zur Mühle kaum hundert Schritt von der Linde aus.

„Er trat wieder zum Müller, der indessen das Glas Wein getrunken hatte.

„Ist's besser, Herr Nachbar? fragte er theilnehmend.

„Der Müller nickte bejahend, und man konnte es wahrnehmen, daß das Uebel vorüberging.

„Was war das doch? fragte der Peter wieder. Habt Ihr vielleicht einen neuen starken Tabak geraucht? Da kann's dem besten Raucher passiren, daß es ihm noch einmal geht wie den Buben, wenn sie sich das Rauchen anquälen. Ich weiß das aus Erfahrung; denn als ich neulich eine Pfeife A B Reiter Willem Stein rauchte, alle Krampanje! da meint' ich, mein Namenstag wär'!

„Es muß so Etwas gewesen sein, sagte der Müller, dankte für die Theilnahme und ging mit dem Kümmerspeter das Dorf langsam hinab. Der Peter, dem das Maul ging wie ein Webeschiffchen, erzählte noch ausführlich, wie es ihm damals gewesen, als er den A B Reiter von Willem Stein (das war ein Erzdreimännertabak!) geraucht; aber der Müller ging in so tiefen Gedanken dahin, daß er gar nicht hörte, was der pappelte, und erst wieder aus seinem Sinnen erwachte, als Peter ihm an seiner Thüre: Gute Nacht! sagte.

„Der Müller ging aber nicht in die Mühle, sondern in seinen Garten, wo er sich in das niedliche Häuschen setzte, das mit

rothen Frühtrauben, Burgunderreben heißt man sie, bezogen war, und seinen Gedanken nachhing.

„Sie werden mich fragen: Was dem Paul doch eigentlich zugestoßen sei?“ sprach, den Gang seiner Erzählung unterbrechend, der Flurschütze. „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen.

„Hinter der alten Frau, die Niemand anders als die Müllerswittib aus der Binnenberger Mühle war, ging ein Mädchen, das höchstens achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Das Mädchen war gewachsen wie eine Tanne, und in einem Ebenmaß der Glieder, wie man's selten findet; aber nichts kam der Schönheit ihres Gesichtchens gleich, um das ein dunkles, kastanienbraunes Haar vom seltensten Reichthume wallte, und aus dem ein großes, dunkles Augenpaar, wie zwei Sterne, hervorglänzte, dabei war das Gesichtchen, wie Milch und Blut. Unter dem Haufen der Leserinnen waren prächtige Mädchen, aber meist blondhaarig, wie es auf dem Hunsrück gefunden wird; aber diese Eine wirkte so auf den Müller, weil — sie Leuchens lebendiges Ebenbild, wie aus dem Gesichte geschnitten war. —

„Da ist denn bei ihrem Anblick dem Armen Alles lebendig geworden, was er nun schon seit Jahren mühsam und schwer überwunden und in's Grab gelegt hatte, die Zeit des seligen Glücks und die Zeit eines Elendes, das er im reichsten Maß erduldet hatte. Sehen Sie, lieber Herr, es geht dem Menschen mit den Erinnerungen gerade so, wie mit dem, was ihm bevorsteht. Man sieht's kommen und meint, man wäre darauf gerüstet; aber wenn es nun da ist, wenn's heranbricht, so drückt's Einen doch zusammen. Als mir meine Martha starb, da ging mir's so. Sie war lange Zeit im Bett und ich sah's voraus, daß sie nur mit dem Tode daraus herauskäme; ich sah sie so langsam hinsterben, was sie selber gar nicht merkte, und ich meinte, ich wär' vorbereitet; aber, aber — als sie mir starb, da meint' ich, mein Herz müßte zerspringen und bersten!“ —

Er wischte eine Thräne weg.

„Nun," sagte er, „Gott half's trägen; aber wenn ich so am Kirchhofe vorbeigehe und hinüberblicke auf die Stelle, wo ich den weißen Rosenstock hingesetzt, dann ist mir's allemal, als wär's heute gewesen, und die alte Pein wird wieder wach. Dann kann ich mich nur trösten, daß ich zu mir selber sage: Alter, deine Beine tragen dich nicht mehr weit! — Und mit dem Todtengräber hab' ich's schon lange abgemacht. Ich komme gerade neben sie! — Und droben find' ich sie ja wieder!" Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit der Hand über die Stirn, als wolle er den Gedankenkreis entfernen, in den er gerathen war.

„Nehmen Sie mir's doch ja nicht für ungut," sagte er mit einer Stimme, in der noch der Nachhall seiner Empfindungen klang, „daß ich von dem armen Paul auf mich gekommen bin. Es geht dem Alter so.

„Ich wollte bloß damit sagen, daß Paul gemeint hatte, er könne, da er den Schmerz um sein Lenchen überwunden und durch eine schwere Buße seine Schuld gemildert habe, gar nicht mehr so lebendig in jene Tage zurückversetzt werden, wo er den bittersten Kelch seiner Leiden geleert hatte. Wie betrog er sich damit selbst! Ein Blick in das engelsliebe, herzige Gesicht des Mädchens hatte eingerissen, was er gebaut in vielen Jahren.

„Da saß er nun im Garten, im Traubenhäuschen, und die Thränen liefen ihm in Strömen über die Wangen, und er konnte gar nicht Herr seiner selber werden. Die Dämmerung kam und er saß noch da. Die Dunkelheit, die ohnehin in dieser Jahreszeit frühe, und in dem tiefen Thale noch früher, als auf den Höhen kommt, brach herein und deckte Freude und Leid, — aber er saß noch und stützte den Kopf auf den Schieferstein des Tisches, der im Hüttchen stand.

„Wo doch nur der Vetter bleibt? hörte er seinen Jörg, den Brudersson, sagen. Es ist doch sonst so gar seine Art nicht, auszubleiben!

„Die alte Antonie trat zu ihm und sagte: Jörg, ich weiß gar nicht, was wir machen sollen. Die Leser sind weit gegangen und hungrig. Meinst Du nicht, daß wir essen sollten?

„Wartet noch ein Bißchen, sprach Jörg. Er kann nicht mehr lange bleiben. Beide gingen darauf in's Haus.

„Paul fühlte, er müsse sich ermannen, und er brachte es fertig. Er ging an den Mühlteich und wusch sich Gesicht und Augen, blickte hinauf zum Himmel, an dem viel tausend Sterne flimmerten, und betete leise um Kraft. Das wirkte beruhigend auf sein Herz, und er ging dem Hause zu.

„Als er in die helle Stube trat, wo alle die Fremden umher auf den Bänken saßen und sie nun grüßend aufstanden, war wieder die Erste, die er sah, das Mädchen, das lebendige Lenchen, und — bald wäre es ihm wieder gegangen, wie an der Linde, aber er faßte sich und sagte, er bedauere es, daß sie heute auf ihn hätten warten müssen.

„Das Mädchen sah ihn so mitleidvoll an. Man sah es ihr an, sie hätte ihn gerne gefragt: Ist's Euch wieder wohl? — aber das schickte sich doch nicht. Er sah den Blick, und mußte mit aller Macht den seinigen abwenden. Sie setzten sich zu Tische. Das Mädchen kam zufällig neben ihn zu sitzen. Er legte ihr die besten Bissen vor, und er mußte nun mit ihr reden.

„Jetzt faßte sie sich ein Herz und fragte: ob es ihm denn wieder gut sei?

„Ach, schier sprang ihm das Herz entzwei, als er diese Stimme hörte! Es war ihm, als rede Lenchen zu ihm. Das war ja ihr Ton, der so tief in die Seele hineindrang, der gerade klang, wie eine Nachtigall singt.

„Niemals ist ihm die Ueberwindung schwerer geworden, als an jenem Abend, und fast war's ihm aus den Augen gebrochen das Leid in hellen Thränen, als das Mädchen bei'm Schlafengehen von Allen ganz allein ihm die Hand reichte und sagte: Schlaft gut; ich denke, morgen werdet Ihr wieder auf dem Damme sein!

„Es war recht gut, daß er nur einen Schritt in seine Schlafkammer hatte, die gerade neben der Wohnstube war! — Jörg sah die alte Lisbeth an, schüttelte den Kopf und sagte: der liebe Gott weiß, was dem Vetter ist! — Er hat geweint. —

„O geh' doch, sagte besorgt die treue Alte. Ach, wenn nur die Zeit nicht wiederkommt, die ich mit ihm durchlebt habe. Jörg, Gott behüte ihn und uns davor! —

„Der Junge kannte seines Oheims Schicksal aus den Erzählungen in der Familie, und die alte Lisbeth kannte es noch genauer, und Beide gingen mit schweren Herzen in ihr Bett. Die Alte lag noch lange wach, und der Jüngling auch; aber vor seine Seele trat bald ein wunderholdes Bild und verdrängte das seines trauernden Oheims, ein Bild, das er, seit er in der Binnenberger Mühle gewesen war, gar nicht mehr vor seinen Augen weg hatte bringen können, wenn es ihm auch damit ein Ernst gewesen wäre, wie es nicht war.

„Als er nämlich von seinem Oheim auf den Hunsrücken geschickt worden war, Leser und Leserinnen auszumachen, da waren Viele schon an die Nahe und an die Mosel bestellt. In Pleizenhausen aber sagte ihm die Wirthsfrau, er solle einmal in die Binnenberger Mühle gehen, die Müllersch habe neulich zu ihr gesagt, sie möchte einmal gern in den Herbst gehen, um ihres Lenchens willen, das wolle aber ohne sie nicht gehen. Er ließ sich den Weg sagen und ging. Es war Sonntag und die Mühle lag so still da in ihrem dunklen Baumkranz, als er eintrat, daß es ihn ordentlich anheimelte. Da fuhr ihm aber ein weißer Pommer in die Beine, als wolle er ihn zerreißen. Jörg wehrte ihn mit seinem Stock ab, aber das eiderbisserige Stück Fleisch wurde nur noch wilder. Da rief auf einmal eine glockenhelle Stimme ihm zu: „Spitz, kusch dich!" Und knurrend kroch der Unhold in seine Hütte. Als Jörg aufblickte, stand das Mädchen, das auf den Müller so heftig gewirkt, in der Thüre.

„Gelt, sagte sie lächelnd und wies dabei hinter den kirschrothen Lippen die Reihen schneeweißer Zähne, das ist ein rechter Bisser!

„Freilich, entgegnete Jörg. Der soll alle Krumpanje kriegen! Aber er thut doch nur seine Schuldigkeit. Nur hätte er mich nicht für einen Spitzbuben halten sollen. Gelt, so seh' ich doch nicht aus?

„Das Mädchen maß den bildhübschen, sehr gut gekleideten Burschen, der ohnehin die helle Müllerfarbe an seinen Kleidern trug, und schüttelte dann lachend den schönen Kopf.

„Also Du bist nicht so unfreundlich gegen mich, als Euer Spitz? fragte er.

„Bei Leibe, nein! sagte sie erröthend. Du siehst auch gar nicht aus, wie Einer, der Böses im Sinne hat.

„Behüte Gott, sagte Jörg, ich komme in der besten Absicht, ich möchte Dich als Leserin für uns in den Herbst dingen!

„O geh? rief das Mädchen und klatschte die Hände freudig zusammen. Aber dann mußt Du auch die Bas dazu nehmen.

„Freilich! entgegnete Jörg. Wo ist sie denn?

„In der Kirche, versetzte das Mädchen.

„Darf ich denn bei Dir auf sie warten?

„Warum denn nicht? entgegnete sie und er trat ein. Sie setzte ihm Butter, Käse und Brod vor, auch Birnlatwerg, und er ließ es sich schon schmecken, denn das schöne Mädchen gefiel ihm alle Minuten besser, und es konnte so lieb und herzig plaudern, daß man ihr gar nicht zu antworten müde wurde.

„Sie konnte aber auch fragen wie ein Grenzwächter. Es war noch keine Viertelstunde herum, so wußte sie schon, wie er hieß; woher er war; daß er bei seinem Vetter sei, der ihn an Kindesstatt angenommen; daß der Vetter die schönste Mühle weit und breit und das größte und beste Weingut im Thale habe, und Tausenderlei, was ihr der kirre gemachte Jörg schon gebeichtet hatte. Sie erzählte ihm dagegen, daß die Bas gar so gut sei; sie groß

gezogen habe, da sie ihre Eltern gar nicht gekannt habe, und daß sie wie das Kind im Hause sei und gar nicht wisse, daß sie keine Mutter und keinen Vater mehr habe.

„Und wie sie so plauderten, sahen sie sich einander immer in die Augen und gefielen sich gegenseitig immer besser.

„Endlich kam die Bas. Lenchen, so hieß das Mädchen, lief ihr eilends entgegen und erzählte ihr Alles, was der Bursch gesagt, und er sei etwas hübsch und scheine gar brav und lieb zu sein.

„Als die Bas den Namen hörte, freute sie sich und eilte so schnell herein, als sie konnte, begrüßte Jörg wie einen uralten Bekannten und sagte: Ei, das freut mich doch, daß ich noch einmal Jemand von der Familie sehe, ehe ich sterbe. Wir sind nämlich noch entfernte Verwandte.

„Wie so? fragte Jörg und freute sich, dem schönen Lenchen etwas näher zu kommen. Die Alte erzählte nun, daß des Obermüller's Großvater, und ihr Großvater, was weiß ich? — verwandt gewesen, und ihr Großvater habe eine Bas in der Untermühle als Müllerin gehabt, sie wisse aber nicht, woher die Verwandtschaft gestammt habe; das thue aber Nichts, er sei eben doch noch ein Freund, und so freue sie sich, daß er sie besuche. Geh', Lenchen, sagte sie, schneide Speck in die Pfanne und backe die Eier!

„Wie der Wind war das Mädel fort und bald drang der köstliche Duft aus der Küche in Jörgs Nase.

„Während des Essens trug er denn sein Anliegen vor und klagte, daß er keine Leser mehr habe kriegen können und sie brauchten doch gerade zwölf, darunter müßten aber drei Legaltäufer sein.

„Die Alte lachte. Ei, rief sie, wer hat Dir denn gesagt, daß Niemand mehr in den Herbst gehen wollte? Darauf freut sich ja der Hunsrücker ein ganzes Jahr!

„Du kannst ganz ruhig sein und brauchst nicht mehr herum zu laufen, ich besorge Dir die Zwölf so flugs, als heut' die Sonne am Himmel steht.

„Da wurde dem guten Jörg das Herz federleicht. Als er aber fortgehen wollte, nach dem Essen, machte das schöne Lenchen entsetzlich ein traurig Gesicht. Die Alte ließ aber auch nicht nach mit ihren Bitten, bis er blieb, und auch noch den Montag dablieb, und ihnen half die Aepfel abthun.

„Niemand ließ sich lieber halten, als Jörg; denn das Mädchen hatte es ihm mit seinen großen blitzenden Augen völlig angethan. Und als er endlich dennoch fort mußte, war es ihm, als hätt' ihm sein Lebtag kein Abschied mehr arme gethan, als dieser, zumal ihn das Lenchen noch ein Stück Weges begleitete, und dann so treuherzig sagte: Wenn ich Dich in acht Tagen nicht wiedersähe, thät mir das Abschiednehmen noch leider! —

„Seitdem konnt' er das Mädchen wachend und im Traume vor seinen Augen stehen sehen, und mußte immer an es denken und schnitt sogar ein L in einen jungen Erlenbaum am Mühlteich. Und wie hatte des Lenchens Auge gelacht, als es ihm die Hand beim Willkomm reichte! Sie hatte gesagt: Gelt, Jörg, nun sind wir schon wieder beisammen und bleiben's den ganzen Herbst!

„Da hätte er ihr um den Hals fallen und sie küssen mögen, wenn es sich nur geschickt hätte.

„So sehr ihm auch seines Oheims Trauer nahe ging, das Mädchen, die Hexe, verdrängte doch den Gedanken schnell, und die Freude, bei ihr zu sein, erfüllte sein Herz mit lauter Lust. Als er endlich in den Schlaf sank, träumte er fort und fort nur von ihr, wie's so den verliebten Leuten zu gehen pflegt.

„Paul lag noch wach da, als der Mächter Zwei blies. War's anders möglich? Durch den Anblick des Mädchens war ja Alles wieder lebendig geworden, was hinter ihm lag. Gerade so war Lenchen, als er vom Mainz zurück kam, gerade so schön, wie sie, und das Mädchen hieß auch Lenchen! — Endlich sank er doch in einen kaum erquickenden Schlaf, und als die Unruhe im Hofe begann, war er schon wieder da. Jörg blickte besorgt nach den

Oheims Antlitz, aber er sah es so traurig wie gestern. Beim Frühstück sah er Lenchen wieder und sein Herz pochte fast hörbar.

„Als um sechs Uhr die Glocke läutete, zogen unter fröhlichem Gesange die Leser zu den Weinbergen. Voran die Legelträger und Bursche und hinter ihnen die Mädchen.

„Paul folgte langsam. Er sah, wie Jörg mit dem schönen Lenchen scherzte und bedeutsame Blicke wechselte, und der Gedanke ging durch seine Seele, wie glücklich er sich fühlen könnte, wenn dies Abbild seines Lenchens einst als Gattin seines Jörg ihn umschwebe! — Im Weinberge hatte er nicht Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen, aber sein Blick folgte dem Mädchen überall hin.

„Der Jubel der glücklichen, heitern Jugend, die bald fröhliche Lieder sang, bald aufjauchzte, daß die Berge wiederhallten, bald Pistolen knallen ließ, daß es wie Donner fortrollte an den Felsen, stimmte ihn heute so unendlich traurig, daß er es kaum auszuhalten vermochte, und frühe, ehe die Abendglocke die Schaaren der Leser heimrief, ging er hinab in's Thal und setzte sich in sein Stübchen, das neben der großen Wohnstube lag, und mit dieser durch eine Thür und ein Fensterchen in der Wand verbunden war. Heute hatte die alte Lisbeth mehr zu thun, wie die Pfanne um Fastnacht, denn sie hatte das Essen zu kochen für die vielen Menschen. Im Herbste nämlich pflegt man nicht zu Mittag zu essen, sondern begnügt sich um die Mittagszeit mit Brod und Käse, aber Abends um sechs Uhr, wenn die Leute aus den Bergen heimkehren, wird eine warme Mahlzeit gehalten. Da bringen sie denn einen gesunden Appetit mit nach Hause, und wer das Kochen zu besorgen hat, mag nicht über Mangel an Arbeit klagen. Lisbeth hatte deßwegen die alte Müllerin aus der Binnenberger Mühle gebeten, um Mittag heimzukommen und ihr an die Hand zu gehen. Nun war Alles in Ordnung und das Essen stand beim Feuer, fertig, um angerichtet zu werden. Da Alles besorgt war, traten die beiden Alten in die Stube, setzten sich dahin und plauderten.

„Paul hörte jedes Wort, und da ihn das Gespräch gar sehr anzog, horchte er mit angehaltenem Athem.

„Ja, sagte die Müllerin, es ist ein gutes Kind, das Lenchen, und, wenn ich es nicht hätte, ich wär' in meinem Alter eine geschlagene Frau. Ich hab' es aber auch so lieb, als wär's mein eigen Fleisch und Blut.

„Ei, du lieber Gott, sagte die Lisbeth, geht's Euch denn Nichts an?

„Gott behüte, sagte die Müllerin. Wißt Ihr denn nicht, was es für eine Bewandtniß mit dem Kinde hat? —

„Wo sollt' ich das her wissen? war Lisbeths Gegenrede.

„Dann muß ich Euch doch die Geschichte erzählen, fuhr die Müllerin fort, ich weiß gewiß, Ihr erstaunt, denn es ist eine herzbrechende Geschichte, wie sie in der Welt kaum wieder vorkommt.

„Es mögen jetzt neunzehn Jahre her sein, mein guter Mann lebte noch, da starb uns unser einziges Kind. Ach, Lisbeth, es war ein schönes, gutes Kind, unser Gretchen, und war eben neunzehn Jahre alt. Es ist schon hart und schwer, ein Kind zu verlieren in diesem Alter, das man mit Liebe und Sorge groß gezogen hat, wenn man ihrer noch mehrere hat; aber wenn man nur Eins hat, und das nimmt Einem der liebe Gott, da meint man, das Herz müsse Einem brechen und man möchte sich mit ihm in's Grab legen. So war's uns damals, meinem Jacob und mir. Ihr könnt Euch unser Leid nicht denken!

„Die Leute, die uns trösteten, meinten, die Zeit würde das Leid mildern. Du lieber Gott, unser Leid stand mit uns auf und ging mit uns schlafen, und war einmal, wie das andere Mal. So war ein Dreivierteljahr vergangen und es war noch gerade, wie am ersten Tage. Gar manche Stunden saßen wir da und weinten. —

„Einmal war mein Mann nach Simmern auf den Fruchtmarkt gefahren und ich allein daheim, sonst ließ er mich selten

allein. Da ist mir mein Leid wieder über den Kopf gewachsen, und ich legte die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf und weinte so recht bitterlich, daß meine Thränen auf dem Boden ordentlich ein Bächlein machten. Ich hatte nicht gehört, daß die Thür aufgegangen war; auch nicht, daß Jemand in die Stube trat. Plötzlich hörte ich einen tiefen, tiefen Seufzer. Das ging mir durch die Seele, und es überlief mich, wie wenn ich im Winter unter dem Mühlrade stünde. Ich fuhr mit dem Kopf empor, und es war mir in der Seele, als würde nun der Geist meines seligen Gretchens vor mir stehen — ach, Ihr könnt's Euch gar nicht denken, wie es mir zu Muthe war. Ich starrte nach der Thür, von wannen der Seufzer gekommen war, und — denkt Euch meinen Schrecken! — da steht ein Mädchen von meines Gretchens Alter, von ihrer Größe, bleich wie der Tod, und streckt mir die gefalteten Hände entgegen.

„Gerechter Gott! rief Lisbeth und schlug die Hände zusammen, war's wirklich ihr Geist? —

„Ach nein, sagte die Müllerin, und wischte sich eine Thräne weg, der war bei seinem Herrn im Himmelreich, denn das Kind war schon ein halber Engel auf dieser Welt. — Ach, Lisbeth, der Schrecken war schnell vorüber. Ich sah das Mädchen an und mein Herz wurde in mir bewegt. Es war so schön, so schön, wie mein Seelchen, das ihr ohnehin wie aus dem Gesichte geschnitten ist. Das Mädchen war recht gut angezogen, aber dennoch war Etwas in ihr, als ob sie ein entsetzlich Leid trüge. Die Augen lagen ordentlich tief im Kopf, und es schien so müd', daß es nicht mehr stehen konnte.

„Ich sprang auf, um es zu fragen, was es wolle, aber ehe ich aufstehen konnte, lag das arme Kind ohnmächtig am Boden.

„Gerechter Gott, sagte Lisbeth, was war das ein Schrecken! Das mein' ich, fuhr die Müllerin fort; aber ich vergaß Alles über der Noth, die da war. Das Mädchen, mochte es auch sein, wer

es wollte, war ordentlicher Leute Kind. Drin in der Kammer stand meines Gretchen's Bett, frisch überzogen und rein. Dahin bringst du es, dachte ich, und hob mit Mühe das Mädchen auf, und trug es hinein. Ach Gott, dacht' ich, du mußt das arme Kind auskleiden. Du bist ja eine ehrliche Frau und ist kein Mannsbild in der Nähe. Ich schnüre sie auf und ziehe sie schnell aus und lege sie in das Bett; dann hol' ich Essig und wasche sie an. Nach vieler Mühe schlug sie die Augen auf und sah, wie irre, um sich. Sei ruhig, sagte ich, liebes Kind, du bist bei ehrlichen Christenmenschen. Fehlt dir etwas? —

„Sie konnte nicht reden.

„Ich eilte in die Küche, denn ich dachte, Kaffee ist aller Menschen Labsal, und ich hatte mir Morgens ein Töpfchen voll in die Asche gestellt und die Milch gleich dazu geschüttet, weil ich mir Mittags Nichts kochen wollte, hole das und schenke dem Mädchen eine Tasse ein. Sie trinkt sie so begierig, als hätte sie acht Tage gehungert. Wer weiß, dacht' ich, sie trinkt auch noch eine, und ich reiche ihr noch ein Schälchen. Auch das trinkt sie begierig.

„Hat's gut geschmeckt? fragte ich. Sie nickte und lächelte so dankbar, und dann fielen ihr die Augen zu und sie schlief ein. Ich blieb am Bett sitzen und sah das engelschöne Mädchen an, wie die hellbraunen weichen Haare um das weiße Gesichtchen lagen. Hab' mein Lebtag nichts Schöneres gesehen, und doch kam mir das Gesichtchen nicht fremd vor. Aber ich kannte sie doch nicht. Sie schlief fort. Ich schlich mich weg, weil ich mein Vieh besorgen mußte; aber ich horchte als einmal nach der Thür, die ich offen gelassen hatte. Es blieb still. Ich kochte eine gute Milchsuppe für mich und das Mädchen, und trug sie in die Stube. Als ich aber an das Bett kam, wie erschrack ich! Da lag Euch das Mädchen in einer trockenen Gluthhitze, die erschrecklich war, und redete leise vor sich hin. Bald aber auch laut. Ach, rief sie, er

ſchießt mich todt! Er ſchießt mich todt! Ach Gott, mein eigener Vater! Paul, Paul, lauf' fort, er ſchießt dich auch todt! — Lauf' in die Untermühle! rief ſie dann wieder. Ich ſpringe in's Waſſer! — Nein! Nein! das darf ich nicht! — Und dann ſprach ſie wieder leiſe und ſo ging's fort, bis mein Mann heimkam. Dem ſagt' ich's. Ach, Lisbeth, der war der beſte Menſch auf der Welt, der keinen Wurm zertrat, wenn er auf dem Wege lag. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, aber er ſagte: „Du weißt, der Herr ſagte, der ſei des Unglücklichen Nächſter geweſen, der unter die Mörder auf dem Wege nach Jericho gefallen war, der die Liebe an ihm thät." Behalt' das Mädchen und pflege ſein. Du verdienſt einen Stuhl im Himmel an ihm. —

„Ach, du lieber Gott, ſagte die alte Lisbeth, mir wird's ganz ſchwindelig! Paul hat das Mädchen gerufen und die Untermühle hat es genannt? —

„Ja freilich, ſagte die Müllerin, ſo hat's geſagt.

„Die alte Lisbeth ſaß vor ihr mit gefalteten Händen und angehaltenem Athem. Wie ging's denn weiter? ſagte ſie, erzählt doch fort!

„Nun ja, nahm die Müllerin wieder das Wort, wer hätte denken ſollen, daß es das Lenchen wäre, unſeres Vetters, des ſchlechten Obermüller's, bei * * * *, Kind! —

„Da ſtieß die alte Lisbeth einen Schrei aus und ein Ausruf in dem Nebenſtübchen und ein Schlag, als fiele Jemand zu Boden, riß ſie von ihren Sitzen auf. —

„Paul war, unbemerkt von den beiden Alten, die in der Küche thätig waren, in ſein Stübchen gegangen und ſaß da, im Herzen bewegt, wie kaum einmal ſeit langer Zeit. Als die Frauen endlich in die Stube traten und ſich zum Ofen ſetzten und von Lenchen ſprachen, wurde er aufmerkſam. Er trat an das kleine Fenſterchen, welches in die Stube ging und hörte mit wachſender Spannung zu. Mit jedem Augenblicke wurde ihm der Gedanke näher gerückt, es könne ſein Lenchen geweſen ſein, das, wie auch alle Vermuthungen

dagegen waren, sich deutsch vielleicht nicht einen Tod anzethan. Wie ihm das Herz schlug, Herr," sagte lebhaft der Flurschütze; „wie er zitterte am ganzen Leibe; wie er zusammenfuhr, als er seinen Namen nennen hörte, das mögen Sie sich denken. Als aber die Frau das, was er zu ahnen begann, mit klaren Worten aussprach, da brach seine Kraft. Es wurde ihm grün und gelb vor den Augen, und mit einem Schrei, der die Qual löste, stürzte er zur Erde.

„Wie erschracken die Frauen! Lisbeth eilte nach Licht, und in diesem Augenblicke nahten singend und jubelnd die Leser der Mühle und stellten im Hof ihr Geräthe ab.

„Jörg! Jörg! rief die alte Lisbeth, komm' geschwind, der Vetter, der Vetter!

„Da stürzte, zum Tode erschreckt, der Jüngling herein und das Lenchen der Müllerin folgte ihm auf dem Fuß. Als sie endlich in das Stübchen drangen, da lag der Müller starr und leblos am Boden.

„Wein! Wein! schrie Jörg und die alte Lisbeth eilte hinweg. Ehe aber die Lisbeth kam, war er zu sich gekommen, und Jörg hielt ihn in seinen Armen und Lenchen trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne.

„Leg' mich in's Bett, Jörg, sagte er, und Alle gingen voll Entsetzen und Angst hinaus.

„Jörg half seinem Oheim in's Bett, und als er so dalag, mit dem Gesichte gegen die Wand, da begann sich der Krampf zu lösen, der ihm die Brust zusammenpreßte, und er fing laut an zu weinen.

„Jörg stand dabei mit angstvoll gefalteten Händen. Es ist dem armen Jungen gegangen, wie es mir geht," sagte der Flurschütze. „Ich kann nicht sehen, wenn ein Mensch weint, aber, Herr, wenn ich einen starken, festen Mann weinen sehe, so preßt's mir die Seele, daß ich's nicht ertragen kann. Das ist etwas Absonderliches. Gerade so ging's dem Jörg und noch viel mehr, weil er seinen guten Oheim lieb hatte wie seinen leiblichen Vater.

„Was ist Euch doch? fragte er, selber weinend, und beugte sich über das Bett.

„Ach, laß mich, Jörg, sagte der Müllerpaul, laß mich, Du weißt nicht, was mich so mächtig preßt! —

„Ich hab's wohl gesehen, wie es Euch seit gestern so schwer auf der Seele liegt. Ist Euch denn ein Leid geschehen? Hab' ich etwas verschuldet?

„Ach nein, nein, Jörg! Du nicht, Niemand! fragt mich nicht. Mir ist so weh! — Laß mich allein! sagte er.

„Da schlich der Jörg weinend hinaus.

„Das Lenchen fragte angstvoll: Wie ist's?

„Jörg schüttelte den Kopf. Ich weiß es nicht, sagte er.

„Schick' doch nach dem Doctor, sprach das bebende Mädchen.

„Du hast Recht, versetzte Jörg, eilte in die Gesindestube, wo die Leser still und angstvoll saßen, und sandte schnell den Mahlburschen fort, den Doctor zu holen.

„Lisbeth trat auch zum Bett ihres Herrn und fragte: ob er nicht etwas essen oder trinken wolle? aber er wies Alles zurück.

„Es war eine mächtige Zerstörung in der Mühle. Alle waren wie zerschlagen. Niemand redete laut, und das Lenchen hatte immer Thränen in den Augen und wußte doch nicht warum. Die alte Müllerin aus der Binnenberger Mühle kam gar nicht mehr zum Erzählen. Sie begriff es nicht, daß ihre Erzählung Schuld an dem Schicksale sei; nur die alte Lisbeth, die ja das Alles genau kannte, schüttelte bedenklich den Kopf, und wagte es doch nicht, das zu sagen, was sie von der Sache hielt.

„Jörg legte als einmal das Ohr an das Schlüsselloch, aber er hörte ihn drinnen noch schluchzen.

„Mit dem Essen ging's gar nicht recht. Keines hatte rechten Appetit und Jörg kam gar nicht an den Tisch.

„Erst gegen zehn Uhr Abends kam der Doctor geritten. Er ließ ihm zur Ader, empfahl Ruhe und Schonung und fragte: Ob

denn etwas vorgefallen sei, was den Müller so erschüttert habe? Niemand wußte Etwas davon, und die, die es allein wußte, die alte Lisbeth, getraute sich nicht, etwas dem fremden Manne zu sagen.

„Jörg wachte die Nacht, aber sie ging ruhig vorüber. Der Müllerpaul schlief gut, und Morgens früh, als die Lisbeth kam, nach ihrem Herrn zu sehen, saß er im Bett und sagte, es sei ihm gut, nur sei er so matt, daß er nicht wohl aufstehen könne. Sie sollten in den Wingert gehen und lesen, aber Lisbeth und die alte Müllerin sollten daheim bleiben.

„Als es nun still im Hause geworden war, rief er Lisbeth und die Müllerin herbei.

„Setzt Euch mit Eurer Arbeit — sie kreuten Nüsse — zu mir, sagte er, und erzählt die Geschichte doch weiter, die Ihr gestern Abend anfinget. Ach, Ihr wißt nicht, wie nahe mich das angeht! — sagte er.

„Die alte Frau fuhr denn nun auch fort und sagte: Das Mädchen lag sechs Wochen krank, und weil sie fabelte und irre war, so wurde es uns recht Angst, denn wir befürchteten, sie möchte irrsinnig bleiben. Gott sei Dank, das geschah aber nicht! Ich hab' sie, sagte die Alte, gepflegt wie mein eigen Kind und den Doctor zu Simmern holen lassen, der hat's mit Gottes Hülfe endlich gepackt. Sie ist wieder ganz verständig worden, und ganz sachte und langsam auch gesund. Deß waren wir froh, aber wie centnerschwer fiel es mir auf das Herz, als mich der Doctor allein nahm und mir vertraute, wie er der Meinung sei, daß das Mädchen Mutterhoffnung habe! Ich solle sie einmal examiniren.

„Ach, du allmächtiger Gott, ich meinte, ich müßte in den Boden sinken! Aber was half's?

„Ehe ich aber fragen konnte, es war an einem Sonntage, wo mein Mann in die Kirche gegangen war, rief sie mich zu sich, und nun erzählte sie mir, wie sie mit dem Sohne des Untermüllers,

den sie und der sie so lieb gehabt, heimlich zusammengekommen, weil die Eltern in den Tod verfeindet gewesen, und — unter tausend Thränen gestand sie mir ihren Fehltritt. Da sagte sie mir, wie sie von ihm gekommen, an einem Sonntag Mittag, kurz vor seinem Abmarsche zu den Franzosen, da habe ihr Vater ihr aufgepaßt, weil er müsse dahinter gekommen sein, und habe sie zu Boden geschlagen. Sie sei endlich wieder zu sich gekommen, und, da ihr Vater mit dem rothen David sich gebalgt, so sei sie eilings nach der Mühle gelaufen und habe sich in Todesangst und Verzweiflung in ihre Kammer eingeschlossen. Endlich sei er gekommen, trunken und in voller Wuth, habe die Flinte geladen und sie todtschießen wollen. Als er aber gegen ihre Kammerthür gekommen, sei sie zum Fenster hinaus in den Garten gesprungen. Ueber dem Allem sei es dunkel geworden. Als sie ihr Vater nicht in der Kammer gefunden und sie noch im Garten laufen gehört, da habe er nach ihr geschossen, und sie habe einen Angstschrei ausgestoßen und sei in die Wiese gelaufen an den Bach. Da habe der Versucher ihr in die Seele geflüstert: „Stürz' dich hinein, dann hat dein Leid ein Ende, denn nun hast du keinen Vater mehr, da er dich ermorden wollte!" Als aber plötzlich da der Mond aufgegangen, sei ein Strahl vom Himmel in ihre Seele gefallen, und ihr guter Engel habe sie zurückgehalten von solcher Schreckens- und Greuelthat. Sie habe Buße gelobt und Schmach tragen wollen, lieber, als sich noch schwerer an Gott versündigen.

„Als sie nun gehört, wie ihr Vater mit dem Mahlknechte gerungen und gerufen habe: Sie muß sterben! da sei's ihr gewesen, als reiße sie eine unsichtbare Hand fort. Sie sei über die Wiese hinüber gelaufen, dem Walde zu und fort und immer fort, bis sie endlich in einem dichten Schlag, als der Tag gegraut, zusammengebrochen sei vor Ermüdung und Seelenangst. Sie wisse nicht, wie es ihr geworden, aber sie müsse in einen tiefen Schlaf gesunken sein, aus dem sie neu gestärkt erwacht sei, als die Sonne schon zum

Niedergange sich geneigt. Ein paar Waldbeeren hätten sie nothdürftig erquickt, aber wo sie gewesen, das habe sie nicht gewußt.

„Nicht weit von der Stelle habe sie eine Höhe gesehen, auf die sei sie, nachdem sie im Gebete gerungen, gestiegen, und habe nun sich zurecht gefunden, daß sie nicht wieder zur Mühle heimwärts gekommen sei. Sie habe nun ihren Weg über das waldige Gebirge fortgesetzt und sei endlich tief im dunkeln Hochwald in ein einsames Haus gekommen, wo ihr die armen Leute für die wenigen Kreuzer, die sie im Säckel gehabt, Brod und Milch gegeben hätten. Dort habe sie nach der Binnenberger Mühle gefragt und gehört, die liege weit rechts. Die Leute hätten ihr ein Nachtlager gegeben und ihr auch am andern Morgen den Weg gezeigt. —

„Der kranke Müller hatte mit großer Anstrengung der alten Frau jedes Wort wahrhaft vom Munde weggeguckt; aber jetzt, als sie etwas innehielt, fragte er: Was wollte sie dort?

„Das will ich Euch sagen, nahm die Müllerin wieder das Wort: Meine Großmutter war von der Familie des Mädchens, das mußte sie gehört haben, und damals müssen die Untermüllers und die Obermüllers auch nah' verwandt gewesen sein. Wir hatten aber seit Menschengedenken Nichts mehr mit unseren Verwandten über dem Walde zu thun, und als wir uns einmal nach dem Obermüller erkundigten, da hörten wir, er sei ein Unhold, der Alles verprozesse, vertrinke und verspiele, und da waren wir denn froh, daß wir gar keine Gemeinschaft mehr mit ihm hatten, und er vergessen zu haben schien, daß wir seine Gefreundeten seien.

„Nun wußte das das arme Leuchen und wollte Zuflucht bei uns suchen. Da hat sich's nicht betrogen! — Kurzum, nachdem sie sich denn drei Tage durchgeschlagen, kam das arme Kind endlich todtmüde und krank zu mir, wie ich gestern erzählt.

„Jetzt war ihr der Stein vom Herzen, und sie fiel vor mir auf die Kniee und umklammerte sie und rief: Base, verstoßt mich nicht, daß ich nicht in der Verzweiflung mir ein Leid anthue. Ohne

Euch bin ich verloren. Mein Vater darf nicht wissen, wo ich bin. Haltet mich heimlich bei Euch!

„Da saß ich nun! Denkt's Euch selber! Ich weiß noch recht gut, wie mir's damals war; wie es mir eiskalt wurde bis an's Herz. Aber der liebe Gott rührte mein Herz an, daß ich weinend das jammernde Mädchen aufhob und sagte: Sei getrost, armes Kind, ich verlasse Dich nicht!

„Ach, da hättet Ihr sie sollen sehen, wie sie mir um den Hals fiel! — Die Müllerin trocknete ihre Thränen, und der Kranke saß da mit gefalteten Händen und sah so bleich aus, wie eine Leiche. Seine Lippen bewegten sich leise und die dicken Thränen jagten einander.

„Endlich, fuhr sie fort, ist denn mein Mann gekommen, und dem hab' ich die Beichte des armen Leuchens gesagt. Er stand auch da, wie Lot's Weib, aber er hatte ein mildes Herz. Eva, sagte er zu mir, Gottes Wege sind wunderbar! Hat er in seiner Gnade das junge Kind vor dem Selbstmorde behütet, so wollen wir's nicht wieder in's Elend hinausstoßen. Er will uns ein Kind schenken, da er uns das unserige genommen hat. Siehst Du, ich sehe in der Geschichte so recht den Finger Gottes für uns alte Leute. Er will uns zu Werkzeugen seiner Gnade machen. Sein Wille geschehe! Wir haben das Mahlen dran gegeben und sind so allein. Niemand kommt zu uns. Anverwandte hier herum haben wir nicht. Da wird Niemand das Mädchen gewahr. Und merken es die Leute, nun dann, so sagen wir, sie sei unsere Magd.

„Aber, sagt' ich, wenn mir Eins nicht wäre!

„Freilich, sprach er, es ist schlimm; aber wir wissen ja, wie's steht, und Gott weiß es, so kümmern wir uns um der Leute Gerede nicht.

„Da war's fertig, und mit dem armen Leuchen war's gerade so, wie wenn die Sonne die Blumen der Wiese ganz zu Boden gebrannt hat, und es kommt ein erquickender Regen, so heben sie

wieder die bunten Köpflein und Kelchlein in die Höhe, strahlen und blühen und duften wieder in frischer Kraft. Gerade so war's mit dem Lenchen. Es ist angegangen wie ein Licht, dem man frisches Oel zugießt, oder wenn über die trockene Wiese das Frühlingswasser fließt. Ach, wie hat sie mich umschlungen mit ihren Armen und die heißen Thränen der Dankbarkeit vergossen an meinem Halse! Zwar fröhlich ist sie nie geworden, denn es lag das Leid über ihren Fehltritt und ihre Schuld schwer auf ihrem Herzen; aber ruhig, still, gottergeben ist sie geworden, und gar manchmal hab' ich sie gesehen, wie sie auf ihren Knieen lag und betete.

„Hat sie nie — ein Wort über Den gesagt, der den größeren Theil der Schuld trug? fragte mit bebender Stimme der Müller, nie ein zürnendes, strafendes Wort?

„O nein, sprach die Alte. Sie hatte ihn zu lieb dazu, und vielmehr sprach sie davon, wie es ihm ergehen möchte, und wenn er doch da wäre, daß ihr Kind ein ehrliches würde!

„Wollte sie denn nicht zu seinen Eltern gehen? fragte er.

„Ach, sie galt ja als todt im Thale; das haben wir gehört. Drum wollte sie todt sein für die, und erst wieder leben, wenn er von den Franzosen heimkehrte; aber ach! das sollte sie nicht erleben. Die Stunde der Geburt unseres Lenchens war ihr Tod!

„O, du heiliger Gott! rief der Müller mit einem Tone, der das Herz durchschnitt.

„Was ist Euch? fragte die Müllerin vom Binnenberg.

„Ich bin's! rief er. Ich bin der Vater Eures Lenchens!

„Da wäre die alte Frau schier zusammengebrochen vor Schrecken und Entsetzen.

„Die alte Lisbeth aber saß da und weinte und nickte der Müllerin die Bestätigung zu.

7.

„Es war im Advent deſſelbigen Jahres, als die Müllerin von der Binnenberger Mühle mit dem ſchönen Lenchen am Rhein im Herbſt geweſen war, als ſie eines Sonntags Morgens mit Lenchen aus der Kirche heimkam. Es war kalt und der Froſt hatte die Erde ſchon ſteinfeſt gemacht und die Bäche bedeckt mit der glänzenden Eisbrücke. Schnee lag nicht auf den Feldern, aber der Wald und die Bäume waren alle von Oben bis Unten angethan mit dem Froſtkleide des glitzernden Reifes. Die Sonne ſchien hell und klar in die Reifkryſtallchen, und es funkelte wunderbarlich rings umher, und es kniſterte und flüſterte ſo heimlich überall, wenn der Reif abfiel von den ſchwerbeladenen Aeſten. Manchmal that es auch gewaltige Schläge, wenn von des Reifes Laſt eine Krone brach, oder ein Aſt abkrachte — daß der einſame Wanderer zuſammenfuhr.

„In ſtillen Gedanken wanderten ſie daher, die alte Frau und das liebliche Mädchen, und ihre Tritte kniſterten im Gras. Endlich ſahen ſie die Mühle, wo der Rauch des Schornſteins kerzengerade in die Luft ſtieg.

„Sieh' 'mal, Lenchen, ſagte ſie, die Annlisbeth denkt, es ſei heute doch maufig in dem Walde, da hat ſie uns einen recht warmen Ofen gemacht. Gott lohn's! meinen alten Knochen wird es gar wohl thun.

„Das Mädchen, welches hinter der Alten herging, ſchüttelte leiſe den Kopf, und es flog plötzlich eine dunkle Röthe über ihr Geſicht.

„Ich glaub's nicht, Bas, ſagte ſie. Die Annlisbeth hat viel zu kurze Gedanken, als daß ſie ſo weit reichten.

„Was ſoll's denn bedeuten? fragte die Alte neugierig.

„Ich weiß es nicht, war des Mädchens Antwort.

„Meinſt du etwa, der Jörg ſei da und freie? — fragte ſie halb ernſt, halb neckiſch.

„Halt, rief sie plötzlich, da fällt mir auch was bei. Der Herr Pfarrer sagte: Er käme heute noch auf die Mühle; er sei dahin bestellt durch einen Brief. Das ist mir doch zu rund!

„Das Mädchen fühlte ein leises Durchschauern und dankte Gott, daß die Base nicht umsah, weil sie sonst die Flammenröthe hätte sehen müssen, welche ihr Gesicht bedeckte.

„Für Beide aber war das eine stille Mahnung, um schneller drauf loszuschreiten und bald traten sie in den Hof der Mühle, wo ein Wagen hielt, auf welchem Säcke, mit Haferspreu gefüllt, als Sitze gedient hatten.

„Da haben wir's! rief die Alte aus. Wenn du nicht ein Frohnsonntagskind bist, so gibt's keins mehr! Gäste! Lenchen, Gäste! Ach, du lieber Gott! was machen wir denn? Zum Kochen ist's zu spät! —

„Seid nur ruhig, Base, versetzte das glückliche Mädchen, wir wollen sie schon satt machen. Wir schneiden Speck in die Pfanne und schlagen Eier drüber.

„Alle diese Sorgen, wie sie der Weiber Art sind, waren überflüssig; denn als sie in die Stube traten, war sie leer, und die Annlisbeth sagte bloß: Eure Gäste sind in's Dorf und werden erst nach dem Mittagsessen kommen.

„Wer ist's denn? fragte die Alte.

„Ei, antwortete die Magd, es ist ein junger hübscher Bursch und ein ältlicher Mann, der aber auch noch Einem Mädchen gefallen könnte.

„Lenchen erglühte vor Lust, und doch war es ihr nicht recht, daß sie nicht da waren. Daß es Jörg sei, der als Freier komme, ließ sie sich nicht ausreden, wenn es auch Jemand versucht hätte, denn sie wußte zu gut, was er gesagt hatte, als er am letzten Abend in dem Häuschen im Garten an der Mühle bei ihr gesessen. Damals hatte er sie an sein klopfendes Herz gedrückt und gesagt: Dich oder Keine! und dann hatte sie gesagt: Ach,

Jörg, wenn's aber dein Vetter nicht litte, und weinend hatte sie hinzugesetzt: Auf mir liegt der Makel, daß ich ein unehelich Kind bin. Du weißt, wie es die Leute machen, wiewohl ich schuldlos die Schmach trage; ich weiß es, hatte Jörg gesagt; was liegt mir an den Leuten! Und wenn du ein Zigeunerkind wärest, Dich oder Keine! Ich will lieber, wie der Vetter, ehelos sterben! Das hatte er gesagt und geschworen, ehe es Weihnachten würde, müßte sie seine Frau sein.

„Das stand ihr immer vor der Seele, und wenn der Spitz bellte, oder wenn die Hausthür knarrte oder ein Wagen gegen die Mühle fuhr — durchschauerte sie ein freudiger Schrecken; aber in der letzten Nacht hatte sie geträumt, sie hätte Jörg und seinen Vetter, den sie so lieb hatte, und wußte nicht warum — aber doch ganz anders, wie den herzlieben Jörg — gesehen, wie sie Sonntags in den Hof gefahren seien, und das war ein Traum, an dessen Erfüllung sie um so fester glaubte, als sie ihn eben im Advent geträumt, denn das war eine gar wundersame Zeit, wo die meisten Träume in Erfüllung gehen.

„Die alte Müllerin bewegten andere Gedanken. Sie hatte ja Alles erfahren in der Mühle im Rheinthale, was sich mit Lenchens Mutter begeben; sie wußte, was der Müller thun wollte, und auch sie hatte darauf gerechnet, daß er bald käme. Ueberdies hatte ihr Lenchen gebeichtet, wie sie mit Jörg stehe, was aber der Müller nicht wußte. Wenn das auch die gute alte Frau freudig machte, so war doch etwas gar Bitteres beigemischt. Was sollte aus ihr, der Einsamen, werden, wenn nun Lenchen, das sie erzogen hatte, das sie liebte, wie die Mutter ihr eigen Kind, mit Jörg zöge? — Solche Gedanken lockten ihr manchmal die Thränen in die Augen.

„Heute, wo Lenchen geschwind noch einen Kuchen backen mußte und die Annlisbeth den Ofen wärmte, stand sie neben dem Mädchen, dessen Antlitz von der höchsten Freude strahlte, und solche Weh-

gekommen, zogen durch die Brust der Schwergeprüften. Lange hielt sie sie zurück, endlich aber sagte sie: Ach, lieber Gott, so seid ihr junges Volk! Du strahlst vor Freude, und mich quält der bange Gedanke, was aus mir werden soll, wenn nun Jörg dich als Frau an den Rhein führt! — Sie wischte mit der Schürze ihre Thränen weg, die jetzt in großer Menge hervorbrachen.

„Lenchen fuhr empor, als hätte sie eine Wespe gestochen und sah erst die Müllerin an.

„Was sagt Ihr? sprach sie. Ich Euch verlassen im Alter? Nein, dann soll Gottes Gnade mich verlassen! Habt Ihr mich nicht aufgezogen als treue Mutter? Müßte nicht der Fluch Gottes auf mir ruhen, wenn ich jemals auch nur den Gedanken gehabt, von Euch zu scheiden? Verlangte das der Jörg, Bas, ich hab' ihn lieber, wie mein eigen Leben, ich will's Euch eingestehen, aber dann sagt' ich: Nein, und wenn mir das Herz darüber bräche!

„Da umfaßte sie die Müllerin und küßte sie, und ihre Thränen, die aus Thränen des Leids, Thränen der Freude geworden waren, benetzten die glühenden Wangen des Mädchens.

„Das ist so deiner lieben Mutter Art, sagte die Alte. Gerade so dachte sie. Du bist ja meines Alters Segen! Wenn ich dich auch nicht unter dem Herzen trug und mit meiner Brust dich genährt hab', im Herzen hab' ich dich getragen und Sorg' und Leid um dich gefühlt, wie wenn du ein Stück von meinem Leben wärest. Ohne dich könnt' ich ja auch nicht mehr leben.

„So sprachen die Zweie, und Lenchen knetete mit dem runden schneeweißen Arm den Teig und machte die Kuchen. Im warmen Ofen gingen sie lustig, und noch waren die Gäste nicht da, als sie schon braun, wie frische Kastanien, die eben aus der Kolbe fallen, auf den Schüsseln lagen.

„Heute schmeckte Beiden das Essen gar nicht, und Annlisbeth meinte, die Gäste hätten getrost dableiben können, sie wären auch noch satt geworden.

„Als die alte Standuhr Eins schlug, kamen sie, begleitet von dem Pfarrer und dem Ortsvorsteher und zwei Censoren, wie man dort die Kirchenvorsteher nennt. —

„Lenchen wollte sich aus den Reifern machen, aber die Müllerin hielt sie fest.

„Jörg glühte auch vor Lust, als er Lenchen sah, und meinte so in dem stillen Herzen, sie sei in den acht Wochen noch viel schöner geworden. Er drückte ihre Hand und hätte sie für sein Leben gern geküßt. Auch blinzte er immer mit den Augen, als hätte er ihr gar Wichtiges zu sagen.

„Mit dem Müllerpaul aber war's kurios. Als er zu Lenchen trat und ihr zum Willkomm die Hand reichen wollte, da war's, als übermannte ihn ein seltsames Gefühl. Er zog das erschreckende Mädchen an seine Brust, drückte es fest an sich; hielt es dann wieder mit seinen starken Armen weit von sich, betrachtete es mit überströmenden Augen und rief: Ja, es ist mein Lenchen! und riß es wieder gewaltig an sein Herz und weinte laut. Willenlos überließ sich ihm das Mädchen, und es wurde ihr so eigenthümlich zu Muthe, daß sie in's Weinen ausbrach und, ob sie gleich gar nicht wußte, was sie that, dennoch ihren Kopf zutraulich an seine Brust lehnte.

„Auch der Pfarrer und die Männer wischten sich die Augen, denn es mußte jedes Herz bewegt werden von dem Schmerze des Mannes.

„Laßt uns zur Sache schreiten, sagte endlich der Pfarrer, denn die Tage des Winters sind kurz.

„Er entfaltete nun eine Schrift, und las sie vor. Darin stand, vom Notär war sie gemacht, daß der Müllerpaul das Lenchen als sein rechtmäßig Kind annehme und anerkenne, wie er denn auch ihr leiblicher Vater sei.

„Ach Herr, da hätten Sie aber die beiden jungen Leute sehen sollen!

„Lenchen stand da — starr, bleich — vor Schrecken. Endlich hob sie das Auge zu dem Müller empor und sah ihn lange, lange an und ihre Lippen zitterten.

„Willst du mich als Vater, mein Lenchen? fragte er. Ach, daß feindselige Menschen deine gute Mutter und mich auseinander rissen! Ich habe gebüßt für den Fehltritt meiner Jugend, schwer gebüßt. Sie ist droben ein Engel des Lichts, denn ihr ist vergeben. Gott sei Preis, daß ich Alles noch gut machen kann. Gott sei Preis, daß er mir wohlthat über mein Hoffen und Würdigkeit, und mich dich finden ließ. Lenchen, willst du deinen Vater nicht?

„Ach, nun weiß ich, warum ich Euch so lieb hatte, seit ich Euch zuerst sah! rief sie aus und stürzte, laut weinend, an seine Brust und küßte ihn, und rief einmal über das andere Mal: Mein Vater!

„O, daß deine Mutter die Stunde erlebt hätte! seufzte der Müller; aber sie sieht ja vom Himmel herunter, die arme Dulderin, und freut sich unseres Glücks! Ihren ehrlichen Namen hab' ich hergestellt in meiner Heimath, und hier der würdige Mann, Euer Herr Pfarrer, hat mir wacker beigestanden. Dir, mein Lenchen, ist das noch dunkel, du sollst aber Alles erfahren.

„Um den armen Jörg hatte sich derweile kein Mensch bekümmert, nicht einmal Lenchen; denn ihr Herz erfüllte ja jetzt nur der Eine Gedanke, daß sie ihren Vater gefunden und der Makel ihrer Geburt getilgt sei.

„Er stand todtenbleich am Ofen, und wußte so recht eigentlich nicht, sollte er lachen oder weinen. Der Müller hatte ihm nichts von dem Allem gesagt und auch der alten Lisbeth hatte er's verboten, ihm etwas von dem zu sagen, was sich im Herbst in der Mühle mit ihm begeben und wie er zu Lenchen stehe. Daß Jörg das Lenchen, wie sein Leben, liebe, das hatte er ja gesehen und sich dessen innigst gefreut, und die alte Lisbeth hatte ihm hinterbracht, daß sie die Zwei an jenem Abend in dem Traubenhäuschen im

Garten belauscht, und was der ehrliche Jörg Alles damals gesagt, und auch die Worte Lenchens.

„Was aber Jörg so überraschte, war nicht der Gedanke, daß ihm nun des Onkels Erbe entgehe; denn so eigennützige Gedanken kamen nicht im Entferntesten in seine Seele, vielmehr war es diese ganz unerwartete Wendung der Dinge und der Gedanke: Wird er sie dir nun auch zur Frau geben? Wird sie dich nehmen? —

„Der Müller dachte zuerst an ihn.

„Jörg, rief er, du stehst allein da, als wärst du ein Fremder, und freuest dich nicht, daß dein Oheim eine Tochter gefunden hat?

„Das weckte ihn. Er eilte herzu und sagte: Glaubt das nicht; aber ich bin ganz versteinert über das Alles, von dem ich mir Nichts träumen ließ!

„Hast du denn nie in deines Vaters Haus von meinem Schicksal reden gehört? fragte der Müller.

„Doch, sagte Jörg, aber ich hörte, das Lenchen aus der Obermühle habe sich ertränkt. —

„Nein, Jörg, nein! Sie entfloh dem unmenschlichen Vater und das verlorene Halstuch hatte solche Mähr erzeugt, die Jedermann glaubte und ich auch, bis du hier in die Mühle kamst, und Gottes Hand es so leitete, daß ich Lenchen sah, die ihrer Mutter lebendiges Ebenbild ist, und die Müllerin da mir die Augen öffnete.

„Sieh' her, mein Kind, Jörg, mein theures Kind! Und obgleich es nicht Sitte ist, daß die Väter für ihre Kinder freien, wenigstens nicht die Väter der Mädchen, so thue ich's doch heute, denn ich weiß, wie lieb Ihr Euch habet, und Nichts könnte mich glücklicher machen, als Euer Glück. Willst Du mein Lenchen zur Frau? Und Du, mein Lenchen, willst Du ihn? —

„Da barg eine Welle das Mädchen ihr schönes Angesicht an des Vaters Brust. Als aber Jörg freudig sagte: Ja, das ist meines

Herzens Wunsch! da lispelte sie auf die zweite Frage auch ihr Ja, und die alte Müllerin und ihr Vater segneten sie, und der Pfarrer hielt feierlich das Verlöbniß, da der Müller, der an Alles gedacht, die Ringe mitgebracht hatte.

„Den Nachmittag blieben sie Alle beisammen, und Lenchens rechte Hand hielt Jörg und die linke der Vater. Trotz alle der Freude war die gute Müllerin oft traurig. Mutter, fragte der Müller, warum blickt Ihr so trübe drein und zerdrückt so oft die Thränen? Denkt Ihr, Ihr müßtet das Lenchen verlieren? — Könnt' ich vergessen, was Ihr an dem Kind und seiner theueren Mutter gethan, so soll Gott meiner vergessen! — Nein, die Tage Eures Alters sollen die schönsten für Euch werden. Hört mich an! Ich hab' einen Mahlburschen, der ehrlicher und reicher Leute Kind ist. Der sucht eine Mühle zu kaufen oder zu pachten. Da denk' ich denn, Ihr verpachtet ihm Mühle und Gut und zieht mit uns an den schönen Rhein. Da sollt Ihr in Ruhe und im Glück Eure Tage verleben, und wir wollen Euch hegen und pflegen, als seien wir Alle Eure leiblichen Kinder!

„Ja, ja, riefen Lenchen und Jörg und faßten die Hände der braven Frau, die vor Weinen nicht reden konnte, aber doch dabei lächelte wie eine Selige.

„Sie willigte gern ein, und nun war die Freude voll. Zwar gab es trübe Augen, als am andern Tage Jörg mit dem Müller wegfuhr, und dem Müller selbst brach schier das Herz, daß er wieder von seinem Kinde scheiden sollte; aber er that's aus Liebe und Dankbarkeit gegen die gute alte Frau, und dann war ja nach drei Wochen Hochzeit.

„Die alte Müllerin hatte dem Müllerpaul die Erlaubniß gegeben, den Pachtcontract mit dem Müllerburschen soweit abzuschließen, daß sie ihn nur zu unterschreiben brauchte. Das geschah denn, und nach dem dritten Sonntag, als die Ausrufung vorüber war, holte

der Müller Lenchen und die Alte mit ihren Siebensachen an den Rhein, wo eine recht fröhliche Hochzeit erfolgte.

„Ich bin am Ende, lieber Herr," sagte der treuherzige Flurschütze; „denn was ich Euch noch sagen kann, faßt sich kurz zusammen. In der Mühle im Rheinthale blüthe ein frisches Glück auf, und selbst der Müllerpaul dachte seltener an sein zerstörtes Jugendglück. Die gute alte Müllerin lebte noch lange und vertrug sich auf's Beste mit der alten Lisbeth und Lenchen, Jörg und der Müllerpaul trugen sie wahrhaft auf den Händen. Der Fluch aber, der auf der Obermühle und Untermühle da drunten lag, ist gewichen. Die beiden Müller bauen Wehr und Klause gemeinschaftlich, und seitdem wohnt auch dort Frieden und Glück.

„Ach, lieber Herr," schloß er, „wie wenig ist's oft, was die Menschen elend macht, und wie leicht wäre es, die paar Lebenstage in Frieden und Glück zu verleben, wenn nicht die Leidenschaften ihre Unkrautsaat unter den Weizen streuten; aber das ist der Fluch des Lebens!"

Er stand auf. „Mein Beruf fordert, daß ich noch einen Gang über die Flur jenseit des Waldes mache," sagte er.

Ich dankte ihm, und wir gingen wieder den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ich bin seitdem oft an der Stelle gewesen, und allemal sind die Geschicke an meiner Seele vorübergegangen, deren verschlungenes Gewebe der Alte mir entrollt. Das Plätzchen hat seitdem eine besondere Bedeutung für mich gewonnen, wenn auch längst die Gräber Derjenigen eingesunken sind, die einst hier in Freud' und Leid gelebt.

Der Mann auf dem Mittelthorthurm.

Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers.

In der guten Stadt Straßburg, gerade dem Münster gegenüber, stand vor einer Reihe von Jahren ein hohes, stattliches Haus, dessen solide Bauart ganz aus Stein, dessen ausgezackte Giebelseiten, himmelhohe Schornsteine, kleine, aber höchst zahlreiche Fensterlein, vor Allem aber die bizarre Steinmetzenarbeit an den Fenster- und Thürengewändern, Stockwerkabsätzen und Ecken auf eine graue Vorzeit, als die Periode seines Ursprunges, zurückwiesen. Das Haus enthielt eine Menge von Zimmern und Kammern, und jedesmal in Mitten des Geschosses lag ein Saal. Es hatte gerade sieben Stockwerke, und jedes Stockwerk war außen durch eine Linie von kleinen Bogen abgegrenzt, von denen aus ganz merkwürdige und in's Fratzenhafte gehende Arabesken zwischen den Fenstern hinliefen. Hunderte von Schwalben nisteten ungestört in diesen Bögen, es sei denn, daß ein frecher Spatz vom Münster ein Nest occupirt hätte, um da zu ernten, wo er nicht gesäet, oder genauer, da zu ruhen, wo er nicht gebaut. An des Hauses Hinterseite, und zwar gerade in der Mitte der längeren Seite des Baues, schloß sich ein runder, ziemlich weiter Thurm an, der die Treppe einschloß. Sie empfing ihr Licht aus kleinen, schief mit ihr laufenden Fensterlein. Auf sie mündeten alle Stockwerke durch große Thüren aus, die jedes Stockwerk als ein Ganzes abschlossen. Oben lief sein Dach spitzig zu und bildete einen Taubenschlag, den man schöner und ruhiger gar nicht finden konnte; daher denn auch eine Tauben-Colonie hier

hauſte, deren Zahl ſich weit in die Hunderte verlor. Große Speicher zogen ſich unter dem Dache des Hauſes und zu gleicher Erde reihten ſich zahlreiche trockene Gewölbe hin, welche auf ebenſo geräumigen als guten Kellern ſich erhoben. Was aber dem Haus einen eigenthümlichen Werth gab, das war das Wohnliche und Behagliche jener Räume, die Helle der Zimmer durch die vielen, wenn auch kleinen Fenſterlein, die großen, wunderbar wärmenden Kachelöfen mit ihren Rittern, Rieſen, Mönchen und wunderſamen Gethiere, die eingelegten Fußböden und durch merkwürdige Stuccaturarbeit verzierten Decken. Alles war ächt, nirgends Flitter; aber ſein Erbauer mußte enorme Gelder gehabt haben. Er ſelbſt, ſo eine Art Erwin von Steinbach, ſoll wie Bauherr, ſo auch Baumeiſter geweſen ſein. Das war eine alte Sage in der Familie, auf die man ſtolz war.

Schon ſind viele Jahre in das Meer der Zeiten hinabgefloſſen, ſeit ich es nicht mehr geſehen, und doch ſteht das Haus vor meinen Geiſtesaugen, als hätte ich es heute geſehen und mich ergötzt an den barocken Fratzen des Steinmetzen, der ein abſonderlicher Kauz geweſen ſein muß. O, das Haus ſpielte eine bedeutende Rolle in meinem Leben — es ſah meine erſten Thränen und hörte meinen erſten Jubel — es war mein Vaterhaus.

Verarge mir es nicht, theurer, freundlicher Leſer, daß ich es Dir ſo genau abconterfeie; es war ja mein Vaterhaus. Seine Räume waren ja alle geheiligt durch theure Erinnerungen aus meinem Leben. Dort hatte ich ſie geſpielt, meine Knabenſpiele, meine Träume geträumt, meine Phantaſien gehegt, meine Thränen geweint, meinen Schmerz ſtill getragen. O, wer ſolche Räume ohne Pietät betrachten kann, dem ſpreche ich alles Gefühl ab!

Als ich wieder nach Straßburg kam vor etwa fünf Jahren, da fand ich es nicht mehr. Ja, es war weggetilgt vom Boden, wo eine moderne Zeit ihr frivoles Weſen trieb, eine Zeit ohne alle Pietät. In meinem Grimme wunderte ich mich, daß ſie den

Münſter hatten ſtehen laſſen, oder daß ſie ihn wenigſtens nicht weiß oder himmelblaulich angeſtrichen und irgendwie und wo die drei Farben, die Tricolore, wie graziös die Straßburger mir ſagten, angebracht. Der war ihnen, ſcheint's, ein Bischen zu groß. Aber mein Vaterhaus mit ſeinen Erinnerungen war weg, ganz weg. Lächelt, wenn ich Euch hier einfach ſage, daß mir die hellen Thränen aus den alten Augen rannen, als ich das ſteife, moderne, geradlinige Ding anſah, das jetzt da ſtand mit himmelhohen Fenſtern, glatt, gelackt, geſchniegelt mit einem Balkönchen für vertrocknete Blumen. Himmel und Erde! — ich hätt's niederreißen können, dies malitiöſe Ding ohne Vergangenheit, ohne Geſchichte, ohne Schwalben, Tauben und Arabesken — und doch blutete mir das Herz. War ich doch hergekommen, um mir es anzukaufen und darin zu ſterben. Hatte ich mir doch vorgenommen, nichts weg zu machen als die großen Spinngewebe, womit es manchmal drapirt war. Welche Illuſionen! Ich hatte die vierzig Jahre vergeſſen, die rieſengroß zwiſchen dem Damals und Jetzt lagen oder ſtanden! An dem Münſter lehnte ich, als dieſe wechſelnden Empfindungen von Schmerz und Grimm mich durchzuckten. Die Leute gingen und kamen und ſahen mich nicht, was mir lieb war — nur eine uralte, verſchrumpfte Höckerin ſaß da bei ihren Aepfeln und Birnen, die mich beobachtete.

Gefällt Ihnen das Haus? fragte ſie mich.

Gott behüte! rief ich aus. Wie könnte mir das gefallen?

Nun, ſo geht's mir, ma foi, gerade, ſprach die Repräſentantin des Straßburger Zwitterthums, das halb deutſch, halb franzöſiſch und doch keins von Beiden iſt; da gefiel mir doch das alte Haus beſſer; da hatte ich toujours etwas zu obſerviren, bald ein monstre, bald ein idole, bald ein bête, bald ein visage und unter dem Thorbogen fand ich im Regen ein asyle.

Ich drückte ihr ein Frankſtück in die Hand und ging. Da war doch eine Seele, die mit mir gleich dachte. Ich ging auf die

Plattform des Münsters und hing meinen Gedanken nach; — dann setzte ich mich schnell wieder in den Wagen und fuhr weg.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben —"

was mir theuer und werth war. Fahr' hin — ich habe nichts mehr mit dir gemein. Nur deinen Münster trag' ich im Herzen; denn er ist der zweite Punkt meines Daseins, an den sich Vieles knüpft, woran der Greis noch halten wird mit aller Kraft der Seele! Doch ich muß zurückkehren!

In dem Hause, das ich beschrieben, günstiger Leser, da wurde ich geboren. In meinen frühesten Erinnerungen lebte die volle etage, wo damals meine Eltern wohnten. In den trockenen Gewölben, welche mehr Hallen bildeten, waren die Magazine meines Vaters, denn er war Kaufmann. Die übrigen Stockwerke waren alle vermiethet an bunt zusammengewürfeltes Menschenvolk, unter dem nur ein Paar mich interessirte, das war der Doctor Frommel und seine Schwester, weil sie meine Tauben fütterten und sie so lieb hatten, wie ich selbst. In der Stadt hatte ich noch zwei alte Tanten, denen ich von Zeit zu Zeit die Hand küssen mußte und dann allemal durchgeschimpft wurde, weil ich zu wild sei.

Alle frühesten Erinnerungen sind mir vom Sturme der Zeit und des Lebens weggewischt. Nur ein Ereigniß steht hart, schauerlich und schwarz in meiner Seele, so schwarz wie der Sarg, der eine so schauderhafte Rolle darin spielte, obwohl ich erst fünf bis sechs Jahre damals alt war! Ach! der Sarg umschloß mein Mütterlein, die treue, liebe Engelseele. Sie starb und die Menschen holten mir sie und trugen sie weg. Als sie den Sarg in die Erde senkten, wollte ich verzweifeln, wollte in das Grab springen. Mein guter Vater hielt mich gewaltsam zurück. Bleib' bei mir, mein Kind, rief er, Du bist ja mein letzter Trost in diesem Jammerthale! Das Wort schnitt mir durch's Herz. Ich sah den Mann an, den

ich nie weinen gesehen, und kümmerte mich an ihn und rief: Ja, ich will bei Dir bleiben! — Alle Welt schluchzte laut über diese Scene. Nun schien's, als sei mit dem Mütterlein, um das wir trauerten, alles Glück von uns gewichen. Ich begriff's eben nicht, wie es kam, daß wir keine Schreiber mehr hatten, daß die Gewölbe leer waren, daß wir in's siebente Stockwerk zogen und der Vater so traurig war. Die Tanten kamen nicht mehr. Niemand besuchte uns, als der gute Doctor Frommel. Darauf sah ich viele Soldaten, hörte schießen und bedauerte nur, daß dies meine arme Tauben so ungemein scheu machte. Oft gingen wir am Abend auf den Kirchhof, an der Mutter Grab und pflegten die Blumen. Und dann erzählte mir der Vater, wie lieb und gut sie gewesen. Das wußte ich ja auch, und doch ließ ich mir's so gerne wieder erzählen. Aber der arme Vater wurde immer trauriger, wie sehr ich ihn auch liebkoste. Es that mir wohl leid, daß wir so hoch hinauf in das Haus, in das enge Stübchen zogen; allein ich war meinen Tauben näher, sah den Münster und die frommen Schwalben, und was that's, daß ich, um in die Schule zu kommen, etwa hundert Stufen mehr hinab- und wieder hinaufhüpfen mußte? — Allein es ging doch schlimm mit uns. Der Vater schickte mich einmal mit einem Briefe zu den Tanten. Die aber ließen mich ihre Hand nicht mehr küssen, schimpften den Vater einen Bankeruttirer und jagten mich fort.

Ach Gott, wie that mir das so weh! Und doch wußte ich gar nicht, was das Wort zu bedeuten hatte.

Nun folgten sich die allerschmerzlichsten Auftritte jählings und eine von Tag zu Tag wachsende Noth. Ich will nicht das Einzelne aufzählen, könnte es auch nicht mehr, wenn ich wollte; aber das steht in meiner Erinnerung fest, es war die schrecklichste Zeit, die ich je erlebt, die alle meine Jugendfreuden tödtete, die meinem Sinn alle seine Heiterkeit nahm und ihm einen Ernst zugesellte, der fest in mir wurzelte. Ach, es kam so weit, daß ich zitterte, wenn ich

Schritte vernahm, die sich unserem Kämmerchen näherten, weil ich fürchtete, es möchten wieder Leute sein, die meinem guten, so tief gebeugten Vater Geld forderten.

Das Schrecklichste für mich war, daß wir unser Haus verlassen mußten. Es wurde versteigert und kam an einen reichen Mann, der herrlich und in Freuden in den Räumen lebte, die Zeugen unseres Kummers und unserer Thränen gewesen waren. Der Moment, wo wir es verließen, war ein sehr harter. Still, aber mit blutendem Herzen verließ es mein Vater; ich unter heißen Thränen. In einem abgelegenen Gäßchen fanden wir in einem Dachstübchen unsere Wohnung. Ich sah den Münster nicht mehr, nicht mehr meine Tauben und die frommen, mir so befreundeten Schwalben. Alles war fremd; nirgends eine Erinnerung. Ich hätte müssen an dem Münster vorübergehen, wenn ich zur Schule wollte, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen. Hätte ich ja doch da auch müssen an unserem Hause vorübergehen! Konnte ich das? — Niemand besuchte uns hier, als Doctor Frommel. Der kam uns immer wie ein Bote Gottes, denn er brachte dem Vater zu schreiben, und das gab uns Brod.

Während wir noch in unserem Hause gewohnt hatten, war ich gar oft auf der Plattform des Münsters, um mich der wundervollen Aussicht zu freuen, die schon mein kindlich Gemüth mächtig in Anspruch nahm. Dadurch hatte ich mit dem dort wohnenden alten Thürmer eine recht vertraute Freundschaft geschlossen. Er war so recht mein Mann, denn er wußte gar schöne Geschichten zu erzählen, unter denen mich keine mehr ergriff, als die von dem alten Meister, welcher die Apostelnuhr gemacht, und dem sie darum, daß er keine zweite mache, die Augen ausgestochen; der aber dann nichts mehr gebeten, als daß man ihn noch einmal an sein Werk führe, und, als man das gethan, einen einzigen Griff in das Werk that, daß es nun gar nicht mehr ging und auch nicht mehr gemacht werden konnte. Gewiß hundertmal mußte er sie mir erzählen, und

immer führte ich den ganzen heißen Schmerz des unglücklichen Opfers roher Unbesonnenheit mit. Seit langer Zeit war ich nicht bei ihm gewesen. Da begegnete er mir einst und hielt mich an. Der alte ehrliche Mann hatte sich an mich gewöhnt und vermißte mich schmerzlich. Ich mußte versprechen, wieder zu kommen, und that es auch. Aber meine Feder kann den Eindruck nicht schildern, den der Anblick unseres Hauses auf mich machte, als ich da oben stand und herabsah auf die theueren Räume. Alle die seligen Tage und die nachdunkeln der Zeit seit Mütterchens Tod gingen in langer Procession an meinem Auge vorüber. —

Der alte Mann begriff, was die Seele des Knaben in ihrer tiefsten Tiefe erschütterte. Er nahm mich an seine Hand und zog mich weg und erzählte mir wieder die Mähr vom alten Meister, von Erwin von Steinbach und seiner Tochter und was der Teufel Alles getrieben, um den Bau zu zerstören, aber ich blieb theilnahmslos und in mich gekehrt. Am Ende zerdrückte er eine Thräne — und ließ mich gewähren. Jede freie Stunde, welche mir nun übrig blieb, brachte ich auf dem Münster zu. Mein Vater mochte glauben, ich spiele mit den Knaben meines Alters, während ich da droben in den reinen Lüften in meiner eigenen Welt und in der Vergangenheit lebte, und wohl auch meinem alten Freunde die Last abnahm, die Fremden umherzuführen.

Eines Tages, es war am Todestage meines Mütterchens, war mir das Herz so voll und schwer, daß ich fast nicht wußte, wie ich mir helfen sollte. Ich war mit dem Vater auf ihrem Grabe gewesen, und dann bei ihm geblieben, bis der gute Doctor kam, um mit ihm zu plaudern und sein Pfeifchen mit ihm zu rauchen. Da schlich ich weg und eilte auf den Münster. Da stand ich denn wieder an meiner alten Stelle und träumte vom vergangenen Glück, als noch mein Mütterchen lebte. Mein alter Thürmer führte Fremde umher. Es war eine Familie von drei Personen, ein spindeldürrer schwarzer Mann, eine dicke frivole Frau und ein kleines liebes

Mädchen meines Alters. Die sah mich so still und trauernd da stehen und trat mit dem lebendigsten Ausdrucke des Mitleids im Gesichtchen zu mir.

Du weinst? fragte sie mit herzbewältigendem Wohllaut. Ist Dir was Schlimmes begegnet?

Ach ja, sagte ich. Ich weine um mein theures Mütterchen, das ruht im Grab, und dort unten liegt unser Haus, aus dem uns die bösen Menschen vertrieben haben.

Du Armer! sagte sie, und in die himmelblauen Aeuglein trat auch eine Thräne. Ich weine um meinen guten Vater, fuhr sie fort, der lebt aber noch, und doch durfte ich nicht bei ihm bleiben! Sie breitete ihre Arme dort hinab, nach dem Rheine zu, und sagte dann: Dort lebt er! O könnt' ich ihn wiedersehen, er war so gut! Wie heißt Du? fragte sie dann.

Albert, antwortete ich ihr.

Ich heiße Antonie, fuhr sie gesprächig fort —

In diesem Augenblicke rief eine schneidende Stimme: Antonie! Sie legte das Händchen auf meinen Arm, sah mich weinend in's weinende Auge an und sagte: Lebe wohl, Albert! und hüpfte, sich die Augen trocknend, weg. Ich hörte noch die Mutter grollen und — sie war verschwunden.

Aber ihr Bild verschwand nicht. Es war, als hätte es sich durch die Thränen meiner Augen hindurch nur tiefer und unauslöschlicher in meine Seele gegraben. Wie auch der Sturm des Lebens später um mich und über mich dahinbrauste, dies Bild schien mir immer ein Engel zu sein, der mich anlächelte und Frieden meiner Seele gab. Wunderbar muß ich noch das Spiel meiner kindlichen Phantasie heute nennen, die stets das Bild, umgeben von einem Sternen- und Strahlenkranze, sah, und sich überredete, es sei eben ein Engel gewesen, den mir das Mütterchen gesendet. Die Züge aber konnte ich niemals vergessen. Ich weiß, daß ich in späteren Jahren von einem reizenden weiblichen Antlitz

angezogen wurde, immer aber war es eine Aehnlichkeit mit Antonien, die mich ansprach. Begann ich aber dann diese Züge näher zu betrachten, so zerfiel die Täuschung schnell. Es war Ein Zug und nichts Ganzes. Das schöne Bild Antoniens stand doch unaussprechlich weit darüber.

Als ich an jenem Tage spät nach Hause kam, lag der Vater im Bett, und der gute Doctor saß davor. Wie erschrack ich! Er war krank, sehr krank geworden. Tag und Nacht wich ich nicht von seinem Bett, kam nicht aus meinen Kleidern. Ach, wie oft hab' ich gefleht um seine Erhaltung, auf meinen Knieen gerungen im Gebet! Aber es war nicht der Wille Gottes, dessen Wege so dunkel und unerforschlich sind. Eines Abends schlief er ein. Er schlief so ruhig; es war so still — auch ich erlag der ungeheueren Ermüdung und schlief ein. Als ich erwachte, schlief der Vater noch. Ach Gott, ich hatte noch keinen Todten gesehen. Ich wagte nicht näher an's Bett zu gehen, um nicht den Schlummer zu stören, der mir so viele Hoffnung gewährte. Endlich kam Doctor Frommel. Er schläft, sagte ich.

Er blickte auf's Bett hin und sagte traurig: Ja, armes Kind, er schläft — aber — um nicht mehr hienieden zu erwachen. Der liebe Gott hat seine Seele erlöst und zu sich genommen!

Ich starrte den Doctor an. Ich faßte seine Rede nicht.

Er zog mich zu sich hin und sagte dann: Dein Vater ist zu Deiner Mutter gegangen. Nun sind sie Beide im Himmel.

Jetzt begriff ich ihn.

Wer ermißt meinen Schmerz? — Nun stand ich ja ganz allein, ganz verlassen in der Welt, ohne Halt und Stütze. Der Doctor war tief bewegt. Er drückte mich weinend an seine Brust und sagte tröstend: Du bist nicht verlassen, mein Sohn. Ich bin nun Dein Vater! Er zog mich mit sich fort in seine Wohnung, wo seine Schwester mich liebevoll aufnahm — und mich tröstete. Der edle Mensch that Alles, was für den Leichnam geschehen mußte.

Aber sehen ließ er mich ihn nicht mehr und auch zum Grabe durfte ich ihm nicht folgen. Ich war zu sehr erschüttert und angegriffen, so daß der Doctor das Schlimmste für mich fürchtete. Aber das kam von selbst. Ich erkrankte schwer, theils aus Überspannung durch das viele Wachen, theils durch die Größe meines kindlichen Schmerzes. Noch lebhaft sind mir die Fieberphantasien in der Erinnerung geblieben, die damals meine Seele beschäftigten. Beim Vater und der Mutter war ich und der Engel, den mir Mütterchen gesendet, Antonie, umschwebte uns. Wir waren bald im Vaterhause, bald auf dem Münster. Meine Krankheit währte sehr lange. Des edlen Frommel's Fleiß und Sorgfalt, seiner Schwester liebevolle Pflege retteten mich vom Tode. Ich genas langsam. Es war mir indessen zu Muthe, als liege die Vergangenheit wie ein wüster Traum hinter mir. Ach! wie glücklich ist die Kindernatur, die sich noch so leicht in jedes Verhältniß hineinleben kann. Ich war nun bei Frommel's und blieb bei ihnen, gehalten wie ihr eigen Kind, mit einer Liebe umfaßt, die mich tief rührte, mein ganzes Wesen ihnen zu eigen gab und als himmlischer Lichtblick in die dunkle Nacht meiner Seele fiel. Doch ich war ein Anderer geworden. Das herbe Geschick hatte mich mit zwölf Jahren zu dem Lebensernste des Mannes hinaufgehoben. Die Spiele der Knaben ekelten mich an. Mit riesenhaftem Fleiße warf ich mich auf das Nachholen dessen, was ich in den letzten schweren Zeiten versäumt hatte, und dieser Fleiß, diese Lust am Lernen blieb mir, zumal ich sah, wie ich dadurch das Glück meines edlen Pflegevaters mehrte. Trieben sie mich, wenn ich so angestrengt an den Büchern saß, hinaus in's Freie, so ging ich auf den Münster zu meinem alten Freund oder hinaus auf den Kirchhof zu den Gräbern, die mein Theuerstes umschlossen, und ich kam dann in der Regel mit rothgeweinten Augen heim.

Eines Abends, wo dies auch wieder geschehen und der ganze Schmerz meiner Seele in mir rege geworden war, kehrte ich in

der Dämmerung heim. Der Doctor ſaß da und ſpielte auf dem Violoncello. Noch hatte ich ihn niemals dieſe Kunſt ausüben gehört. Still ſetzte ich mich in die Ecke. Er phantaſirte. Es waren wilde, ſeltſame Töne, die mich ergriffen; denn es war mir, als ſpräche ſich durch die Saiten der ganze wilde Schmerz aus, den in den erſchütterndſten Stunden meine Seele empfunden hatte. Allmälig wurden die Accorde milder, ſanfter, klagender, weicher. Es war, als lege ſich der entſetzliche Sturm des Gefühls, als brächen die wohlthätigen Thränen aus und löſchten milde das glühende Feuer des tieferregten Gefühls — und immer wehmüthiger wurden die Klagen, dahinſterbender die wunderbar ergreifenden Töne, die wie himmliſche Harmonien klangen, und verhallten dann, als ob die Seele ſich nun ergäbe in den unabänderlichen Rathſchluß Gottes mit heiliger Hingebung des Glaubens. Da erhoben ſie ſich wieder und gingen in den Choral: „Befiehl du deine Wege ꝛc.“ über, und die Schweſter des Doctors fiel mit ihrer ſchönen Stimme ein und ſang das herrliche Lied Paul Gerhard's. Als ſie geendet, fiel ich ihr in die Arme und ſchluchzte laut; aber in meine wunde Seele war Himmelstroſt gekommen, wunderbarer Himmelstroſt.

Der Doctor ſtellte das Inſtrument weg, trat zu uns und ſagte, indem er mir die Hand auf das Haupt legte: Drum, Seele, laß ihn walten, er will Dein Wohlergehen! —

Es war eine Scene, auf die der Gott der Liebe ſegnend niederſah. Sie blieb von den herrlichſten Folgen für mich; denn ich hatte einen Frieden gefunden, den ich bis jetzt nicht geahnt; aber in meiner Seele ſtand der Entſchluß feſt, dieſes Inſtrument zu erlernen. Ich ſprach's gegen den Doctor aus. Das ſollſt Du, mein Sohn, ſprach er mit Rührung. Vielleicht kannſt Du in Deinem ſpätern Leben Dir und Anderen Frieden bringen, wie ich ihn eben Dir ſelbſt gebracht.

Das Wort des edlen Mannes iſt ein prophetiſches geweſen! Doch ich will dem Gange meiner Begebenheiten nicht vorgreifen! —

Er selbst unterrichtete mich nun in den Abendstunden. Ich machte reißende Fortschritte. Der Doctor, ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, fühlte sich dadurch höchst glücklich. Die Lehrstunden wurden unausgesetzt gehalten, wenn nicht der Beruf den Doctor abrief, und mit einer Liebe von Lehrer und Schüler gepflegt, die von dem besten Erfolge gekrönt war. Auch meine übrige Ausbildung schritt tüchtig voran. Die Zeit legte ihren Schleier über meine Empfindungen und die Wunden begannen allmälig zu vernarben. Mit Doctors war ich nun so enge zusammengewachsen, als seien sie mir Vater und Mutter. O, wie oft dankte ich Gott, der mir in seiner Gnade diese theueren Menschen gesendet, als er mir die nahm, die mir so nahe gestanden! Aber dennoch blieb mein Gang auf den Münster unausgesetzt. Der Doctor wußte es. Mein alter Thürmer erzählte mir, daß er bei ihm gewesen und sich erkundigt habe, was ich thue. Darauf sei er sehr befriedigt und nicht ohne Rührung weggegangen. Gegen mich selbst aber äußerte er sich nie darüber. Fast täglich war ich oben, wenn auch nur auf die Dauer einiger Minuten. Da stand ich denn stets an der Stelle, wo mir der Engel erschienen und wo das liebe Vaterhaus vor mir lag, in das ich nicht mehr eintreten durfte, denn es lebten Menschen drinnen, die meine Beziehungen zu dem Hause, meine Liebe zu ihm nicht kannten. Nur die Nachbarn sahen mich oft mit Theilnahme an, wenn ich vorüberschlich, und mein alter Freund droben auf dem Münster, der mich allein recht verstand und mir oft nur schweigend die Hand drückte, wenn er mich so in meine Träume versunken sah.

Die Jahre flogen pfeilschnell herum. Ich wurde Jüngling, und das Leben trat mit der ernsten Frage vor mich: Was willst du? Ich hatte diese Frage längst im Innersten meines Herzens gehört, ehe sie mein Pflegevater an mich richtete.

Am Abend nach der Prüfung unserer Schule, in der ich wohl bestanden, saßen wir zusammen und spickten zusammen, was wir, seit ich so weit war, fast täglich thaten. Unser Stück war geendet,

die Cellos ruhten noch im Schooße. Der Doctor phantasirte noch eine Weile in seiner unübertrefflichen Art und Weise, und seine Schwester und ich lauschten noch den süßen Tönen, die heute alle wie Freude und Jubel klangen; da ließ er den Bogen sinken, stellte sein Instrument weg und trat vor mich hin, indem er meine Hand ergriff, und sprach: Was willst Du in der Zukunft? Albert, die Zeit ist gekommen, wo Du Dich entscheiden mußt, wie Du Deinen Beitrag zum Menschenwohl abtragen willst. Der Wege sind viele, mein Sohn. Gott hat mir die Mittel gegeben, Dir jeden, den Du wählst, zu erleichtern, Dich auf ihm zu fördern; aber Du mußt wählen. Ich werde Dich nie bestimmen. Bedenke, daß Du mit dem Frühlinge die Universität beziehen kannst oder einen anderen Beruf wählen mußt.

Ich ergriff die Hand des Edlen und drückte sie an meine Brust. Theurer Vater, sagte ich, ich habe gewählt!

Kind, übereile Dich nicht! sprach er bewegt.

O längst steht meine Wahl fest! rief ich aus.

Und was hast Du gewählt? fragte er.

Sie haben wahr gesprochen, daß ich mein Scherflein zum Menschenwohle beitragen muß, und ich will es redlich; allein wie könnte ich es besser, als in ihrem Berufe. —

Der Doctor trat einen Schritt zurück. Erstaunen, Ueberraschung, Freude — das Alles sprach aus seinen edlen Zügen. Albert, sagte er, und seine Stimme zeugte für das, was ihn bewegte, kennst Du die Schwere, die Last dieses Berufs? Siehst Du nicht an mir, wie er die größten Opfer fordert, wie er Ruhe und Behagen stiehlt, wie er oft ganze Tage mir den Frieden raubt, wenn ich umsonst Alles aufbot, um ein theures Leben zu retten? O, Du weißt es noch nicht, wie das Herz des Arztes blutet, wenn er Zeuge des höchsten Elends, Kummers und Schmerzes ist. Du kennst nicht den weiten, schweren Lehrweg. —

O mein Vater! rief ich aus, mag der Schatten dunkel sein, der auf dem Berufe des Arztes liegt, mag Bitteres oft sein Lohn, Kummer sein Erwerb sein und der Weg voll und dornenreich, der zur Kunst führt — ich verzage nicht. Habe ich nicht selbst erfahren, wie der Arzt, gleich einem helfenden Engel, in die Mitte der Angsterfüllten tritt? Weiß ich es denn nicht, wie Sie so oft voll seliger Freude heimkehren, wenn Ihnen irgend eine Rettung gelang? Sehe ich denn nicht das liebende Vertrauen, das Ihnen überall entgegen kommt? Hab' ich denn nicht gerade bei Ihnen eine Seite des ärztlichen Wirkens kennen gelernt, das oft mehr Segen bringt, als die Medicamente? Ich meine das Herz voll theilnehmender, tröstender, aufrichtender Liebe? Kenne ich denn nicht Ihr gesegnetes Hineintreten in die Hütte der Armuth? O, so blind bin ich nicht, so kindisch nicht mehr, daß ich den Segen des ächten ärztlichen Berufes nicht kennen sollte! Ihr Vorbild wird mich begeistern, wird mir immer vorleuchten! Ich will Arzt werden wie Sie; will heilen durch Kunst, Gefühl und Trost, wie Sie es thun, und will so der Menschheit meine Schuld abtragen und den Zins ihr entrichten für das unendliche Capital der Dankbarkeit, das ich Ihnen schulde.

Der Doctor stand mit verschränkten Armen vor mir. In seinem Auge glänzte eine Thräne. Er wollte die Rührung niederkämpfen, aber er vermochte es nicht. Endlich zog er mich an seine Brust und sagte: Es sei, mit Gottes Hülfe! Es sei, wie Du willst! Und daß ich Dir es nur sage, Du hast den Wunsch meiner Seele erfüllt. Du wirst meine Freude sein und bleiben. Dich gab mir Gott zu meines Alters Freude. Auch seine Schwester kam und liebkoste mich. O, wie war ich reich und glücklich in diesem schönen Momente! An seinem Herzen legte ich den heiligen Schwur ab, daß er nie sich in mir täuschen solle.

So stand meine Wahl fest. Der Winter ging herum unter den ernstesten Bestrebungen und musikalischen Erheiterungen und Genüssen. Der Doctor war ungemein zufrieden mit meinem Spiel,

und ich durfte mir selber gestehen, daß ich es weiter in der kunstfertigen Behandlung des schwierigen Instruments gebracht, als ich es mir selber wohl zugetraut. So kam der Frühling. Je näher er rückte, desto mehr hörte ich den Doctor seufzen. Mir machte das unendlichen Kummer. — Endlich forschte ich bei seiner Schwester, ob vielleicht eine Sorge meinetwegen es sei, was das Herz des Vaters beschwere? Sie lächelte. Nein, Albert, sprach sie, es ist bloß die Trennung von Dir, die ihm so schwer wird. Unser Leben wird sehr einförmig und traurig werden; denn wir haben uns so an Dich gewöhnt, daß Deine Entfernung uns sehr wehe thun wird.

Könnte ich denn nicht hier studiren? fragte ich sie, selber ahnend, wie schwer mir die Trennung werden würde.

Das geht nicht, entgegnete sie mir. Mein Bruder hat in Heidelberg seine Studien gemacht; er will, daß auch Du es dort sollst. Sprich nicht weiter davon, setzte sie hinzu, und laß es gehen. Er wird sich drein finden.

Wie mir das wohl that, wer wollte es bezweifeln?

Und die Scheidestunde kam. Ich will nicht davon reden, wie ich von meinen Erinnerungen, meinen heiligen Wallfahrtsorten, von meinen Pflegeeltern schied. Das Herz wollte mir schier brechen; aber es mußte sein, und ich schied, reichlich ausgestattet mit Allem, was das Bedürfniß erheischte, sowie mit Empfehlungsbriefen meines Pflegevaters.

Zum ersten Male trat ich selbstständig in die Welt, die mir noch eigentlich wildfremd war; denn wenn auch Straßburg eine große, stark bevölkerte Stadt ist, so hatte ich doch im Ganzen wenig, ja fast keinen Verkehr mit anderen Leuten, und mit denen meines Alters fast keinen Umgang. Es war mir so unheimlich zu Muth am ersten Reisetage, daß ich's kaum sagen kann; aber meine Ruhe kehrte zurück, mein Muth, meine freie Bewegung wuchs immer mehr — und als der Wagen in das Thor von Heidelberg hineinrollte, war mir's, als hätte ich längst schon so frei dagestanden.

Eine Wohnung zu suchen, die mir gemüthlich, war meine erste Aufgabe am andern Morgen.

Damals war noch die Stadt von der Vorstadt getrennt durch den schlanken schönen Mittelthorthurm, den seitdem der Zeitgeschmack gefällt hat. Ich will nichts darüber sagen, daß man damit der Stadt eine Zierde nahm, es möchten sonst Viele vielleicht mit mir im Stillen rechten. Hatte ich doch von jeher eine Vorliebe für Thürme, und die schienen mir allezeit für die Physiognomie einer Stadt unentbehrlich. Nur das will ich nicht verhehlen, daß mir's einen Stich in das Herz that, als ich später Heidelberg wiedersah und den Thurm nicht mehr fand. In einem Hause, das unmittelbar an den Thurm stieß, fand ich eine so heimliche, freundliche, helle Stube, daß ich sie sogleich miethete. Ich will nicht leugnen, daß die Nähe des Thurmes, der Gedanke, dort oben manchmal über dem Treiben der Welt zu stehen, im Aether mich zu baden, viel in die Wagschale für diese Wohnung legte.

Ueber die erste Zeit meines Aufenthalts, über meine Bekanntschaften, Erfahrungen, Studien will ich weggehen; es wäre zu wenig Ansprechendes für meine Leser; aber einen bedeutungsvollen Umstand darf ich nicht verschweigen.

Es war in einer Mainacht, die so warm, weich und sternenhell war, daß ich mich nicht entschließen konnte, mich zu Bett zu legen, als ich sinnend und träumend am offenen Fenster saß. Auf den Straßen war es endlich still geworden. Ich dachte meiner Lieben in Straßburg, die unter der grünenden Decke des Friedhofs schliefen und derer, die noch lebenswarm vielleicht auch jetzt meiner dachten. Da schlugen wunderbar klagende Töne an mein Ohr. Woher kamen die? — Ich lauschte. — Es waren die Töne eines Violoncellos; — aber das waren Töne eines Meisters, wie ich noch keinen gehört, gegen den der Doctor und ich Stümper waren. Klang's doch, als sängen Engel Klagelieder, als wären das keine

Saiten mehr, als berühre sie kein Bogen, sondern der Hauch himmlischer Wesen. Meine ganze Seele concentrirte sich im Hörsinn.

Woher kamen sie? Manchmal schien mir's, als kämen sie aus der Ferne der Straße her; allein sie schwollen an, wie die Töne einer Aeolsharfe, und verschwammen dann wieder so leise und wunderbar, daß ich meinte, sie kämen aus der Höhe.

Manchmal trat eine Pause ein; dann aber wühlte es in den Tönen fürchterlich und schauerlich. Grelle Accorde klangen wie der Schrei der Verzweiflung; Läufe brausten daher wie das dumpfe Grollen der Wuth — dann klagte wieder in unaussprechlich ergreifenden Mollaccorden die tiefste Wehmuth. — Es waren freie Phantasien — aber Phantasien eines schmerzzerrissenen Gemüthes waren es, das fühlte ich so lebendig, daß kein Zweifel mehr aufkommen konnte.

Instinktartig griff ich zu meinem Instrument. Ich gedachte der Scene in Straßburg, und meines Pflegevaters Worte von damals klangen mir wie Mahnruf in die Seele. Bist du ein Leidender, der du deinen Schmerz in Tönen aussprichst, sagte ich leise, so will ich's versuchen, ein Himmelswort dir zuzurufen. Ich griff in die Saiten und spielte jene Melodie, die einst mein ganzes Wesen so wunderbar heilte: „Befiehl du deine Wege."

Es wurde stille.

Vielleicht lauscht er! sagte ich zu mir. Gott gebe dir Frieden! Ich variirte frei die Melodie. Ich fühlte, daß ich vielleicht nie besser gespielt. Zuletzt ging ich wieder in den einfach herrlichen Choral über und — o, wer beschreibt meine Freude! — ich vernahm, wie der Spieler mir secondirte. Die Töne waren näher gekommen. Jetzt erst vernahm ich, daß sie von der Gallerie des Thurmes herabklangen. Wahrscheinlich hatte der Spieler früher im Gemach am offenen Fenster gesessen, und die wehende Luft hatte die Töne getragen, gedämpft und geschwellt.

Alles wurde still; aber ich sah oben an der Gallerie eine

dunkle Gestalt lehnen, die jetzt verschwand. Auch ich schloß meine Fenster; aber ich konnte lange nicht einschlafen. Ich dachte nach über das Leiden des Unglücklichen. Spät entschlummerte ich und der Traum gaukelte mir wunderbare Bilder vor. Ich hörte fort und fort die herrlichsten Töne und ich stand oben auf dem Münster zu Straßburg und Antonie stand neben mir und sagte: „Du hast ihm Frieden gegeben!" Wem? fragte ich, aber sie entfaltete Engelsflügel und entschwand zu lichteren Regionen, und ich ging frohen Herzens heim, legte mich nieder und entschlief. —

Die Sonntagssonne leuchtete hell in meine Fenster. Die Glocken klangen schon mächtig, als ich erwachte. Das Ereigniß der letzten Nacht, der Traum, das Wiedersehen Antoniens, deren Bild in den letzten Zeiten seltener vor meiner Seele gestanden — das Alles zusammengenommen, bewegte mich tief.

Leise klopfte mein Aufwärter.

Als er eintrat, fragte ich: Schottler, wer wohnt da droben auf dem Mittelthorthurme?

Der Thürmer, sprach mit verwunderter Miene der ehrliche Kerl, der jedoch durch vieles Nachdenken sich keine Ruhe raubte.

Wer ist denn der Thürmer?

Ich hörte nun die ganze Familiengeschichte eines schlichten armen Teufels, der vom Viertelsnachtwächter zum Thürmer avancirt war und da oben in edler Junggesellenschaft in höheren Regionen lebte, ziemlich unbekümmert um das Treiben in der Tiefe. —

Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

Es ist gewiß wahr, versetzte betheuernd der ehrliche Schottler; Sie können mir's glauben; denn er ist mit mir in die Schule gegangen und ist unseres Nachbars, des Nachtwächters, Sohn.

Spielt er ein Instrument?

Schottler lachte aus allen Kräften. Keins, Herr, als das Nachtwächterhorn, das nur einen Ton hat.

Jetzt erzählte ich ihm, während er mir mein Frühstück zurecht setzte, was ich gestern gehört.

Lieber Herr, hob er endlich an, und blickte mir bedeutungsvoll in die Augen. Gestern Abend war Samstagabend. Sie waren wohl auf dem Commers im Faulenpelze, haben sich da das Bier gut schmecken lassen und das ist Ihnen zu Kopfe gestiegen. Das läßt Einem allerlei Melodien hören und spielt Einem gar seltsame Possen. Ich weiß das aus eigener vielfältiger Erfahrung.

Mit dem war's also nichts, das sah ich klar ein. Ich entließ ihn schnell, kleidete mich sonntäglich an und ging zu meinen Hausleuten, um hier mich zu erkundigen, allein es ging mir nicht besser als bei Schottler'n. Sie sahen mich spöttisch an und mochten wohl auch denken, ein Habemus habe mich beim Schopfe gefaßt und mir den seltsamen Spuk vorgespielt.

Ich fing bald an der ganzen Geschichte selbst zu zweifeln an und hielt's für einen Traum, wenn nicht bei meiner Rückkehr in meine Stube mein Violoncello noch am Fenster gelehnt und mir klar bewiesen hätte, daß keine Phantasmagorie des Traumes, sondern die Wirklichkeit meiner Seele sich eingeprägt.

Aber bin ich nicht ein Thor? rief ich mich selber an. Da gehe ich von Pontius zu Pilatus und frage, um alle Augenblicke dummer und am Ende noch weißgemacht zu werden, ich habe einen Rausch gehabt, während ich doch fern von all' dem wüsten Treiben einer rohen sogenannten Burschikosität mit einem Freunde in den Ruinen des Schlosses gelustwandelt hatte, bis das zunehmende Dunkel der Nacht uns mahnte, die Ruhe zu suchen, da wir Beide nicht in der Stimmung waren, in Saus und Braus roher Lust einen Abend zu morden, wie dieser war. Ich steige selber hinauf, das ist das Klügste.

Gesagt, gethan. Ich eilte hinab unter das Thor, grüßte freundlich die alte Höckerin, die ihre verschrumpften Aepfel und

Birnen, geröstete Kastanien und Haselnüsse anbrieb, und öffnete die Thüre, die zum Thürmerstübchen führte.

Eine dunkle enge Wendeltreppe führte mich nach unsäglich ermüdendem Steigen in's Helle.

Ein Ach! drängte sich unwillkürlich über die Lippen, während das Auge das wundervolle Panorama durchschweifte, welches hier ausgebreitet vor ihm lag.

Dort das Schloß. Im Golde der Frühsonne schimmerten die uralten Mauern gar herrlich, durch welche sich das frische Maiengrün der Bäume hindurchdrängte; weiter herüber der Riesenstein mit seinen schönen Baumgruppen und der weltbekannten Sattler-Müllerei; dort oben brauste der Neckar von Ziegelhausen her in die letzte Bergschranke, ehe er die lachende Ebene erreicht. Hoch thürmte sich rechts der Kaiserstuhl, links die Granitmasse des Heiligenberges. Und da unten die Stadt mit ihrer Häusermasse, die so tief unter mir lag! Und als ich mich umwandte und der Brücke folgend, den Philosophenweg, Neuenheim, Handschuchsheim und die ganze Dörfermenge bis hinab zum vereinsamten stillen Mannheim überblickte und die Bergkette jenseit des Rheines, den silbernen Neckar und dort drüben den Rhein — o da brach ich, Alles vergessend, in einen Ausruf des Entzückens aus.

Ich ging rund um die Gallerie herum und genoß den herrlichen Anblick. Da erschallte das Geläute, welches die Gläubigen zur Kirche rief, und wie mit einem Zauberschlage klang's von den Dörfern rings umher, getragen vom säuselnden Winde. Der Eindruck war groß und gewaltig und hob die Seele zu dem Herrn der Welt empor.

Der Thürmer trat jetzt zu mir heran, mich grüßend und mir seine Verwunderung bezeugend, daß einmal ein Student zu ihm heraufgestiegen sei. Es sei seltsam, meinte er, daß so selten Jemand daran denke, wie schön es hier oben sei und wie so reizend die reiche Gegend sich vor dem Auge entfalte, und wie so viel reiner

die Luft sei, die man hier oben athme, gegen die draußen in den Gassen der Stadt.

Ein Blick auf den Mann bezeugte mir vollkommen die Wahrheit und Richtigkeit der Aussage Schottler's.

Das kann doch nicht von Allen gelten, sagte ich; denn noch heute Nacht, oder vielmehr gestern Abend, hattet Ihr Besuch hier oben.

Ich? fragte der Thürmer. Da irren Sie. Es war Niemand hier!

Ei, versetzte ich, spieltet Ihr denn so herrlich das Violoncello?

Nein, wahrhaftig nicht! versicherte er gutmüthig; aber das war eben kein Besuch: das that der alte Herr, der bei mir wohnt. Er hat einmal wieder gar schön gespielt, aber auch so schauerlich. — Ach, das geht mir immer durch die Seele, und, glauben Sie mir, dann ist er recht gebeugt, aber gestern war's anders. Erst spielte er wieder so wild — dann wurde er sanfter, und als da unten der Student, der neben dem Thurme wohnt, auch anfing und das schöne Kirchenlied spielte, da ließ er den Bogen ruhen und faltete die Hände und sah mit weinendem Blicke hinauf zum Himmel, und dann spielte er mit dem da unten, und in seinem Gesichte sah ich zum ersten Mal seit zehn Jahren eine Art von Heiterkeit. Und auch heute ist er viel ruhiger und stiller und hat viel schon gebetet, was er sonst seltener that.

Diese Worte waren mir Himmelskost.

Ist er denn irre? fragte ich.

Gott behüte, nein, entgegnete der Thürmer. Aber er ist sehr traurig. Seit zehn Jahren wohnt er hier, und da unten wissen es die Leute nicht einmal. Manchmal ist er sehr unruhig. Dann spricht er laut und oft schreckliche Worte; aber ist so ein Sturm vorüber, so wird er wieder sanft wie ein Lamm, redet mit mir so freundlich und sanft, als sei er's gar nicht gewesen.

Wer ist er denn eigentlich?

Das weiß ich nicht.

Und wißt Ihr auch nicht, woher er ist?

Ebenso wenig.

Der Mann brach kurz ab.

Aber aus der Thüre des Stübchens trat jetzt eine hohe edle Gestalt. Sechs Jahrzehnte hatten nur das Haar zu Schnee gebleicht, wenn es der Kummer nicht gethan, allein die Kraft der Gestalt hatten sie nicht beugen können. Hoch und stolz wölbte sich die Stirn. Nur das Auge sah düster, und diese Düsternheit stand im grellsten Contraste mit dem liebevollen und milden Ausdrucke des männlich schönen Gesichts. Genauer betrachtet, zeigten sich Spuren tiefen Seelenleidens. Als er mich erblickte, und meinen ehrerbietigen Gruß kurz und ernst erwiedert hatte, wandte er sich auf die andere Seite des Thurmes.

Er ist sehr menschenscheu, sagte der Thürmer, reden Sie ihn nicht an.

Das würde ich ohnehin nicht gethan haben, sagte ich, und bat den Thürmer, mich allein zu lassen, indem ich ihm ein Geldstück in die Hand drückte.

Alles Unbekannte und Räthselhafte, das uns im Leben begegnet, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch und hat für den Geist einen eigenthümlichen Reiz. Ich könnte indessen nicht sagen, daß gerade das allein mir den Greis bedeutungsvoll und wichtig gemacht. Es war mehr als das. In diesen Zügen lag etwas so Bekanntes und Ansprechendes, Etwas, was mich fast gewaltsam anzog. Und zu diesem unbekannten Etwas, das ich ohnehin mir nicht nachweisen konnte, gesellte sich das Gefühl für fremden tiefen Schmerz. O, ich hätte dem Greis an die Brust sinken und sagen mögen: Schütte den Schmerz deiner Seele in meine Brust aus; sie weiß auch, was Schmerz und Kummer heißt. Ich will mit dir trauern und weinen, aber den Schmerz dir lindern! —

Er kam zurück, sah mich mit einem langen, durchdringenden Blick an und verschwand innerhalb der Thüre zur Wohnung des Thürmers.

In meinen Gedanken versunken, blieb ich noch lange auf der Stelle, träumte mich zurück auf meinen Münster und schied dann still, aber mit dem Vorsatze, wiederzukommen.

In meiner Wohnung angelangt, faßte ich den festen Entschluß, mich dem Greise zu nähern. Ich sann nach, wie ich das wohl bewerkstelligen könnte. Nach langem Sinnen schien mir die Musik die Sprache zu sein, die vermitteln könnte zwischen uns. Das lebhafteste Interesse erfüllte mich für den unbekannten Leidenden, den vielleicht der Menschen Tücke mit dem ganzen Geschlecht entzweit, den ich aber wieder mit ihm auszusöhnen für meinen heiligsten Beruf erkannte. Von nun an saß ich, sobald die Dämmerung kam, an meinem Fenster und spielte das Beste und Edelste, was ich kannte, spielte mit ganzer Seele oft bis spät in die lauen Sommernächte hinein. Fast jeden Abend sah ich die hohe Gestalt an der Gallerie lehnen und meinem Spiele lauschen. Wenn das auf der einen Seite meiner Künstlereitelkeit auch schmeicheln mochte, so machte es mir auf der anderen Seite um so größere Freude, weil ich merken konnte, daß ich, wenn auch langsam, doch sicher meinem Ziele näher rückte.

Der Thürmer referirte mir, wie ihm diese Unterhaltung zusage; wie er so lange aushalte, als ich spiele; wie er seitdem öfter mit ihm rede und sich nach mir erkundigt habe. Das sei sehr viel, meinte der ehrliche Mensch, denn so viel Theilnahme an irgend Etwas habe er seit langer Zeit nicht geäußert.

Nach einiger Zeit ging ich Abends einmal auf den Thurm, um mich der Aussicht zu freuen, die im hellsten Mondschein einen eigenen Zauber haben mußte. Als die Zeit kam, wo ich sonst zu musiciren pflegte, trat der Greis auf die Gallerie und lehnte sich

still an die Stelle, wo ich ihn jedesmal aus meinem Fenster sehen konnte.

Ich faßte mir ein Herz und trat zu ihm.

Ich störe wohl manchmal Ihre Ruhe durch mein abendliches Spiel, sagte ich — darf ich um Ihre Verzeihung bitten?

Ueberrascht wandte er sich zu mir, denn es schien, als habe er meine Anwesenheit nicht bemerkt.

Ach, sprach er, sind Sie der Violoncellist? Nein, das darf ich nicht sagen; im Gegentheil, Sie haben einen alten Mann schon oft erfreut.

Dann danke ich Gott! sagte ich mit einer Bewegung, die sich selbst in dem Tone meiner Stimme bemerklich machte.

Er schwieg eine Weile, dann sprach er: Wohl ist es der schönste Triumph der Musik, daß sie erheitern kann und erheben und Frieden flößen in zerrissene Herzen.

Ich habe das wohl erfahren, sagte ich.

Er sah mich forschend an. — Sie? — fragte er. Junger Mann, wissen Sie, was Sie da sagen?

Ich legte die Hand auf mein Herz und erwiederte: O, man muß noch nicht dem Greisenalter nahe stehen, um zu wissen, was tiefer Schmerz heißt.

Das ist wahr, sagte er. Es hat jedes Menschenleben seine Passionszeit. Dem kommt sie frühe, jenem spät.

Aber — setzte ich hinzu — es hat auch jedes Leben sein Osterfest.

Er schüttelte den Kopf.

O glauben Sie, glauben Sie fest und innig! sagte ich. Das Osterfest kommt. Es schließt die Passion, und wenn die Passion durch's ganze Leben gewährt hätte.

Wohl Ihnen, sprach er dumpf, wenn Sie das glauben können!

Blicken Sie aufwärts, sagte ich; der, den die Sterne dort lenkt, der kennt den Schmerz seiner Kinder und sendet Frieden.

Im Tode, ja, sagte er.

Gewiß! war meine Antwort; aber auch noch diesseit des Grabes. —

Er schüttelte die greisen Locken, reichte mir die Hand und sagte sanft: Schlafen Sie wohl, wenn Sie können! — Er ging zur Thür, kehrte aber noch einmal um.

Junger Mann, sagte er, wollen Sie die Bitte eines Mannes erfüllen, der dem Grabe, Gottlob! nahe steht?

Freudig bejahte ich seine Frage.

Dann spielen Sie wohl Abends wieder so, wie bisher!

Gerne, sehr gerne, sagte ich; doch ich weiß, auch Sie spielen dies herrliche Instrument — dürfte ich wohl — ich stockte und fürchtete, zu dreist zu sein.

Was denn? fragte er sanft.

Dürfte ich wohl bitten, mit Ihnen zusammen spielen zu dürfen? —

Sie haben die Eisrinde meines Herzens geschmolzen, sagte er nach einer Pause — und Ihre Theilnahme an einem Manne, der längst an kein menschlich Mitgefühl mehr glaubte, hat mich bis umgewandelt. Es sei. Ich will glauben, Gott habe Sie mir gesendet. Kommen Sie denn; ich erwarte Sie morgen. Und nun, gute Nacht! —

Er ging.

Ich aber blieb in einer Stimmung, die ich schwer beschreiben kann, die mich aber noch nicht unter dem tiefblauen Sternenhimmel weggehen ließ. Ich dankte Gott, daß es mir gelungen war so weit. Jetzt hoffte ich mehr; ich hoffte, Frieden in diese wunde Brust zu bringen.

Der Thürmer kam, um die zehnte Stunde zu blasen. Als dies beendet war, trat er zu mir.

Junger Herr, sprach der einfache, biedere Mensch. Sie üben eine wunderbare Macht über den alten Herrn aus. Seit Sie ihn durch Ihr Spiel erfreut, ist er ruhiger, milder. Jetzt hat er gar mit Ihnen gesprochen. Das ist etwas Unerhörtes. Vielleicht gelingt es Ihnen, ihn wieder für die Welt zu gewinnen. Lassen Sie nicht ab!

Ich erzählte ihm, daß ich nun wohl Abends mit ihm musiciren würde, was den Mann in das größte Erstaunen versetzte.

Ich ging endlich — und — nie bin ich froher eingeschlafen!

Mit Sehnsucht sah ich dem folgenden Abend entgegen. Als er endlich nahte, nahm ich mein Instrument und das Beste unter meinen Musikalien, meist Duo's, welche ich mit meinem theueren Pflegevater gespielt. Ich wanderte die stille Treppe hinan. Er hatte mich schon erwartet und führte mich durch des Thürmers enges Stübchen in ein etwas geräumigeres, dessen Fensterlein die herrliche Aussicht in die rauhe Ebene von Mannheim bot. Das Ameublement war höchst einfach. Ein Tisch, zwei Stühle, ein Pult, ein Bücherschrank — über dem Pult ein schönes Christusbild in Oel — und das Bett — das war Alles. —

Freundlich empfing er mich. Ohne viel zu reden, setzten wir uns. Ich legte die Musik vor.

Vortreffliche Auswahl! sagte er. Sie ehrt Ihren Geschmack. Er wählte eins aus. Wir stimmten und begannen.

Ich gestehe gerne, daß ich mit Beschämung mich als Stümper diesem Meister gegenüber erkannte. Es lag in seinem Spiel eine Zartheit und Kraft zugleich; ein Wohllaut, der das Herz bewältigte. Selbst mein Pflegevater spielte so nicht. Und mit welchem Gefühle, mit welcher Präcision spielte er! Er schien aufzuleben. Die Vergangenheit schien begraben. Als das Stück geendet war und sein Bogen sank, konnte ich nicht umhin, meinem Gefühle Worte zu geben. Er ging kurz darüber weg und lobte mein Spiel. Das Stück hatte ihm so wohlgefallen, daß er vorschlug, es da capo

zu spielen. Nun ging es noch besser. So flog der Abend hin. Ich ließ mein Instrument mit seiner Genehmigung stehen, weil ich ja wiederkommen durfte, und schied spät, mit wachsendem Wohlwollen von ihm entlassen.

Forthin war ich jeden Abend bei ihm. Immer näher schloß sich der Greis an mich. Schon nach einem Monat war es ihm zur Gewohnheit geworden, mich jeden Abend zu sehen. Ich lernte viel. Gern opferte ich meine Spaziergänge. Gerne zog ich mich je mehr und mehr von dem Umgange der Studenten zurück, um diese höheren Genüsse mir zu verschaffen. Oft spielte er Solo. Oft phantasirte er zum Entzücken. Ich sah, wie ein neues Leben in dem Greis aufging, wie er mich liebgewann; aber der Schleier des Geheimnißvollen, der über seinem Leben, seinem Geschicke lag, war immer noch undurchdringlich, und ich that Nichts, um ihn auch nur im Mindesten zu berühren. Nicht einmal kam es zu einer Unterhaltung, die ein anderes Gebiet berührt hätte, als das der Musik. Er selbst besaß Ausgezeichnetes aus diesem Gebiete. So fehlte es uns nie an neuem, vortrefflichem Stoff, und jeder Abend brachte neue Genüsse.

Der Umgang mit dem ehrwürdigen Manne war mir nachgerade zum geistigen Bedürfnisse geworden. Ich konnte die Abende kaum erwarten. Bis zehn Uhr währte unsere Musik. So forderte es die Lebensordnung des Greises und meine Studien; denn mit dem grauenden Tage stieg ich auf, um den Verlust der Abende zu ersetzen. Und als die Abende länger zu werden begannen, blieb mir noch Zeit, um das nicht zu verkürzen, was mir Lebensaufgabe war. Endlich nahte der Schluß des Semesters.

Werden Sie in den Ferien zu den Ihrigen gehen? fragte mich der Greis eines Abends.

Ich bejahte seine Frage.

So werde ich Sie schwer vermissen, junger Freund.

Desto erfreulicher wird mir, der ich Gleiches bekennen darf, das Wiedersehen sein, sagte ich.

Wenn — entgegnete er; ich bin alt und des Lebens müde. Vielleicht finden Sie meinen Hügel. Dann — setzte er hinzu, behalten Sie als Andenken mein Violoncello und meine Musikalien. —

Ich redete ihm das aus — und als die Ferien kamen, schied ich mit Wehmuth von dem Manne, der mir theuer geworden war.

Aber gen Straßburg zog mich das Herz mit unnennbarer Gewalt. Dort erwarteten mich ja liebende Herzen! —

Ich flog der Vaterstadt zu.

O, wie pochte das Herz, als ich mit dem sinkenden Abend am Vaterhaus, am Münster vorüber kam! Wie pochte es in der Brust, als ich die Thür öffnete zur Stube, wo die Theueren wohnten! Der Doctor saß da und phantasirte wieder auf dem Cello — und seine Schwester ruhte von des Tages Arbeit und horchte dem Spiele.

Da grüßte ich — und das Instrument flog in die Ecke, daß es donnernd grollte ob solcher Ungebühr — und ich lag an der Brust der edelsten Menschen.

Als das Licht kam, wurde ich gemustert. Nun, Du bist größer und männlicher geworden! klang es. Siehst wohl aus — u. s. w. Dann, während die Tante, wie ich sie nannte, das Essen beschickte, mußte ich unvermerkt ein Examen rigorosum bestehen.

Aber das Gesicht des Examinators wurde immer heiterer, und er konnte es sich nicht versagen, mir seine Freude über die wohlangewendete Zeit zu bezeugen.

Wie steht's denn mit dem Cello? fragte er.

Wir könnten ja wohl eine Probe machen, Väterchen! sagte ich.

Topp! rief er und drückte mir das Instrument in die Hand.

Ich spielte — und überwand mich selbst.

Alte Hexe! rief der Doctor, Junge, da muß ich die Segel bald streichen! Wo haſt Du Dich denn ſo vervollkommnet?

Nun mußte ich erzählen, und that's mit froher Erinnerung und ſeligem Bewußtſein. Der Doctor horchte aufmerkſam.

Du haſt brav gehandelt, Albert, ſprach er, und drückte mir die Hand. Mag ein Geſchick den Greis gebeugt haben, von welcher Art es ſei, ſo iſt es brav von Dir, Alles aufzubieten, ihn zu erheitern, und ebenſo brav, Dich nicht in ſein Vertrauen einzudrängen. Fahre ſo fort. Dir iſt es wohlthätig, ihm heilſam, und Gott gebe ſeinen Segen dazu.

Am andern Tage war mein erſter Gang auf den Friedhof, der zweite auf den Münſter. Die Freude meines alten Freundes, des Thürmers, war groß. Mir kehrte die Vergangenheit zurück, und die Gefühle wurden mächtig wieder erregt.

Ich mochte ſchon eine Weile oben ſein, als der Alte, der mich mir ſelber überlaſſen hatte, zu mir kam. Bald hätte ich ja vergeſſen, hob er an, Ihnen zu ſagen, daß Jemand nach Ihnen gefragt hat, an den Sie gewiß nicht denken.

Ich fühlte, daß eine dunkle Röthe mir auf die Wangen ſtieg, denn ich dachte — an Antonien.

Rathen Sie einmal? — ſagte er lächelnd.

Endlich fuhr er fort: Erinnern Sie ſich noch des kleinen freundlichen Mädchens, das einmal vor — ich weiß nicht wie viel Jahren Sie hier vor Ihrem Vaterhauſe weinend fand und mit Ihnen plauderte und mit Ihnen weinte? —

In nicht geringer Bewegung bejahte ich ſeine Frage.

Nun, die iſt wieder da geweſen; aber wie hat ſie ſich verändert! Damals noch Kind — jetzt eine blühende Jungfrau; was ſag' ich? ſchön wie ein Engel Gottes und mild und freundlich, wie ſo ein Engel.

Es ergriff mich eine ſeltſame, mir bisher ganz fremde Unge-

duld. Ich konnte nicht erwarten, bis mir der alte Mann ausführlich erzählte und bestürmte ihn mit Fragen.

Er erzählte: Vor etwa drei Wochen kamen drei Fremde — ein altes Paar, die sehr verdrießlich und leidend drein sahen, und ein allerliebstes Püppchen von etwa achtzehn Jahren, so schön, wie ich es Ihnen vorhin bezeichnete. Der Herr sah dort hinaus, die Dame ging auf die entgegengesetzte Seite und das Mädchen trat zu mir — ich stand nämlich dort, wo Sie jetzt stehen. Vor vielen Jahren bin ich schon einmal hier gewesen, hob sie zu plaudern an mit einer Stimme, die etwas ungemein Einschmeichelndes hatte. Ich, meines Orts, konnte mich natürlich darauf nicht mehr besinnen, denn es kommen der Fremden, wie Sie wissen, Tausende hier herauf. Wer sieht sich aber die Leute alle an? — Damals — fuhr sie fort, und es stieg eine helle Gluth über das schöne Gesichtchen, stand hier ein Knabe und weinte — ich wurde jetzt aufmerksamer — er sah, fuhr sie fort, dort hinab auf das alterthümliche Haus und sagte mir, das sei sein Vaterhaus, aus dem ihn böse Menschen vertrieben, und aus dem sie ihm auch sein Mütterlein fortgetragen in's dunkle Grab. Jetzt wußte ich's; ja, die ganze Scene von damals kam mir recht frisch in meine alten Gedanken denn ich hatte das Mädchen weinen gesehen, als sie von Ihnen ging.

Ich fiel ihr also rasch in die Rede und sagte: Das war Albert! —

Richtig, bemerkte sie nicht ohne Erregung, er hieß Albert.

Was ist aus dem Knaben geworden? —

Haha! rief ich, froh, daß ich Ihr Lob einmal ausposaunen konnte, das ist ein schmucker junger Herr geworden, wie Milch und Blut, und brav, Mademoiselle, brav, wie irgend Einer in der Welt. Ja, den sollten Sie sehen! Jetzt studirt er in Heidelberg als Doctor.

Heidelberg! rief sie in selksamem Ton, und ein recht tiefer Seufzer arbeitete sich aus ihrer Brust herauf.

Während wir so sprachen, rief die alte Hexe, wie damals, mit ihrer gellenden und schneidenden Stimme: Antonie! Sie schrack zusammen.

Wenn er wieder hierher kommt, so grüßt ihn freundlich von mir — von Antonien! — sagte sie, drückte mir ein Zweifrankenstück in die Hand und flog wie ein Pfeil davon. Als ich an die Stelle zurückkam, lag einer ihrer Handschuhe da, den sie in der Hast verloren. Ich hätte ihr ihn gerne nachgetragen; aber wie sollte ich alter Mann das flüchtige Kind ereilen?

Habt Ihr den noch, Vater Jerome? fragte ich mit bebendem, pochendem Herzen.

Er lachte. Freilich, fuhr er fort, hab' ich ihn noch; denn ich konnte mir wohl denken, daß der für Sie einen unschätzbaren Werth hätte. Ho! unser Einer hat auch Ritter- und Liebesgeschichten genug gelesen aus der Bibliothek des Meister Stephan, des Buchbinders, meines Gevattermanns, um zu wissen, wie es jungen Herren zu Muthe ist, wenn sie ein Bischen verliebt sind.

Er humpelte fort und ließ mich in einer höchst aufgeregten Stimmung zurück. Nach wenigen Minuten brachte er mir den Handschuh. Er war von gelblicher Seide und verrieth die kleine Hand, die ihn getragen. Vor dem Alten mocht ich keine neue Blöße geben, ich steckte ihn also ohne Weiteres in meine Tasche; aber ich fragte viel, sehr viel, um irgend eine Spur zu finden, irgend ein Merkzeichen, wohin sie sich gewendet haben könnte. Das Alles aber war und blieb umsonst; denn der alte Mann wußte natürlich nichts weiter, als was er mir bereits mitgetheilt. Nur das sagte er noch, daß sie einen unverkennbaren Zug stillen Leidens in ihrem Gesichte gehabt, der ihm verrathen habe, daß sie wohl nicht ganz glücklich sein möchte.

Da war denn mit einem Mal ein Funken hineingeschleudert

in die stille Welt das Herzens, der zur Flamme wachsend, bisher unbekannte Räume erleuchtete! Da war denn der Phantasie ein Feld geöffnet, so weit und groß, daß sie sich endlos drinnen ergehen konnte; da war denn nun mit einem Male der kleine Engel mit dem Heiligenschein und den Flügeln zu einer engelschönen Jungfrau geworden, die sich meiner erinnerte, die wohlwollend meiner gedachte, deren Reize selbst einen hochbetagten Greis noch mit Wohlgefallen erfüllten. Wer zweifelt daran, daß nun meine Träume, wachend und schlafend, sie und nur sie sahen? daß ich mit den schönsten Farben das kleine Lockenköpfchen, dessen schöner Züge ich mich noch so lebhaft erinnerte, ausmalte, vergrößerte, daß, mit Einem Worte, die ganze Welt in den Hintergrund trat, und Antonie, umgeben von allem Zauber der Poesie und Romantik, meine Seele erfüllte? O, ich hätte ja nicht ein Jüngling sein müssen! Es hätte ja die theure Erinnerung nicht in mir leben dürfen, wenn es anders hätte kommen sollen. Ich liebte mit ganzer Seele ein Ideal, und das stand als Götterbild auf dem Altar eines unentweihten Herzens. Ich kam zerstreut nach Hause; denn meine Gedanken schweiften in unbekannten Fernen. Ich haderte mit dem alten Jerome, daß er nicht gefragt, wer sie sei und wohin sie reise, — und nicht tausend andere Fragen gethan, die mich über Alles interessirten. Ich grollte mit meinen Professoren, die die Collegia so weit hinausgedehnt hatten. Wären die Ferien früher gewesen, dann hätte ich sie vielleicht gesehen und — dann gewiß das Alles gefragt, damit ich sie hätte wiederfinden können — oder — Alles das vergessen in ihrem Anblick. Kurz — ich machte es um kein Haar breit anders oder besser, wie alle jungen Leute meines Alters, wenn sie in einer ähnlichen Lage gewesen wären.

Mein Pflegevater wurde ganz irre an mir. Er brachte nichts aus mir heraus. Als er am Abend ein Duo mit mir spielen wollte, wozu er eines Freundes Instrument geliehen, machte ich so unausstehlich dumme Streiche, verfehlte den Takt so schülerhaft, daß

er möge dann war, recht ängstlich über mich zu werden. Ich begriff aber nun recht gut, daß es Noth that, dem losen Spiele der Einbildungskraft Schranke und den Verstand möglichst an ihre Stelle zu setzen. So ging's dann besser und ich söhnte meinen Pflegevater wieder mit mir aus.

Eines Tages kam er auf meine durch seine Empfehlungsbriefe veranlaßten Bekanntschaften.

Es ist mir recht aufgefallen, sagte er, daß Du mir doch gar nichts von dem Professor * * * * schriebst, nach dem ich Dir aufgetragen, Dich zu erkundigen. Ich hab' ihn wohl gekannt, sehr werth gehalten, später manches Beklagenswerthe von ihm gehört, dann aber nichts mehr während vieler Jahre.

Ich erinnerte mich jetzt auf's Genaueste, daß ich allerdings des Doctors Auftrag erfüllt, aber das, an sich sehr dürftige Resultat meiner Erkundigungen ihm mitzutheilen vergessen hatte. Ich entschuldigte mich mit dem Einfluß der ersten Zeit meines Lebens in der neuen Welt der Universität, was auch allein der Grund meiner Vergessenheit gewesen war, und gab ihm dann die Details, welche ich über besagten Professor erfahren, den man übrigens sehr hochgeachtet zu haben schien.

Was ich erfahren, war, daß der unglückliche Mann in sehr traurigen, ehelichen Verhältnissen mit einer verworfenen Frau gelebt, von der er sich zuletzt mußte scheiden lassen, und die dann mit ihrem ansehnlichen Vermögen sich an einen Schauspieler gehangen und verschwunden sei. Er habe seine Professur niedergelegt, sei weggezogen und Niemand wisse, was aus ihm geworden sei.

Das war ungefähr Alles, was ich erkundet hatte. Das Loos des Mannes bewegte meinen Pflegevater sehr, denn er verdankte dem edlen Manne Vieles, dessen Geschick eine so betrübende Wendung genommen.

Unter vielen Zerstreuungen vergingen die kurzen Ferien. Ich kehrte zurück zu der Alma Ruperto-Carolina, zu meinen Studien,

zu meinem alten Freunde, dessen Namen ich nicht einmal kannte. Wie groß war des Greises Freude! Wie herzlich bewillkommnete er mich! Wie klagte er, daß die Tage so langsam hingeschlichen seien und daß ihm das Spiel auf seinem Instrumente gar keine Freude habe machen wollen. Alles kam wieder in den alten geregelten Gang. — Ja, ich darf wohl sagen, daß es in diesem Gange blieb während dreier Jahre.

Mein Alter blieb stumm über seine Schicksale und ich in ehrerbietiger Ferne, wie groß auch das Vertrauen war, das zwischen uns stattfand. Nur das hatte ich gehört, daß er Werner hieß und unter dieser Adresse Briefe und Gelder ankamen, deren er zu seiner sehr bescheidenen Subsistenz bedurfte.

Wie gesagt, meine Studienzeit war abgelaufen. Das Triennium absolvirt und der alte Doctorhut saß auf meinem jungen Kopfe mit allen Ehren. Daß hiermit meine Vorbereitungen zu meinem ärztlichen Beruf enden sollten, war durchaus nicht die Meinung meines Pflegevaters; vielmehr sollte ich nach Würzburg und sein berühmtes Juliushospital, Wien und sein wohlbekanntes Krankenhaus, Berlin und seine Charité besuchen, und dort praktisch mich zurechtfinden lernen am Krankenbett und bei den Operationen.

Ich will nicht verhehlen, daß mir diese Aussichten höchst erfreulich waren, denn mein Durst nach Wissen und Vervollkommnung war stets gewachsen, je tiefer ich in die Schachte einer Wissenschaft hinabgestiegen war, deren Wesen noch — ein verschleiertes Isisbild, ein großes, nicht gelöstes Räthsel ist.

Aber auch das sei ohne Hehl bekannt, daß ich von Heidelberg sehr ungerne schied. Wer könnte gern einen Ort verlassen, dem er so Vieles verdankt, den die Natur mit verschwenderischem Reiz ausgestattet hat? — Und bei mir trat wirklich die Trennung von dem ehrwürdigen Werner hinzu. O, ich durfte mir ja gestehen, daß mein Umgang wunderbar ihn verändert hatte, daß seine ganze Seele mit immer wahrhaft väterlicher Liebe an mir hing. Es gab

Momente, wo er mit sich selbst im Kampfe lag, ob er das schreckliche Siegel lösen sollte, das auf seinen Lippen lag über ein Leben, dessen Glück furchtbar mußte zertreten worden sein; aber stets schien ihn eine unsichtbare Macht zurückzuhalten. Ich mied jede Gelegenheit, weil ich, ich gesteh' es gerne, mich fast fürchtete, diese Geschicke kennen zu lernen, die in der That schrecklich mußten gewesen sein. Sprach ich von meiner Abreise, dann traten Thränen in seine Augen, und er sagte: Ich habe wohl gewünscht, Sie möchten mir die Augen zudrücken! Es soll nicht sein!

Ich mußte ihm versprechen, oft, recht oft ihm zu schreiben.

Von seinem Segen begleitet, zog ich bewegten Herzens ab. Aber ich habe mein Versprechen redlich gehalten, bis ich ihn selber wiedersah.

In Würzburg weilte ich ein Jahr, dann eilte ich nach Berlin, zuletzt nach Wien. Was soll ich sagen von diesen drei Jahren? Sie flossen hin im strengsten Dienste der Wissenschaft, welcher ich mich gewidmet. Kein Ereigniß trat störend oder fördernd in den ruhigen Entwickelungsgang, den mein inneres und äußeres Leben verfolgte. Ob ich im reiferen Alter die schönen Träume meiner Jugend fortträumte? Ob das schöne Ideal meiner Seele blieb? — Selbst auf die Gefahr hin, als Schwärmer belächelt zu werden, antworte ich mit der Hand auf dem Herzen: Ja! Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die lieblichsten Mädchen kennen zu lernen, Zierden ihres Geschlechts — aber wenn sie irgend Eindruck auf mein Herz machten, so war es eine flüchtige Aehnlichkeit mit den Kinderzügen Antoniens, die mir so klar und unverwischt vor der Seele standen. Suchte ich mich aber genauer mit diesem Zuge vertraut zu machen, so verschwand er wieder, eben weil er nur ein unbedeutender war. So blieb mein Herz frei. Ich war wohl nüchtern und verständig genug, mir zu sagen, daß im Grunde dies seltsame Thun eine Art thörichten Götzendienstes vor einem Phantasiegebilde sei; denn wo war diese Antonie? Sah ich sie je wieder?

War sie, die jetzt zwanzig Jahre zählen dürfte, nicht längst vielleicht die Gattin eines Andern, wenn sie noch lebte? —

Und dennoch? — O, wer enthüllt die seltsame Tiefe des menschlichen Wesens? Wer löst die Räthsel des Gefühls? Wer wagt es, sie wegzuleugnen die unsichtbaren Fäden, die uns leiten? Wer vermag eine gewisse Vorherbestimmung gänzlich zu bezweifeln und einer dunklen Ahnung zu widersprechen, die oft das Innerste der Seele durchbebt? Mir war's oft, als flüstre mir mein Schutzgeist leise in die gläubig forschende Seele: Du wirst sie wiedersehen und wiederfinden, um sie nicht wieder zu verlieren! —

Es war nicht lange vor meiner Abreise aus Wien, daß ich wieder einmal Morgens in das Krankenhaus trat. In der letzten Zeit hatte ich nämlich, da es Sommer war, eine Reise nach Ischl und in das Tirol gemacht; hatte dann die nächsten Umgebungen Wien's beschaut und, was Wien selbst Sehens- und Hörenswerthes aus dem Gebiete der Künste besaß, genossen.

Ein junger Arzt aus dem Nassauischen, den ich früher schon kennen gelernt hatte, erzählte mir im Heimwandeln interessante Krankengeschichten aus der letzten Zeit. Die interessanteste Kranke aber haben wir jetzt, fuhr er redselig fort, theils wegen ihrer selbst, theils wegen der wunderschönen Tochter, welche sie selber pflegt. Bei dieser Frau zeigt sich die furchtbare Macht des Gewissens auf eine entsetzliche Weise. Für Sie, der Sie in Heidelberg studirt haben, muß die ganze Erscheinung noch wichtiger sein. —

Wie so? fragte ich mit Neugierde.

Sie spricht so oft von Heidelberg, daß ich glauben muß, sie sei daher.

Und was spricht sie denn? — fragte ich ziemlich gleichgültig; denn was könnte mich eine mir unwichtige Heidelbergerin interessiren.

Sie war, das geht aus ihren Reden hervor, einst eines Professors Frau. —

Jetzt wurde ich aufmerksamer. Nannte sie nicht den Namen ****, fragte ich rasch.

Den nannte sie und nennt ihn oft. Sie klagt sich laut an, ihn verrathen, ihm die eheliche Treue gebrochen zu haben und mit einem schlechten Menschen davon gegangen zu sein, der sie um das Ihrige brachte und sie hier in's Elend setzte, nachdem sie früher schon das reichste Maß des Unglücks erschöpft hatte durch die Verworfenheit dieses Menschen. Sie verlangt nach ihrem ersten Mann, um seine Verzeihung zu erhalten, und es ist, als ob der Geist die morsche Hülle nicht verlassen könnte, bis dieser Gluthwunsch Befriedigung gefunden. Ich sage Ihnen, der Zustand ist schauderhaft. Aber Niemand leidet mehr, als die schöne Tochter, deren Zukunft wahrhaft verzweifelt ist, denn sie ist arm. Dabei leidet sie schrecklich durch die Geständnisse der oft fast rasenden Mutter. Sie schläft bei der Tochter des Portiers und erträgt das Uebermaß ihres Wehes mit der Geduld eines Engels.

Während dieses Gespräches waren wir bis zu der Anstalt gelangt. In meinem Kopfe ging Seltsames herum. Konnte ich vielleicht die Frau mit der Nachricht beruhigen, der Professor sei todt? Denn daß er todt war, bezweifelte in Heidelberg Niemand. Mit meinem Freunde trat ich ein, und er führte mich zu dem Saale, wo ich die Unglückliche finden sollte.

Ich gestehe, daß mir das Herz pochte; denn der schmählich mißhandelte Gatte, obwohl ich ihn nie gekannt, war ja meinem lieben Pflegevater theuer, und so stand er ja auch mir nahe genug. —

Als ich eintrat in den Saal, hörte ich die lauten Ausbrüche ihrer Verzweiflung von ferne, sah sie dann die Hände ringen auf eine herzergreifende Weise.

Vor dem Bett kniete eine jugendliche Gestalt, die ihr Haupt in die betend gefalteten Hände gelegt hatte und so mit beiden zu Füßen des Bettes aufsag.

Ich trat jetzt nahe zu ihr heran. Ich hörte eine Stimme, deren schneidend widriger Ton mir auffiel, weil es mir war, als hätte ich ihn schon einmal im Leben gehört.

Ich sah ihr in das Antlitz, das schon ganz die facies Hippocratica zeigte, und schauderte vor dem Greuel der Seelenqual, die sich auf so fürchterliche Weise hier erkennen ließ. —

Da rief sie: O, führt mir ihn her, daß er mir verzeihe und ich sterben könne! —

Er ist hinüber gegangen! sagte ich mit dumpfer Stimme. Ich komme von Heidelberg!

Sie richtete sich jetzt blitzschnell auf, starrte mich entsetzlich an und fragte: Ist er todt?

Er ruht. Droben finden Sie ihn! sagte ich.

Sie sank zurück — und war todt.

Jetzt erst fiel mein Blick auf das Mädchen, das, seit ich zu ihrer Mutter gesprochen, ihr Haupt erhoben hatte. Leichenblaß starrte auch sie mich an — aber — wer schildert mein Gefühl! Es war Antonie.

Antonie! Antonie! rief ich aus, finde ich Dich wieder!

Sie erhob sich rasch bei diesem leidenschaftlichen Ausruf.

Um Gotteswillen, sagte sie bebend, wer sind Sie?

Albert bin ich, rief ich aus, der Knabe vom Münster, mit dem Du einst geweint in einer schweren Stunde.

Sie faltete ihre Hände vor der angstvoll pochenden Brust, und ein Strahl milder Freude zuckte über das leidende Antlitz.

Großer Gott, sagte Antonie, wie sind deine Wege wunderbar! Aber was sagten Sie von meinem guten Vater, ist er wirklich nicht mehr unter den Lebenden? — Kannten sie ihn?

Ich kannte ihn nicht, wohl aber mein Pflegevater sehr genau. Er soll todt sein.

Sie zitterte heftig und reiche Thränen perlten über die bleichen Wangen. So werde ich bald allein in dieser Welt dastehen! sagte sie.

Das ist schon so, sagte ich, und doch nicht so. Ihre Mutter hat ausgelitten. Danken Sie Gott, daß der furchtbare Kampf ihrer Seele geendet.

Mit einem heftigen Schrei sank sie ohnmächtig nieder.

Schnell waren einige Wärter da, die mir hülfreiche Hand leisteten. Wir brachten sie hinab zu dem Portier, wo sie schlief und wohnte. Die Familie des ehrlichen Innerösterreichers bot Alles auf, sie in's Leben zu rufen. Dies geschah bald.

Sie sah sich mit großen Augen um. Ist meine Mutter todt? fragte sie. Wo ist Albert?

Hier, sagte ich, denn dieser Name von dieser Lippe tief in's Herz drang. Sie reichte mir ihre Hand. Ach, sagte sie, jetzt entsinne ich mich, daß Sie mit Ihrer Nachricht der Mutter schrecklichen Kampf endeten. Gott segne Sie dafür! Ach, sie hat schrecklich gelitten, schrecklich gebüßt. Gott sei ihrer Seele gnädig! — Sie brach in lautes, heftiges Weinen aus. Ich hielt ihre Hand und weinte mit ihr. Endlich sah sie mich an. Ach, sprach sie, welch' eine Zeit liegt zwischen jenem Augenblicke, wo ich Sie zum ersten Male sah, und diesem hier erlebten! —

Ich setzte mich zu ihr und suchte sie zu beruhigen. Ich sah, die Ueberspannung ihrer Nerven durfte nicht erhalten werden. Ich bat sie, sich ruhig niederzulegen, weil sie der Ruhe bedürfe. Dann ging ich zu der Familie, die mich wohl kannte. Die Tochter blieb bei Antonien.

Was ich hier von ihr hörte, war nur überschwenglich viel Gutes. Ich empfahl sie der Familie mit dem Bemerken, daß ich für Alles haften würde, und ging dann hinauf, um wegen des Leichnams Sorge zu tragen.

Nach einer Stunde fragte ich nach. Sie war in einen tiefen Schlaf gesunken. Ich empfahl die größte Schonung für sie und ging dann, von den heftigsten Gefühlen bewegt, in die Leopold-

stadt, wo sie früher gewohnt hatte, um mich nach ihren Umständen zu erkundigen.

Es währte eine geraume Zeit, ehe ich die Wohnung fand. Ach, da standen ihre Effecten, bürgend für die Zahlung des Miethzinses. Hier hörte ich, daß sie vor einem Jahre hier ankamen. Hader und Zwietracht war allzeit zwischen dem Mann und Antoniens Mutter, weil der Verschwender, nur der Ueppigkeit fröhnend, Alles durchgebracht. Endlich stahl er ihre Kleinodien, ihre letzte Hoffnung, und verschwand, sie hülflos zurücklassend. Antonie war der versöhnende Engel in diesem Zwiespalt gewesen und hatte, als der Verworfene entwichen war, die Mutter mit ihrer Hände Arbeit ernährt. Aber die Mutter trug, die Qual ihres Gewissens loszuwerden, ihre ganze Unzufriedenheit auf die Schuldlose über und quälte sie Tag und Nacht. Diese trug's still mit der Geduld eines Engels. Endlich brach die Krankheit los. Der herbeigerufene Arzt vermittelte die Unterkunft im Krankenhause. Das Weitere kannte ich durch meinen Freund. —

Ich zahlte die Miethe. Ich schloß den Contract auf's Neue für sie und zahlte die Miethe auf ein Halbjahr voraus; denn sie mußte eine sichere Stätte haben, und diese Familie war eine jener biederen Handwerkerfamilien von ächtem Schrot und Korn, wie man sie in Wien in den tieferen Regionen der Mittelklasse noch so häufig findet.

In einer außerordentlichen Erregung ging ich heim und schrieb Alles meinen Lieben in Straßburg bis in die kleinsten Details, und bat um ihren weisen Rath; dann aber fand ich es nothwendig, mit mir selber zu überlegen, welchen Weg ich einzuschlagen, welchen Plan ich zu befolgen habe. — Wohl fühlte ich, daß mein Herz als furchtbare Macht gegen den kühlen Richter-Verstand auf den Kampfplatz trat. Wohl regte sich in mir die ganze Macht der Gefühle; war ja doch Antonie mein Ideal, mein Engel gewesen, der mich schützend durch die Gefahren der Jugend begleitet hatte.

Und nun hatte ich sie gefunden und Alles, Alles sprach für sie. Das uneigennützigste, unbestochenste Lob wurde ihr gezollt — und mehr als Alles sprach für sie ihr Auge, aus dem das reine, aber vielgeprüfte Herz blickte. —

Eine Unruhe trieb mich um, die mich nicht in's Reine kommen ließ. Ich eilte wieder in das Krankenhaus. Sie schlief noch immer und schon neigte sich der Tag. Ich sah sie.

O, wie pochte das Herz! Das war der süße Schlaf eines reinen Herzens! Wie war sie schön! Wie verklärte der Schmerz der Vergangenheit diese Züge!

Eine leise Röthe lag wie ein ätherischer Hauch auf den bleichen Wangen, und dies gab dem schneeweißen Teint etwas wunderbar Reizendes.

Ich mußte Antonien verlassen; aber kaum war nach einer unruhevollen Nacht der Morgen hell und klar über der Kaiserstadt aufgegangen, so war ich auf, und als die Stunde kam, die es gestattete, sie zu besuchen, da eilte ich zu ihr.

Erst jetzt, als ich so vor ihr saß und den Erzählungen lauschte, die von reichlichen Thränen begleitet waren, tauchte das theure Bild ganz in meiner Seele auf und erfüllte das ganze Herz. — Ich erzählte ihr, daß Alles zu ihrer Aufnahme in ihrer alten Wohnung bereit sei. Sie erröthete, und ihre Thränen rannen häufiger. Ich sah den Kampf jungfräulicher Scham mit dem Bewußtsein der Hülflosigkeit; aber ich sah auch, daß keine unedle Furcht vor mir sie erfüllte, sondern jenes Vertrauen, das Alles glaubt, das keinem Argwohn Raum in der Seele gibt. Solch' eines Vertrauens ist nur eine schuldlose Seele fähig.

Die Ruhe hatte sie gestärkt. Als ich sie nun bat, sich in ihre Wohnung von mir begleiten zu lassen, willigte sie ein. Still und in tiefer Bewegung schritt sie dahin. Als wir ankamen, brach der Sturm der Gefühle wieder hervor in seiner größten Stärke.

Ich ergriff ihre Hand und sagte: Theure Antonie, zagen Sie

nicht vor der Zukunft. Bieten Sie ihr mit Vertrauen entgegen. Der Herr hat mich zu Ihrem Beistande wunderbar herangeführt. Ich werde seinem Fingerzeige freudig folgen. Betrachten Sie mich als Ihren Bruder. Gönnen Sie meinem Herzen die Erfüllung der Pflichten eines Bruders, die ihm eine theure Angelegenheit sein werden.

Sie legte ihre Hand in die meine. Ja, Gott hat Sie mir gesendet, das fühle ich, und mein Dank ist innig, den ich ihm dafür darbringe; aber auch Ihnen bleibe ich ewig verschuldet. Ach, vergeben Sie es, wenn ich dem, was mein Herz bewegt, nicht Worte geben kann. Was mein Herz erfüllt, sieht Der, der in's Verborgene schaut. Er wird es Ihnen lohnen.

Ich suchte dieser Unterredung eine andere Wendung zu geben und erzählte ihr meine Geschicke; denn sie kannte mich ja nicht. Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und die Erinnerung an jene Mitternachtsscene ergriff sie mächtig. Als ich ihr aber nun sagte, wie ihr Bild in meiner Seele gelebt und wie meine Phantasie es in einen Engel umgewandelt; als ich ihr mit der Gluth meines Gefühls den Eindruck schilderte, den ihr Gruß auf mich gemacht, da gerieth sie in eine Verwirrung, das Blut stieg ihr bis zur schneeweißen Stirn, und sie wagte es nicht, das Auge aufzuschlagen. Ich hatte mein Herz mit all' der Liebe, die es für sie gehegt, offen dargelegt. Sie war kaum fähig zu reden.

Sie bat, ihr die Erzählung ihrer Geschicke zu erlassen, weil sie zu sehr angegriffen sei, und ich schied bald von ihr.

Ich sah sie nun öfter. Es kostete mich viele Mühe, sie zurückzuhalten, der Leiche ihrer Mutter zu Grabe zu folgen. Allein es war nothwendig. Der Einfluß dieser Erschütterung würde allzu heftig für sie gewesen sein.

Forthin blieb sie in ihrer Wohnung. Sie ging nicht aus. Ich kam täglich zu ihr. O dies Zusammenleben steigerte meine Liebe, ließ mich das Glück ahnen, das ich im Leben finden

würde, wenn sie unzertrennlich mit mir verbunden sein würde. Mein Entschluß stand fest; aber ich wagte nicht, ihn gegen Antonien auszusprechen, da ich ja die Gesinnung meines Pflegevaters nicht kannte.

Aber was sollte Antonie beginnen, wenn ich nun Wien verließ? Dieser Gedanke quälte mich unaussprechlich. Begreifen konnte sie mich nicht. Vom Straßburg blieb die Antwort höchst beunruhigend aus. Dieser Brief mußte entscheidend sein für mich. Antonie war sehr zurückhaltend, oft fast scheu; aber es gab Momente, wo ihr Gefühl durchbrach und mich Blicke in ihr Herz thun ließ, die mich unendlich glücklich machten.

Vier Wochen waren so einestheils im beglückenden Umgange mit Antonien, anderntheils in nicht geringen Sorgen wegen des Ausbleibens jeder Nachricht von meinem Pflegevater hingeflossen. Um in jedem Falle für Antonien gesorgt zu haben, schloß ich mit der Familie, bei der sie wohnte, einen Contract, der sie vor Wechselfällen sicherstellte. Antonie wußte es nicht, auch sollte es ihr noch nicht bekannt werden. Ich aber dachte, obwohl mit blutendem Herzen, an meine Abreise. Ich ordnete meine Angelegenheiten, und diese Beschäftigungen hielten mich zwei Tage ab, Antonien zu besuchen. Am dritten Tage hielt ich es nicht mehr aus. Ich eilte zu ihrer Wohnung. Unten fragte ich, ob sie zu Hause sei? —

Allerdings, sagte man mir; allein sie habe Besuch von einem Herrn. —

Das erschreckte und frappirte mich zugleich.

Der Herr war auch gestern schon bei ihr, sagte der Miethmann. Er ist auch bei uns gewesen und hat sich sehr lebhaft nach ihr erkundigt. Es ist ein stattlicher Herr, setzte er hinzu.

Ich nahm allerdings Anstand, jetzt hinauf zu gehen. War es vielleicht ein Verwandter?

Nun, gehen Sie doch hinauf, sprach der Schuster. Sie wer[illegible] sehr froh sein, wie meine Kinder sagen.

Das entſcheid.

Ich klopfe an und trete ein — aber ich bleibe auch ſtarr auf der Schwelle ſtehen; — denn — neben Antonien ſitzt der Doctor Frommel aus Straßburg, mein Pflegevater, leibhaftig.

Er ſieht mich, ſpringt auf und fliegt an meine Bruſt.

Junge! ruft der Doctor aus, wo ſteckſt Du? Seit drei Tagen lauf' ich in Wien herum, ſuche Auskunft bei Pontius und Pilatus über Dich, höre hier, höre dort. Endlich denk' ich bei Antonien Dich gewiß zu finden; aber ſeit zwei Tagen ſitze ich da, harre voll Sehnſucht wie ſie — und Du Patron kommſt nicht einmal?

Theurer Vater, weil ich Alles zur Abreiſe geordnet — ſagte ich, ihn herzend; weiß ich ja doch vor Angſt nicht, was ich machen ſoll, da die Briefe nach der Hand ausbleiben.

Da haſt Du mich ja ſelbſt, und das iſt beſſer, wie alle Briefe! lachte er.

Ich wußte mich kaum zu faſſen. Und Antonie ſaß da verklärt von ſtiller Seligkeit.

Aber, um des Himmels willen, fragte ich endlich meinen Pflegevater, warum kamen Sie nicht in meine Wohnung, die Sie gewiß im Krankenhauſe bei dem Portier erfahren konnten?

Ganz recht, mein Sohn, ſagte er heitern Humors. Erſtlich wollte ich nicht, weil ich erſt einmal hören wollte, was aus Dir geworden wäre, und zweitens wollte ich auch mich nach Antonien erkundigen. Denn Du kannſt Dir wohl denken, daß es mir nicht gleichgültig iſt, wer meine Schwiegertochter wird. —

Väterchen! ruf' ich da aus voll Seligkeit und fliege auf's Neue an ſeinen Hals. Väterchen, iſt's wahr?

Na, na — lacht er und wiſcht ſich eine Thräne weg — ich habe nichts mehr dagegen, wenn anders die da — er deutete auf Antonien — ihr Wort nicht zurücknimmt, das ſie mir, als Doctrum anſtändigen Freiwerber, heute gegeben hat.

Jetzt wechſelte die Scene. Die Erröthende ſinkt an meine

Brust und lispelt die Bestätigung, und Frommel segnet unseren Bund. — Ich will nun meine Leser nicht mit Schilderungen meines Glücks, meiner Seligkeit ermüden. Wer Aehnliches nicht empfand, für den ist's leer — und wer's empfand — versteht seine Fülle, auch wenn ich's unbeschrieben lasse.

Die Verlobung wurde aber glänzend gefeiert und meine Gäste waren der ehrliche Nassauer Doctor, der Portier und seine Familie und der Schuster und die seine. Ihre Glückwünsche waren treu gemeint, und der Nassauer lächelte schalkig und meinte, die Rose sei unendlich schön erblüht, ich müsse mich gut auf die Blumenpflege verstehen.

Mein Pflegevater drängte zur Abreise.

Da rollten denn einige Tage später drei Glückliche in einem wohlbespickten Wagen zum Thore der Kaiserstadt hinaus, der Zweie ihre segnenden Scheidegrüße zuriefen, während das Lächeln der Einen sich mit Thränenperlen schmückte.

Wir reisen über Heidelberg, sagte Frommel. Apropos, Albert, hab' ich ja doch vergessen, Dir die Grüße des alten Werner zu bringen. Er beschwert sich sehr, daß Du in der letzten Zeit so selten geschrieben. Ich hab' ihm den Staar gestochen. Ich war bei ihm auf dem Thurme, wo er über dem niederen Treiben der Welt lebt, von ihr ganz vergessen. O, sein Herz ist aufgethaut, und Du hast die Rinde durchbrochen, die eisig darum lag. Er segnet Dich! Jetzt soll ihm, wie ich höre, eine große Freude bevorstehen. —

Welche? mein Vater, fragte ich mit dem ganzen Eifer, den meine Liebe zu dem Greise mir eingab.

Er wird ein verloren geglaubtes Kind wiederfinden.

Antonie seufzte tief auf. Ach, sie mochte ihres Vaters gedenken, der das seine nicht mehr sehen konnte.

Ich drang, von Neugierde gestachelt, in den Wortkargen, aber

er wies mich kurz ab und sagte: Wart's ab. Er wird Dir's schon selber sagen.

Endlich langten wir in Heidelberg an. Im Carlsberg stiegen wir ab. Ich wollte sogleich hinauf eilen zu Wernern.

Halt! rief der Alte. Herr Collega, bleiben Sie bei Dem Bräutchen und harren Sie gefälligst hier am Fenster, und wenn Sie mich dreimal in die Hände klatschen hören, dann kommen Sie selbander.

Ich auch? fragte naiv Antonie.

Ich denke wohl, sprach Frommel. Der Freund Deines Bräutigams hat wohl ein Recht, seine Braut auch kennen zu lernen.

Er ging. Wir aber lagen im Fenster und ich erzählte ihr viel von dem Alten und meinem Verhältnisse zu ihm. Ihr Sinn aber war trübe, und es schienen gar düstere Gedanken an ihrer Seele vorüber zu ziehen! Fast immer hatte sie Thränen in den Augen.

Da klatschte es droben und des Pflegevaters Taschentuch wehte als Signal im Winde. Ich ergriff Antoniens Hand und zog sie mit fort, denn ich brannte vor Verlangen, den biedern Alten wiederzusehen.

Als wir aber die Treppe hinaufstiegen, kam mir Manches in Frommel's Benehmen erst so seltsam und unerklärlich vor, daß es mir fast die Brust beengte. Er hatte so seltsame Reden geführt. Was wollte er mit dem Glücke, das dem alten Werner blühe? —

Jetzt waren wir auf der Gallerie.

Frommel ergriff Antoniens Hand, führte sie in das Stübchen und sagte: Hier bring' ich Ihnen das verheißene Kleinod, Ihre verlorene Antonie!

Antonie stieß einen Schrei des Entzückens aus und flog auf Werner'n zu.

Mein Vater, mein theurer Vater! rief sie und schlachzte an seinem Halse.

Was ist das? fragte ich meinen Pflegevater.

Siehst Du's denn nicht? — war seine Antwort. Das spricht doch Klar genug. Antonie ist seine Tochter. Er ist nicht der alte Werner, sondern der von seiner Frau schändlich verlassene Professor ****, den die Welt vergaß, und der sie floh. Er lebte lange in der Ferne, und kehrte dann hierher zurück, als ihn fast Niemand mehr kannte. Hier oben sah ihn Niemand. Ohnehin hatte ihn der Kummer fast unkenntlich gemacht. Als Du mir von Wien aus schriebst, da war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte selber sehen, wie es um Dich stehe, und trennen, falls Du ein Getäuschter wärest, und vereinen, wenn es sich so verhielte, wie Du geschrieben. Auf der Hinreise besuchte ich das lange nicht wiedergesehene Heidelberg, und konnte mir es nicht versagen, Deinen alten Violoncellisten kennen zu lernen. Wie erstaunte ich, als ich meinen alten Freund, den Professor, fand! Auch er erkannte mich wieder. Da konnte ich mir denn nicht versagen, ihm Deinen Brief mitzutheilen, der ihn fürchterlich erschütterte; aber aus dem tiefen Schmerz tauchte die selige Hoffnung wieder auf, gleich einem leuchtenden Gestirne, die Hoffnung, sein Kind, seine Antonie wiederzusehen. Lange schon harrte er in glühendem Verlangen. Darum bin ich vorausgegangen, ihn vorzubereiten, damit nicht der Sturm des Entzückens ihm das morsch gewordene Herz breche.

Das erzählte er mir, während er mich auf die Gallerie zog, um Antonien mit ihrem Vater allein zu lassen.

Mir schwindelte fast. Manchmal kam mir das Alles vor, wie ein Zauberwerk, allein ich hatte Alles selbst erlebt. Es war Wirklichkeit. Mein Auge hob sich zur heiteren Bläue des Himmels, von wannen alle der Segen kam, und ich dankte Gott aus voller Seele.

Jetzt öffnete sich die Thüre: Herein, mein Freund, herein, Albert, mein Sohn, daß ich Dich und meine Antonie segne! so rief verklärten Angesichts der Greis. Wir eilten zu ihm, und sein

Segen befestigte unseren Bund. Ich schloß Antonie in meine Arme und fragte: Gibt es Glücklichere?

Sie legte ihre kleine Hand auf meinen Mund und sprach halblaut: Unberufen — Nein! —

Es hielt unglaublich schwer, den Greis zu bestimmen, uns gen Straßburg zu begleiten. Doch willigte er endlich ein.

Unsere Ankunft dort war ein neues Freudenfest für die Tante. Unser Hochzeitsfest folgte bald, an dem auch der alte Jerome unser glücklicher Gast war.

Und das Glück lächelte uns noch lange. Als endlich der Tod uns unsere drei Lieben entrissen hatte, verließen wir Straßburg und siedelten uns in Heidelberg an. Das Glück war uns günstig. Wir sahen unseren Wohlstand mit dem Häuflein unserer Kinder wachsen. Das weckte den Wunsch in mir, das Vaterhaus an mich zu kaufen und dort unsere Tage zu beschließen. Aber ich fand es nicht mehr; ich fand Vieles anders und kehrte zurück in den Schooß meiner Familie, überzeugt, daß das Glück an keine Räumlichkeit gebunden ist.

Die Horanha's.

Eine historisch-romantische Erzählung aus dem Jahre 1640, in zwei Abtheilungen.

Unweit des königlichen Schlosses Belem, abseits der Hauptstraße, welche dorthin von der Hauptstadt Lissabon führte, lag im tiefen Schatten hoher Bäume, die Jahrhunderte mochten an sich haben vorübergehen sehen, ein Gebäude von großem Umfang und stattlichem Ansehen. Hohe Thürme von seltsamer Form erhoben sich auf den vier Ecken, von denen herab das Auge weithin in das Land blickte. Um das Gebäude herum zog sich ein tiefer und breiter Graben, über dem eine schwere Zugbrücke lag. Die ungeheueren Mauern des Schlosses waren an allen Seiten mit altertümlichen Schießscharten versehen, welche augenscheinlich nur für den Bogen und die Armbrust eingerichtet waren. Alt und grau sahen die Mauern aus; still und öde war es um das Schloß. Die Zeiten seines Glanzes waren, so schien es, vorüber. Sie mochten einer längst verschollenen Zeit angehört haben. Mit der Jetztzeit stand es offenbar im Contraste. Wer aber den Blick in das Innere werfen konnte, der wurde nicht zweifelhaft, ob das Gebäude bewohnt sei; denn die Zimmer waren voll prachtvoller, reich verzierter Geräthe; die Werke der Kunst schmückten in goldenen Rahmen die Wände, und überall war ein Luxus vorbereitet, der auf den Reichthum und das Ansehen der Besitzer mit Fug und Recht schließen ließ. Besonders mußte zu diesem Urtheile der große und wohlerhaltene Garten veranlassen, welcher sich an die Nordseite des Gebäudes anschloß. Sah man das in Stein gehauene Wappen

über dem Hauptportale, so zeigte die Grafenkrone deutlich an, es sei hier der Stammsitz eines alten, edlen Geschlechts; und erblickte man vollends den goldenen Löwen, welcher das lorbeerumwundene Schwert hielt, so war es klar, daß es der Stammsitz der Noranha's, eines der ältesten und edelsten Geschlechter Portugals, war, stammverwandt seinen alten Königen. Dieses Geschlecht war aber, obgleich es in einer weiblichen Seitenlinie, den Vasconcellos', noch fortblühte, seinem Erlöschen nahe. Der alte Erzbischof von Lissabon, Sebastian de Matos-Noranha, und Graf Carlos de Noranha waren die letzten Glieder desselben. Dem letztern, einem jungen blühenden Manne von sechs und zwanzig Jahren, gehörte der Stammsitz, und großentheils brachte er den Sommer hier zu, da er zurückgezogen von allen Geschäften lebte und zu viel Vaterlandsliebe besaß, als daß er seine Kräfte der Regierung Philipp's IV. von Spanien hätte leihen mögen, den er, wie jeder wackere Portugiese, mit gleicher Gluth als den Usurpator der Krone haßte. Carlos de Noranha war unbeweibt, und selbst die scharfen Blicke der großen Welt waren nicht im Stande gewesen, sein stolzes, feuersprühendes Auge zu belauschen, daß es mit mehr als vorübergehendem Wohlgefallen auf irgend einer Tochter eines edlen Ehrenpaares geruht hätte; wohl aber waren sie täglich Zeugen des Gegentheils. Dom Carlos Noranha, wie man ihn kurzweg nannte, war unter den vielen schönen Männern der Hauptstadt und des Adels überhaupt wohl unbezweifelt der schönste. Es war von je Portugals Fluch, schöne Männer und häßliche Frauen zu haben. — Er zeichnete keine aus.

Die große Welt, welche etwas Gutes von Andern zu sagen, fast wie die kleine Welt, für ein Unrecht ansieht, argwöhnte, daß Dom Carlos Noranha, der ohnehin am alten Neste, wo einst seine Väter gehaust, eine größere Vorliebe hatte, als an dem stattlichen Palaste, den sein Großvater am Rocio erbaut, dort vielleicht, nach der Großen Sitte, ein süßes Lieb verborgen hätte, dessen Gunst er sich nicht rühmen dürfe, und strauchelte das so Lange mit blödem

Einheit aus, bis einige junge Männer, die Noronha's Beschäftigungen im alten Schlosse kennen gelernt, ihm kräftig widersprachen. Da schüttelte man die Köpfe und meinte hier und da, er sei ein Bücher- oder ein Narr, zumal er am Hofe der Statthalterin Philipp's IV. von Spanien, der Herzogin Margaretha von Mantua, selten oder gar nicht erschien, nur die Gunst der schönen Frau, die Portugals Blüthen, trotz ihres schon herbstlichen Lebensalters, weit überstrahlte, und diese dem schönen Manne ziemlich unverholen bei einer festlichen Gelegenheit bewies, sich durchaus nicht bewarb, ja sogar den Hof seitdem fast mied und finster und kalt seinen Lebensweg ging. Jeden Rang, jedes Amt, jede nähere Beziehung zu dem Hof und der Abelantada, welche ihm sein Vetter Vasconcellos, der entschiedene Günstling Margarethens und ihr erster Minister antrug, wies er schroff und mit einer Miene zurück, die es zweifelhaft ließ, ob die schneidende Verachtung, welche sie ausdrückte, mehr dem galt, der die Würde antrug, oder der Würde selbst, die er bot. —

So waren dem edlen Novanha alle die Herzen entfremdet, die sich als Planeten um Margarethens Sonne drehten; dagegen aber war die Liebe des Volkes und aller ächten Vaterlandsfreunde im vollsten Maße sein, und unter diesen war der größere Theil des Adels, der Spaniens Joch mit tiefem Unwillen trug und längst auf Rettung der alten Freiheit dachte und Wiedererhebung der Königs aus eigenem Volke; zu diesen gehörte endlich, außer der ungeheuren Volksmasse, die Geistlichkeit, mit einziger Ausnahme des Erzbischofs Sebastian de Matos-Noronha, Dom Carlos' Oheim, der mit einer wieder dem Priester, noch dem Greise ziemenden Leidenschaft der Abelantada ergeben war. Er haßte darum seinen edlen Neffen, weil er Gnade vor den Augen der Gebieterin gefunden und weil er dem spanischen Interesse ebenso entgegen, als Jener ihm ergeben war. Dom Carlos that, als ahne er das nicht, und erwies dem alten Ohm alle Achtung und Ergebenheit, sich indessen stellend, in politische Angelegenheiten sich mit ihm einzulassen, weil

dann des ohnehin nicht auf dem besten Fundamente ruhenden Friedens Bruch unvermeidlich zu erwarten stand.

Es war an einem Septemberabende des Jahres 1640, als in dem Gebäude, dessen wir bereits als des Stammsitzes der Noranha's und des Lieblingsaufenthaltes Dom Carlos Noranha's gedachten, eine ungewöhnliche Bewegung stattfand. Gewöhnlich wohnte hier Dom Carlos, alles Prunkes Feind, mit zwei Dienern, einem Neger und einem Weißen, beide treu ihm ergeben auf Leben und Tod. Ein alter Kastellan war Wächter des Schlosses und ebenfalls unbewehrt, und ein Koch versah der Tafel Geschäfte, die ebenwohl für des Besitzers Rang eine mehr als mäßige genannt werden konnte. Stille, fast öde war es daher in der Regel im Schlosse. Dom Carlos liebte es so. An jenem Abend aber war es anders.

Portugal's Himmel ist in der Regel heiter, sein Blau tief und rein. Aus dieser Ursache strahlen heller die Sterne über dem herrlichen Blüthengarten, dessen Luft so mild und erquickend ist; allein wie seine Sommertage heiß sind, so sind seine Abende empfindlich kühl, seine Nächte nicht selten kalt. Eben diesem Umstand ist es auch zuzuschreiben, daß der Pflanzenwuchs, der in den Sommermonaten fast hinwelkt, noch einigermaßen Zeichen des Lebens von sich gibt.

An dem Abend, dessen wir bereits gedachten, wehte ein ziemlich starker Wind, der einem heftigen Gewitter gefolgt war, trieb regenschwere Wolken vom Tajo her und bedeckte mit ihnen den Himmel, so daß die Nacht eine der seltenen war, die mit einer dichten Finsterniß die Gegend einhüllte, welche heute der Schauplatz sehr verschiedenartigen Treibens sein sollte.

Seit die Finsterniß über dem Tajo und dem Lande wie ein dunkler Mantel lag, bewegten sich von den verschiedensten Seiten dunkle Gestalten gegen den Olivenhain, in dessen Mitte Noranha's altes Schloß, das den Namen Matos führte, lag. Keine Fackel leuchtete, kein Diener begleitete sie; der regelmäßige Tritt der

Fackelträger wurde in der lautlosen Stille nicht vernommen, und kein Gallego trieb mit pfeifendem Tone sein Maulthier an, schneller seine Last fortzubringen. Alle jene Zeichen, welche gewöhnlich einer Versammlung des Adels zu geselliger Lust nicht fehlten, waren hier fern, und hätte der alte Kastellan, welcher an des Schlosses Thüre die Gäste empfing, vor den unscheinbar gekleideten Männern nicht so tiefe Verbeugungen gemacht, es würde gewiß Niemandem, der Zeuge dieses Eintritts in das stille Schloß Matos gewesen wäre, eingefallen sein, sie für mehr zu halten, als für Leute der niedrigsten Stände. Da aber der graue Kastellan in alle Feinheiten der Etiquette eingedrungen war, so mußte die Devotion, welche er bewies, auf die Meinung bringen, hier finde eine Mummerei statt, die bei dem Ernste, welcher in diesen Gesichtern zu lesen war, und, da viele Geistliche des höchsten Ranges darunter waren, dem Zwecke geselliger Lust fremd sein mußte in dieser Versammlung. —

Dieser Meinung schien besonders ein Mensch zu sein, der, wohl versteckt hinter der Bildsäule des Schutzpatrons des Hauses Noranha, des heiligen Joao Baptista, sich befand, welche unweit des Eingangs unter dem saftiggrünen Laube von vier Lorbeeren stand, deren Zwischenräume eine dichte Wand duftenden Rosmarins einnahm. Hier war der Späher nicht nur sicher, sondern der Platz war so vorzüglich gewählt, daß sein Auge jedes Gesicht beim Eintritt in das Schloß, wo des Kastellans Fackel darauf fiel, erkennen konnte.

Die Zahl vierzig war jetzt voll und der Kastellan schloß die Pforte ab.

Der Späher richtete sich mit triumphirender Miene empor, zu sehen, ob sein Rückzug über die Zugbrücke offen sei, und als er sich davon überzeugt, schlich er aus seinem Verstecke hervor, indem er in den Bart murmelte: Dank dem Geize Noranha's! Stände hier, wie am Thore des Landhauses meines Herrn, eine Wache, so müßte ich durch den sumpfigen Graben schwimmen,

und wer weiß, ob ich die Gesichter alle so genau erkannt hätte, wie dies jetzt geschehen! — Schnell, wie der Blitz, war er hinüber und in der Richtung von Lissabon im Dunkel der Nacht verschwunden.

Im zweiten Geschosse des Schlosses Mafra befand sich ein Saal, zu dem eine breite Marmortreppe führte. Trat man durch die weite Flügelthüre ein, so überraschte der seltsame Anblick. Hochrothe Sammttapeten bedeckten die Wände. An der gewölbten Decke hin lief ein vergoldeter Fries und seltsame Schnörkeleien aus Stuck bedeckten die Decke, von der an reichen Silberketten vier eigenthümlich geformte Leuchter herabhingen, welche Kerzen trugen, zu erleuchten die Räume des Saales. An den Wänden hin hingen in schweren Goldrahmen die Bilder der Ahnen der Noronha's, kräftige, mitunter trotzige, aber meist schöne Gesichter mit gewaltigen Bärten, bald im kriegerischen Harnische, bald im Hauskleide, wie es die Mode der Zeit und der Geschmack des Trägers mit sich brachte. Je zwischen zehn dieser Bilder, an denen sich die Kunst portugiesischer und spanischer Maler versucht hatte, war eine Nische, in der sich die weiße Marmorstatue eines der alten Könige Portugals gespenstisch von dem hochrothen Hintergrund abhob und fast heraustreten zu wollen schien. Inmitten des Saales stand ein außerordentlich großer ovaler Tisch, den ein rothes Tuch von der Farbe der Wände bedeckte, um welchen vierzig Sessel in weitem Kreise standen. Zu diesem Saale wurden von einem Diener, welcher unten an der Marmortreppe stand, die Ankommenden an jenem Abend gewiesen. Der Neger öffnete jedem Ankommenden die Flügelthüren mit der seiner Race eigenthümlichen geringen Freundlichkeit und rief, zu nicht geringer Ergötzung der schon Versammelten, die Namen derselben in den Saal, auf eine barocke Weise verdreht.

Ihnen empfing ernsten Ansehens und mit einer sehr würdigen Haltung, je nach Stand und Würden sie auszeichnend, Dom Carlos Noronha die Gäste. Da erblickte man die Pinto-Ribeiro's,

die Soldanha's, die Sandeira's, Ribeira's, Braganza's, Magalhaens', Palmella's, Oliveira's, Nunes', Almeida's und alle die Namen, die Portugals Geschichte mit goldenen Lettern in ihre Blätter schrieb, alle die Namen, an die sich die schönsten Erinnerungen knüpfen, die das Volk in seinem Gedächtnisse nährte; da erblickte man die Bischöfe von Evora und Oporto; den Bischof von Algarbien, eine Menge anderer höherer und niederer Würdenträger der Kirche. Alle bildeten Gruppen, in leiser Unterhaltung begriffen, so lange die Erwarteten noch nicht eingetroffen waren. Auf den Seitentischchen der Wände standen die köstlichsten Erfrischungen des Südens.

„Nehmt vorlieb mit dem, was der ländliche Haushalt eines Junggesellen bietet, verehrte Herren," nahm Dom Carlos Noranha das Wort; „nur wenige Diener können hier sein, weil es die erprobtesten sein müssen. Habt die Güte, aus diesem Grund es zu entschuldigen, wenn ich bitten muß, nach Belieben Euch selber zu bedienen."

Der Bischof von Lissabon lächelte und entgegnete, indem er ein Glas Xeres ergriff:

„Macht keine Umstände bei Freunden, Dom Carlos Noranha; möge mein Beispiel vorleuchten, indem ich dies Glas auf das Gedeihen unserer Absichten leere!" —

Andere, dem Beispiele folgend, traten zu den Tischen, und bald darauf war der Kreis voll.

Die Herren nahmen ihre Sitze ein und Dom Carlos de Matos-Noranha hob an, nachdem er einen forschenden Blick über die Versammlung hatte gleiten lassen:

„Endlich," sprach er, „sehe ich den günstigen Augenblick erscheinen, den ich lange gewünscht, den, wo Portugals edelste Geschlechter, von seinen ausgezeichnetsten Männern repräsentirt, wo der Kirche hohe Würdenträger mit Jenen eines Sinnes hier um mich, der ich der Geringeren Einer bin, versammelt sind, nur Berathungen zu pflegen, wie die Thränen des weinenden Vaterlandes

zu trocknen, seine blutenden Wunden zu heilen, seine Fesseln zu brechen, seine Dränger zu stürzen seien. Mit Schmerz vermisse ich den, welchen das Blut mit mir eint, der aber, verleugnend, daß er Portugals Sohn ist, theils das mehr als schimpfliche Joch der Unterdrücker trägt, theils gar gegen das eigene Volk sich mit den Fremden vereint. Zu lange schon übt Spaniens Herrscher widerrechtlich erworbene Gewalt über uns aus; zu lange saugt Spanien den Blüthengarten Europa's, das gesegnetste Land der Erde, aus; zu lange wird das tapferste Volk herabgewürdigt zu Heloten. Mit jedem Augenblicke wächst die Noth mit der Keckheit der Dränger. In täuschende Sicherheit hat sie des Weibes Kurzsichtigkeit gewiegt, das Spaniens König aus dem entwürdigten Italien rief, daß sie uns, ein Volk von Männern, zügle. Unsere schwersten Opfer fließen nach Madrid. Fremde leiten des Landes Angelegenheiten. Der Kirche Würden spielt man Fremden zu. Dem Handel legt man Fesseln an und begünstigt einen heimlichen Juden, Baeza, um einen sehr achtbaren ganzen Stand der Verarmung preiszugeben. Doch wozu soll ich die Klagen wiederholen, die aus jedem Mund ertönen, weil der Schmerz darüber jedes Herz erfüllt; wozu Bekanntes wiederholen? Die Cortes von Lamego haben Spaniens scheinbare Ansprüche völlig vernichtet — so ist der letzte erborgte Schein erloschen. Und wir sollten solche Entwürdigung dulden? — Nein, meine Herren und Freunde! mein Herzblut setze ich dran, Portugal muß frei werden! Die Macht dieser spanischen Molche muß gebrochen sein! Noch lebt Joao de Braganza! Aus königlichem Stamm ist er entsprossen. Königliche Tugenden umschließen seine Brust. Königliche Würde schmückt ihn. Sein sei des Volkes Krone, und Spaniens Herrschaft gehe unter!"

Wie von einem Zauberschlage berührt, erhoben sich die vierzig Männer.

„Joao de Braganza sei unser König und Spaniens Herrschaft gehe unter!" so riefen Alle mit einem Munde, und in jedem Auge loderte die Begeisterung, die Dom Carlos' Wort entzündet.

Der Bischof von Lissabon nahm das Wort:

„Dank Euch, bescheidener, edler Mann, würdig des Namens, den Ihr tragt, würdig der Liebe des Volkes, die Ihr besitzet, würdig der Achtung, die jedes Herz für Euch erfüllt! Ihr habt dem Gedanken Worte geliehen, der in Allen lebt, den Keiner auszusprechen wagte, und der Beifall, den Ihr hier in unserer Mitte fandet, Ihr findet ihn in jedem Palaste, wie in jeder Hütte, die Lusitaniens schöner Boden trägt. Rechnet auf uns, rechnet auf das Volk! Doch laßt es nicht bei dem ersten Anstoße, den Ihr der guten Sache gebt. Schließt Eures weisen Rathes Schachte auf, damit das Wie sich kundgebe!" —

„Verzeiht, Hochwürdigster," versetzte Dom Carlos Noranha, indem er sich niederließ, „wenn ich jetzt schweige, um des reiferen Alters weisem Rathe mein Ohr zu leihen!"

„Nicht also sprecht, Noranha!" fuhr der Bischof fort, „meine Stimme ist die Aller, welche hier vereint sind. Ihr sollt den Plan entwickeln. Ihr waret beim edlen Braganza, der fern in seines Schlosses Mauern ob seines Volkes Elend trauert. Sagt an, was sprach Braganza?" —

„Ihr wollt's — es sei!" versetzte Dom Carlos Noranha, sich erhebend. „Ja, ich war in den Bergen dort, wo der Braganza alter Stammsitz liegt. Ich war beim edlen Joao. Ihm erklärte ich, was ich hier ausgesprochen; aber kräftig lehnte er die Krone ab, da er nicht lüstern ist nach des Thrones Glanz und des Herrschens süßer Lust. Erst als ich ihm des Volkes Noth geschildert, erst als ich Aller Wunsch ihm kundgethan, erst als ich ihm die heilige Pflicht gezeigt, das Opfer seinem Vaterlande zu bringen, das sehnsuchtsvolle Blicke auf ihn richtet — da neigte er sich zu dem Plane, den ich entworfen hatte. Er sah es ein, daß eine Umwälzung der Dinge erfolgen müsse; aber sein letztes Wort war: ohne Blut!"

„Gott segne ihn!" rief der Bischof von Lissabon. „In diesem

Worte liegt die Bürgschaft für Portugals glückliche Zukunft. Uns sei's ein heilig Wort! Ohne Blut! das sei der Wahlspruch!"

„Allein," nahm Dom Antonio Pinto-Ribero das Wort, „wie wollt Ihr zügeln das ergrimmte Volk, wenn plötzlich seine Fesseln bricht und es den Arm frei fühlt? Wird's nicht zum Dolche greifen und den niederstoßen, der es in Fesseln schmiedete? Fühlt Ihr nicht im eigenen Herzen, wie schwer es ist, den Grimm zu beherrschen, der in ihm kocht und wallt, wenn Ihr der Inquisition gedenkt und ihrer Opfer — der Lüste Vasconcellos' und seiner Opfer? Vergib, Carlos Noranha, daß ich eines Mannes gedenken mußte, der Dir verwandt und doch so unähnlich ist, als der Mohr dem Weißen!"

„Und doch," sprach jetzt Palmella, der älteste weltlichen Standes der hier Vereinten, „es gibt ein Mittel, das Wort Joao's de Braganza's zu verwirklichen. Wer kennt nicht die Macht der Priesterschaft über das Volk? Wenn Eure Eminenz es zu veranlassen weiß," sagte er zum Bischof und seinen Standesgenossen, „daß jeder Priester Lissabons seine Pflicht im Beichtstuhl thue, so setz' ich Alles dran, daß es gelingt."

Die geistlichen wie die weltlichen Herren stimmten diesem Worte des Grafen Palmella bei, und es wurde beschlossen, daß an dem Tage, den Dom Carlos Noranha und der Bischof von Lissabon bestimmen würden, der Adel in den Palast Margaretha's von Mantua, der Adelantada Portugals, dringen, sie ihrer Würde entsetzen, als Gefangene erklären und Joao de Braganza als König ausrufen sollte; daß dann die Geistlichkeit Processionen veranstalten und das Werk vollenden solle. Das Loos war geworfen, der Rath geschlossen. Im Schleier des tiefsten Geheimnisses sollte Alles vorbereitet werden.

Noch kurze Zeit verweilten die Verschworenen — dann kehrten sie, Einer nach dem Andern, still auf verschiedenen Wegen, theils nach Lissabon, theils in ihre näher oder entfernter liegenden Schlösser zurück.

Dom Carlos' Seele war in ihrer innersten Tiefe erregt. Ein Frohgefühl, dem er keinen Namen geben konnte, durchbebte seine Brust. So war denn endlich der Schritt geschehen, den zu thun Jeder gezaudert, während doch Alle längst eines Sinnes waren. Der Mittelpunkt hatte gefehlt. Er war in ihm, in Galdamha, dem Erzbischof von Braga, gefunden. Der Ausführung, wenn nicht der Verrath unter Freundes Maske sich verborgen, stand kaum etwas entgegen; denn Basconcellos, wie Margaretha von Mantua und ihr geheimer Rath, der Erzbischof Sebastian Matos de Noranha, Dom Carlos' Oheim, waren in ahnungslose Sicherheit gewiegt, weil eine spanische Soldateska im Lande war, und sie an den Muth zu solchem Unternehmen nicht glaubten. Sie hatten die sichere Regel des klugen Steuermannes vergessen, daß, wenn Windstille die Gewässer glättet, des Sturmes wüthendes Brüllen bald sie aus der tiefsten Tiefe aufzuwühlen droht.

Im alten Schlosse konnte es Dom Carlos nicht aushalten. Es war ihm zu enge. Es loderte eine Gluth in seinen Adern, die er nicht anders zu kühlen wußte, als daß er hinaus in's Freie ging, wo erfrischende Kühle wehte. In den Träumen einer schöneren Zukunft für sein schönes, unterdrücktes, erniedrigtes Vaterland versunken, wanderte er absichtslos dahin. Die Wolken des Himmels hatten sich verloren. Heller als je strahlten in unaussprechlicher Schönheit die Gestirne und gaben der bewegten Brust allmälig Frieden.

Wandernd war Dom Carlos jetzt in die Nähe des Tajo gekommen. Einem Meere gleich floß still der stolze, herrliche Strom dahin. Spiegelklar und spiegelglatt und eben waren seine Fluthen, die die Sterne zurückstrahlten und so mit Feuer und Gold durchwoben schienen. Lange erfreute sich Dom Carlos an diesem wundervollen Anblicke. Dann schritt er wieder dem Ufer entlang auf dem frischen Sammtrasen hin. So erreichte er die Mauern des alten Belem. Der furchtbare Thurm im Tajo, in dem so manches Unglückliche seufzte, seit des Tajo Wellen seinen Fuß

bespülten, erhob sich in dem vergrößerten Maßstabe der Nacht wie ein ungeheurer, Unglück drohender Riese vor seinen Blicken. Die spanischen Wachen hätten ihn wahrnehmen müssen, so nahe war er dem Erdwalle, der den Flecken schützend umgab, wenn sie sich nicht träger Ruhe hingegeben hätten. Dom Carlos, das Aufsehen meidend, das nothwendig seine Anwesenheit hier zur Stunde der Mitternacht hätte verursachen müssen, wandte sich zurück und verließ, die Richtung von Matos wählend, die Ufer des Tajo. Der Weg, den er so eingeschlagen, mußte ihn an einer Besitzung seines Vetters Vasconcellos vorüberführen, die hier an einem der reizendsten Punkte lag.

Der allmächtige Minister Margaretha's von Mantua, der ihrem Herzen so nahe stand als ihrem Kopfe, obgleich sie nicht mehr im Reize der ersten Jugend blühte, dagegen Vasconcellos kaum an der Grenze der Zwanziger stand, hatte sich hier eine herrliche Besitzung erkauft und einen ländlichen Palast aufgeführt, dessen Schönheit Alles überbot, was Portugals Hauptstadt in ihren Umgebungen von Landsitzen des Adels aufzuweisen hatte. Ein Garten von weiter Ausdehnung schloß sich daran, und, gleich als sollte der Ort ländlicher Lust zugleich eine Art Festung bilden, ein tiefer und ziemlich breiter Wassergraben zog sich um das schöne Gebäude, das dadurch wie auf einer Insel lag.

Hier war der Ort, den Portugals Volk mit tausendfachem Fluch belegte. Hier schwelgte der Staatssecretär in allen Lüsten; hierher schleppte er die Jungfrauen, die seine Diener raubten, welche er aus der Klasse der Gallego's wählte, wie die gallizischen Auswanderer genannt werden, die jährlich aus Gallizens Bergen nach Portugals Hauptstadt ziehen, um dort als Wasserträger ihr Brod zu verdienen, dann aber gegen blinkenden Lohn zu jedem Dienste bereit sind. Jede Sitte niedertretend, schaltete schrankenlos der Günstling, demüthig und kriechend vor seiner Herrin und drückend und schonungslos gegen jeden Andern. Im Pfuhle des Lasters sich wälzend, wußte seine Ausschweifungen doch vor dem eifersüchtigen Auge Marga-

reiha's zu verbergen. Welche Mittel er aber dazu anwandte, das war des Entsetzlichen Vollendung — Gift, Dolch und Stürzen in die ewig stumm machenden Wellen des Tajo.

In der Nähe der Mauer, welche den Garten einschloß, stand jetzt Dom Carlos de Mátos-Noronha. Alle die schauderlichen Gerichte der Thaten des Entsetzlichen gingen jetzt an seinem Geiste vorüber, und der Gedanke erfüllte sein Herz, daß das Alles nun bald enden würde. Da dünkte es ihm, er höre einen Schrei, der gellend an sein Ohr drang, und im folgenden Momente einen dumpfen Ton, der klang, als sei ein schwerer Körper in das Wasser gefallen.

Ohne sich eigentlich Rechenschaft geben zu können von dem, was er beabsichtigte, stieg Dom Carlos pfeilschnell über die Mauer und war sogleich im Garten. Ohne zu säumen, eilte er dem Teiche zu, der das Landhaus umfloß. Dort angelangt, erblickte er etwas Weißes im Wasser, das eben unterzugehen drohte. Deutlicher sah er jetzt einen Arm, der um Hülfe bittend aus dem Wasser sich herausreckte. Dies gewahrend, war er auch schon im Wasser. Der kräftige Schwimmer theilte die Fluth mit rüstigem Arm und hatte bald die unterfinkende Gestalt erreicht. Kräftig erfaßte er sie. Es war eine Frauengestalt. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte brachte er sie an das Ufer. Dort legte er sie nieder, um sich selbst erst etwas zu erholen, ehe er daran denken konnte, sie fortzubringen; denn die Kälte der Nacht, verbunden mit der des Wassers, hatte ihn fast erstarren gemacht. Doch fühlte er auch wieder das Schwierige seiner Lage, wenn man ihn hier entdeckte. Und wer bürgte ihm dafür, daß nicht bald im Schlosse sich das Leben regte, zumal einer der grimmigen Hunde, die Vasconcellos aus Hispaniola erhalten hatte, seine fürchterliche Stimme im Schlosse erhob.

Schnell besonnen, riß er Zweige von den Rosmarinstauden ab und rieb damit die Schläfe der Geretteten und hielt sie dann unter ihre Nase. Das Mittel half. Das Leben kehrte zurück.

Dom Carlos lud die Gerettete nun auf seine Schultern, und

eilte, so gut er konnte, der Stelle zu, wo er die Mauer mit Hülfe eines nahestehenden Baumes überstiegen hatte. Hier mußte er sie abermals niederlegen; denn er vermochte kaum, sie weiterzubringen. Er hüllte die von entsetzlichem Froste Bebende in seinen Mantel, obgleich auch er von fieberhaftem Froste geschüttelt wurde. Dom Carlos ahnte, daß hier ein tragisches Geheimniß obwalte; allein aber in dieser Ahnung lag der Grund, daß er es für seine heilige Pflicht hielt, die Unglückliche zu retten. Als der Ritter seine Gerettete so sorglich in seinen Mantel hüllte, schlug sie zum ersten Male die Augen mit klarem Bewußtsein auf.

„Wo bin ich?“ fragte sie mit matter Stimme, die aber dennoch die innere Bewegung ausdrückte, in welche sie die Erinnerung an das Vorhergegangene versetzte.

„Sei ruhig, mein Kind,“ bat sanft Dom Carlos, „Du bist wenigstens aus den Klauen des Schändlichen befreit!“

Jetzt fuhr das Mädchen auf. Sie sah wie eine Wahnsinnige in das Gesicht des Dom Carlos, so viel es das Mondlicht gestattete.

„Ha!“ rief sie aus, „wer bürgt mir dafür, daß ich nicht in die Hände eines Andern fiel?!“

„Der Name Noranha,“ sagte mit Stolz der junge Mann.

„Noranha!“ rief das Mädchen aus und ein Strahl von stiller Freude überglänzte das todtbleiche Antlitz, ihre Hände kreuzte sie über der Brust und setzte dann hinzu: „Dank allen Heiligen, daß sie mir solche Hülfe sandten! Seid Ihr vielleicht Dom Carlos Noranha?“

„Der bin ich,“ entgegnete der Gefragte. „Doch, Kind, hier ist kein Weilen für Dich, wenn Du Freiheit suchst. Versuch' es, mit meiner Hülfe über diese Mauer zu steigen.“

Sie raffte sich auf. In ihrem Auge war Furcht vor der Verfolgung und heißes Dankgefühl gegen ihren edlen Retter zu lesen. Sie versuchte es, allein die Mauer zu erklimmen, aber dazu fehlte die Kraft. Jetzt erst bat sie verschämt um Noranha's Hülfe. Nach

mehrmals erneuerten Versuchen gelang es, sie glücklich auf die Mauer zu bringen. Ein Sprung mußte darüber hinab gewagt werden. Sie that ihn, aber der leise Schmerzensruf zeigte, daß sie sich verletzt. Jetzt ließ sich vom Gebäude her ein wildes Schnaufen vernehmen und ein Rauschen durch die Zweige.

„Halt, Mädchenräuber!“ rief eine Stimme. „Abul faß!“ — Ein ungeheurer Bluthund stürzte wüthend gegen die Mauer und stellte sich in eben dem Momente an ihr hinauf, als Dom Carlos ihre Höhe erreichte. Rasch flog das Schwert aus seiner Scheide und senkte sich tief in den geöffneten Rachen des Thieres, daß es heulend und röchelnd zusammenbrach. Der Begleiter des Hundes war, während dies geschah, auch herzugekommen und drang auf Dom Carlos ein — doch als er den unten verendenden Bluthund erblickte, schrie er verzweifelnd auf und ließ von dem Verfolgten ab.

„Abul! Abul! Du treues Thier!“ rief er mit Entsetzen aus, „was wird der Herr sagen?“

Dom Carlos war indessen an der Mauer hinabgeglitten und seiner Geretteten nachgeeilt; denn mehrere Stimmen wurden jetzt innerhalb der Mauer laut und das Sausen eines geschleuderten Messers, das, seinen Arm streifend, tief in die Rinde eines nahen Baumes fuhr, zeigte ihm, daß es wohl hier einen Kampf auf Leben und Tod absetzen würde.

Das Mädchen hatte sich langsam fortgeschleppt. Zum Glücke war sie noch nicht so weit entfernt, daß Dom Carlos der Gefahr sich hätte ausgesetzt gesehen, sie lange suchen zu müssen.

„Fort! fort!“ rief er, „die Verfolger sind uns auf der Ferse.“

„Ich kann nicht!“ seufzte sie. „Ach, mein Fuß schmerzt mich entsetzlich und der Frost, der meine Glieder schüttelt, macht mich unfähig, mich weiter zu bewegen. Habt Erbarmen und tödtet mich, edler Herr, daß ich nicht in die Gewalt dieses Teufels zurückfalle — oder, wollt Ihr Euren Dolch nicht mit meinem

Braute beflecken, gebt ihn mir, daß ich mein zertretenes Dasein ende!" —

Ohne zu antworten, ergriff sie Dom Carlos, hob ihn auf seine Schulter und eilte in größter Hast mit ihr in der Richtung von Matos davon.

Noch keine halbe Viertelstunde mochte er so mit seiner Last fortgeeilt sein, da vernahm er das wilde Rufen der Verfolger. Er sah sich, da Matos noch ziemlich entfernt war, nach einem Ort um, wo er sich am Besten vertheidigen konnte und erblickte zum Glück eine Ulme in seiner Nähe. Hier setzte er seine Last ab, gebot ihr, sich hinter seinem Rücken an dem Stamme zu halten und erwartete dann seine Verfolger. Drei Männer stürzten sich jetzt auf ihn, brüllend vor Wuth. Sein geübter Arm traf den Einen sogleich über das Gesicht, daß er taumelnd rücklings niederstürzte. Die Anderen wurden nur noch wüthender und drangen auf ihn mit größerem Ungestüm ein. Der Kampf war ungleich. Noranha's Kräfte waren erschöpft.

„Ergib Dich, Räuber!" rief Einer der Leute Vasconcellos'.

„Noranha ergibt sich nicht!" rief dieser, und es war, als ob die Erinnerung an seinen Namen die volle Kraft in's Dasein gerufen, so heftig wurden die Streiche, die er hageldicht fallen ließ.

„Noranha!?" wiederholte der Eine der Verfolger, und senkte sein Schwert, indem er zurücktrat. Gebt uns das Mädchen, sagte er, und Ihr mögt in Frieden gehen. Es soll selbst unser Herr nichts erfahren!"

„Schurke!" donnerte Noranha, „sag' Deinem schändlichen Gebieter, daß ich der Retter der Unglücklichen gewesen, die sich, um seiner Lüste Beute nicht zu werden, vom Fenster herab in den Teich gestürzt!" —

„Noranha! Noranha!" rief es plötzlich in der Nähe. Der Neger Hamid und Noranha's treuer Leibdiener, die ihrem Herrn folgend und Gefahr fürchtend — durch das Lärmen des Kampfes hierher gezogen worden waren, nahten sich. Kaum erblickten die

Verfolger die Hülfe, welche nahte, so ergriffen sie die Flucht, ihren Gefährten mit sich fortschleppend. Die Ankommenden wollten sie verfolgen.

„Nicht doch," sagte Noranha, der das Blut an seinem Arme herabrieseln fühlte; „nehmt hier das Mädchen und tragt sie nach dem Schlosse." Dies geschah und schon streiften des Tages erste bleiche Lichter am östlichen Horizonte herauf, als sie das Schloß erreichten.

Das Mädchen mußte die Kleider wechseln, denn die ihrigen waren durchnäßt. Es blieb bei dem Mangel aller Frauenkleider nichts übrig, als daß sie Männerkleider anlegte. Unterdessen ließ Noranha für erwärmende Getränke sorgen, die die Lebensgeister weckten, und bald trat, in einen lieblichen, obwohl sehr bleichen Knaben verwandelt, das in Noranha's Mantel sich einhüllende Mädchen herein. Als sie das Getränke genossen, wurde ihr wieder wohl.

Der innigste Dank sprach sich nun in den begeistertsten Worten gegen ihren Retter aus. Sie fühlte sich verpflichtet, ihm ihre Begebenheiten in der letztvergangenen Zeit zu erzählen. Ströme von Thränen begleiteten ihre Worte. — Sie war die Tochter eines armen, aber redlichen Mannes, dessen Häuschen in dem Stadttheile Bairro-alto lag. Still und harmlos waren ihre Tage dahingeflossen. Der Sohn des Nachbars hatte bei Bella's Vater das Schusterhandwerk gelernt. Innige Liebe führte die Herzen zusammen und ihrem Glücke stand nichts weiter im Weg, als daß Jayme, so hieß Bella's Geliebter, sich als Meister niederließ, was binnen Kurzem geschehen sollte.

Bella war eine der seltenen Ausnahmen unter den Frauen und Mädchen ihres Standes in Lissabon, sie war schön. Es lag in ihren Zügen etwas Edles. Die Formen ihrer Gestalt waren voll Grazie und Ebenmaß und von jener Fülle, die sie reizend machte. Manches Auge folgte ihr, schwebte sie über die Straße, und die reiche Kundschaft ihres Vaters war gewiß nicht allein durch

seinem Fleiß und die Vorzüglichkeit seiner Arbeit erzielte allein ihr Ruf war fleckenlos, wie ihr Herz. Jede Lockung der Verführung wurde von ihr mit dem tiefsten Abscheu zurückgewiesen.

Fünfzehn Jahre in Portugal reifen die weibliche Schönheit. Sie war sechzehn Jahre alt, als die Hochzeit mit Jayme bestimmt wurde von den Vätern. Bella's Vater wollte sich zur Ruhe setzen und Jayme sollte seine Geschäfte übernehmen.

Um diese Zeit fügte es ein unglückseliger Zufall, daß Vasconcellos sie sah. Er, der sittenlose Wüstling, dem Macht und Reichthum die Befriedigung seiner unreinen Wünsche so oft möglich machten, wurde von glühender Leidenschaft für das schöne Mädchen erfüllt. Wenige Stunden später schlich eine Gitanna in Bella's Wohnung und verlangte, ihr wahrzusagen. Gerne reichte ihr Bella ihre Hand. Die Liebe ist abergläubisch. Sie erwartete aus dem Munde des Weibes, dem der Volksglaube der Zukunft Pforte geöffnet glaubte, ihr nahes Glück in glänzenden Bildern geschildert zu hören. Statt dessen sagte sie ihr, daß Macht und Ansehen ihr bevorstünden, weil ein Mächtiger in Liebe für sie entbrannt sei und nach ihrem Besitze verlange.

Mit tiefem Abscheu, mit gerechtem Unwillen wies Bella's reiner Sinn die Verabscheuungswürdige zurück, die indeß nicht so leicht das Feld räumend, näher mit ihrem Plane hervorrückte; allein Bella blieb sich gleich. Zankend und keifend mit der Thorheit des Mädchens entfernte sich die Zigeunerin.

Nach einiger Zeit erschien sie wieder. Dieselben Anträge wurden mit derselben Gesinnung zurückgewiesen.

Endlich erschien Vasconcellos selbst im Hause des Alten, ihm Bestellungen gebend. Bella verschwand, sobald er eintrat; dem Vater, dem Geliebten hatte sie nichts gesagt, weil ein tiefes Schamgefühl ihr die Lippe schloß. Als aber nun der Vater die Bestellung ablieferte, wagte es der Entartete, dem Greise seine Anträge zu stellen.

Im ersten Augenblick erstarrte der biedere Greis vor dieser Verworfenheit; im zweiten erwachte sein sittliches Gefühl, sein

Stolz auf die Unbescholtenheit seines und des Rufes seiner Tochter. Mit harten Worten wies er den Schändlichen zurück. — Höhnend entließ ihn Vasconcellos; allein im Vorgemache schon ergriffen ihn die Diener, fesselten und mißhandelten ihn. Der Abend begünstigte das Unternehmen. In einem Keller des am Rocio liegenden Palastes des Staatssecretärs wurde dem unglücklichen Greis ein feuchter, finsterer Raum angewiesen.

Nach einer Stunde erschien Vasconcellos. Jetzt aber drohte der Greis, der Adelantada Alles zu enthüllen, wenn er nicht abstehe von seinem schändlichen Vorhaben. Bella, Böses ahnend, war dem Greise gefolgt. Als sie, ihm in das Innere nachschleichend, vernahm, was vorging, schrie sie um Hülfe.

Schnell ergriffen sie starke Arme und schleppten sie die Stiege hinauf.

Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Sie konnte nicht weiter erzählen.

An einem kostbaren Schreibetische seines prunkvollen Closets saß im gepolsterten, sammtüberzogenen und mit reicher Vergoldung gezierten Sessel der Staatssecretär Vasconcellos. In seinen Mienen spiegelten sich die Selbstzufriedenheit und das Wohlbehagen.

Seine Hand hielt Depeschen des Ministers Oliwarez, welche ihm die Decoration des goldenen Vließes überbracht hatten, womit des Königs Gnade ihn auf die Bitte Margaretha's von Mantua beschenkt.

Plötzlich klopfte es leise an die Thüre des Closets, die nach der Reihe prunkreicher Vorsäle führte. Der Staatssecretär horchte auf, bis das Klopfen in eigenthümlicher Weise wiederholt wurde.

„Nur herein, Saavedra!" rief er, und alsbald trat ein Spanier herein, auf dessen Züge die Hölle ihr größtes Insiegel gedrückt.

Saavedra beugte sich tief.

„Excellenza," sagte er, „ich komme spät, weil eine nächtliche Erkältung in Eurem Dienste mich beinahe auf's Krankenlager geworfen. Ihr wollt deßhalb verzeihen, daß ich eine Nachricht, der an Wichtigkeit keine andere gleichkommt, so spät erst melde."

Vasconcellos war, von der heftigsten Neugierde gespornt, aufgesprungen.

„Mach' es kurz; Du bist entschuldigt. Erzähle!" rief er aus und trat dem Spione seiner geheimen Kundschaften um einige Schritte näher.

„Es ist bekannt, Excellenza," fuhr dieser mit wichtiger Miene fort, „daß seit einiger Zeit die Unzufriedenheit der Portugiesen sich mehrt."

„Wozu das?" herrschte ihm Vasconcellos mit grimmig gerunzelter Stirn zu.

„Vergebt, Excellenza," fuhr der Unerschütterliche fort, „ich muß diesen Eingang vorausschicken, um Euch auf die Wichtigkeit meiner Entdeckungen aufmerksam zu machen. Geruht, sie mit Geduld anzuhören. Es ist augenscheinlich, daß die allgemeine Unzufriedenheit sich täglich mehrt. Bis jetzt war es nur das Volk, das heißt, die allerunterſten Klassen der Eingebornen dieses Landes, welche ohnehin gegen unsere Spanier Halbwilde sind, unter denen die Unzufriedenheit wuchs, weil Nahrungslosigkeit und Steuerdruck —"

„Verdammter, breiter Andaluse!" rief Vasconcellos, „hast Du Dir vorgenommen, meiner Geduld Tiefe, Breite und Länge zu ermessen?"

„— wuchs in gleicher Weise," fuhr Jener fort, ohne die Unterbrechung zu beachten; „die Kaufleute, ob der Handelsbeschränkung, reihten sich diesen an und schlossen den Kreis der Murrenden ab. Jetzt sind es die ersten Klassen der Gesellschaft, welche den Faden fortspinnen. Die Doms und die hohe Geistlichkeit!"

„Deine Nase ist wohl lüstern nach den süßen Düften eines Auto-da-Fe's nach Torquemada's Sitte?" spottete der Staatssecretär des in Spanien verunglückten Hidalgo's. Nichts konnte ihn

aus dem Geleise seiner angefangenen Oration bringen, welche er im ermüdenden Tone eines Bänkelsängers vortrug.

„Ich kann eine schöne Liste von Namen von Grafen und Prälaten nennen, welche gestern Abend im Schlosse Matas —"

„Was sagst Du?" fragte jetzt im Tone der höchsten Spannung der Staatssecretär. —

„— versammelt wären," fuhr Saavedra fort, „wahrscheinlich, um geheime Pläne zum Umsturze der bestehenden Verhältnisse zu entwerfen."

„Was berechtigt Dich zu dieser Vermuthung? Gab nicht vielleicht Noranha ein Fest?"

„Noranha ein Fest? Excellenza, erlaubt, daß ich über diese unerwartete Frage staune! Kennt Ihr denn den finstern Einsiedler nicht? Den Geizhals, der Alles aufspart und das Uebrige an den Auswurf des Volkes verschwendet, nicht aus Mitleid, sondern um sich die Liebe und den Anhang dieses Auswurfs zu sichern, wenn er einst ihrer sollte nöthig haben. Der gibt keine Feste, denn er haßt sie. Auch war Grund genug zu vermuthen, daß das Ganze ein Geheimniß bleiben sollte." —

„Welcher Grund?" fragte hastig der Staatssecretär, Du bringst mich in Verzweiflung mit Deiner Breite! Du spannst mich auf die Folter!" —

„Per dios! Gnädiger Herr, Excellenza, das klagt Ihr mich umsonst an. Ich weiß, was Foltern heißt. In Sevilla —"

„Halt' ein, um aller Heiligen willen, halt' ein, und komme auf Deine Gründe!" schrie Vasconcellos, der einer der entsetzlichsten Auseinandersetzungen über das künstlerisch vollendete Folterssystem des heiligen Officiums sich gewärtigte.

„Wenn Ihr nicht anhören wollt, was ich sagen will," fuhr Saavedra fort, „so muß ich auch ehrerbietigst bitten, mich nicht anzuklagen, daß ich Euch foltere; ein Gedanke, der mir das Blut erstarren macht! — Also, ich hatte Gründe und habe sie noch, zu

vermuthen, daß man den Schleier des Geheimnisses um jene Zusammenkunft hüllen wollte; denn

Erstens war es eine stockfinstere Nacht, in der kein Sternlein schien, eine Nacht, wie ich in Andalusien nie eine erlebt. Da strahlten die Sterne allnächtlich in ihrer vollsten Schönheit. — Ich hatte den Carlos de Noranha längst auf dem Korne, denn er gefiel mir gar nicht in seiner finstern Miene, die ihm so übel ansteht, ob sie gleich, wie ich bemerken konnte, den Frauen hier zu Lande nicht mißfällt; denn sie sehen ihm überall nach. Nun seht, Excellenza, es sagte mir einst eine Gitanna, daß alle Freitag-Nächte wichtig seien. Gestern war auch eine. Darum schlich ich mit der Dunkelheit gegen das Schloß Matos hin. Ich wußte, daß der edle Dom dort sei und hätte gerne den Grund davon gewußt. Euch, da Ihr mit den Noranha's verwandt seid, ist es ohne Zweifel nicht unbekannt, daß vor dem alten Neste, das eher für Eulen als für einen Granden von Portugal paßte, die steife, schlecht gemachte Bildsäule des heiligen Täufers Johannes oder Joao's, wie die fatale Mundart dieses Landes es ausdrückt, steht. Rings um dieselbe" —

„Ich weiß, ich weiß!" fiel Vasconcellos ein, der vor Ungeduld umzukommen meinte. „Fahr' fort!"

„Nun, nun, ich sehe," sagte ärgerlich werdend, der Andaluse, „Ihr seid kein Freund von Details, wie die Franzosen (die Gott verdamme) sagen, und das glaubt mir, gerade solche Einzelnheiten sind oft von einer nicht zu berechnenden Wichtigkeit, wenn es sich um Thatsachen handelt, die ich Euch jetzt mitzutheilen habe. — Dort also verbarg ich mich. Kaum war es recht finster geworden, so naheten Granden und Prälaten" —

„Welche, welche? Nenne sie!" rief Vasconcellos.

„Erlaubt, daß ich den zweiten Grund anführe, warum ich glaube, daß die Zusammenkunft eine verborgene sein sollte:

Zweitens also schloß ich dies daraus, weil selbst der Bischof von Lissabon, die Bischöfe von Elvas und Coimbra zu Fuße kamen,

ohne Maulthiere, ohne Sänften, ohne Begleitungen, in einfachen Mönchskutten."

„Mensch, bist Du rasend?"

„Ich bin bei Verstand, Excellenza, bei vollem Verstand, und hatte gestern, als ich das Alles sah, so wenig Xeres gesehen, als heute."

„Aber Du sagtest, es sei finstere Nacht gewesen, und Du erkanntest diese Männer in solcher Entfernung von der Thüre des Schlosses und bei dieser Vermummung?"

„Ihr geruhet, mich zu oft zu unterbrechen, Excellenza, sonst würdet Ihr schon das Alles wissen. Saavedra hat herrliche Augen und sieht in der Noth wie eine Katze bei Nacht so genau, als der Sohn eines andern Vaters bei Tage. Hier war aber die schädliche Anstrengung eines so edlen Gliedmaßes, als das Auge ist, gar nicht erforderlich; denn an der Thür empfing die Gäste der alte Bullenbeißer von Kastellan mit einer Wachskerze in der Hand, so groß, als ich einst eine Unserer Lieben Frau von Atocha geweiht, wozu ich aber noch das Geld nicht habe aufbringen können, sie zu kaufen. Ich hoffe, für diese wichtige Entdeckung von Eurer Excellenza so bedacht zu werden, daß ich diese Schuld meines Gewissens werde abtragen können. Wie gesagt, das Licht dieser schönen Kerze, die wenigstens vier Pfunde wog und also gewiß drei Piaster kostete, Ihr wisset, wie viel Reis das macht, da ich noch immer mit den fatalen Münzen dieses Landes nicht in's Klare kommen kann, wie mir's überhaupt mit der tollen Mundart geht; das Licht dieser schönen Kerze fiel so hell auf die Personen, daß ich sie alle erkannte und sie schnell auf dieses Blatt aufschrieb."

Er reichte Vasconcellos ein kleines Pergamentblatt, worauf er mit einem Stifte die Namen der vierzig Verschworenen geschrieben hatte.

Mit flammenden Blicken durchflog es dieser. Er stampfte wild mit dem Fuß auf, wenn er einen Namen fand, von dem er sich

so Etwas nicht versehen. Endlich warf er fluchend das Blatt auf den Tisch.

„Saavedra!“ rief er aus, „Du hast mir da freilich, wenn das Alles seine Richtigkeit hat, einen großen Dienst geleistet; allein noch ist das, was Du zu thun hast, nicht vollendet. Was sie dort trieben, das gilt es, zu erforschen. Suche Dich mit den Dienern des Carlos Noranha in Verbindung zu setzen; gehe ihm nach auf Schritt und Tritten. Habe Augen und Ohren überall. Dein Lohn wird groß sein, wenn Du das mir herausbringst. Nimm einstweilen dies auf Abschlag.“

Saavedra nahm dankbar das Gold, welches der Staatssecretär in seine Hand gleiten ließ. Er blieb aber auf seiner Stelle stehen.

„Nun?“ fragte Vasconcellos — „hast Du noch etwas?“

„Allerdings, Herr und Gebieter,“ nahm Jener das Wort wieder; „Ihr erinnert Euch vielleicht des kleinen Abenteuers noch, das Ihr vor einigen Tagen mit der schönen Schusterstochter von Bairro-alto hattet, die so recht dumm in Eure Schlinge lief?“ —

Ueber Vasconcellos' Züge flog ein Blitz der Lust. „Du erinnerst mich da an das holdeste Mädchen, das Lisboa umschließt. Was willst Du mit ihr.“

„Auch,“ fuhr der Spion fort, „gedenkt Ihr vielleicht des grämlichen Alten, der keine Raison annehmen wollte, wie die Franzosen (die Gott verdamme) sagen?“

Aergerlich rief Vasconcellos: „Der wird ja nichts mehr wollen?!“ —

„Ihr beliebt zu irren, Excellenza, der lebt!“

„Was?“ rief der Staatssecretär, im höchsten Grad überrascht und unangenehm berührt. „Haben ihn die Hunde von Gallego's nicht in den Tajo gestürzt?“

„Freilich; denn ich selbst wies ihnen die Stelle, wo der Strom am tiefsten ist, was ich vom Baden her wußte, denn ich wäre da einmal fast des Todes gewesen, hätte ich nicht schwimmen ge-

kennt wie ein Fisch und wäre mir nicht die Wurzel einer Weide zur rechten Zeit in die Hand gekommen. Gerade so ging's dem Alten auch."

„Aber warum habt Ihr spanischen Maulthiere ihm nicht die Hände gefesselt?" rief im wüthendsten Zorne Vasconcellos.

„Ich hoffe, Excellenza," sprach mit ruhiger Würde der Hidalgo, „der Schimpfname trifft die Gallego's allein, sonst verböte mir die Ehre, länger in Eurem Dienste zu bleiben. Da ich dies voraussetze und auch billige, denn Gallizien ist das Land der Weisheit gerade nicht, und hundert Pfunde gallizischen Gehirns wiegen kaum ein Loth andalusischen auf, wenn eine Waage gut ist. Ihr müßt bedenken, daß der Gallego Alles zu Rathe zu halten sucht. So schien denn den Burschen der Strick, der des Alten Hände und Füße fesselte, noch anderwärts brauchbar und so bewahrten sie ihn vor dem Versaulen im Wasser."

Vasconcellos raste im Closet umher. Konnte doch durch diesen bedenklichen Umstand das ganze Bubenstück ruchbar werden.

Saavedra's Ruhe wich keinen Moment.

„Ich binde Dir's auf die Seele, Saavedra, er muß weggeschafft werden!" —

„Es wird sich machen, Excellenza, dem Tode geht es wie der Kirche, sie, wie er, gibt keine Opfer wieder. Der Alte ist sehr krank und wird sterben. Ist das nicht auf dem Wege, den alles Fleisch geht, wie ich von Sevilla gelernt, so mag's auf andere Weise sein, ich nehme das auf mich — aber das Mädchen!"

„Welches Mädchen?" —

„Eben die schöne Bella, des Alten Tochter."

„Nun, was ist mit der? Der Teufel wird Dich doch heute nicht zu seinem Reichspostmeister gemacht haben, um mir die Freude des goldenen Vließes ganz zu vergällen!"

„Goldenes Vließ?" fragte Saavedra und seine kleinen Augen wurden groß.

„Ich habe den Orden von Sr. katholischen Majestät heute erhalten," sprach, seine Hiobsposten vergessend, der Staatssecretär.

„Gestattet in Hulden, daß ich Euch meinen unterthänigsten Glückwunsch darbringe, Excellenza, denn dadurch steht Ihr den Granden erster Klasse meines altchristlichen Vaterlandes gleich.“

„Ich danke Dir, doch was sagtest oder wolltest Du von dem Mädchen berichten?“ —

„Ja — so!“ dehnte Saavedra — „da ist Euch der verdammte Roranha auch in das Gehege geflogen.“

„Was sagst Du, Unglücksbote!? — Sage, Du habest gelogen, oder“ — er fuhr mit der Hand nach dem Dolche.

„Excellenza!“ schrie der Spanier, „hab' ich's denn verschuldet? Bin ich nicht unglücklich genug, daß ich Euch diese Botschaften bringen muß!“ —

Basconcellos besann sich. „Du hast Recht!“ sagte er — „aber sprich, was ist das wieder?“ — Er war bleich wie der Tod in seinen Sessel gesunken.

Saavedra hatte sich unterdessen der Thüre näher gemacht, um nicht noch einmal in Gefahr zu kommen, ein Opfer seines Berufs zu werden.

Basconcellos, so sehr er auch erregt war, mußte doch über diese Vorsicht des schlauen Spaniers lachen, dessen Brauchbarkeit er, obschon ihn seine breite Berichterstattungsweise oft fast bis zur Verzweiflung brachte, wohl aus einer reichen Erfahrung kannte.

Er zog seinen Dolch heraus und schleuderte ihn weit von sich in die Ecke.

„Komm her,“ sagte er dann, „Deine Sicherheit soll nicht mehr gefährdet werden. Erzähle!“

„Euer Kastellan ist heute früh bei mir gewesen und weil er den Muth nicht hatte, solches Euch selber zu melden, bat er mich flehend, es zu thun. Obgleich er ein Portugiese ist, so konnte ich's, bei meiner andalusischen Herzensgüte, dem armen Schelm nicht abschlagen, denn er wollte lieber in den Tajo laufen, als vor Euch treten, obwohl er so unschuldig ist, als ich. Er fürchtete mit Recht Euren Jähzorn, dessen Opfer ich beinahe geworden wäre. Er

erzählte mir, daß Mella letzte Nacht nach vieler Arbeit die Eisenstäbe des Gitters losgebracht und sich in den Teich gestürzt habe." —

„Ist sie denn todt?" fragte mit einem die Brust erleichternden Seufzer der Staatssecretär.

„Ja," versetzte Saavedra, „wenn sie todt wäre, so wär' ja alles Andere nicht erfolgt, was eben das Schlimmste an der Sache ist; der Teufel selbst führte den verfluchten Noranha herbei — und es war doch Mitternacht. Der rettet das Mädchen aus dem Teich und trägt sie aus dem Garten hinaus. Eurer Excellenza schöner Bluthund Abul, den Ihr aus Hispaniola durch die Gnade der Abelantaba erhalten habt, wurde zuerst des Streiches gewahr, tobte wie rasend, und weckte so den, nichts Arges ahnenden Kastellan. Dieser weckt seine Leute, sie bewaffnen sich und lassen den Hund los. Es scheint, daß das edle Thier den Räuber des Mädchens noch an der Mauer erwischte und dieser ihm dort sein Schwert in die Gurgel stieß, daß das edle Thier sogleich verendete." —

„Alle Teufel, Mensch, was bringst Du mir für bittere Kunden!" rief außer sich Vasconcellos. „Die Burschen werden ihm doch das Mädchen abgejagt haben?"

„Hätten sie das, so wäre sie nicht wohlbehalten im Schlosse Matos, wo sie sich's wohl wird gut sein lassen."

Der Andaluse dachte nicht daran, daß er mit diesen Worten einen scharfen, ja wahrhaft vergifteten Dolch in das Herz seines Gebieters stieß.

Alle Grenzen waren in diesem Momente gesunken. Einem Rasenden gleich, rannte Vasconcellos im Closet umher. „Du Unglücksrabe!" schrie er dem Spanier zu, der nichts Eiligeres zu thun wußte, als zur Thüre hinaus zu eilen und den Rasenden sich selber zu überlassen.

Es währte lange, bis dieser zu sich selber kam und das Maß des Unangenehmen ganz mit Ruhe ermessen konnte, das ihm

Saavedra dargeboten. Sein Grimm über dieses schuldlose Werkzeug des Mißgeschickes legte sich auch bald genug, wie denn überhaupt der Wechsel der Leidenschaften in Vasconcellos' Innerem Mitschnell erfolgte. Der Ruf der Glocken mahnte ihn, daß er heute, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, die Abelantada zum Hochamt in die Kathedrale zu begleiten hatte. So gut es gehen mochte, suchte er, Herr seiner Leidenschaften zu werden und rief den Dienern, die ihn ankleiden sollten. Denn es war das Fest des heiligen Erzengels Michael, das mit hohem Pompe gefeiert wurde.

Die ungeheuern Räume der herrlichen Kathedrale waren schon von einer unermeßlichen Volksmenge angefüllt, als endlich im höchsten Staatsputze die Abelantada des Königreichs Portugal, die Herzogin Margaretha von Mantua, auf die reichverzierte Emporbühne trat, welche der König sonst zu seiner Andacht, dem Hochaltare gegenüber, zu besuchen pflegte. Ein glänzender Hofstaat umgab sie; allein außer Vasconcellos und einigen wenigen anderen Eingeweihten bestand dieser ganze Hofstaat aus Spaniern. Die Abelantada war ein schönes Weib von etwa acht und dreißig Jahren, voll und üppig ihr Bau, groß und feurig ihr Auge, stolz und majestätisch ihre Haltung. Ihre Gestalt war groß und ansehnlich, wie sollten die einer Portugiesin. Blondes Haar zeichnete sie insbesondere aus, und auch ein verwöhnter Geschmack mußte diese Frau, die wenigstens durch ihr frisches Aussehen ein Decennium ihres Alters Lügen strafte, noch schön finden. Die Portugiesen widmeten ihr wenig Aufmerksamkeit; denn sie war gehaßt, wie die spanische Herrschaft überhaupt, und die, welche mit ihr in näherer Verbindung standen. Auch war es genugsam bekannt, daß ihr Leben nicht das reinste und sittlichste konnte genannt werden; daß sie mit dem Staatssecretär Vasconcellos in einem Verhältnisse stand. An ihrer rechten Seite stand dieser Günstling. Portugals Sohn — trat er sein Vaterland nieder, verrieth es an Olivarez teuflische Politik. Herrsch- und Selbstsucht waren die Götzen, denen er

vorzugsweise führte. Seine Macht hatte ihn blind gemacht gegen alles Recht, gegen jedes Gebot der Sitte und Sittlichkeit. Doch wußte er schlau genug seine Ausschweifungen vor Margaretha's unduldsamer Eifersucht zu verbergen. Heute war er zum ersten Male mit dem goldenen Vließe geschmückt. Stolz stand er neben der Frau, die ihn erhoben, und lauschte jedem ihrer Blicke und Winke. Bleich sah er aus, todtenbleich. Die Vorgänge dieses Morgens waren gar nicht geeignet gewesen, ihn in die Stimmung zu versetzen, die wohl Margaretha erwartet haben mochte.

Sie war erschrocken, als er in das geheime Closet trat, wo die üppige Gestalt auf einem schwellenden Sopha ruhte, und zu dem er den Schlüssel an einer goldenen Kette trug.

„Bist Du krank, mein Alessandro?" fragte sie.

Er mußte lügen, daß er sich erkältet, daß ihn der Kopf schmerze und die Brust.

„So seh' ich Dich heute nicht?" fragte sie.

Er lächelte und sprach seinen Dank für den Orden des goldenen Vließes aus.

Die Glocken riefen jetzt.

Vasconcellos entfernte sich durch die geheime Thüre und trat stolz in den Vorsaal der Adelantada, wo sich alle Rücken vor ihm bogen.

Wie auch die strengste Etiquette des spanischen Hofes die Herzogin äußerlich fesseln mochte, weder sie, noch die Andacht konnte sie hemmen, dem Geliebten ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, den sie wirklich krank wähnte.

Hätte sie geahnt, was ihn bewegte, wie würde ihr Furienzorn ihn getroffen haben, den Undankbaren. Wie hätte sie ahnen können, daß er in diesem Augenblicke, wo sie ihm die zärtlichste Sorgfalt widmete, zu neuem Verrath an ihrer Liebe thätig war?

Warum, dachte Dom Carlos de Noranha, der fast der Bühne der Statthalterin gegenüber stand, mag wohl des Schändlichen Blick so glühend auf einer Stelle des Schiffes der Kirche ruhen? Vasconcellos hatte ihn noch nicht wahrgenommen.

Carlos bemühte sich, die Richtung der stechenden Blicke zu finden und — es gelang ihm endlich; wenigstens vermuthete er dies mit vielem Grunde, da er ihn kannte; allein der Gegenstand, der Vasconcellos' Blicke fesselte, übte alsbald gleichen Zauber über die Noranha's aus, so daß er Vasconcellos gänzlich vergaß und sich der süßen Lust des Anschauens ganz überließ.

Nahe einer der herrlichen weißen Marmorsäulen, welche das vielverzweigte Gewölbe der Kirche tragen, kniete neben einem Manne von höheren Jahren ein Mädchen, dessen Schönheit Alles überstrahlt haben würde, wären auch nur die reizendsten Frauen und Mädchen in der Kathedrale gewesen. Bei alle der Fülle von Reizen lag etwas so Eigenthümliches in ihrer Schönheit, etwas so Fremdes und doch so unaussprechlich Anziehendes und Ansprechendes, daß es unwiderstehlich fesselte. War die Haut der Portugiesinnen braun und dunkel, wie die der Spanierinnen, so konnte der Schnee, der die Gipfel der Sierra di Estrella zur Winterzeit deckt, nicht weißer sein, als die Hautfarbe dieser Jungfrau. War das Roth, das die Wangen der Mädchen Estremadura's schmückte, oft frisch und lebendig, hier war es, als hätte es der leise Hauch eines Frühlingslüftchens hervorgerufen — so zart, so durchsichtig war es. Nannten die Dichter das Haar der Portugiesinnen dunkel, wie die Nacht, so war hier keine Vergleichung mehr möglich, denn es hatte dies Haar neben seiner Schwärze einen Glanz, der unbeschreiblich war, und eine Fülle, einen Reichthum, den man höchst selten so fand. Waren die Augen der Portugiesinnen bei der tiefsten Schwärze feuerflammend und weniger groß und frei, so lebte in diesen Augen mehr, als das Alles — Seele, und eine Seele, rein und schuldlos, sah daraus hervor, während sie an Glanz jenen nichts nachgaben und an Größe und Pracht sie übertrafen. Ueber dies Alles aber war ein Ausdruck von Demuth und Unschuld ausgegossen, der ebenso hinriß, als er jeden schuldbefleckten Gedanken in die schwarze Seele zurückscheuchte, die ihn geboren.

Wer war sie? Diese Frage beschäftigte Vasconcellos und

Noranha; denn der Eindruck, den sie auf beide junge Männer gemacht, war ebenso unauslöschlich, als er verschieden war. Bei Vasconcellos' Sinn und Geist mußte er ein unlauterer sein, denn seine im Pfuhle der Laster versunkene Seele war keiner edleren Regungen mehr fähig. Das Reinmenschliche war bei ihm längst weggetilgt. Seit sein Blick diese Reize erspäht, war Bella's Verlust vergessen und Alles, was sich daran knüpfte, mit Ausnahme des Rachedurstes gegen Noranha. Diesen Engel zu besitzen, war der sein Wesen mit brennender Gluth durchströmende Wunsch, das rastlose Verlangen. Nur die Nähe der Adelantada konnte ihn in die Grenzen einer nothwendigen Selbstbeherrschung zurückweisen. Die Heiligkeit des Ortes konnte ohnehin auf solch ein Herz keinen Eindruck mehr machen, keine Gewalt mehr darüber ausüben.

Anders war es in der edlen Brust Dom Carlos Noranha's. Kalt und regungslos war bis jetzt sein Herz beim Anblick und in der Nähe der Frauen und Mädchen geblieben. Nur die sogenannte große Welt war es gewesen, in die ihn das Geschick und sein Stand geführt. Er fand in ihr die Herzen so klein und so verschroben, oft so verdorben, daß er bei seiner Eigenthümlichkeit, die mehr in sich hinein lebte, als aus sich heraus, auch sich in sich selbst mehr und mehr zurückzog. So war er denn mit jenem Gefühle, das zum Himmel hebt, das Leben verherrlicht und verklärt und erst recht dem Dasein seine Bedeutung, dem Leben das Verständniß und den Werth gibt, ganz unbekannt geblieben. Die Lage seines Volks und seines Vaterlandes hatte später seinen Gefühlen und Empfindungen eine andere Richtung, eine rein politische Färbung gegeben, und das Traurige, was ihm überall begegnete, warf ihn mit Gewalt in sich selbst zurück. Er hatte für nichts Anderes mehr Sinn. Seine Liebe war Vaterlandsliebe geworden, und seiner süßesten Wünsche Ziel des Vaterlandes Freiheit und Rettung. —

Als er aber dies Wesen erblickte, da fühlte er zum ersten Male, daß seine Brust auch noch Raum für andere Gefühle habe.

Er wollte, als ihm dies klar wurde, sein Auge gewaltsam wegwenden; allein sein Verstand, der wachen wollte, fand es jeden Augenblick mit dem Herzen da, wo er es wegwenden wollte. Er mußte sich am Ende selbst gestehen, dies Mädchen könnte er lieben. Und dies Geständniß, sich selber in der Stille abgelegt, war bereits der sattsamste Beweis, daß er liebte.

Wer war sie? Diese Frage drängte sich auch ihm unwillkürlich auf und — ein kalter Schrecken durchrieselte sein ganzes Wesen, als sich jetzt das engelgleiche Mädchen erhob, die Hand des ältlichen Mannes faßte, dieser sich umdrehte, und Carlos' Auge — den getauften Juden Pedro de Baeza — erkannte.

Auch Vasconcellos hatte diese Beobachtung gemacht. Obwohl ein unangenehmes Gefühl sein Herz durchzuckte, da dieser Baeza, der reichste Mann Portugals, viele Rücksichten verdiente, so wußte er jedoch jetzt, wo der Schatz zu heben war, und ein Mensch, wie Vasconcellos, setzte sich über jede Rücksicht hinweg, wenn es die Befriedigung einer Leidenschaft galt.

Unweit der schönen Dina, wie Baeza's liebliche Tochter hieß, hatte, dicht in weite, dunkle Schleier gehüllt, eine Trauernde oder Büßende gekniet. In tiefer Andacht war sie hingegossen gewesen, bis sie einmal ihren Blick erhob und dieser auf dem Liebreize dieses Mädchens ruhen blieb. Thränenströme rannen aus ihren Augen und mit Gewalt mußte sie das Schluchzen unterdrücken. Der Anblick der Engelsreinheit und Unschuld mahnte fürchterlich die Unglückliche an ihr verlorenes Paradies, und dieser Erinnerung flossen die heißesten Thränen — es war Bella. Ein zufälliger Blick nach der königlichen Bühne zeigte ihr den Teufel, der es zerstört, und ein zweiter den rettenden Engel, der ihr die Pforte der Hölle geöffnet.

Als sie Vasconcellos erblickte, bebte sie furchtbar zusammen. Ein unnennbarer Schmerz durchzuckte ihr ganzes Wesen. Sie zitterte heftig an allen Gliedern. Sie würde umgesunken sein, hätte sie sich nicht an die Säule lehnen können, auf deren andrer

Seite Dina kniete. Ein Blick, der zum Himmel empor um Gnade flehte, zeigte ihr ihren Retter, und es war, als käme aus seinen edlen, reinen Zügen Frieden in ihre Brust zurück. Dennoch kostete es ihr Mühe, sich zu sammeln; denn sie war, wenigstens glaubte sie das, einem jener entsetzlichen Blicke Vasconcellos' begegnet, die sie nur zu gut kannte und die ihr Blut gerinnen zu machen drohten. Bald aber überzeugte sie sich, daß dieser Blick dem schönen Wesen galt, das auch ihre Aufmerksamkeit und — wie sie jetzt beobachtete — auch die Navarro's erregt hatte.

O, Dir, sagte sie leise in sich hinein, Dir gönnte ich dieses liebliche Mädchen. An Deiner Brust würde sie glücklich sein; aber vor diesem Teufel muß ich sie warnen! —

Während dieses Selbstgesprächs war Dina und ihr Vater aufgestanden. Auch Bella erhob sich. Sie folgte Beiden. Vor der Kirche trat sie, ihre Schleier dichter zusammenziehend, zu Baeza, und bat ihn um einen Augenblick. Er stand.

„Der Geier hat heute eine Taube als Beute ausersehen, hütet die Taube vor seinen Krallen!" sagte Sie mit scharfer Betonung.

„Was soll die dunkle Rede?" fragte Baeza, nicht ohne Erschrecken. „Wer bist Du, die Du Sie führst? Wer hat Dich zu einer Warnerin bestellt?"

„Mein Herz," sagte Bella. „Wer ich sei, laßt unerforscht. Glaubt mir aber, daß ich es gut mit Euch und Eurer schönen Tochter meine."

„Und wer ist der Geier?"

„Vasconcellos!"

Baeza wurde bleich. Er kannte den Staatssecretär und wußte mehr von ihm, als gut war, ihm Vertrauen zu schenken. „Du mögst nicht ganz auf falschem Wege sein!" sagte er darauf. „Ich danke Dir. Kann ich Dir dienen?"

„Nein."

„Noch Eins: Worauf gründest Du den Argwohn?"

„Ich habe seine Blicke gesehen und kenne die!“

„Ich danke Dir nochmals — Dein Wink soll nicht unbeachtet bleiben.“

In diesem Augenblicke trat die Abelantada aus der Kirche und mit Ihr Vasconcellos und der Hofstaat.

„Sieh da, Baeza,“ sprach grüßend die Herzogin von Mantua.

Baeza war genöthigt, zu weilen. Er grüßte mit tiefer Ehrerbietung.

„Ist das Mädchen dort Eure Tochter?“ fragte sie.

Baeza bejahte und mußte nun sein Kind vorstellen, das in größter Verwirrung herzutrat.

Die Fürstin warf ihr einen Blick zu, der ihr wie ein Schwert durch's Herz ging — grüßte leicht den Alten und stieg in die Sänfte.

Vasconcellos aber warf glühende Blicke auf das Mädchen, an dessen Seite Bella trat.

„Das ist der Teufel,“ raunte sie in Dina's Ohr. „Gott schütze Dich vor ihm!“ —

Sie drehte sich um und eben trat der schöne Carlos Noranha aus dem Portale. Er erröthete, als er der lieblichen Dina sich so nahe sah. Auch ihr Blick fiel auf ihn, und eine Purpurgluth ergoß sich über den Schnee ihres Antlitzes.

„Der dort,“ flüsterte Bella ihr wieder in's Ohr, „ist Carlos Noranha, ein Engel im menschlichen Kleide. Fluche Vasconcellos — liebe ihn!“

Baeza eilte herzu, ergriff rasch Dina's Arm und hob sie in die Sänfte, die ihrer wartete, und trieb die Gallego's zur Eile an.

Das Mädchen konnte es sich nicht versagen, durch das Fenster der Sänfte noch einmal einen Blick auf den zu werfen, den die Unbekannte einen Engel genannt, und ihr Herz — stimmte unbedingt dem Worte bei.

Was die Fremde ihr gesagt, stand mit Flammenschrift in ihrem Herzen unvertilgbar geschrieben. Es hatte ihr wie ein

Orakel gelungen und wurde so von ihr angesehen. Und noch lange, lange Zeit hörte sie das Wort: Er ist ein Engel — liebe ihn! — Es war ihr, als müsse sie dem Spruche gehorchen. Sein Bild stand vor ihrer Einbildungskraft in voller Schönheit und die Einsamkeit ihres ländlichen Aufenthaltes war ganz dazu geeignet, der schaffenden Einbildungskraft und dem liebenden Herzen Spielraum zu süßen Bildern und Träumen zu geben; aber die Engel Gottes umschwebten diese Träume und — er war ja auch ein Engel, wie die Unbekannte gesagt. Engel durfte, mußte man ja lieben! —

Die Mitternachtsstunde hatte Stille in die bewegten Straßen Lissabons gebracht. Selbst der Comerzio, Lissabons größter und schönster freier Platz, war öde. Im königlichen Palaste sah man nur hin und wieder noch ein Licht flimmern. Ein scharfer Wind bestrich vom Tajo her den weiten Platz und vermehrte noch die eigenthümliche Kälte der Nacht. Nur ein Mann, in einen dichten Mantel gehüllt, schlich am Palast auf und nieder, brummend und knurrend über das lange Ausbleiben dessen, den er in dieser Zeit und bei dieser Kälte mit doppelter Sehnsucht erwartete. Endlich ging eine Pforte auf, und, ebenfalls in einen Mantel gehüllt, schlüpfte ein Mann heraus, der noch vorher dem leuchtenden Zöfchen einen Kuß auf die frischen Lippen drückte.

„Das heiß' ich lange ausbleiben! Nicht wahr?" sprach der aus dem Palaste Kommende zu dem Harrenden. „Welche Stunde ist's?" —

„Mitternacht vorüber, Excellenza;" entgegnete der Gefragte, und hüllte sich noch mehr in seinen Mantel. „Das ist eine schneidende fürchterliche Kälte, die der verdammte Seewind bringt, dem dieses unselige Land offen steht. Da lob ich mir Andalusien!" —

„Du hast Recht, Saavedra," entgegnete Vasconcellos, „nur halt' mir jetzt Deinem Vaterlande keine Lobrede, sondern laß uns schnell in die Straße einbiegen, die nach dem Rozio führt. Sie schützt uns vor dem Winde."

Es geschah. Vasconcellos war übel gelaunt. Die Herzogin

hatte einen Blick gesehen, den er auf dem Platze vor der Kathedrale auf Baeza's schöne Tochter unbewacht geworfen, und ihm vorgeworfen, daß er mehr Wohlgefallen an dieser Dirne habe, als an ihr. Die Erinnerung an das schöne Mädchen, die Wahrheit des Vorwurfs hatten ihn verwirrt gemacht — und die Trennung war keine gewöhnliche gewesen. Margaretha hatte ihn einen Undankbaren genannt. Das gohr in ihm. Aber die Erinnerung an Dina's Reize verwischte schnell diesen üblen Eindruck. Sie waren vor Bastoncellos' Palast angelangt. Hier blieb der Staatssekretär stehen, sah sich scharf um, und da er die weiten Räume des Rozio leer und sich mit dem Spanier allein sah, hob er halblaut an: „Kennst Du Baeza?"

„Ihr meint den Juden, gnädiger Herr, der die vielen Gelder und — was mehr werth ist, die bildschöne Tochter hat? Ja, den kenne ich!"

„Wo hast Du das Mädchen gesehen?"

„Oft schon in der Kirche."

„Und schwiegst stille?"

„Fehlt es Euch an Liebesabenteuern? Excellenza — dort laßt ab. Der Jude, wenn er Unrath merkt, legt seinen Schatz unter Schloß und Riegel, und wir ziehen ab. Das Mädchen ist sehr züchtig. Jüdinnen sind schwer verführbar!"

„Kennst Du mich nicht besser, Saavedra? Hab' ich je vor Schloß und Riegeln mich gefürchtet? Wär' es das erste Mal, daß wir die sprengen und die Schätze holen?"

„Nein, wahrlich nein! Das muß wahr sein!"

„Nun denn! Warum kramst Du Hindernisse aus, ehe Du meine Absichten kennst?"

„Die weiß ich, Herr, die weiß ich. Ihr liebt den summarischen Proceß. Geht's nicht auf dem Wege süßer Worte — die möchten hier vergeblich bleiben — geht's nicht durch Gold, dessen hat der Vater mehr, als wir Alle zusammen — so heißt der Weg Gewalt."

„Richtig! Und Du führst nur den Streich mit mehreren Getreuen aus.“

„Wie aber, wenn der Jude sich schützte und ich würde gefangen?“

„So würdest Du gehenkt.“

„Das ist leicht gesagt, aber schwer gethan.“

„Das kostet Dich gar keine Mühe, Saavedra, und wäre ohnehin dann wohlverdienter Lohn —“

„Wofür? Excellenza!“

„Dafür, daß Du das elfte Gebot nicht erfülltest, das: Daß Dich nicht fangen!“

„Gesetzt aber, der Jude stellte sich ungebetdig —“

„So liegt das Landhaus am Tajo. Du verstehst mich.“

„Wohl — wir werfen ihn hinein, wie den alten Schuster.“

„Ganz recht; nur dürfen die verfluchten Gallego's die Stricke nicht mehr los machen, wie bei dem Alten.“

Saavedra's Züge überflog ein Lächeln bei diesen Worten.

„Willst Du?“

„Fragt Excellenza nicht besser: Mußt Du nicht?“

„Aber liefert Du sie nicht morgen in meine Arme, so bist Du verloren.“

Den Handel kann ich nicht eingehen. Ich weiß aus einer langen Erfahrung, daß Umstände, Zufälle, Zustände und Ereignisse auch dem Klügsten in den Weg treten können. Denkt nur an den verdammten Noranha und die schöne Schustertin. In Sevilla ging mir's einmal nicht besser“ —

„Halt!“ rief Basconcellos halblaut, „meinst Du, ich hätte Lust, Dir hier für eine Mähr aus Sevilla auszuhalten? Handle, wozu Dein Schwätzen?“

„Aber die Zeitbestimmung hebt Ihr doch auf?“

In diesem Augenblick fuhr Basconcellos heftig zusammen.

Sie standen vor einer Nische seines Palastes, in welcher die

Statue des heiligen Joseph stand. Sie war kolossal und füllte so ziemlich die Nische aus, auf der jetzt tiefe Dunkelheit ruhte.

„Hast Du nichts gehört, Saavedra?“ rief er, von einer abergläubischen Furcht ergriffen. „Es schien mir, als habe der Heilige etwas geflüstert.“

„Der hat keine Zunge, Excellenza, und auf dieses Argument baue ich das andere, daß er nämlich nicht reden und also auch nicht flüstern kann. Ihr wißt, ich war in Sevilla einst Famulus eines Professors der Heilkunde; da hab' ich manchmal so was wegbekommen. Weit eher möchte ich des Dafürhaltens sein, daß sich ein unberufener Horcher hinter dem Rücken eines Heiligen ein Geschäft macht. Da will ich doch einmal nachsehen.“

„Um aller Heiligen willen nicht!“ rief ängstlich der Staatssecretär, „ich weiß aus meinen Knabenzeiten, daß man da nicht einmal Versteckens spielen kann. Da ist's unmöglich, daß sich Jemand verbergen kann.“

„Niemand, als der Rächer der Unschuld!“ rief in diesem Augenblick eine Stimme, deren fürchterlicher Ausdruck kaum errathen ließ, ob sie einem Mann oder einem Weib angehöre. Eine Gestalt, welcher die Nacht die grandiosesten Formen lieh, sprang von dem Piedestal des heiligen Joseph herab und wie der Blitz fuhr ein großer breitklingiger Dolch nach dem Herzen des Staatssecretärs. Dieser aber hatte schon bei dem ersten Geräusche, welches das Herabspringen der Gestalt verursachte, sich gegen die Thür des Hofes seines Palastes zurückgezogen. Als die Gestalt die Worte: „Niemand, als der Rächer der Unschuld!“ ausstieß, da ergriff er mit Blitzesschnelle Saavedra beim Kragen und riß ihn mit sich in den Hof, die nur angelehnte Thür in's riesige Schloß werfend.

Lange noch stand die Gestalt mit dem Dolche vor der Thüre, hinter welcher der Verworfene geschützt war. Endlich entfernte sie sich mit den Worten: „Du entgehst mir nicht!“ und nahm die Richtung gegen Bairro-alto, wo sie im Labyrinthe kleiner Gäßchen verschwand.

„Was war das?“ fragte an allen Gliedern bebend, innerhalb des Thores Vasconcellos seinen Gefährten, den er noch krampfhaft am Kragen hielt.

„Excellenza,“ erwiderte der Andalusse, „Ihr mögt Euch die Frage nach Belieben beantworten und meinetwegen des Glaubens sein, der steinerne heilige Joseph sei es selbst gewesen, der, des Stehens müde, einmal da herabsprang. Ich, meines Orts, kann diesmal nicht antworten. Hättet Ihr mich draußen gelassen, so würde mein guter Dolch von Sevilla Bekanntschaft mit der Figur gemacht haben, und er hätte gewiß Fleisch von Stein geschieden.“

„Undankbarer!“ rief halblaut Vasconcellos, „hab ich Dir nicht das Leben gerettet?“ —

„Kann sein, aber auch nicht. Jedenfalls habt Ihr's dem Meuchelmörder gerettet, aber Euch nicht; denn wer die Keckheit so weit treibt, dem ist's Ernst.“

Während Beiden der Mordversuch noch vielfachen Stoff zu Vermuthungen und Hin- und Herreden gab, saß in dem Stadttheile Bairro-alto, in dem Häuschen des Schusters Bartolo, ein Benedictiner-Mönch am armseligen Bett eines Leidenden.

„Wie ist Dir's, Bartolo, Mann meiner guten, in Gott ruhenden Schwester?“ fragte die sanfte Stimme des Mönchs den Greis, der matt auf dem Siechbett lag.

„Leider um Vieles besser, hochwürdiger Herr,“ entgegnete der Greis, „seit ich Euren Trank zu mir genommen und Bella zurück ist.“

„Bella?“ fragte erstaunt der Mönch. „Was sagst Du? Redest Du nicht irre?“ —

„Nein,“ entgegnete der Greis. — „Sie ist da — aber ihr Herz ist zerrissen und Jayme ist verschwunden, ohne daß Jemand weiß, wo er ist. So liegt der Jammer centnerschwer auf meiner Seele — die Zukunft ist hoffnungsleer und die Gegenwart elend. In die Vergangenheit darf ich nicht blicken, sonst bricht mir das

Herz. Wär' es nicht besser, die Wellen des Tajo hätten mich verschlungen?"

„Dein Loos ist hart; aber sage, theile ich es nicht mit Dir?" sprach der Mönch, „und ich vertraue Gott und trage in Demuth das Unvermeidliche."

„Wohl Euch dann!" klagte der Greis. „Mir ist das nicht gegeben. Mir zerreißt der Schmerz die Seele, und nur noch ein Wunsch lebt in mir, und der ist das letzte Aufflackern meines Lebenslichtes — ist der befriedigt, so wird es erlöschen — der Wunsch, das brennende Verlangen nach Rache an dem Schändlichen, der meinen Himmel mir raubte. Gott verdamme seine schwarze Seele!"

Der Mönch schwieg; denn wie auch sein Sinn milde war, den Charakter seiner Nation und seiner Zeit konnte er nicht verleugnen. Auch in ihm gohr die Rachsucht; auch er mußte Vasconcellos fluchen.

„Wo ist meine unglückliche Bella?" fragte der Mönch.

„Ich vermuthe, sie wird ihn suchen, daß ihr Dolch sein Herzblut trinke; denn sie hat ihn scharf geschliffen und — vergiftet. Sie darf ihn nur berühren, nur ritzen, so ist er verloren!"

Der Mönch schauderte. „Großer Gott!" seufzte er, „bis zu welchen Greueln reißt ein Laster hin! Trägt nicht er allein die Schuld solcher Greuel?" — Er sprang auf. „Ist sie allein?" fragte er den Alten.

„Wer sollte sie begleiten? Jayme ist weg und ich liege siech darnieder!"

„So muß ich sie suchen!" sprach der Mönch und wollte eben zur Thüre schreiten, als diese sich aufthat und Bella's hohe Gestalt herein trat. Todtenblässe bedeckte das schöne Gesicht. Ein wildes Feuer loderte im dunkeln Auge.

„Hat ihn Dein Racheſtrahl erreicht, mein Kind?" fragte, sich hastig aufrichtend, der Greis.

„Er ist diesmal meiner Rache entgangen, weil Wuth und

Finsterniß mich blenden; aber er wird ihn treffen, es kann nicht fehlen."

Jetzt erblickte Bella den Mönch.

„Oheim!" rief sie aus, beugte sich tief und küßte die dargebotene Hand. Dann kniete sie nieder und senkte das Haupt — aber die Bitte, daß der Mönch sie segne, kam nicht über die Lippe des Mädchens.

Der Mönch legte seine Hand auf ihr schönes Haupt, und eine heiße Thräne rollte in seinen grauen Bart.

„Gott segne Dich, mein Kind!" sprach er feierlich und ließ lange seine Hand auf ihrem Haupte ruhen. „Möchte Gott Deiner Seele Frieden geben und den Gedanken, mit Deiner schwachen Hand den Schändlichen zu fällen, aus Deiner Seele nehmen!"

„O meine Bella, Kind meiner einzigen Schwester, folge mir und laß ab. Schone Deiner! Diese heftigen Erregungen werden Deine Kraft brechen, wie sie Deinen alten Vater aufreiben. Warte noch. Die Stunde der Rache ist näher als Du glaubst, dann wird der Arm des Strafgerichts auch ihn ereilen!"

„Ich mich schonen?" fragte Bella in einem Tone, der nur zu deutlich die fürchterliche Zerrissenheit ihres Innern verrieth. „Habt Ihr denn vergessen, daß das Leben nichts mehr für mich ist, nichts mehr für mich hat?"

„Bella," tadelte der Mönch, „Du bist ungerecht. Hast Du nicht noch den alten Vater, der Deiner bedarf? Hast Du keine kindlichen Pflichten mehr zu erfüllen? Und bald naht der Tag der Rettung unseres Volkes vom Joche dieser spanischen Molche, wo auch Dir sich wieder eine Zukunft aufthun wird."

„Ich fühle Euren gerechten Tadel tief, Hochwürdiger," sagte das Mädchen. „Möge Gott mir verzeihen, daß ich das einen Augenblick vergessen konnte. O, es lebt wohl ein Gott, der barmherzig ist und die Schuld kennt und die Unschuld! Bei ihm, ja bei ihm blüht mir eine frohe Zukunft — aber hier — die Welt hat

mich ausgestoßen! — Fluche — verachtet mich — ich habe nichts mehr zu hoffen, als den Tod!"

„Kind!" sprach der Mönch, „bist Du nicht schuldlos und reiner, als hundert Andere?"

„Schweigt!" rief das Mädchen in herzzerreißendem Tone. „Die Welt zerstört die Entehrte, sie findet kein Erbarmen, keine Zufluchtstätte, nicht einmal im Kloster. Der Kreis heiliger Jungfrauen stößt sie aus."

„O, mein armes Kind," sprach wehmüthig der Mönch, „Dich hat das Unglück niedergeschmettert — und doch sollte Dich der Glaube aufrecht erhalten, der Glaube an Gott und an die Menschheit."

„An Gott, ja der ist's, der mich vor Verzweiflung schützt; aber an die Menschheit — o wer könnte nach solchen Erfahrungen noch an sie glauben?"

„Demuth, Buße und reines Leben versöhnt auch die Menschheit," sprach der Mönch tröstend zu ihr.

„Wie?" rief Bella. „Glaubt auch Ihr das Mährchen, das Euch Euer mildes Herz vorlügt? Nein, Hochwürdiger, Mitleid — Erbarmen — das sind Wesen höherer Art, die in dieser Welt nicht sind. Der schändlichste Verführer, der ruchloseste Mörder der Unschuld, wie dieser Teufel Vasconcellos, er ist noch der Ehre werth geachtet, er darf in die Gesellschaft achtbarer Menschen ungescheut eintreten und freundlicher Aufnahme gewiß sein, zumal, wenn ihn äußerer Glanz der Geburt und des Reichthums schmückt; — ja, wenn auch sein ruchloses Treiben bekannt ist, so darf er dennoch kühn um die Hand eines reinen Mädchens werben und — sie reicht sie ihm — und er wird — läßt ihm sein Gewissen Ruhe, ein glücklicher Gatte, ein geehrter Bürger. Es waren tolle Jugendstreiche, sagt die Welt. Er hat den Rausch ausgetobt, die Hörner abgelaufen, nun ist er zahm und gut. — Aber das unglückliche Wesen, dessen Herz er zertrat, dessen Frieden er zerstörte, dessen Glück er für immer mordete — es trägt die Last der

Schmach der Verachtung bis zum Grabe. Sie ist eine Gesellene, die Niemand aufrichtet. Keiner fragt: wer trägt die Schuld? Keiner forscht, ob mit, ob ohne Schuld sie die Schmach trägt. Jeden drückt die Dornenkrone des Schmerzes tiefer in die Stirne der Unglücklichen, wirft den Stein auf sie und geht erbarmungslos vorüber. Und doch ist es der Verführer, der hauptsächlich die Schuld trägt, und nicht sein armes Opfer. O, sprecht mir nicht von Erbarmen, nicht von Gerechtigkeit! Die Welt kennt sie nicht, sie ehrt kein Unglück." —

„Kind," sagte gerührt der Vater Ignazio, „Du sprichst von einer Klasse, zu der Du nicht gehörst."

Sie antwortete nicht. Sie rang verzweifelnd die Hände, hüllte sich in ihren Schleier und eilte hinaus. —

Der alte Vater, der die Worte im dumpfen Schmerz angehört, ergriff krampfhaft des Mönchs Hand und rief: „So ist es! Darum Rache! Rache! Dann komm' es, wie es wolle!" —

Auch der Mönch sank in düsteres Brüten. Dann stand er auf, segnete den Greis und schied tief bewegt aus dem Orte des Unglücks und des schuldlosen Schmerzes mit dem Herzen voll Grimmes gegen Vasconcellos.

An dem schönen Ufer des majestätischen Tajo, in einiger Entfernung von Lissabons Häusermasse, erhebt sich einer jener lieblichen, mit dem saftigsten Grün einer ewigjungen Vegetation bekleideten Hügel, welcher sich bis zur Mündung des Stromes, immer mehr jedoch sich verflachend und endlich in einer Kette von Dünen endend, hinzieht. Auf der Spitze dieses Hügels, unfern dessen eins jener Castelle stand, welche, der Hauptstadt Schutz bietend, jetzt von spanischen Söldnern besetzt waren, lag ein Landhaus von seltener Schönheit. Terrassen senkten sich von ihm herab bis zum Tajo, dessen Ufer dichtes Gebüsch umschloß — und auf diesen Terrassen prangten die herrlichsten Früchte des Südens

im frischen Laube der Bäume, blühten die duftigsten Blumen und sprudelten die reichsten Quellen ihr krystallenes Wasser in den schönsten Fontainen.

Die Aussicht, welche man oben genoß, war die ausgebreitetste und schönste, welche die Welt bot. Links übersah das Auge die sich an die Hügel lehnende herrliche Hauptstadt mit ihren zahllosen Häusern, Kuppeln, Thürmen, ihrem Hafen und dem bunten Gewühle, welches er zu jeder Stunde entfaltete, dem Mastenwalde, seiner Schiffe und der Hunderte von Barken und Gondeln, welche die Fluth in allen erdenklichen Richtungen durchschnitten. Rechts übersah das Auge die lachende Landschaft, welche sich am Tajo hinzog, und gerade im Vordergrunde wälzte der stolze Strom seine Wassermasse dem Meere zu.

Der Besitzer dieses schönen Landsitzes war Niemand anders, als der reiche Pedro de Baeza, Portugals erster Kaufherr. Seine Schiffe flaggten auf den Meeren Indiens und trugen Goas Schätze nach Lissabon in seine Magazine; sie durchsegelten den atlantischen Ocean zu den Besitzungen Spaniens hin und brachten, von Olivarez und Margarethen von Mantua begünstigt, Amerika's Produkte herüber, sowohl in die spanischen als portugiesischen Häfen. Unermeßlich waren seine Reichthümer, und gerade diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß er in so hoher Gunst stand; denn er füllte den leeren Finanzsäckel durch seine Reichthümer und zog dagegen immer neue Handelsvortheile an sich.

Daß Baeza kein Christ vom alten Blute war, so hoch das in den Augen eines Spaniers und insbesondere der Inquisition angeschlagen wurde; daß er im Rufe stand, ein heimlicher Jude zu sein, der nur um seiner Sicherheit und seiner Vortheile willen den äußeren Schein des Christenthums heuchle; daß er seinen Vortheil überhaupt als ächter Jude im Auge behielt, das kam bei ihm, der so wesentliche Dienste leistete, gar nicht in Anschlag. Philipp der Vierte war sogar so großmüthig gewesen, ihn zu adeln. —

Wäre man nicht blind gewesen, wenn man diesen schlauen,

geschäftskundigen, wie rathlosen, immer mit Geld versehenen Mann hätte ob seiner religiösen Gesinnung anfeinden, oder verfolgen wollen? Er besuchte den Gottesdienst, feierte die Tage der Heiligen. Das war ja Hauptsache und also genug, ihn als Christen zu stempeln. Was er innerhalb seiner vier Wände that und trieb, das beachtete hier die Inquisition nicht, so genau sie es auch sonst bei Anderen damit nahm.

So dachte keineswegs Vasconcellos. Zwar ein religiöser, ein fanatischer Beweggrund war es gar nicht, der ihn trieb, seine Spione, und besonders den schlauen Saavedra, das Landhaus Baeza's umschleichen, und seine vielerfahrene und erprobte Gitanna selbst Versuche machen zu lassen, sich Eingang zu verschaffen. Alles das mißglückte gänzlich; denn die Bewohner des Landhauses schienen gar keine Beziehung zur Außenwelt zu haben.

Vasconcellos mußte einen andern Weg einschlagen. Er drang in Baeza, seine liebliche Tochter am Hofe sehen zu lassen, die Herzogin habe sich sehr günstig über sie geäußert und würde sie gewiß mit Liebe aufnehmen.

Baeza dachte an die fremde Warnerin, an den Geier und die Taube, und schlug es kurz und rund ab, welcher Glanz auch Dina winken möchte.

So blieb Alles frucht- und erfolglos, und jeder Versuch, in Baeza's Familie sich hineinzudrängen, blieb ebenfalls ohne Erfolg, da er mit einer Gewandtheit und Schlauheit auswich, die gar keine Handhabe ließ. Einmal war der Staatssecretär unter dem Mantel der Staats-, insbesondere Finanzgeschäfte in das Landhaus eingedrungen; allein Dina war unsichtbar und auf seine Frage nach ihr wurde ihm vom Vater frostig bekannt gemacht, sie befinde sich unwohl. Vasconcellos gerieth außer sich, daß ihm so Alles mißlang, was er versuchte, um in die Nähe Dina's zu kommen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Weg zu betreten, den er so oft schon als den sichersten erkannt. Zwar wurde ihm unheimlich zu Muthe, dachte er an die Beziehung Baeza's zum

Hofe der Abelantada, und er fürchtete faſt, es möge dieſer Streich ihm gefährlicher werden, als irgend ein anderer; aber die Leidenſchaft machte ihn blind und — Saawedra erhielt die gemeſſenſten Befehle.

Es war an einem ſpäten Nachmittag, einige Tage darauf, daß aus der Thüre des Hauſes Dom Pedro's de Baeza zwei weibliche Geſtalten traten, um die Pracht des Sonnenuntergangs auf der Terraſſe zu genießen. Eine Dienerin folgte, welche warme Mäntel trug, ſich gegen die abendliche Kühle zu ſchützen. Es war das wunderlieblichſte Geſchöpf und das abſchreckende Bild einer alten Jüdin — Dina und Editha, Pedro de Baeza's Schweſter, die, ſeit Dina's Mutter geendet hatte, Mutterſtelle bei ihr vertrat, und, da jene bald nach Dina's Geburt ſtarb, ihre ganze Erziehung geleitet hatte. So abſchreckend aber auch ihr Aeußeres war, ſo edel war ihr Herz, ſo weich, ſo ſanft, ſo voll treuer, aufopfernder Liebe. Darum hing auch Dina mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit an ihr, und Baeza ſelbſt verehrte ſie wie eine Heilige.

War Dina ganz nach der Sitte der Zeit und der Chriſten gekleidet, ſo trug dagegen Editha ganz noch die ſeltſame Tracht ihres Volkes, das dort treuer ſeinen orientaliſchen Bräuchen blieb, als anderwärts. Sie war indeß Chriſtin geworden, ſogleich nach der Einnahme Portugals durch die Spanier, wie ihr Bruder auch. Die Tracht aber konnte ſie abzulegen nicht beſtimmt werden, daher ſie denn auch das Landhaus gar nicht verließ.

Die Sonne ſank eben im Weſten gegen den Rand der Sierra di Eſtrella. Einzelne goldene Wölkchen ſchwammen in dieſem Purpurmeer und drängten ſich ſehnſüchtig der ſcheidenden Sonne nach. Im goldenen Widerſcheine brannten die Fluthen des Tajo und die unausſprechlich reizende Landſchaft bot einen Anblick, der wahrhaft zauberiſch genannt werden konnte.

Dina ſtand wie bezaubert. Editha faltete ihre Hände und ſprach leiſe die Worte David's, des königlichen Sängers ihres

Volkes: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Die Erde ist voll deiner Güter!

Auf dem Tajo wurde es still. Nur wenige Barken sah man wie einzelne dunkle Punkte in diesem Glanzmeere herüber oder hinüber schwimmen. — Allmälig verwandelte sich der Goldglanz in einen rosigen Duft, der auf der Ferne wie ein Schleier lag und ihr jenen ahnungsvollen Reiz lieh, den ein durchsichtiger Schleier dem schönen weiblichen Antlitze gibt.

Lange standen die Frauen in diesen herrlichen Anblick versunken. Endlich bat Dina die mütterliche Freundin, da der Vater abwesend war und in Lissabon bis zur Nacht bleiben zu müssen schon vorher erklärt hatte, mit ihr einen Lustgang durch den Garten bis hinab zum Tajo zu machen, wo unter dem Dache hoher Orangen, deren Blüthen die süßesten Düfte aushauchten, ein breiter Gang am Ufer hinführte, der von dichtem Gebüsch verdeckt war. Beide legten die wärmere Bekleidung um und die Dienerin trat in das Haus zurück, während sie den tieferen Theilen des Gartens in leisem Gespräche zuschritten.

Unterdessen hier in friedlicher, ahnungsloser Stille die beiden Frauen lustwandelten, war auf dem fernen Comerzio, dem vielbewegten Hafenplatze Lissabons, noch ein rühriges Volksgewühl. Man vermuthete, daß im Palaste der Statthalterin etwas Wichtiges vorgehen müsse; denn alle Portugiesen, welche es mit dem spanischen Interesse hielten, sowie alle höheren spanischen Staatsbeamten begaben sich zur Sitzung. Zuletzt noch erschien der Erzbischof Dom Sebastian Matos Noranha mit Pedro de Baeza in lebhafter Unterredung und bald verschwanden sie innerhalb der Thüre des Palastes. Das Volk steckte die Köpfe zusammen. Es wurden Stimmen laut, die vorschlugen, man solle den Palast stürmen und Alle, welche dort versammelt seien, in den Tajo stürzen; doch machten diese Vorschläge keinen Eindruck, da einige Mönche sich bemühten, das Volk zu beschwichtigen mit dem Worte: daß der

rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen sei. Nur schwer gelang es ihnen; aber das Volk gab sich endlich drein.

Plötzlich trat aus einem ansehnlichen Palaste des Rozio ein junger Mann von stolzer Haltung hervor. Festen und kräftigen Ganges schritt er durch die Hauptstraße dem Comerzio zu, wo sich die Volkshaufen befanden. Ein dunkelbraunes Wamms umschloß eng anliegend die Glieder und weitpuffige Beinkleider von gleicher Farbe reichten bis zur Hälfte des Schenkels, von wo ab ein seidener Strumpf vom stärksten Gewebe bis zum Schuh hinabreichte, der nach der Sitte der Zeit in einem spitzen Schnabel endete, oben aber mit einer Bandrose verziert war. Ein blausammtner Mantel hing leicht und nachlässig auf den starken Schultern, auf denen sich die reichen braunen Locken wiegten, die glänzend in den Nacken flossen. Eine blaue Schärpe, reich mit Silberstickerei verbrämt, umschloß die Hüfte und diente zugleich dem Schwert als sicheres Gehänge. Den schönen Kopf bedeckte ein feiner Hut mit spitzigem Kopf und ziemlich breiter Krämpe, von dem einige Federn beinahe bis auf die rechte Schulter herabwallten. Ueberall, wo er sich hinwendete, machte das Volk ehrerbietig eine weite Gasse. Freundliche Gesichter neigten sich vor, ihn zu sehen, und sein freundliches Grüßen wurde fast jubelnd erwiedert.

„Das ist er! Das ist Noranha! Der ist Braganza's Freund!" hörte man laut das Volk sagen, und Alles deutete auf ihn. Dann flüsterte man sich wieder leise Mancherlei zu, was aber Noranha nicht verstand, oder nicht verstehen mochte.

Hin und wieder schien man Lust zu haben, ihm laut zuzujubeln.

Er winkte halb strafend.

„Ich bitte Euch, liebe Landsleute, schweigt und mäßigt Euch!" sagte er halblaut im Vorübergehen. „Bedenkt, wo Ihr seid, und daß Ihr der guten Sache mehr schaden könnet, als nützen. Vertrauet Eueren wahren Freunden!"

„Er hat Recht," ſagte das Volk, und ſah ihm ſchweigend, aber freundlich nach.

Im Paläſte hatte man das jedoch bemerkt. Es war Vasconcellos, der, an einem Fenſter ſtehend, ihm nachſah und des Volkes Bewegungen wahrnahm. Wer ihn genau beobachtet hätte, müßte des Glaubens geworden ſein, es ſei in dieſem Augenblick ein Entſchluß in ihm zur vollen Reife gekommen; denn ſchnell verließ er das Fenſter, um in die Verſammlung zurückzugehen.

Noranha ſchritt arglos dem Hafen zu. Niemand, nicht einmal ein Leibdiener, begleitete ihn zum Hafen. Dort angelangt, ſtand er einen Augenblick ſtill, um ſich nach etwas umzuſehen. Plötzlich ſprang ein Mohr an's Ufer aus einer ſchönen Barke, um ſeinen Herrn dorthin zu leiten, wo die Barke vor Anker lag.

Rüſtige Schiffer ſaßen an den Rudern.

„Wohin befehlen?" fragte der Mohr. „Maſſa, nach Matos fahren?" —

Dom Carlos de Noranha ſah in das purpurne Gewölk, und deutete dann ſtromabwärts.

Als er eingetreten war, fielen die Ruder mit einem Schlag in das Waſſer und die Barke durchſchnitt die Fluth raſch wie ein Fiſch.

Eine Weile ſtand Noranha in der ſchwankenden Barke ſtill aber feſt, wie der Maſt, da, und ſchien zu überlegen, wohin er ſeine Luſtfahrt richten ſollte. Plötzlich überflog ſein ſchönes Geſicht ein Strahl von Freude. Er ſetzte ſich nieder, und während die Barke dahinflog, ſank er in ſtilles Sinnen. Allmälig ließen die Ruderer ihre Ruder ruhen, und mit des Stromes Wellen zog langſam die Barke abwärts, nur das Steuer hielt ſie in ihrer Richtung mitten auf dem Strome ſelbſt.

Vor des jungen Mannes ſchöpferiſcher Einbildungskraft ſtand jetzt ein theures Bild; ein Bild, das ihn auf allen Wegen begleitete, deſſen Liebreiz ſeine Träume umgaukelte, und wachend, wie ſein Spiegelbild vor ihm ſtand, wohin er den Blick richtete. Seit

er Dina in der Kathedrale gesehen, war er ein Träumer geworden. Selbst die hochwichtigen Angelegenheiten der Gegenwart konnten seine Seele nicht lösen von dem Zauber, der sie mit diamantenen Ketten gefesselt hielt.

Zu stolz, sich heimlich in ihre Nähe zu schleichen; zu edel, unlautere Wege zu gehen; zu besonnen, um jugendlicher Tollkühnheit sich zu überlassen, wollte er einen günstigen Moment abwarten, der ihn mit Barza näher zusammenführte. Jetzt, wo er so träumend den Fluß hinabfuhr, wo es so still um ihn war, wo sich das rege Leben, das sonst den Tajo überall bedeckte, wie ein Bienenschwarm, der am Abend sich in seinen Korb zurückzieht, nach Lissabon zurückgezogen hatte, jetzt erwachte in ihm der Gedanke, wenigstens den Ort zu sehen, wo sie lebte, und die Luft zu athmen, die das geliebte Wesen athmete.

Allmälig traten Lissabons Häusermassen am Strome zurück, das Castell wurde sichtbar, das diesen Theil der Stadt beherrschte, und Spaniens von seinen Zinnen hochflatternde Fahne jagte die Röthe des Zorns auf Dom Carlos' Wangen.

Verfluchtes Zeichen der Unterdrückung, sprach er leise, aber grimmig in sich hinein, bald, bald hoffe ich, dich unter meinen Füßen zu zertreten! —

Er wandte den Kopf ab, da trat Barza's schöner Landsitz aus dem Grün der Bäume hervor und Dom Carlos' Auge war gefesselt, seine Gedanken hatten plötzlich eine andere Richtung genommen und seine ganze Seele trat in's Auge, das umsonst nach einer jugendlich schlanken Gestalt spähete, nach der das Herz sich sehnte.

Alles war todtstille hier in dieser Einsamkeit, diese Stille hatte so etwas Ansprechendes, daß Dom Carlos, so langsam auch der Kahn hier sich fortbewegte, hätte das kleine Anker auswerfen mögen.

Ein gellender Angstschrei aus dem Gebüsch am Tajoufer des Gartens riß ihn gewaltsam aus seinen Träumen auf.

Die Augen der beiden Räderer, sowie des Steuermanns und Hamid's, des Negers, richteten sich der Gegend zu, woher er gekommen.

„Was wir das?“ fragte Dom Carlos.

„Weiber schreien,“ sagte Hamid, „nichts sehen, Massa!“

„Halt!“ schrie jetzt der Steuermann, „dort drüben gibt's ein Bubenstück!“ Er deutete nach Baeza's Garten. Das Hülferufen wiederholte sich, dann aber verstummte es plötzlich.

Jetzt wurde eine bedeckte Barke von mehreren Menschen schnell aus den überhängenden Weiden, deren Aeste das Wasser küßten, herausgestoßen. Mehrere Gallego's wurden sichtbar und eine andere, besser gekleidete Mannesgestalt, eine weibliche Gestalt im Arme, sprang in die Barke.

„Rasch dorthin!“ schrie Noronha seinen Leuten zu.

Wie der Blitz flog seine Klinge aus der Scheide, und aufgerichtet wie der Rächer der leidenden Unschuld stand er da.

Hamid riß sein Messer aus der Scheide und stellte sich hinter seinen Herrn.

Schnell wie der Gedanke war die Barke gewendet und flog der Stelle zu, wo der räuberische Ueberfall geschehen war.

Jetzt erst erblickten die Gallego's, die die Höhe des Stromes zu erringen sich anstrengten, die Verfolger.

„Vort, vort, Saavedra!“ rief Einer.

Der das Weib haltende Mann fuhr empor. „Carracho!“ schrie er; „das ist der gottverdammte Noronha! Wir sind verloren! Rudert, sonst kostet's uns das Leben!“

Alle Kräfte setzten die muskelkräftigen Gallizier ein; aber die leichte Barke Dom Carlos Noronha's flog daher wie ein rauschender Falke, der seiner Beute nachsetzt.

„Wir sind verloren!“ schrieen die Gallego's. „Werft die Judenwerke in den Tajo, das allein kann uns retten! Don, zögert nicht!“

Saavedra maß mit sicherem Blicke die Entfernung. Sie nahm

mit jeder Secunde ab. Er erkannte die wachsende Gefahr. Es war unmöglich, zu entrinnen; denn schon jubelten Noranha's Leute, und Hamid nahm jene Stellung ein, um mit Sicherheit sein Messer zu schleudern, die dem ächten Portugiesen eigenthümlich ist, aber auch des Gegners Leben der augenscheinlichsten Gefahr aussetzt.

Wüthend schleuderte er das ohnmächtige Mädchen in den Strom, daß sich die Wellen bäumend erhoben und sich dann über dem Körper wieder schlossen.

In diesem Momente flog Hamid's Messer hinüber nach Saavedra. Es hatte gut getroffen; denn brüllend schlug der Unmensch, im Herzen getroffen, rücklings über die Barke in den Taje und war verschwunden. Wildes Geschrei erhob sich von beiden Seiten. Die Gallego's, auf nichts, als auf ihre Sicherheit bedacht, erkannten ihren Vortheil und brachten schnell ihre Barke in eine weite Entfernung.

„Massa! Massa! guter Massa!" rief in diesem Momente der Neger, der seinen edlen Herrn mit dem Strome und der Last des Körpers jener in die Wellen Geschleuderten kämpfen sah, und stürzte ihm nach. Auch die Ruderer sahen jetzt erst die Gefahr ihres Herrn. Schnell erreichten sie die Schwimmenden und nach nicht geringen Anstrengungen gelang es ihnen endlich, sowohl die erstarrte Dina, als auch Dom Carlos und den treuen Hamid in die Barke zu ziehen.

Der Leichnam Saavedra's tauchte noch einmal auf und sein Blut färbte rings um ihn die Wellen roth, aber ein Ruderschlag senkte ihn in die Tiefe.

Im Garten Baeza's war es jetzt auch lebendig geworden, händeringend und jammernd stand die Dienerschaft umher. Aber kein Fahrzeug stand ihnen zu Gebot. Sie wußten nicht, waren es die Räuber, oder wer, die sie mit der jetzt anschwellenden abscheulichen Fluth kämpfen sahen, denn die wirklichen Räuber waren längst entflohen.

Wirklich war, während sich die erzählten Begebenheiten zutrugen, die Fluth mit Macht in den Strom gestiegen und es kostete die Ruderer nicht geringe Kraftanstrengung, ihrer Meister zu werden und gegen den Garten ihr Schifflein zu lenken. Endlich war dies jedoch in so weit gelungen, daß sie sich denen am Ufer verständigen konnten.

Dom Carlos, den fieberisch der Frost schüttelte, hielt, todt für alles Andere, das geliebte Wesen an seinem Herzen und seine Lippen auf ihre gepreßt, als wollte er Leben dadurch in sie bringen.

Als die Barke endlich landen konnte, wollte er sie sich nicht entreißen lassen und es dauerte wirklich lange, bis er sich überzeugte, daß es befreundete Menschen seien, denen er sie übergab. Alles zog jetzt hinauf nach dem Hause mit möglichster Hast, wo man Dina schnell auf ein Bett legte und Dom Carlos, durch die Bewegung vom Ufer bis zum Hause wieder erwärmt, ließ es sich nicht nehmen, sie in's Leben zurückzurufen, da Editha, wie eine Wahnsinnige, durchaus keines Gedankens fähig war, so hatte der Schrecken auf sie gewirkt. Die Diener gehorchten seinen Winken und bald waren Weine und Essenzen da, die Dom Carlos anwandte.

Nach vielen Anstrengungen schlug endlich Dina ihr schönes Auge auf. Hell erleuchtet von vielen Lichtern war das Gemach, wo sie auf dem Ruhebette lag und Dom Carlos, vor ihr knieend, sie mit den stärkenden Essenzen anwunsch. Sie fuhr wild auf. „Wo bin ich?" rief sie bebend aus, „wo ist mein Vater? Bin ich gerettet?" —

Jetzt sah sie in Dom Carlos' Auge. Sie lächelte, als ob sie schön träume, sank zurück und schloß das Auge wieder.

„Dina! meine Dina!" rief im Uebermaße des Entzückens, sie wieder lebend zu wissen, Dom Carlos, „Du bist gerettet, Du bist im Vaterhause. Sieh' mich an, o sieh' mich noch einmal an!"

Sie schlug das große Auge auf. Sie hörte das Wort der Unbekannten wieder: Er ist ein Engel, liebe ihn!

„Wer seid Ihr?“ fragte sie mit matter Stimme. „Wie kommt Ihr hierher? Wer war mein Retter?“

„Er! Er!“ rief Editha ihr zu. „Er stürzte sich in's Wasser, Dich vom Tod errettend!“ —

Da reichte sie mit einem Engelslächeln Dom Carlos ihre Hand und bat: „Laßt mich etwas ruhen!“

Ruhe nach dieser innern und äußern Erschütterung war freilich das erste Bedürfniß und Alles zog sich in ein anstoßendes Gemach zurück. Jetzt erst empfand Dom Carlos, daß seine Kleider alle durchnäßt seien und wieder schüttelte ihn der unnatürlichste Frost.

Editha, die ihre Sorgfalt zwischen Noranha und ihrer Pflegetochter theilte, die in ihrer Seligkeit, die Liebliche gerettet zu wissen, den Retter vergötterte, suchte schnell andere Kleider herbeizuschaffen. Das gelang nun theilweise mit denen Baeza's, da er fast gleiche Größe und Breite mit Dom Carlos hatte. Sodann vollendete ein Mantel den Anzug, während Hamid bei einem Feuer im untern Theile des Hauses die Kleidungsstücke, wie seine eigenen zu trocknen beschäftigt war. Editha suchte durch warme Getränke sowohl Dina als Dom Carlos zu erwärmen und zu erquicken, und konnte diese, da sie sich wieder wohl zu fühlen begann, um so leichter den weiblichen Dienern überlassen, als Dom Carlos, der theuerwerthe Gast, schon ob der patriarchalischen Sitte des Volks, alle Zuvorkommenheit erheischen konnte.

Die Nacht hatte sich nun ganz auf die Erde gesenkt. Der Neumond ließ dem Firmamente nur das Sternenlicht zur Erleuchtung der Erde. An Dom Pedro de Baeza hätte unter allen den angreifenden Ereignissen keine Seele gedacht.

Dieser schritt aus der Rathsversammlung allein durch die Gassen der Vorstadt seinem schönen Hügel zu. Was dort vorgekommen, beschäftigte seine Seele, denn es war ernster Art und es dünkte ihm, als habe Feindschaft, Rachsucht und Arglist ihre Hand im Spiele, weil, was zu erweisen stand, auf bloßen leeren Ver-

muthungen und Befürchtungen ruhte. Seinem Rechtlichkeitsgefühle hatte das wiederstrebt; allein er hatte keine Stimme im Rathe, war auch nur einer Finanzangelegenheit halber hineingezogen worden und war nur im Nebengemache, das an den Versammlungssaal stieß, unberufener Ohrenzeuge dieser geheimseinsollenden Behandlung, deren eifrigster, ja es schien ihm, leidenschaftlicher Leiter Vasconcellos war.

Die Vorstadt lag jetzt hinter Baeza, und er trat unter das Dach der Ulmen, die den Weg beschatteten.

Mit einem Male war es ihm, als vernähme er leise Tritte hinter sich und halblautes Murmeln. Baeza trat nahe an den Stamm einer Ulme, der bis zur Erde beastet war und ihm die vollständigste Verborgenheit zusicherte.

Bald genug hatte er Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß sein sehr scharfes Ohr ihn keineswegs getäuscht hatte.

Eine jugendliche Frauengestalt kam daher. Ihr Gang war fast ein Schweben zu nennen, so leicht berührte der kleine Fuß die Erde, der sich zu fürchten schien, ein Blümchen zu zertreten.

Sie sprach halblaut für sich, und gerade vor der Ulme, wo Baeza stand, stand auch sie stille.

„Warnen, noch einmal warnen muß ich ihn, ehe der Satan sein Glück zerstört. — Jetzt," sprach die Gestalt, „weiß ich gewiß, daß Saavedra ausgesandt ist, das Mädchen zu rauben, wenn kein anderes Mittel fruchtet, und im Nothfalle Baeza zu ersäufen" —

„Was sagst Du?" rief Baeza, der aus dieser Rede entnehmen konnte, daß eine ihm wohlwollende Gesinnung die Unbekannte leite, und trat aus dem Verstecke hervor.

„Jesus Maria!" schrie die Unbekannte mit Entsetzen und trat einen Schritt zurück, einen Dolch ziehend, um sich [illegible] zu vertheidigen.

Baeza sah im Sternenlicht den Dolch glänzen

„Wer seid Ihr?“ fragte sie mit matter Stimme. „Wie kommt Ihr hierher? Wer war mein Retter?“

„Er! Er!“ rief Editha ihr zu. „Er stürzte sich in's Wasser, Dich vom Tod errettend!“ —

Da reichte sie mit einem Engelslächeln Dom Carlos ihre Hand und bat: „Laßt mich etwas ruhen!“

Ruhe nach dieser innern und äußern Erschütterung war freilich das erste Bedürfniß und Alles zog sich in ein anstoßendes Gemach zurück. Jetzt erst empfand Dom Carlos, daß seine Kleider alle durchnäßt seien und wieder schüttelte ihn der unnatürlichste Frost.

Editha, die ihre Sorgfalt zwischen Noranha und ihrer Pflegetochter theilte, die in ihrer Seligkeit, die Liebliche gerettet zu wissen, den Retter vergötterte, suchte schnell andere Kleider herbeizuschaffen. Das gelang nun theilweise mit denen Baeza's, da er fast gleiche Größe und Breite mit Dom Carlos hatte. Sodann vollendete ein Mantel den Anzug, während Hamid bei einem Feuer im untern Theile des Hauses die Kleidungsstücke, wie seine eigenen zu trocknen beschäftigt war. Editha suchte durch warme Getränke sowohl Dina als Dom Carlos zu erwärmen und zu erquicken, und konnte diese, da sie sich wieder wohl zu fühlen begann, um so leichter den weiblichen Dienern überlassen, als Dom Carlos, der theuerwerthe Gast, schon ob der patriarchalischen Sitte des Volks, alle Zuvorkommenheit erheischen konnte.

Die Nacht hatte sich nun ganz auf die Erde gesenkt. Der Neumond ließ dem Firmamente nur das Sternenlicht zur Erleuchtung der Erde. An Dom Pedro de Baeza hätte unter allen den angreifenden Ereignissen keine Seele gedacht.

Dieser schritt aus der Rathsversammlung allein durch die Gassen der Vorstadt seinem schönen Hügel zu. Was dort vorgekommen, beschäftigte seine Seele, denn es war ernster Art und es dünkte ihm, als habe Feindschaft, Rachsucht und Arglist ihre Hand im Spiele, weil, was zu erweisen stand, auf bloßen leeren Ver-

muthungen und Befürchtungen ruhte. Seinem Rechtlichkeitsgefühle hatte das wiederstrebt; allein er hatte keine Stimme im Rathe, war auch nur einer Finanzangelegenheit halber hinzugezogen worden und war nur im Nebengemache, das an den Versammlungssaal stieß, unberufener Ohrenzeuge dieser geheimeinfolgenden Berathung, deren eifrigster, ja es schien ihm, leidenschaftlicher Leiter Vasconcellos war.

Die Vorstadt lag jetzt hinter Baeza, und er trat unter das Dach der Ulmen, die den Weg beschatteten.

Mit einem Male war es ihm, als vernähme er leise Tritte hinter sich und halblautes Murmeln. Baeza trat nahe an den Stamm einer Ulme, der bis zur Erde beastet war und ihm die vollständigste Verborgenheit zusicherte.

Bald genug hatte er Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß sein sehr scharfes Ohr ihn keineswegs getäuscht hatte.

Eine jugendliche Frauengestalt kam daher. Ihr Gang war fast ein Schweben zu nennen, so leicht berührte der kleine Fuß die Erde, der sich zu fürchten schien, ein Blümchen zu zertreten.

Sie sprach halblaut für sich, und gerade vor der Ulme, wo Baeza stand, stand auch sie stille.

„Warnen, noch einmal warnen muß ich ihn, ehe der Satan sein Glück zerstört. — Jetzt," sprach die Gestalt, „weiß ich gewiß, daß Saavedra ausgesandt ist, das Mädchen zu rauben, wenn kein anderes Mittel fruchtet, und im Nothfalle Baeza zu ersäufen" —

„Was sagst Du?" rief Baeza, der aus dieser Rede entnehmen konnte, daß eine ihm wohlwollende Gesinnung die Unbekannte leite, und trat aus dem Verstecke hervor.

„Jesus Maria!" schrie die Unbekannte mit Entsetzen und trat einen Schritt zurück, einen Dolch ziehend, um sich nöthigenfalls zu vertheidigen.

Baeza sah im Sternenlicht den Dolch glänzen.

„Stoße Deinen Dolch ein,“ sagte er, ich bin Baeza, zu dem Du willst. Wer bist Du?“

„Schon einmal warnte ich Dich, Vater eines lieblichen Kindes,“ sprach sie. „Ich muß es noch einmal und dringend; denn ich kenne die Schritte dieses Vasconcellos. Mag er Dir heucheln, während er Dir die Hand drückt, sinnt er darauf, Dein Kind zu entehren. Sein Helfershelfer Saavedra geht mit dem Plan um, Deine Tochter zu rauben und nach jenem Orte zu bringen, wo die Hölle ihre Triumphe feiert. Sei vorsichtig, Baeza, es gilt Dein Köstlichstes! Nun hab' ich noch einen zu warnen! Noranha!“

„Wie?“ rief Baeza aus, „weißt Du Alles? Kennst Du die Geheimnisse des Staates?“ Kaltes Entsetzen durchrieselte ihn bei diesen Eröffnungen.

„Wie sollte ich nicht Vasconcellos' Pläne gegen den Edelsten kennen, den Lissabon umschließt? Hat er ihm doch seine Beute entrissen und seinen ganzen Haß auf sich dadurch geladen!“ —

„Ja, ja!“ rief Baeza, „Du hast in's Verborgene dieses schwarzen Herzens geschaut, ich sehe das ein. Geh', ich danke Dir; geh' und warne Noranha!“

„Wovor?“ fragte Bella und trat ihm näher. „Wißt Ihr etwas Anderes noch? Vasconcellos will ihn niederstoßen lassen!“

„Geh' und warne ihn vor dem Thurme von Belem! Eile! Ehe vielleicht zweimal der Tag grauet, ist's zu spät.“

Wie der Blitz durch die Wolken zischt, so schnell flog Bella die Anhöhe hinab.

„Seltsames Wesen, dessen Namen ich nicht kenne, von dem ich nichts weiß,“ sprach zu sich Baeza, „und das doch an mir und meinem Kind einen mehr als gewöhnlichen Antheil nimmt. Der Herr lohne Dir, wenn Du gute Absichten hast!“

Er wandte sich schnell nach seinem Hause. „Sollte“ — so fragte er sich selbst, „sollte es möglich sein, daß dieser Vasconcellos unredliche Absichten auf Dina habe? Er ist Wüstling genug, und sein Ruf ist schlimm. Murmelt doch das Volk von einer schreck-

lichen Geschichte, wo er den Vater erschlug, die Tochter geraubt und entehrt habe!" —

So kam er an das Thor. Lange mußte er harren und lärmen, ehe man ihn hörte und öffnete.

Im Antlitze des Dieners las er die bleiche Schrift des Schreckens, und das Wort des Vorwurfes, das ihm auf der Lippe schwebte, erstarb.

„Was ist geschehen?" fragte er hastig.

„Beruhigt Euch, Herr," war die Gegenrede. „Die Gefahr ist vorüber!"

„Welche Gefahr?" stürmte Baeza mit Entsetzen.

„Sie ist gerettet; Eure Tochter war von Räubern angegriffen und entführt worden; aber ein edler, kühner Mann, den der Herr des Himmels zur guten Stunde sandte, hat sie gerettet von der Schmach und aus den Händen der Gottlosen!" —

So sprach der Diener.

Baeza's Haar sträubte sich. „Gott meiner Väter!" rief er, „erbarme dich meiner und meines Kindes!"

Wie ein Besessener rannte er nach dem Hause. Hier war Editha die Erste, die ihm begegnete und laut weinend um seinen Hals fiel. Aber Baeza drückte sie weg und flog nach Dina's Gemache, wo er das geliebte Kind bleich, aber wohl und heiter fand.

Jetzt erst that sich ihm die ganze schauerliche Tiefe des Abgrundes auf, der sein Glück zu verschlingen gedroht hatte. Er vernahm Alles und ihm schwindelte. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

Als sie ihm Alles erzählt hatten, fiel er nieder auf seine Kniee und sprach ein heißes Dankgebet dem Retter seines Glückes, dem Vater, der die Hülfe zu rechter Zeit gesendet.

Dann sprang er auf. „Wo ist der, der wie ein Engel Gottes kam, den Willen des Herrn auszuführen?" fragte er.

Dina lächelte mild und selig. Auch der Vater nannte

ihm ja, wie die Unbekannte und ihr eigenes, liebendes Herz, einen Engel.

Edith aber faßte des Bruders Hand und geleitete ihn in das Gemach, wo Noranha sich befand.

In dem seltsamen Aufzuge, den ihm die Noth aufgedrungen, vermochte Baeza's Auge nicht, ihn zu erkennen. Er trat auf ihn zu und sagte, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte:

„Ein glücklicher Vater kommt, Dir zu danken. Alles, was ich habe, kann den Werth dessen nicht ersetzen, was Du mir erhieltest. Fordere, was Du willst. Du sollst sehen, daß Pedro de Baeza zu lohnen weiß!"

Noranha erhob sich jetzt. Der hellere Strahl des Lichtes fiel auf das edle Gesicht, das bleich und dadurch zwar etwas unkenntlicher, dennoch Baeza's scharfes Auge nicht täuschen konnte.

„Was seh' ich?" rief er aus und trat erschrocken zurück, „Dom Carlos de Matos-Noranha! — ? — Wie um des Herrn willen, kommt Ihr hierher und in diese Kleidung?"

Noranha lächelte. „Ich danke Gott," sagte er, „daß es mir vergönnt war, eins der schändlichsten Bubenstücke zu vereiteln, welche sich der Verworfene, der leider einen mir befreundeten Namen trägt, hat zu Schulden kommen lassen!"

„Wie? also wirklich Vasconcellos?" fragte Baeza.

„Es war sein Leibdiener, der Spanier Saavedra, der von der Hand Hamid's, meines schwarzen Dieners, fiel und so seiner Schandthaten Lohn fand," entgegnete Noranha.

„Also wirklich Vasconcellos!" rief, die Hände ringend, Baeza, aus. „So wäre denn die Warnung nicht ohne Grund gewesen, die ich empfing!"

Aus dem tiefsten Grunde seiner Seele quoll jetzt der Dank hervor.

Noranha aber lehnte ihn ab. „Es war ein glückliches Ungefähr, was mich in dem entscheidenden Augenblicke herzugeführt," sagte er.

„Aber Ihr stürztet Euch in den Tajo für mein Kind und opfertet so Euer Leben!“ —

„Gott, was ist Euch?“ rief plötzlich sich unterbrechend Baeza aus; denn Noranha sank wie ohnmächtig zurück in den Lehnstuhl, in welchem er früher gesessen.

Die plötzliche Erkältung in den Fluthen des Tajo, die Anstrengungen zur Rettung Dina's und das lange Anhalten der durchnäßten Kleidungsstücke verursachten Noranha üble Zufälle. Man mußte ihn schnell zu Bett bringen, und das heftigste Fieber stellte sich alsbald ein — Vorbote einer vorauszusehenden schweren Krankheit. Baeza traf alle nur mögliche Maßregeln, um der Krankheit entgegen zu wirken; allein schon am folgenden Tage zeigte es sich deutlich und klar, daß sie die Nerven des Leidenden auf eine furchtbare Weise erschüttert hatte, daß eine lang andauernde Zeit hingehen konnte, ehe er genas, wenn anders seine Körperkraft ihr widerstand.

Und es war so. Wochen an Wochen reiheten sich, und die Leidenstage des Unglücklichen nahmen nicht ab. Baeza ließ ihn nicht aus seinem Haus und Dina schwebte wie sein Schutzgeist um sein Lager.

Hier erst that sich ihr kund, wie Noranha sie liebe. In seinem Phantasien war nur sie es, die ihn beschäftigte. Der Moment, wie Saavedra sie in das Wasser des Tajo schleuderte, war es hauptsächlich, der ihn beschäftigte und seine ganze Seele erfüllte. Dann klagte er im tiefempfundensten Schmerz um ihren Verlust; bald wieder jubelte er um ihre Rettung, und doch kannte er sie nicht, wenn sie thränenschweren Auges an seinem Siechbett weilte und ihm die kühlenden Arzneien bot.

An einem dieser Tage war es, und schon hatten die Novembers-Stürme gebraust, als er in einen erquickenden Schlaf nach heftigen Paroxismen verfiel. Dina saß an seinem Bett, wachend über den Schlummer des Geliebten und zu Gott betend aus tiefster Seele für seine Genesung. Als er einige Zeit ruhig geschlafen und da

lag wie ein Bild des Todes, überfiel das liebende Mädchen eine namenlose Angst. Man konnte kaum bemerken, daß der Athem seine Brust hob und senkte. „Wie," sagte sie zu sich, „wenn er stürbe, das Opfer für meine Rettung!?" — Bebend erhob sie sich und neigte sich über ihn und — unwillkürlich hauchte sie einen Kuß auf seine Lippen. Er schlug mit dem Worte: „Dina!" die Augen auf und sah in ihr schönes Auge mit klarem Bewußtsein. Er wand seinen Arm um ihren Nacken, und so lag sie an seiner Brust sanft hingegossen. „Dina, Dina," sprach er sanft, „bist Du nicht mein Schutzgeist, von dem ich so schön geträumt?"

„Mein Retter!" flüsterte sie; aber sie entwand sich seinem Arme nicht. Bald fanden sich die Lippen, wie sich die Herzen längst gefunden hatten, und der Liebe schöner Bund war besiegelt.

Wunderbar schnell genas er. Selige Tage lebte er nun in Dina's Nähe, in ihrem Umgang, und der Bund der Herzen gewann jene Festigkeit, jene Innigkeit, welche ihm eine ewige Dauer verhieß.

Schwer war die Stunde, als er schied aus dem Kreise, der ihm so theuer war. Als er in der letzten Stunde, welche er ungestört bei der Geliebten war, von ihrem Munde das Wort: „Ewige Treue" wegküßte, da war über seine Zukunft entschieden und über die Dina's. An den Abstand der Standesverhältnisse dachte seine Seele nicht; nicht an das, was ihn erwartete; denn was sich in Lissabon ereignet, seit er litt, war ihm Geheimniß geblieben.

Das Mißglücken des Versuches, Dina zu entführen, der Tod Saavedra's, hatte Vasconcellos in Raserei gebracht. Baeza war klug genug, über das ganze Ereigniß zu schweigen; allein bald mußte es laut werden, daß Noronha in seinem Landhause krank lag.

In jener Versammlung des Staatsraths war es, wo Vasconcellos das, was er, auf Saavedra's Anzeige bauend, für Gewißheit nahm, dem Staatsrathe zur Anzeige brachte. Groß war die Sen-

sation und fast geriet der Erzbischof Noronha außer sich, als er den Neffen als Haupt der Verschworenen nennen hörte.

Der Staatssecretär trug auf Verhaftung an, allein nicht Alle stimmten ihm bei, weil die Anzeichen viel zu unsicher seien, und Viele riethen vielmehr, die Verschworenen zu beobachten.

Es war seit jener Zusammenkunft eine geraume Zeit hingestossen und kein Ereigniß deutete darauf hin, daß man weitere Versuche gemacht.

Auf Noronha's Verhaftung aber trug der eigene Oheim an, weil er Grund habe, ihm zu mißtrauen. Man forschte heimlich nach seinem Aufenthalte, da er lange unsichtbar blieb. Das Volk vermuthete, sein Liebling sei heimlich aus dem Wege geräumt und selbst Dom Carlos Freunde wußten nichts von ihm.

Nur Bella kannte Alles genau, so auch seinen Aufenthalt und widersprach den Volksgerüchten, soweit sie konnte, durch den Pater Joseph. Durch diesen erfuhr endlich der Bischof von Lissabon die Wahrheit.

Vasconcellos ahnete es wohl, wo er sei, aber hatte den Muth nicht, Baeza zu fragen. Er steckte sich daher hinter den Erzbischof Noronha und dieser zwang Baeza das Geheimniß ab.

Nach reiflichen Berathungen kam man überein, seine Genesung abzuwarten, weil er ja jetzt unschädlich sei.

So kam denn endlich diese heran und mit ihr Dom Carlos Rückkehr nach Lissabon.

Baeza, der ihn lieb gewonnen, der ihm aber auch so hoch verpflichtet war, konnte es sich nicht versagen, ihn vor den Folgen seiner Rückkehr zu warnen, ihm freundlich zu rathen, er möge auf seine Sicherheit bedacht sein.

Noronha verwarf das mit edlem Stolz und kehrte in seinen Palast zurück.

Noch ehe der Abend herabsank, wurde der kaum Genesene verhaftet und nach dem fürchtbaren Thurme von Belem gebracht.

Schnell, wie ein Lauffeuer, verbreitete sich das Gerücht dieser

gewaltsamen Maßregel unter dem Volk und unter den höheren Ständen.

Schon am Abend dieses Tages, es war in den letzten Tagen des Novembers 1640, sah man auf dem Rozio und Comerzio große Volkshaufen. Einzelne Mönche schlichen umher unter dem Volke. „Noranha muß frei werden!" schrieen laut einzelne Stimmen.

Vasconcellos, trotzig und wild, ließ aus den beiden Castellen, welche die Hauptstadt schirmen, Truppen in die Stadt rücken und die Wälle des Forts mit Feldstücken besetzen, deren drohender Mund Lissabon sein Schicksal ahnen ließ. Doch blieb es diesen Tag hindurch und am folgenden ruhig.

So nahte der erste December 1640.

Es war noch früh am Morgen, als ein Volkshaufe von Bairro-alto her sich dem tiefer liegenden Lissabon näherte, an dessen Spitze ein Greis, ein Mädchen und ein Jüngling einherschritten. Der Greis war hochbetagt, aber die Erregung gab seinem Wesen neue Schwungkraft. Er schritt einher wie ein Mann von vierzig Jahren. Das Mädchen war von ausgezeichneter Schönheit der Formen. Ihr Gesicht war bleich und der Kummer hatte tiefe Spuren darauf zurückgelassen, aber die Schönheit nicht zu vertilgen vermocht, die einst hier siegend gethront. Ihr Ausdruck war jetzt furchtbar. Ein wildes Feuer glomm in ihrem Auge. Das reiche Haar flog rabenschwarz im Winde. Alle ihre Züge athmeten eine Leidenschaft, die zu jeder Handlung der Rache fähig machte. Der Jüngling schien eine sanfte Natur. Die augenblickliche Erregung nur hatte ihm eine Lebendigkeit gegeben, die ihm nicht eigenthümlich war.

„Noranha frei!" war der Ruf, den sie von Zeit zu Zeit hören ließen.

Wie die Lawine in den Alpen als Schneeflöckchen beginnt, das der Sturmwind, oder der Gemse leichter Fuß, oder des Adlers Flügelschlag losrollt, aber im Abwärtsgehen immer mächtiger anschwillt und in ihrem Gange drohender wird, bis sie zuletzt, unten

im Thal anlangend, Tausende bedeckt und die friedlichen Wohnungen zerstört, Flüsse zu Seen dämmt und den Fleiß von Jahrzehnten tilgt, so war es mit diesem Volkshaufen.

„Noranha frei, Spanien nieder!“ schallte es in allen Gassen und Häusern, wo sie durch- und vorüberzogen. Ueberall schloß sich das Volk an, mit jedem Schritte wuchs die Zahl, mit der Zahl die Wuth und Kühnheit.

Mit furchtbarer Gewalt schob sich der Haufe, der jetzt bereits Tausende zählte, dem Rozio zu, und ehe Vasconcellos daran denken konnte, sich selber zu retten, war sein Palast besetzt und in sein Gemach drangen Bartolo, Bella und Jayme, gefolgt von den wildesten Männern des Haufens.

Stolz wollte er ihnen entgegen treten, durch sein imponirendes Wesen sie niederdonnern, aber, als er die unglückliche Bella erblickte, trat alles Blut aus den äußeren Theilen nach dem Herzen zurück und drohte es zu zersprengen. Er war keines Wortes fähig.

Bella trat vor ihn hin, und ihr Wesen, ihre Gestalt hatte etwas Furienartiges.

„Kennst Du mich?“ fragte sie. „Teufel, kennst Du mich?“ Sie schwieg auf diese Frage und weidete sich an dem Entsetzen, das sich in Vasconcellos' Zügen aussprach, an der Todesangst, die den kalten Schweiß auf seine Stirne trieb.

„O, mich kennst Du wohl, Teufel? Kennst Du auch diesen Greis?“ Sie deutete auf ihren Vater. „Sieh', ihn hast Du im Tajo ersäufen lassen wollen! Weißt Du das noch? — Deine Stunde ist jetzt da, auch die unsere, die Stunde der Rache! Kennst Du diesen? Sie wies auf Jayme. Er war mein Bräutigam. Er war es. Du hast sein Lebensglück zerstört, wie das meine. Du mußt sterben. Der Dolch ist geschliffen und vergiftet. Sieh' hierher — das ist er. Ritzt er Dich nur, so ist's schon genug, Deine Seele zur Hölle zu schicken. Also rechne auf keine zehn Minuten.“

„Wo ist Dom Carlos Noranha? Antworte!“

Vasconcellos bebte. Sein Muth war gebrochen, er war vernichtet. Wie er früher trotzig war, so verzagt, kleinmüthig und muthlos war er jetzt.

Ohne das Auge aufzuschlagen, sagte er: „Im Thurme von Belem.“

„So setze Dich nieder,“ gebot Bella, „und schreibe dem Commandanten, daß er ihn frei gebe, wir warten hier bei Dir, bis er kommt.“

Vasconcellos wankte zum Schreibtisch und schrieb.

„Halt ein,“ sagte Bella. „Befiehl ihm, den Gefangenen auf einem der beifolgenden Pferde im Galoppe hierher zu bringen.“

Vasconcellos schrieb. Als er geendet, reichte er Bella den Brief. Sie überflog die Zeilen und gab sie schnell einem der nahestehenden Männer.

„Geh,“ sagte sie, „in den Stall dieses Nichtswürdigen hier, und nimm Dir die zwei besten Pferde. Dann jage, was Du kannst. In einer halben Stunde mußt Du wieder hier sein!“

Der Mann entfernte sich alsbald.

„Schreibe!“ gebot das Mädchen, in dessen Augen Vasconcellos nicht zu blicken wagte, „schreibe, daß Alle frei sind, die Belem und das Fort Sanct Julian umschlossen halten!“

Vasconcellos wankte zum Tische und schrieb. Auch dieser Befehl wurde abgesandt.

Laut und lauter wurde unten das Verlangen, den Kopf Vasconcellos' zu sehen; allein Bella wollte sich weiden an der Todesangst ihres Schlachtopfers, das schweigend und zitternd da stand.

Von einer andern Seite her kam jetzt ein Haufe Volkes nach dem Rozio. An ihrer Spitze stand Manoel de Maja und der Mönch Joseph, Ersterer ein Franziskaner. Sie hatten die Spanier von dem Fort Sanct Julian abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht; aber keiner war mißhandelt worden.

Pinto, Ribeiro, Saldanha, Pereira und Bandeira hatten den

Regierungspalast am Comerzio bereits erstürmt und die Statthalterin zur Gefangenen gemacht; doch auch ihr war nichts geschehen, was nur gegen die Regeln des strengsten Anstandes gewesen wäre.

Lissabon war erobert, Spaniens Macht war gebrochen. Der Bischof von Lissabon ritt durch die Straßen und rief João de Braganza zum Könige aus. —

Jetzt konnte Bella nicht länger warten. Auf ihren Wink ergriffen mehrere Männer den Staatssecretär und schleppten ihn auf den Balkon seines Palastes. Bella schwang ihren Dolch und in demselben Momente drangen drei Dolche zugleich in sein Herz. Fürchterlicher Jubel brauste vom Platze herauf. Der Leichnam wurde herabgestürzt. Das Volk schleppte ihn mit kannibalischer Wuth durch die Straßen und stürzte ihn endlich in den Tajo. Als Bella ihren Dolch aus Vasconcellos' Brust zog, wandte sie sich zu Jayme.

„Ich habe Dich wiedergesehen, mein Geliebter," sagte sie, „und habe mich gerächt. Mein Lebensziel ist erreicht. Gib mir noch einmal Deine Hand!"

Er reichte sie ihr und schlang seinen Arm um sie.

Bella drückte die Hand an ihre Brust, an ihre Lippen, machte sich dann schnell los und sprach: „Sei meines Vaters Sohn!"

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte den Greis und Jayme zugleich. Sie wollten ihr in den Arm fallen, aber — es war zu spät. Tief im Herzen saß der Dolch.

In Jayme's Arme sank sie nieder.

„So laß mich sterben!" flüsterte sie. Ein Lächeln verbreitete sich über ihre Züge und das Auge brach.

In einem feuchten Winkel des tiefsten Kerkers im Thurme von Belem, den die Wellen des Tajo umspielten, saß, an Händen und Füßen gefesselt, der unglückliche Don Carlos und rief sich die

Bilder süßen Glückes zurück, mit denen die trostlose Kerkernacht so schauderhaft gewechselt hatte. Obgleich er auf seine Freunde und den Ausbruch der Revolution sicher zählte, so traten doch auch wieder dunkle Ahnungen vor seine Seele. Er wußte, welcher Schandthaten Vasconcellos fähig war. Kein Licht des Tages drang in den Kerker, in welchem man dem Feinde des allmächtigen Staatssecretärs die ungeheuren Fesseln angeschmiedet. Wenig faules Stroh war sein Lager. Nur alle Tage einmal brachte man Ihm rauhes schlechtes Brod.

Mehrere Tage hatte er schon dies entsetzliche Loos getragen, als plötzlich ein wilder Lärm zu seinen Ohren drang.

Das sind meine Henker, die mich zum Tode führen, sprach er zu sich selbst, und empfahl im Gebete seine Seele Gott.

Der Lärm kam näher. Die Riegel rasselten. Unbekannte Gestalten drängten sich zur Thüre herein. Ihre Fackeln beleuchteten furchtbar wilde Gesichter.

„Ihr seid frei, Dom Carlos Noranha! Bella hat Euch diese Riegel geöffnet!" sagte der Anführer, welcher unter diesen Worten den Gefangenwärter stieß, daß er die Ketten löse.

„Welche Bella?" fragte erstaunt Noranha, der hier den Zusammenhang nicht begriff.

„Die, die Ihr aus Vasconcellos' Händen rettete. Sie schwingt den Dolch über Vasconcellos. Vielleicht hat er schon ausgeathmet. Aber der Bischof von Lissabon hat Braganza als König proclamirt und Portugal ist frei!"

In diesem Momente fielen Dom Carlos' Fesseln. „Gelobt sei Gott!" rief er freudig aus.

„Aber auch nun schnell zu Roß, Portugiesen! Braganza sprach: Ohne Blut! An seiner Krone soll kein Tropfen Bürgerblut kleben; ich muß Vasconcellos retten."

„Da versucht Ihr etwas sehr Eitles," sagte der, der an der Spitze der Rotte stand, welche Vasconcellos' Befehl überbracht hatte; „denn Bella hat eine furchtbare Rache zu nehmen. Das

läßt sie nicht. Und den Befehl, Euch frei zu geben, den zwang sie ihm ab."

Wohl sah Noranha ein, daß Reden hier eitel waren. Er schwang sich auf's Roß und jagte in entsetzlicher Hast der Hauptstadt zu.

Kaum aber nahte er sich den Thoren, so kam wieder ein Volkshaufe aus der Vorstadt Alcantara. „Alle Gefangenen zu Belem sind frei!" riefen sie. „Vasconcellos ist gerichtet und Braganza König!" Sie eilten nach Belem weiter.

Endlich ritt Noranha in die Straßen ein. Kaum erkannte ihn das Volk, als es in brausenden Jubel ausbrach, ihn vom Pferde hob und nach dem Rozio trug, zu seinem Palast.

Unbeschreiblich war Hamid's Freude. Er erzählte ihm die Vorgänge im Palaste Vasconcellos', die Proclamation Braganza's.

„Wie steht's im Hause Baeza's?" fragte er den Diener.

„Viel Kummer Euretwegen, Massa," sprach er. „Viel Thränen."

Der Gedanke fuhr jetzt durch Noranha's Seele, wie wenn ein räuberischer Haufe die Gelegenheit benutzt hätte, diese einsame Wohnung zu überfallen, zumal Baeza ein Freund der Spanier war?

Schnell ließ er sich ein Roß satteln und jagte hinaus auf die freundliche Höhe, wo ihm des Lebens Sonne, wenn auch durch schwere Wolken aufgegangen war.

An dem Thore sprang er ab. Er klopfte, er rief; aber Alles war öde und todtstill, obgleich keine Spur von Gewalt sichtbar war.

Hat sie die Furcht vor der Gefahr in's Innere ihrer Wohnung getrieben? Ist vielleicht Baeza nicht einmal bei den Frauen? So fragte er sich, band dann schnell sein Roß an und schwang sich über die Mauer. Niemand begegnete ihm. Er rief. Niemand gab ihm Antwort. Sein Herz bebte. — Jetzt war das Haus erreicht.

Welch greuelvoller Anblick! Alles war demolirt von frevelnder Hand. Ueberall das Bild einer wilden Zerstörung.

Von Zimmer zu Zimmer rannte er mit wahrer Todesangst. Die Spuren der Zerstörung waren so frisch, so neu, daß ihm die Vermuthung fast zur Gewißheit geworden war, Baeza müsse mit den Seinen noch im Hause versteckt sein.

Mit geschärfter Aufmerksamkeit betrachtete er alle Räume. Er drang hinab in den Keller. Seltsam! da lagen Schläuche voll Weins und in steinernen Gefäßen stand es, mit Olivenöl bedeckt, völlig unberührt! Auch hier war keine Spur. Immer mehr folterte ihn die Angst.

Wieder hinauf rannte er, noch einmal durch alle Gemächer. Da gelangte er in Baeza's Cabinet. Kisten und Kasten waren leer. An der Wand hing ein großes, sehr schlecht gemaltes Bild.

Daß hinter demselben ein Versteck sein könne, vermuthete er. Schnell schob er es auf die Seite. Wirklich zeigte sich eine schmale Treppe von drei Stufen und oben eine Thüre. Sie war verschlossen. Ein kräftiger Tritt jedoch öffnete sie. Dom Carlos trat ein — es war Niemand darin; aber vor seinem Auge stand — ein kleiner jüdischer Tempel!

Acht Tage später, während welcher der Bischof von Coimbra die Ordnung in der Hauptstadt mit Pinto-Ribero erhalten, keine Ausschweifung aber auch mehr vorgefallen war, kam die ersehnte Stunde des Einzugs des Königs in seine Hauptstadt.

Die Adelantada Margaretha von Mantua war in eine milde gefängliche Haft im Palast ihres Günstlings Vasconcellos gebracht worden, dessen Schändlichkeiten ihr erst jetzt kund wurden, dessen Tod sie aber tief beugte. Man erwies ihr indessen alle Achtung und Ehrerbietung.

Eine Deputation war Johann IV. nach Villa Viciosa entgegen-

gezogen. An ihrer Spitze stand Dom Carlos Noranha und der Bischof von Lissabon.

Ueberall begrüßte den Erscheinten des Volkes ungemessener Jubel; aber in Lissabon überstieg er jedes Maß; allein auch der Name Noranha wurde jubelnd gerufen.

War aber das des Volkes Liebling, der zur Linken des Königs ritt, Dom Carlos Noranha, der sonst so blühende, lebenskräftige Mann? Lag die Centnerlast des Kummers auf seiner Seele, oder warum waren die Wangen so bleich, das Auge so trübe, jetzt, wo seines Herzens Wunsch erreicht, das Vaterland frei, der rechtmäßige König seines Volkes in seine Hauptstadt zurückgeführt war? Wer konnte antworten? —

Dom Sebastian de Matos-Noranha.

In einem hellerleuchteten Prunkgemache des königlichen Schlosses zu Madrid ging Philipp der Vierte unruhig auf und nieder. Es lagen schwere Wolken auf seiner Stirn und die Blässe seines Gesichtes verrieth sehr klar, wie sehr ihn die Kunde angegriffen, welche er eben erhalten hatte. Murmelnd unverständliche Worte, trat er vor ein aus Elfenbein herrlich geschnitztes Kruzifix, faltete seine Hände und betete, daß der Sturm vorüberziehen und es ihm gelingen möge, das verlorene Königreich wieder zu gewinnen und die Empörer, welche in Catalonien sich erhoben hatten und täglich Fortschritte machten, zu bezwingen. Unter dieser frommen Beschäftigung, die deutlich genug die Sorgenlast zeigte, welche auf Philipps Seele lag, unterbrach ihn der Kämmerling, welcher den Herzog von Olivarez, Philipps ersten Minister, meldete. Der König hatte ihn eiligst beschieden und ließ ihn augenblicklich vor.

Olivarez verbarg eine große Verlegenheit unter der Spiegel-

glätte des äußern Wesens und einem leichtfertigen Lächeln. Sich tief verbeugend, sagte er zum König:

„Ich muß Eurer königlichen Majestät zu einem ansehnlichen Gewinnte Glück wünschen. Der Herzog von Braganza hat am ersten December den witzigen Einfall gehabt, sich zum Könige von Portugal ausrufen zu lassen. Alle seine Besitzungen hat er dadurch verwirkt, die nun der Krone Eurer königlichen Majestät anheimfallen."

Der König sah ihn mit einem strafenden Blick an. „Olivarez," sprach er, „Ihr seid mir heute ein Räthsel. Ihr könnt Euch einen Scherz erlauben, worin so bitterer Ernst laut genug zu uns spricht. Es mißfällt mir sehr!"

Olivarez erbleichte.

„Eure Majestät mögen mir nicht zürnen, wenn ich die Sache in Lissabon anders nicht, als einen kecken Streich eines Unbesonnenen ansehe und wiederhole, was ich zu bemerken mir erlaubte."

„So ist Eure Quelle trüb und Ihr seid schlecht unterrichtet. Der Staatssecretär Vasconcellos ist todt. Braganza ist nicht von einer Faction, sondern vom ganzen Volk als König anerkannt. Alle die drückenden Steuern, womit Ihr, nach Alba's Art, das Volk zur Verzweiflung gebracht, sind von ihm erlassen. Er hat öffentlich dem Volk erklärt, daß er alle außerordentlichen Staatsbedürfnisse aus seinem Privatvermögen bestreiten würde, um das arme Volk aufathmen zu lassen!" Der König hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit einem tiefen Seufzer fort:

„In den ersten sechs Tagen seiner Regierung rief er die Cortes zusammen. Sie haben ihm gehuldigt und sechs Millionen Ducaten baar in den Schatz geliefert, damit eine Marine wieder entstehe und ein Heer errichtet werde. Der Commandant von Elvas hat ihm, um die Hiobspost voll zu machen, diese Festung, den Schlüssel des Reichs, übergeben; er war ein Portugiese. — Ermesset die Lehren, die darin liegen!" —

Olivarez fühlte den Boden wanken unter seinen Füßen. Es

schwindelte ihm. Die Mittheilungen des Königs enthielten so herbe Vorwürfe, daß er fast eine förmliche Ungnade zu befürchten hatte.

„Eure Majestät," sprach in einem unterwürfig demüthigen Tone der Minister, „beschämen mich. So genau und mit solchen Einzelheiten bin ich leider nicht vertraut. Sollte es so sein, so hätte mich freilich ein starker Irrthum befangen, und ich müßte von Eurer Majestät Gnade meine Verzeihung erflehen."

„Das Alles also ist Euch wirklich fremd?" fragte der Monarch mit Verwunderung.

Olivarez beugte sich tief. „Eurer Majestät Quellen sind reicher geflossen, als die meinen. Wahrscheinlich sind die Eilboten der Herzogin aufgefangen worden."

„Oder sie selbst!" sagte der König, Olivarez's Erstaunen noch vermehrend.

„Oder sollte vielleicht der hochwürdige Erzbischof von Braga —"

„Der dürfte es," fiel der König in die Rede des Ministers, „für's Erste gerathen finden, sich neutral zu halten."

„Aber, um Gotteswillen, sind denn unsere Truppen in den Forts Sanct Julian und —"

„— alle todt, meint Ihr?" — fragte der König. „Sie leben, Herzog; aber die Gefangenschaft des Volkes von Lissabon, das sie nicht lieb hat, dürfte sie nicht auf Rosen betten."

„Majestät!" rief Olivarez, „ich bin außer mir. Sind die himmlischen Mächte im Spiel — oder —"

„Ihr wollt fragen, ob ich bessere Agenten habe, als Ihr, Herzog?" fragte der König. „Baeza!" rief er, und aus dem anstoßenden Cabinette trat der Gerufene hervor.

„Hier," sagte der König, „ist meine, leider sehr sichere Quelle. Ein Augenzeuge der neuesten Ereignisse, ein treuer Unterthan seines rechtmäßigen Königs, der den Muth und die Treue bewies, in dieser Zeit großer Gefahren für ihn hierher zu pilgern, um uns die sicherste Kunde zu bringen."

„Ihr also, Dom Baeza!" sprach Olivarez, und der Ton, in

dem er dies sagte, ließ Baeza deutlich erkennen, wie übel er es deute, daß er ihm vorüber gerade zum Könige gegangen sei.

„Ich hatte mit Eurer Erlaubniß Seiner Majestät ein Schreiben meines gnädigsten Herrn, des Erzbischofs von Braga, zu überreichen, das die größte Eile hatte!“ versetzte Baeza, gleichsam dem Ton antwortend, in dem der Minister zu ihm geredet.

„Es ist eine Hiobsbotschaft, welche Ihr bringt,“ fuhr Olivarez fort; „aber ich hoffe, es wird uns nicht schwer werden, mit dem Schwert in der Hand den Portugiesen zu sagen, wer das Recht habe, ihre Krone zu tragen, und wer nicht.“

Der König sah seinen Minister fragend an.

„Und die Rebellen in Catalonien — die vergeßt Ihr, oder wollt sie übersehen; vergeßt, daß der Schatz leer ist und unsere Macht jenseit des Oceans zum Theile zerstreut!“ sagte der König.

Olivarez, wohl erkennend, daß er seinem Könige völlig unentbehrlich sei, aber auch nicht verkennend, daß die Umstände sein Ansehen beim Könige bedeutend geschwächt hatten, ließ den Moment nicht unbenutzt vorüber, der ihm das volle Uebergewicht sichern mußte.

Er richtete sich stolz auf. „Wann haben Eurer Majestät Waffen noch ohne Ehre gekämpft? Wo hatte das frevelnde Unrecht der Aufrührer gegen das göttliche Recht des gesalbten Monarchen Etwas vermocht? Dank dem Himmel und seinen Heiligen, daß ich, Eurer Majestät unwürdiger Diener, im Stande bin, Eurer Majestät die frohe Kunde eines entscheidenden Sieges zu bringen. Silva hat die Empörer geschlagen. Sie werden kaum sich wieder zu erheben wagen.“

„Gelobt sei Gott!“ seufzte der König schwer auf. „Herzog, Ihr erleichtert mein Herz.“

„Und ist uns das gelungen, so wird es nicht fehlen, daß auch Portugals Krone Eurer Majestät erhabenes Haupt wieder schmücke. Die sechzigjährigen Wohlthaten der spanischen Regierung werden viele dankbare Herzen in Portugal noch nicht vergessen

haben. Jetzt beherrscht sie ein wilder Rausch. Laßt den wilden Traum vorübergehen, mein erhabener Gebieter, laßt sie zur Besonnenheit zurückkehren, und zu Euren Füßen werden sie sich winden und um Gnade flehen."

„Sant Jago gebe, daß Eure Prophezeihung wahr werde, Herzog!" sprach echauffiert der Monarch. „Daß wir der Freunde viele noch in Portugal haben, daß uns der Neid gegen Braganza viele zuführen wird, das meldet der Erzbischof. Leset selbst das Schreiben, das Dom Pedro de Baeza überbracht."

Er reichte dem Herzog von Olivarez, der seine ganze Kraft wieder gesammelt hatte, das Schreiben des Erzbischofs Sebastian de Matos-Noronha.

Olivarez las. Wohl mußte er manche bittere Pille verschlucken, die ihm zuverzuckert der Erzbischof reichte, welcher auf die Fehlgriffe hinwies, welche man in der letzten Zeit in Portugals Verwaltung sowohl, als in der Besetzung der höchsten Stellen des Staates, begangen; aber Olivarez war zu viel Hofmann, zu viel Herr seiner selbst, als daß er diese Pillen nicht ohne Zucken verschluckt hätte. Er behielt seine Fassung vollkommen, und ohne lange zu säumen, faltete er den Brief des Erzbischofs, anscheinend ruhig, zusammen und reichte ihn mit einer tiefen Verbeugung dem Könige zurück.

„Die Herren der Kirche," sagte er darauf mit Achselzucken und einem spöttischen Lächeln, „sehen, von einem höheren Licht erleuchtet, die Dinge an, stoßen aber häufig Nasen und Füße an die Ecken der Erde. Es ist leicht tadeln, aber wer die Last einer Verwaltung auf seinen Schultern trägt, muß Manches anders machen, als es sein wohlmeinendes Herz ihn lehrt. Eure Majestät tragen die Sorgen der Regierung — ich schweige."

Der König seufzte tief auf. „Das ist wahr, Herzog," sprach er dann, „daß man auf unserem Standpunkte die Dinge anders ansieht, als von unten, wie sie offenbar der ehrwürdige Würdenträger der Kirche betrachtet. Auch ist es nicht zu verkennen, daß

dieſe Rebellion ſeinem Herzen eine tiefe Wunde ſchlug und alſo ſein Herz in einer gereizten Stimmung urtheilt — denn dieſes iſt es, was hier ſpricht, nicht der klare Verſtand des Staatsmannes. Nicht wahr, Dom Baeza?" —

„Eurer Majeſtät durchdringender Blick hat den rechten Standpunkt zur Beurtheilung des biſchöflichen Schreibens gewählt," ſprach, ſich tief neigend, Baeza.

„Alſo Ihr meint, die Sache hätte ſo viel Schwierigkeiten nicht?" fragte der König Olivarez.

„Aus dem Schreiben ſeiner Eminenz geht es klar hervor und Dom Baeza muß das beſtätigen, wir haben in Portugal der Freunde viele und das Blatt wird und muß ſich bald wenden. Braganza's Güter und Beſitzungen fallen der Krone anheim — ich behaupte das feſt. Zwar verhehle ich nicht, daß der Schatz ziemlich erſchöpft iſt; allein die Silberflotte von Lima kann nicht lange mehr ausbleiben. Spaniens Klöſter ſind reich. Sie werden gerne die Schätze darbringen, wenn es die Ehre und das Wohl der geheiligten Krone Eurer Majeſtät gilt, und —"

Des Königs Stirne wurde kraus. „Herzog von Olivarez," ſagte er, „laßt mir die Mönche, überhaupt die Kirche aus dem Spiele. Sie gibt nicht gern und leicht könnten wir unſerer Seele Heil auf das Spiel ſetzen. Das geht nicht. Politik und Religion verbieten es. Wißt Ihr keinen andern Rath?" —

„Eure Majeſtät geruhen, mich meinen Satz ausführen zu laſſen. Wenn ſelbſt auch dieſe Quelle durch Eurer Majeſtät ſtets große Milde und auch nach größere Frömmigkeit abgeſchnitten würde," fuhr Olivarez, ſeinen Aerger verbeißend, fort, „ſo bliebe uns noch eine andere. Portugals Adel iſt reich, wie ſeine Kirche. Gerne würden Spaniens Freunde Opfer bringen, dafür wird die Eminenz von Braga ſchon Sorge tragen, und hier ſteht der Mann, der ſo oft dem Vaterlande, das ſtets dankbar gegen ihn war, Opfer brachte; er wird jetzt, wo es gilt, alle jene Vortheile ſeines Handels, welche die Revolution ihm gefährdet, wieder zu

gewinnen und noch größere sich zu erwerben, gewiß seine Schätze öffnen!" —

Baeza verbeugte sich. „Wäre nicht die Revolution gekommen und hätte mir den ungeheuern Schaden gebracht, mein Besitzthum bei Lissabon zerstört und mich zum Flüchtlinge gemacht, ich würde freudig jedes Opfer gebracht haben, das meine Kräfte zuließen; allein sie sind geschwächt, diese Kräfte, sie sind sehr geschwächt. Ich kann mich als einen zu Grunde gerichteten Mann ansehen. Wie dem aber sei, mein letzter Reale, mein letzter Conto de Reis, er ist bereit für Eure Majestät; denn ich weiß, wie freigebig Spaniens großer König getreuer Unterthanen Opfer vergilt, und Amerika's Handel bietet so viele Vortheile dar, daß ich reichlich entschädigt werden kann."

„Es sei Euch zugestanden, Dom Baeza," versetzte heiter der König. „Nun aber laßt uns berathen, wie das Alles zu ordnen und einzuleiten sein wird, daß bald wieder unser Scepter in Portugal herrsche."

„Wen glaubt Ihr wohl empfänglich in Lissabon zu einer Verschwörung, die uns in die Hände arbeite?" fragte der König Baeza.

„Ich könnte Einen nennen und hätte in ihm Alle genannt," versetzte Baeza; „Seine Eminenz den Primas des Reichs und Erzbischof von Braga, Dom Sebastian Matos-Noranha; denn sein Geist überflügelt Alle, seine Gewandtheit beherrscht Alle; sein Muth ist im Stande, Alle zu beseelen; allein unter Portugals Adel kenn' ich Viele, die mit dem neuen Regiment unzufrieden sind. Da ist Dom Soares de Alarcans, den Braganza aus alter Feindschaft haßt, der keine Aussicht hat, je eine hohe Stufe zu erklimmen, zu der ihn doch sein Ehrgeiz treibt; ihm gleich denkt der Graf von Tarouca, der mehr Charakterkraft in sich vereint, als zehn Alarcans's. Auch ihm ist jedes Steigen verboten und verwehrt. Ein langer Proceß mit Braganza um ein werthvolles Landgut, den Braganza gewann, hat ihn zu des Hauses unversöhnlichem Feinde

gemacht. Ich nenne Euch den Grafen Armamar, des Erzbischofs Neffen, der auf jeden Wink seines Auges lauscht, und Val de Reys und Castanhera. Man hat letztere Beide ganz bei der Besetzung der Ehrenämter übergangen; das vergessen sie Joao de Braganza nie. Zu dieser Gesinnung zählen sich von der hohen Geistlichkeit die Prälaten Dom Louis de Mello, erwählter Bischof von Malacca, Francisco de Faria, Bischof von Martyrica, Dom Antonio de Mendoza, Commissär der Cruciata, und Dom Juan, General des Ordens des heiligen Täufers Johannes, und vom Adel viele Andere noch. Die Geistlichkeit, die mit dem heiligen Officium in Verbindung steht, der Großinquisitor an ihrer Spitze. Zwei Andere kenn' ich; die von großem Gewichte sind durch Talent und ihre Brauchbarkeit, Dom Melchior Correa de Franca, der am Vermögen Schiffbruch litt und auf ein Amt rechnete, das er nicht erhielt, und der alte Dom Agostinho Manoel, dessen unruhiger Geist nach jeder Gelegenheit hascht, die ihm neue Thätigkeit und Auskommen auf lange Zeit zu sichern verheißt. Legt Eure Majestät die volle Macht, nach Gutdünken zu handeln, in des Erzbischofs Hand, gelobt Ihr, gut zu heißen und zu vollziehen, was er verspricht, dann sichere ich mit meinem Leben den Erfolg."

„Vortrefflich," sprach der König. „Harret nur wenige Tage, und Ihr sollt Alles mit Brief und Siegel haben." Auch Olivarez stimmte dem Allem bei. Mit einem Heere sollte dann Silva in das Land fallen; die Gallego's sollten in Lissabon für die Sache gewonnen und thätig werden, und der Erfolg stand in vollem Glanze vor ihrem Auge.

Das Alles wurde reiflich hin und her besprochen und erwogen, bis man völlig einig und im Klaren war.

Der König, der bis jetzt gestanden, ließ sich in einen Lehnstuhl nieder. „Sagt an, Dom Baeza, was war wohl die nächste Veranlassung des Aufstandes?"

Baeza erzählte nun von Vasconcellos' schändlichen Thaten. Er erzählte selbst den Angriff auf sein eigenes Kind. Hierbei nannte er den Namen Miranha.

„Wer ist dieser Carlos Noranha?“ — fragte der König. „Irre ich nicht, so kam sein Name auch in den Berichten der Herzogin von Mantua vor!“

Olivarez bestätigte das und ließ sich über die glühende Liebe für Portugals Befreiung, über die unbeugsame Festigkeit seines Charakters und die Entschiedenheit aus, mit der er stets der Regierung entgegengetreten und der Liebling des Volkes dadurch geworden sei.

„Mir scheint's, als ob der Mensch uns sehr gefährlich werden könnte,“ sprach der König. „Er ist, wie Ihr sagt, schlau und gewandt. Ist er des Erzbischofs Verwandter?“ —

„Sein Neffe väterlicher Seits,“ sprach Olivarez.

„Aber,“ versetzte Baeza, „seine entschiedener Gegner.“

„Desto schlimmer,“ bemerkte der König. „Gibt's denn kein Mittel, ihn in unser Netz zu ziehen, oder doch unschädlich zu machen?“ —

Baeza lächelte. „Ich wüßte wohl eins,“ sagte er; „doch bin ich ihm zu hohem Danke verpflichtet.“

„Welches?“ fragte hastig Olivarez. „Ihr wisset, Don Baeza, daß Seine Majestät die Opfer würdigt, die Ihr gebracht habt, jetzt bringet und noch bringen werdet.“

„Er hat mein Kind aus Vasconcellos' Händen gerettet,“ fuhr Baeza fort, „und ich müßte nicht die Augen meines Vaters geerbt haben, um nicht einzusehen, daß die Schönheit meines Kindes ihm bezaubert hat. Aber sie ist schuldlos und gut. Vielleicht, daß hier das Mittel gefunden ist, ihn in das Interesse zu ziehen.“

Olivarez und der König billigten es höchlich, und bald darauf entließ Beide der Monarch.

Olivarez, so ärgerlich ihm auch der Umstand war, daß Baeza zuerst zum Könige ging, sah doch dessen ungemeine Brauchbarkeit, ja seine gänzliche Unentbehrlichkeit ein, und suchte ihn auf alle Weise zu fesseln. Er zeigte ihm Handelsvortheile in der Ferne, die den Kaufmannsgeist des Juden rege machten. Er ließ ihn,

ahnend, daß es bei ihm mit dem angenommenen Christenthum nicht weit her sei, Vortheile für die Juden sehen, die ihn mit hoher Freude erfüllten, und schrieb dem Erzbischof in einer nur ihm und diesem lesbaren Zeichenschrift, daß er ja diesen Hebel möge anwenden, der so Außerordentliches verheiße.

Baeza sah eine goldene Zeit vor sich, eine reiche Ernte für sich und er war von ganzer Seele für die Sache. Ihm, dem es leicht war, jede Maske vorzunehmen, wenn es seinen Vortheil galt, sollte selbst des Kindes Schönheit, — er ahnete nicht, daß auch ihr Herz in heißer Liebe glühe, — dienen, den edlen Retter seines Kindes für die Sache seines Vortheiles zu gewinnen.

So waren acht Tage aus zweien geworden, die er in Madrid hatte weilen wollen und am neunten trat er seine Rückreise an, reichlich mit Briefen und Depeschen versehen, und noch reicher an Hoffnungen.

Ein Tag hatte Portugals und Lissabons ganze Zukunft entschieden, hatte die Ketten des Volkes gebrochen und seinen heißen Wunsch erfüllt. Freudig brachte es seinem König jedes Opfer. Man sah in Lissabon die Bürger ihr goldenes und silbernes Geräthe freiwillig in die Münze tragen, daß es geprägt und zu des Vaterlandes Bestem verwendet werde. Hatte früher in Spaniens Heeren zu dienen, die Portugiesen empört, jetzt ergriff Jeder frohlockend die Waffen, um für den neuerwählten, für den vielgeliebten König, aus ihrer Könige altem Stamme, und für das Vaterland zu kämpfen, wenn Spanien es versuchen sollte, das Volk und Land wieder zu unterjochen.

Sechzig Jahre des Druckes, sechzig Jahre, in denen jene teuflische Maxime Philipps II., daß es ehrenvoller sei, Herr eines zu Grunde gerichteten, aber sicheren, als der eines blühenden und mächtigen Staates zu sein, welchen man nur mit Gefahr im Zaume halten könne, Regel für seine Verwalter gewesen, hatten

das Volk zur Einsicht, zur Erkenntniß gebracht, was es früher beſeſſen unter ſeinen eigenen Königen, und eine Abneigung, einen Haß gegen Spanien begründet, der bodenlos war. Lieber untergehen, als wieder eine Provinz Spaniens werden, das war ſein Loſungswort. Und doch hatte dieſe Revolution kein Blut gekoſtet, als das eines Verworfenen und zweier Anderen, die ſeines Gleichen waren und der Volkswuth zum Opfer fielen, die aber längſt der Volkswuth anheimgefallen waren. Ein neuer Geiſt war rege geworden. Wenn auch Portugals Macht klein war gegen die Spaniens, es fühlte ſich ſtark in ſeiner Vaterlandsliebe, in ſeiner Bürger Eintracht und fürchtete nichts für ſeines ſelbſtſtändig gewonnenen Reiches Fortbeſtehen.

Die Tage des Decembers waren Feſttage, Tage der Luſt. Man ſah nur frohe Geſichter, nur glückliche Menſchen.

Einer nur ging düſter umher, ſtill, in ſich gekehrt und ſchweren Herzens. Es war Dom Carlos Noranha.

Konnte er froh ſein mit den Fröhlichen, da ihm das Glück des Lebens untergegangen, das kaum ſo jugendfriſch erblüht war? — Mußte die Entdeckung, daß Dina eine Jüdin ſei, nicht ſeine Seele tief erſchüttern? Und war ſie, zu der das ganze Herz ihn zog, nicht verſchwunden? Er zerbrach ſich den Kopf, was Baeza bewogen haben konnte, ſein Hausgeräthe ſelbſt zu zerſtören und zu fliehen; denn daß dies geſchehen war, konnte von ihm, nachdem er der Beweiſe ſo viele hatte, gar nicht mehr bezweifelt werden. Sollte er Dina's Liebe zu Dom Carlos entdeckt, ſie ihm bloß haben entrücken wollen, um jene zu dämpfen? Das war ihm wohl die genügendſte Erklärung des Räthſels.

Wie dem aber auch ſein mochte, ſie wieder zu haben, dieſe Sehnſucht erfüllte ſein Weſen ungetheilt. Zu der Sehnſucht des Herzens geſellte ſich nun, ſeit er ſich durch die Entdeckung des Tempels überzeugt, daß Baeza noch Jude ſei, der edle Beweggrund, die reine Seele in die Arme des Heilandes zu führen, ſie zu retten — ſich zu gewinnen.

Darum forschte er mit aller Sorgfalt nach allen Richtungen hin. Endlich brachte ihm der treue Schwarze, Hamid, eine befriedigende Kunde. Man hatte sie am Morgen des ersten Decembers in der Richtung von Mafra entfliehen sehen. Schnell warf sich Dom Carlos auf ein gutes Pferd und flog nach Mafra, die Spur zu verfolgen. Nach vielem Forschen endlich entdeckte er, gerade in jener Zeit, als Baeza die weite Reise nach Madrid angetreten, ihren Aufenthalt. —

Es war ein Landgut, jenseit Mafra, im Gebirge, welches Baeza sich erkauft, und wo er, wenn irgend eine Gefahr drohen sollte, seine Schätze, sich und die Seinen in Sicherheit bringen wollte. Dorthin war er geflohen mit seinen Reichthümern und seiner Tochter und Schwester, als er die ihm, dem von Spaniens Herrschaft so gewaltigen Vortheil ziehenden Handelsmann, drohende Gefahr sah; denn er fürchtete nichts weniger, als Hinmordung aller vom Volke so furchtbar gehaßter Menschen. Daß auch er zu ihnen gehöre, wußte er wohl. Hatte ja er doch fast alle Handelsgeschäfte Lissabons allein in seiner Hand! Wußte er ja darum doch, wie ihn der Handelsstand haßte; aber er, als Anhänger der spanischen Partei und Gewaltherrschaft, konnte die Liebe des Volkes im Allgemeinen um so weniger besitzen, als man ihn zugleich als heimlichen Juden verabscheute. Obwohl Niemand daran denken mochte, ihm irgend Arges zuzufügen, so fühlte er sein Gewissen doch belastet, war überzeugt, daß wenigstens das Volk Ursache dazu haben mochte. Sein Alles schlau berechnender Verstand ließ ihn daher für diesen Fall eine Auskunft finden. Er nämlich und seine Diener zerstörten alles überflüssige Geräthe, bedeckten damit die Böden aller Zimmer und Gänge in seinem Landsitz, um die etwa Eindringenden und Plünderungwollenden irre zu leiten, als seien schon Vorgänger in ähnlicher Absicht dagewesen und als sei Nichts mehr zu finden, nachdem Jene Alles zerstört. Dann hatte er schnell sich über den Tajo setzen lassen und war am jenseitigen Ufer dem Zufluchtsorte zugeeilt. Bald genug überzeugte

er sich, daß seine Furcht ungegründet gewesen. Daher hörte er, zwar nicht selbst, zurück, denn dazu ließen ihm die sein Gehirn durchkreuzenden Pläne keine Zeit, wohl aber sandte er zwei bewährte Diener seines Hauses nach Lissabon, die Alles wieder in seinen vorigen Stand setzten.

Dom Carlos konnte der Sehnsucht nicht gebieten, die ihn trieb, Dina wiederzusehen. Unverweilt that er, allein von Hamid begleitet, die Reise in's Gebirg an.

Es war an einem heitern Morgen, als er nach einem mühsamen Ritt in der Nähe des Guts anlangte, wo er seine geliebte Dina wiederzufinden hoffte. Was auch sein Verstand geltend machen mochte, das Herz überflügelte jede Rücksicht. So trat er klopfenden Herzens in den Garten ein, der das Haus von allen Seiten umgab. Niemand zeigte sich ihm. Endlich bog er um eine Ecke, und vor ihm saß, unter dem Schirm einer ungeheuren Kastanie, den schönen Kopf in die Hand gestützt, Dina, deren Wangen bleich waren, aus deren schönen Augen Thränen in das von Thau beperlte Gras zu ihren Füßen träufelten. Er stand gefesselt. Der Anblick war unbeschreiblich reizend. Waren es Thränen, die ihm galten? Dem Schmerz, ihn so lange nicht wiedergesehen zu haben? — Sein Herz sagte unberufen, aber aus einer in seinem Innern wohnenden Ueberzeugung: Ja. Waren die sonst sanft gerötheten Wangen so bleich, weil er so gar Nichts von sich hören ließ und sie sich von ihm vergessen glaubte? — Auch hier sprach sein Herz ohne alle Eitelkeit den bejahenden Spruch.

Ein Geräusch, das der Morgenwind verursacht, ließ sie ihr schönes Haupt erheben. Jetzt erblickte sie den Geliebten. Laut aufjauchzend flog sie ihm entgegen, breitete die Arme nach ihm aus — aber als sie vor ihm stand, da sanken sie matt herab, und die Gluth jungfräulicher Scham übergoß ihr Antlitz mit Blut.

In überwallendem Gefühle zog er die Erglühte an seine Brust. Im Uebermaße des Entzückens bedeckte er Lippen, Augen, Wangen mit seinen Küssen. „Dina, meine Dina!“ rief er jubelnd aus, „so hab' ich Dich endlich wieder!“

Leise entwand sie sich den umkettenden Armen des Berauschten. Sie sprach nicht; aber ihr Auge sprach die Sprache, die jedes Herz versteht, weil sie das Herz spricht und das Auge nur der treue Zwischenträger und Vermittler ist.

Sie zog ihn zu dem Baume, wo eine Bank sie aufnahm, und hier erzählte sie ihm den Schrecken, den sie ausgestanden, die namenlose Angst seinetwegen, bis sie zufällig erfahren, daß er den König von Villa-Viciosa nach Lissabon geführet und begleitet habe.

„Ach," sagte sie und sah ihn schmerzlich an, „er wird Euch noch höher erhoben haben, als schon stand und Geburt Euch erhebt, also daß die arme Dina es nicht mehr wagen darf, ihr Auge zu Euch zu erheben?"

„Nein, meine Dina, Du irrst. Kein Ehrgeiz beherrscht meine Brust — sonst hätte ich wohl andere Gelegenheit gehabt, ihn zu befriedigen; nein, ich nahm nie und werde nie ein Hofamt bekleiden; aber warum flossen Deine Thränen, Dina?"

Sie legte ihr schönes Haupt an seine Brust und brach in lautes Schluchzen aus. —

Auch seine Brust ergriff ein unnennbar schmerzliches Gefühl. Es war jener heimliche Tempel vor seine Seele — Dina war eine Jüdin — wie durfte er sie lieben?

„Ihr waret in unserm Hause?" sagte sie endlich leise und sah ihn mit Beklommenheit an.

„Ich war dort, Dina," entgegnete Dom Carlos. „Ich suchte Dich in jedem Winkel."

Ihr Herz pochte hörbar; ihre Hände faßten krampfhaft die seinen. Sie neigte sich weit vor, um in sein Auge blicken, darin das, was sie fürchtete, lesen zu können.

„Ich kam," fuhr er fort, „auch in jene Stube, wo das Bild hängt — — und — schob es weg" —

Ein fürchterlicher Angstschrei entfuhr der gepreßten, angsterfüllten Brust. —

„Und — und, o Dom Carlos, redet aus!" —

„Und fand, was ich nie gesucht, nie erwartet — einen jüdischen Tempel!“ sagte er.

Dina's Haupt sank auf ihre Brust herab. Ihre Thränen rannen. Lange Zeit saß sie so stille da. Noranha fühlte einen tiefen, stechenden Schmerz in seinem Innern.

Endlich richtete sich Dina auf und sah ihn mit thränenfeuchtem Auge an.

„Was Ihr nie erwartet?“ fragte sie. „Wohl, Dom Carlos Noranha, ich lese in Euer Brust. Ihr seht in meinem Vater den heimlichen Juden, den Heuchler, den Verachteten — und in mir — sein Kind. O, Ihr seid edel und gut; blickt hin auf unser armes, verfolgtes, mißhandeltes Volk, das keine Heimath mehr hat im Lande der Verheißung, nirgends mehr ist, als Fremdling, dem man nicht einmal gestattet, in seiner Väter Weise seinen Gott zu verehren; das man auf die Schlachtbank schleift, wenn es nicht zu der Christen Bräuchen sich hält, und sprecht dann, ist es zu verdammen, wenn es das Kleinod seines Glaubens festhält? Wenn es aus Zwang fremden Formen huldigt? — Hat die Welt ein ähnliches Beispiel, daß ein Jahrtausend des glühendsten Hasses auf einem Volke lastet, und es doch, schuldlos das Schrecklichste erduldend, treu hält an dem, was mehr gilt, als Alles, was die Erde beut? — Denkt Euch in die Stelle, und könnt Ihr dann, so werft den Stein auf uns, auf meinen Vater!“

„Und Du? — Dina, sprich, und Du?“ — fragte Dom Carlos.

„Ich?“ sagte sie, und ihr seelenvoller Blick ruhte auf ihm, „ich bin treu dem Glauben meiner Väter.“

„Und doch dienst Du unserm Gott?“ fragte er, „erzogen in der Lehre und im Geiste seiner Kirche.“

„Verehret Ihr einen anderen Gott als wir?“ fragte sie und wurde bleich vor Schrecken. „Ist es nicht der Gott der Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit, an den Ihr glaubt und dem Ihr dient? Nicht der Gott, der Himmel und Erde erschuf und sie erhält und

reglaubt? Nicht der Gott, der zu Abraham sagte: Wandle vor mir und sei fromm? Nicht der Gott, dem Gehorsam lieber ist, denn Opfer? — O, das ist es ja, was es mir möglich machte, auch in Euren Tempeln ihm zu dienen, ihn zu verehren, der Gedanke, daß es derselbe Gott ist, den wir auch verehren!" —

Dom Carlos gerieth in eine starke Verlegenheit. Er sah sich von der religiösen Erkenntniß der Jüdin in die Enge getrieben. Zwar bot er Alles auf, so weit seine christliche Erkenntniß reichte, sie zu überzeugen von der Wahrheit, daß der Sohn Gottes im Fleisch erschienen sei, die Welt zu erlösen, und daß sie vergebens des Messias harreten, der in Christus gekommen, in dem alle Verheißung der Propheten erfüllt sei.

Sie hörte gläubig zu. Sie ließ sich gerne von Christus erzählen, von seiner Liebe, von seiner Milde, von seinem segensreichen Wirken, von seinem Leiden — aber als Dom Carlos auf die besonderen Lehren seiner Kirche kam, da brach sie ab und bat ihn, nicht in sie zu dringen. Sie wolle, sagte sie, treu ihrem und seinem Gotte leben, aber an Heilige, an Sündenvergebung durch die Priester und dergleichen Lehren könne sie nie glauben; es widerstrebe ihrer Vernunft, ihrer Gotteserkenntniß.

„Ach, muß denn," sprach sie mit tiefem Gefühle, „da, wo ein Herz voll Liebe im anderen aufgeht, auch der religiöse Glaube Eins sein? Der Glaube in einzelnen Lehren? Sind wir denn nicht Eins in der Hauptsache, in der Verehrung des einzigen wahren Gottes und im Erfüllen seiner heiligen und heiligenden Gebote, wie im Glauben an ein Jenseits, wo jede Schranke fällt? Dürfen wir uns denn nicht rein und innig lieben ohne dies?"

Dom Carlos zeigte ihr mit klaren Worten, wie im Christenthum allein das Heil aller Welt gegeben sei, allein die Erlösung, Versöhnung, Heiligung. Je länger er sprach, je seelenvoller seine Worte, je eindringlicher. Es war, als ob der Prophetengeist über ihn gekommen sei, eine Salbung von oben. Dina hing an seiner Lippe mit ihrem Auge. Es dünkte ihr, es spräche ein höheres

Wesen auf ihn, es würde ihr eine neue Offenbarung zu Theil. Er legte ihr den Sinn der Bräuche seiner Kirche aus. Es floß die Rede aus dem Herzen, und wenn sie auch zum Herzen drang, Dina's klarer Verstand grübelte, fragte und brachte ihn oft wieder in nicht geringe Verlegenheit, da seine Theologie auf schwachen Füßen stand. —

Er bat sie, nachzudenken. Er beschwor sie, die Lehren des Christenthums anzunehmen, um so seinem Herzen näher zu stehen.

Die Unterredung hatte lange gewährt. Editha störte sie. Ein tiefer Ernst lag auf ihrer Stirn, und ein schmerzlicher Zug um ihren Mund zeigte, daß ihr Herz litt.

Auch zwischen die beiden Liebenden war eine unsichtbare Scheidewand getreten. Jener innige Herzensverkehr war gehemmt. Dina war ernst. Man konnte es wahrnehmen, daß in ihrem Innern eine heftige Bewegung stattfand. Auch Dom Carlos war bewegt. Er verließ frühe noch die stille Wohnung der Geliebten und trug sein Weh wieder in die Räume des Schlosses Matos.

Die Revolution, welche Portugal die Freiheit gebracht, nöthigte die Adelantada Margaretha von Mantua, in ein zwar ehrenvolles, aber dennoch drückendes Gefängniß sich zu begeben. Der Erzbischof von Lissabon, dem das Volk bis zur Ankunft des Königs Dom Carlos de Noronha zugeordnet und die Zügel der Regierung übergeben hatte, war mild, wie Dom Carlos, gegen die Fürstin, deren Scepter gebrochen war, wie ihr Stolz und ihr Herz; denn dieses Ereigniß raubte ihr Macht, Ansehen und den Geliebten — Vasconcellos. — Sanft und mild bat sie der edle Erzbischof, sich in die Verhältnisse zu fügen; allein sie gerieth außer sich, so daß selbst Dom Carlos ein hartes Wort sprach, das die Fürstin überzeugte, die Tage der Macht seien vorüber — und nun hatte sie bloß Thränen. So stieg sie in die Sänfte, welche man für sie hatte bereiten lassen, und man brachte sie mit ihrer nächsten Umgebung nach dem Kloster Necessidades.

Diesen Rücktritt empfand, außer der Herzogin, Niemand so tief und schmerzlich, als der Erzbischof von Braga, Dom Sebastian de Matos-Noranha, Portugals Primas. Ein Haß, dessen Tiefe bodenlos war, erfüllte sein Herz gegen seinen Neffen Carlos Noranha; denn diesen sah er als den Urheber der Umwälzung der Verhältnisse an. Treu ergeben dem spanischen Hofe, war aus seinem Herzen jede Liebe für das eigene Volk und Vaterland gewichen. Sein reizbares, leidenschaftliches Wesen war auf's Höchste gesteigert, sein Mitleid mit der Herzogin, die er liebte, machte ihn jeder That fähig. Unersättliche Rachsucht nährte er für das Haus Braganza, dessen Sterne jetzt hell leuchtend aufgingen. Diese Rachsucht wandte sich jetzt mit gleicher Kraft gegen Dom Carlos, der Braganza zum König proclamirte, ihm nach Villa-Viciosa entgegenging, und ihn im Triumph in Lissabon einführte. Bald hatte Alles eine andere Gestalt gewonnen in Lissabon, wie im Reiche; aber die tiefste Ruhe herrschte, gleich als ob ein Ereigniß, wie das vorgefallene, durchaus nicht stattgehabt.

Dom Sebastian de Noranha schloß sich, da man ihm den Zutritt zu Margarethen von Mantua verweigerte, in seinen Palast ein, nahm an keiner Feierlichkeit Antheil und nährte seinen Grimm im Stillen, über finstern Plänen brütend. Nur seine gleichgesinnten Freunde, die Vorsitzer des heiligen Officiums der Inquisition, sah er bei sich, die Prälaten Dom Louis de Mello, den Erzbischof von Malacca, Dom Francisco de Faria, Bischof von Martiria, den Ordensgeneral, und eine kleine Zahl von Männern, deren Geschick an die spanische Herrschaft geknüpft, oder die Braganza dadurch, daß er sie ohne Würden ließ, gegen sich aufgebracht. Unter diesen war Pedro de Baeza Derjenige, dessen schlauen Unternehmungsgeist, dessen eiserne Beharrlichkeit er am besten zu benutzen hoffte.

Was in seiner Seele vorging, vertraute er diesem an. Es war der Plan einer völligen Wiederherstellung der spanischen Herrschaft. Mit Freuden nahmen Alle diesen Plan auf, da der Erzbischof ihnen Allen eine glänzende Zukunft wies, ja sogar so

weit seine sonstige Unduldsamkeit verleugnete, Baeza besondere Vortheile für die Ausübung der Religion seiner Väter und die Duldung seines Volkes zuzusichern. Wohl erkannte es der Erzbischof, daß er dieses Mannes nicht entbehren könne; schon darum, weil seine Reichthümer nothwendig waren, das in's Werk zu setzen, was er beabsichtigte! Sobald daher der Erzbischof sich des Kreises der Getreuen versichert, sandte er Baeza heimlich nach Madrid ab.

Während dies im Stillen vorbereitet wurde, hatte sich der Zustand der Verwaltung mit wunderbarer Schnelligkeit geregelt. Die tüchtigsten Männer des Volkes standen an den Stellen, wohin Talent und Vertrauen sie rief. Willig gehorchte das Volk, willig brachte es die schwersten Opfer. Freude durchwogte alle Adern des Volkslebens und eine junge, frische Kraft zeigte sich überall in den herrlichsten Früchten und Erfolgen.

Wie es Braganza's Wunsch war, daß ohne Blutvergießen die Umwälzung vor sich gehe, so erfüllte er den daraus hervorgehenden treu, seine Regierung nicht durch Druck und Verfolgung derer herabzuwürdigen, welche Anhänger der Adelantada gewesen und im spanischen Interesse das Ihrige gefunden. Man ließ, ihre Ohnmacht kennend, sie stille gewähren; dachte aber auch kaum daran, daß ein so mährchenhafter Plan in ihren Köpfen könne ersonnen werden, einen Versuch zur Wiederherstellung einer Macht zu wagen, die das ganze Volk gegen sich, nichts für sich und nicht einmal hinlängliche Kräfte und Mittel besaß, sich geltend zu machen.

So kam es denn, daß der König die Haft Margaretha's von Mantua sehr milderte, daß er dem Erzbischof gestattete, sie im Kloster Necessidades ungehindert zu besuchen, wann und wie er wollte, und nichts unternahm, was nur in der Entfernung darauf hätte gedeutet werden können, als beobachte man jene Feinde der neuen Ordnung der Dinge.

Dom Sebastian de Nvranha war verblendet genug, dies als Ohnmacht anzusehen und zu deuten. Ja, er ging noch weiter, er

sah darin eine gewisse Scheu, eine gewisse Furcht, welche aus dem Bewußtsein der Ungerechtigkeit des Unternehmens und der Unrechtmäßigkeit des jungen Thrones hervorgehe.

Mit der größeren Sicherheit wuchs sein Muth. Er erschien wieder öffentlich, er kam in den Staatsrath. Sein hoher, unbändiger Geist, genährt durch jene falschen Voraussetzungen, mochte es nicht ertragen, sich öffentlich Zwang anzuthun und seiner Zunge Fesseln anzulegen. Sein im Herzen gehegter Zorn und Grimm gegen Joao IV. nahm nun mit jedem Tage zu; denn überall sah er die Zweckmäßigkeit neuerer Einrichtungen, die freudige Aussicht des Aufblühens des Staates und Landes, und die bis zur Anbetung gesteigerte Liebe des Volkes für seinen Regenten. Das war zu viel für ihn, um es stille zu verwinden. Laut und öffentlich tadelte er diese Einrichtungen; ohne alle Klugheit und Mäßigung war sein bitterer Tadel. Der König, wohl berechnend, wie wohlgethan es sei, den finstern Feind zu gewinnen, bot oft, bot überall die Hand zur Aussöhnung; aber der Erzbischof verwarf jeden Antrag mit Hohn und Verachtung und steigerte nur noch seine Keckheit.

Von diesem Zeitpunkt an ließ man den eigensinnigen, hochfahrenden Prälaten seinen eigenen Weg gehen, den er denn auch in gerader Richtung zum Ziele seiner ehrgeizigen Entwürfe einschlug, ohne irgend eine Rücksicht zu nehmen; denn er haßte Lissabon, Portugal, die ganze Welt; dennoch aber verschmähte er es nicht, jede Gelegenheit zu ergreifen, die Saat seiner Entwürfe auszustreuen. Mißtrauen gegen die Regierung zu erregen, Zweifel in ihre lautere Absichten, das war sein eifrigstes Bemühen. Bei jedem Anlasse gab er zu verstehen, wie unsicher es doch im Ganzen sei, auf die Festigkeit und Dauer aller dieser neuen Zustände und Verhältnisse zu bauen. Es sei Thorheit, sprach er unverholen aus, zu glauben, daß ein armer Herzog, wie Johann von Braganza, es mit dem Colosse der spanischen Monarchie aufnehmen könne, die ihn im ersten Anlauf erdrücken müsse. Und wer, fragte er, sich den Anschein von Vaterlandsliebe gebend, müsse dann für den Frevel

der Unbesonnenen und Aufwiegler büßen, als sein theures Vaterland, sein geliebtes Volk? Er wies auf den Mangel an Hülfsmitteln hin, auf die man etwa zählen zu können meine; er fragte nach den Männern, die es in Staatsklugheit mit den außerordentlichen Geistern aufnehmen könnten, welche Spanien ihre Kräfte weihten, und an deren Spitze Olivarez stehe? Er zog eine Parallele zwischen dem öffentlichen Credite, den Reichthümern, den Kriegsheeren und Verbindungen Portugals und Spaniens, und zeigte in der Ferne, wie ein Prophet, des Vaterlandes Geschicke, wenn nun Spanien in die Schranken zu treten beginne. Er sähe, fuhr er fort, nur einen möglichen Ausgang dieser unreifen, heillosen Unternehmung. Das Unheil nämlich, dem man zu entrinnen gedacht habe, die gänzliche Verschmelzung Portugals mit Spanien komme immer näher, sei immer weniger abzuwenden und die Stunde könne unmöglich ferne sein, wo Spaniens rächender Arm das Schwert der Vernichtung über Portugal schwinge. Die Portugiesen hätten es unerträglich gefunden, die begünstigten und väterlich behandelten Unterthanen der katholischen Könige zu sein; sie hätten willkürlich aufgehört dies zu sein, und nun nichts weiter zu erwarten, als ihre Sclaven zu werden.

Daß eine solche Saat, begünstigt durch die Macht der Rede, hervorgehend aus wirklicher Ueberzeugung, nicht auf den Felsen fiele, sah Dom Sebastian mit innigem Behagen. Bei Vielen, deren sanguinische Hoffnungen nicht hatten erfüllt werden können und die sich dadurch bitter getäuscht fanden, faßte die Saat Boden, keimte, wuchs und trug Frucht, sie in des Erzbischofs Bande leitend. Die Verbindung mit ihm, der des Hofes Gunst besessen und jetzt sein volles Vertrauen besaß, zeigte ihnen bei guter Zeit noch den Anker der Rettung, um bei nahendem Sturme nicht zerschellt zu werden.

Mit aller Schlauheit suchte er die geheimsten Neigungen dieser Menschen zu erforschen, um sie demgemäß behandeln zu können.

Als nun Baeza zurückkehrte und die Schreiben Philipps und Olivarez überbrachte, nebst den Instructionen, wie in besonderen Fällen zu verfahren sei; als nun der stolze Erzbischof die Gewißheit hatte, daß man sich ihm ganz hingäbe, alle Hoffnung auf ihn setze, alles billige, was er bis jetzt gethan, und den Weihrauch athmete, den eine schlaue Politik ihm streute, da kannte er und gönnte sich keine Ruhe mehr, um seine Pläne in's Werk zu setzen.

Tagelang verkehrte er mit Baeza, der mit den Seinigen bei voller Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums auf sein Landhaus zurückgekehrt war, und mit Dom Soares de Alarcans. Diesen schloß sich spätterhin der junge Graf von Taroucа an. Beide hatten die Absicht, die Herzogin von Mantua, welche trotz ihrer Reclamationen durch den Erzbischof ihre Freiheit nicht erlangen konnte, zu entführen. So schwer es auch dem Erzbischof wurde, der in ihr gerade ein mächtiges Vehikel seiner Absichten erblickte, der mit glühender Leidenschaft an ihr hing, dies zuzugeben, so widerstand er doch ihrem endlosen Bitten nicht und willigte endlich ein.

Die günstigsten Umstände vereinigten sich dazu, das auszuführen. Der König, die beiden Edelleute als Mißvergnügte kennend, wünschte sie sich zu gewinnen. Um dies zu erreichen, bot sich gerade jetzt eine sehr erwünschte Gelegenheit. Zwei Statthalterschaften in den portugiesischen Besitzungen in Afrika waren erledigt. Zu diesen ernannte der König Alarcans und Taroucа. Die Zeit ihrer Abreise war bestimmt, das Schiff, das sie überfahren sollte, lag auf der Rhede vor Lissabon.

Die Verschworenen wurden einig, daß die Herzogin heimlich in der Nacht auf Baeza's Landsitz sich begeben sollte. In einer Barke sollte sie alsdann dort von ihren Begleitern abgeholt, in Männerkleidung auf das Schiff gebracht und so nach Cadix eingeschifft werden.

In der Kleidung eines Dieners des Erzbischofs sollte sie aus den Mauern von Necessidades entfliehen und Geld die Augen der Wache schließen, welche an der Klosterpforte stand.

Alles war bereit. Schon grauete der Abend, der zur Ausführung bestimmt war.

Ehe noch die Sonne schied, kam der Erzbischof in das Kloster. Die Herzogin war in heftigster Bewegung. Sie vermochte kaum, den Abend abzuwarten, der dieses Mal unendlich zu zögern schien.

Auch Baeza traf im Kloster ein. Er sollte die Fürstin geleiten und den beiden Rettern am Tajoufer überliefern.

Wohl hatte mit scharfem Blicke der Erzbischof die Wache gemustert, die am Thore stand. Es war ein junger Mann von schwermüthigem Aussehen. Kummervoll waren seine Züge und düster sein Blick. Es war Jayme, der unglückliche Jüngling, in dessen Armen Bella gestorben war, der seitdem, jede Hoffnung aufgebend, aber voll glühenden Hasses gegen Spanien, die Waffen für sein Vaterland und seinen König ergriffen hatte. Die Hoffnung war es, welche ihn dazu vermocht, daß bald ein wilder Kampf entbrenne, wo er dann den Tod finden würde, nach dem sein Herz sich sehnte. Bella's Vater war gestorben, auch der seine war hinüber gegangen — so hatte die Welt nichts mehr für den Armen; aber sein Herz hing am Vaterland und an Dom Carlos Noranha mit schwärmerischer Liebe. — Er kannte durch Bella den Edeln. — Mit scharfem Blicke musterte er die Ein- und Ausgehenden.

Allmälig senkte sich die Finsterniß auf Lissabon herab. Jayme, der besonders die Herzogin haßte, weil sie einst mit Vasconcellos verbunden war, hatte gerade diesen Abend eine ungewöhnliche Bewegung bemerkt. Es war ihm befremdend, da er, öfters hier Wache haltend, Aehnliches noch nicht wahrgenommen. Er unterließ es nicht, seinem Offiziere davon Anzeige zu machen. Es war Antonio Pinto-Ribero, Dom Carlos Noranha's Freund. Auch dieser wurde aufmerksam und begab sich selbst auf den Posten. Noch nicht lange war er da, als Baeza aus dem Thore trat, von einem Fackelträger begleitet, dessen Gesicht ein breitkrämpiger Hut dem Blicke verdeckte. Dem geübten Blicke Ribero's entging die

Aengstlichkeit des Juden nicht. Er vermuthete irgend ein Geheimniß, das er jedoch noch nicht einmal ganz argwöhnte.

„Halt!“ rief plötzlich Jayme, der durch ein Vorwärtsbeugen des Kopfes das Gesicht des Fackelträgers gesehen.

„Halt!“ rief jetzt auch Pinto-Ribero und trat vor.

Die Fackel entsank den Händen des Dieners, allein schnell warf Jayme seine Hellebarde auf die Seite und ergriff die Fackel, schwang sie blitzschnell im Kreis und entzündete die erloschene Flamme wieder. Jetzt erblickte Pinto-Ribero die wohlbekannten, nur sehr bleichen Züge der schönen Adelantada, die mit einem Schrei des Entsetzens in seinen, sie auffangenden Arm sank.

Ribero's Ruf, kräftig und weithin hallend, brachte die nahe Wache in Thätigkeit. Bald waren sie von Menschen umringt.

„Faßt Baeza!“ rief er, „und helft mir die Ohnmächtige in das Kloster zurückbringen.“

Dies geschah zum größten Schrecken des Erzbischofs.

Schnell aber sammelte er sich und wollte, eine imponirende Weise und Haltung annehmend, Pinto-Ribero Vorwürfe machen, daß er Baeza's Diener auffange.

„Schweigt jetzt, Herr Erzbischof!“ donnerte ihm der junge Mann zu, „und danket Gott, wenn Ihr nicht in sichern Gewahrsam gebracht werdet!“

Als die Lichter heller auf die Ohnmächtige fielen, erwachte sie; allein der Schrecken hatte sie fast ihrer Sinne beraubt.

„Hab' ich die Briefe noch?“ rief sie, und griff nach der Binde, welche ihre Hüfte umschloß. Sie fielen heraus und Pinto-Ribero faßte sie; dann stellte er eine doppelte Wache vor das Kloster, ließ Baeza vor sich her führen und eilte nach dem königlichen Palaste auf dem Comerzio.

Schnell versammelten sich die Staatssecretäre zum Rathe des Königs. Die Briefe wurden erbrochen und das ganze Gewebe von Trug und schnöder Undankbarkeit enthüllte sich vor den erstaunten Blicken des Königs und der Minister.

Nun wurde eine Galeaſſe bemannt, die beiden Statthalter gefangen zu nehmen.

Dieſe hatten mit ihrer ſtark bemannten Barke an Baeza's Garten, da, wo einſt Saavedra den ſchändlichen Verſuch gemacht, die ſchöne Dina zu entführen, bis zur neunten Abendſtunde gewartet; dann waren ſie, als die Erwarteten nicht kamen, nach dem Schiffe zurückgekehrt, in der Hoffnung, daß vielleicht die Einſchiffung der Herzogin im Hafen ſelbſt gelungen ſei. Das gänzliche Ausbleiben flößte ihnen endlich Mißtrauen am Gelungenſein des Plans ein. Ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel und, auf eigene Sicherheit bedacht, ließen ſie die Anker lichten. Als die Verfolger nahten, war das Schiff aus Liſſabons Geſichtskreis, und ſtatt in Afrika, landeten die Beiden bald darauf in Cadix, ihrem Könige den ſchweren Verluſt eines Schiffes zufügend, an denen der Staat ſo ſehr Mangel litt.

Bis tief in die Nacht blieben die Räthe bei dem Monarchen, über den Erzbiſchof berathend. Die Briefe waren aber vorſichtig verfaßt, ſo daß ſie nicht wohl Grund fanden, ihn der Verrätherei zu beſchuldigen. Joao IV., der gerne vergab, erließ um ſo lieber die Strafe, als er hoffen mochte, den Hartnäckigen zu gewinnen. Seiner Haft wurde er mit ernſten Warnungen zwar entlaſſen; allein die ſchwerſte Strafe für ihn war das Verbot, Neceſſidades nicht mehr zu betreten und die ſtrengere Haft der Herzogin von Mantua, welche er ſich allein zuſchreiben mußte. — Baeza aber, der der Verrätherei überwieſen war, wurde in den Thurm von Belem gebracht, um dort ſeine weitere Strafe zu erwarten.

Der Morgen des nächſten Tages vergoldete kaum Liſſabons Thürme, als das Gerücht des ſchändlichen Verrathes ſich durch die Stadt verbreitete. Vor dem Kloſter Neceſſidades ſammelte ſich eine ungeheure Volksmenge, welche, von Rache glühend, verlangte, daß die Herzogin in das Fort Sanct Julian als Staatsgefangene

gebracht und der Erzbischof gerichtet werde. Nur mit Mühe vermochte Pinto-Ribero ihnen einleuchtend zu machen, daß nicht er, sondern allein der König ihnen willfahren könne.

So zog der stets wachsende Volkshaufe unter den wüthendsten Verwünschungen vor das königliche Schloß am Comercio, wo ihr Wuthgeschrei fürchterliche Strafe für die Verräther des Vaterlandes forderte. Umsonst schickte der König seine Minister, das Volk zu beruhigen; Joao selbst mußte es über den Stand der Sache aufklären und zufrieden stellen. Wohl legte sich seine Wuth jetzt allmälig; aber es bildeten sich noch um Mittag Gruppen von Bürgern, welche die allzu große Milde des Königs als ein Unrecht ansahen. Erst da beruhigte sich das Volk vollständig, als die Herzogin von Mantua, zwar mit allen Ehren ihres Standes und allen zarten Rücksichten auf ihr Geschlecht, doch aber als Staatsgefangene, in das Fort Sanct Julian gebracht wurde.

Natürlich vergrößerte sich das Gerücht in's Ungeheuere, je weiter es der Mund des Volkes von der Hauptstadt trug. So kam es zu den Ohren Dom Carlos Noranha's, der in Matos' stillen Mauern ein Einsiedlerleben geführt.

Er eilte Lisboas Mauern zu, begab sich sogleich in das königliche Schloß, und vernahm aus dem Munde seines königlichen Freundes den Rettungsversuch des Erzbischofs und des Juden.

Dom Carlos war ergrimmt über die Ränke des Erzbischofs von Braga, seines Oheims. Er kannte diesen Mann genugsam, um vor ihm den König zu warnen, um ihn zu bestimmen, ihn scharf beobachten zu lassen. Daß der Jude für Jenen die Buße trage, sah Jedermann ein, und da man nicht ahnte, wie nahe er dem Primas des Reiches stehe, so bemitleidete ihn auch wenigstens diejenige Klasse, welche nicht von blindem fanatischem Hasse erfüllt war. Auch Dom Carlos gehörte zu diesen. Dina's Kummer über dies Geschick des Vaters, er konnte ihn ermessen — er sah im Geist ihr bleiches, leidendes Antlitz, ihre Thränen, und seine Phantasie schilderte ihm diesen Zustand so herzergreifend, daß er

sogleich den Entschluß faßte, Baeza zu retten. Er stellte darauf dem Könige vor, wie doch ein Gefühl tiefer Dankbarkeit in der Seele Baeza's ihn zu solcher That vermocht, und wie er deßwegen schon einer königlichen Gnade nicht unwürdig sei. Joao IV. erkannte das gern an; war auch nicht im Mindesten geneigt, ihn schwer zu strafen; allein er stellte Dom Carlos vor, wie es in diesem Augenblicke, wo der leiseste Verdacht des Volkes seine ganze Leidenschaftlichkeit erwecken würde, völlig unthunlich sei, Baeza frei zu geben; es stehe indessen dem nach einiger Zeit nichts weiter im Wege. —

Auf Baeza's Landsitz ahnte man nichts von dem, was sich in der Hauptstadt begeben. Ohnehin war ein unheilbringender Geist in die Räume, wo sonst der Friede und das harmloseste Lebensglück geherrscht, eingekehrt.

Editha, Jüdin von ganzer Seele und mit der ganzen Heftigkeit bejahrter Frauen dieses Volkes, war unglücklicher Weise Ohrenzeuge jener Unterredung gewesen, die Dom Carlos mit Dina geführt, als Baeza in Madrid sich befand. Sie hatte mit Beben vernommen, daß das Geheimniß, das sie und ihre Familie verderben mußte, wurde es anders der Inquisition bekannt, die jetzt weit strenger war, als selbst unter der spanischen Herrschaft, Dom Carlos kannte; sie hatte aber auch die ganze Macht und Größe der Liebe kennen gelernt, welche die Herzen der beiden Liebenden erfüllte. Ihr schwindelte, dachte sie daran, was aus dieser unglücklichen Neigung für ihren Liebling entstehen sollte. Mit innerem Widerstreben befolgte sie des Bruders Befehl, nach dem schönen Landsitze zurückzukehren, wo jeder Gegenstand Dina'n an das süße Glück mahnen mußte, das sie hier einst genossen. Indessen war sie, gehorsam dem Befehle des Bruders und zu Dina's größter Freude, dorthin zurückgekehrt. Sie fürchtete heimlich, Dom Carlos möge bald wiederkehren; allein sie sah ein, daß sie sich verrechnet hatte. Selbst in Lissabon war er nicht, das hatte sie erforscht. Beruhigt von dieser Seite, machte ihr Dina nun desto schwereren Kummer. Anfänglich war sie heiter, obwohl sie das Alleinsein liebte und in

süßem Schwärmen, im Schwelgen in den schönsten Erinnerungen ihres Daseins sich glücklich zu fühlen schien. Man sah es ihr aber bestimmt an, wie sie von Tag zu Tag einer heißern Sehnsucht sich hingab. Stundenlang stand sie an einem Fenster, das auf den Weg nach Lissabon ging. Sie sprach nichts über diesen Zustand ihres Herzens, aber ihre bleichenden Wangen, ihre tiefen Seufzer, ihre heimlichen Thränen sprachen mehr, als Worte. Auch von Dom Carlos redete sie nicht; allein wurde der Namen genannt, so flog eine frische Röthe über ihre Wangen und ein Blitz leuchtete aus dem Auge; aber er kam nicht und auch keine Kunde von ihm. Editha kannte die Quelle des Wehes und wagte es doch nicht, irgend etwas zu thun, es zu mildern.

Um diese Zeit kehrte Baeza zurück aus Spanien. Wohl verbreitete dies hohe Freude im Haus — aber trotzdem blieben Dina's Thränen und ihre Seufzer. Editha konnte nicht umhin, ihren Bruder mit Allem vertraut zu machen, und auch er erschrack ob der Kunde, daß seine List eine so gänzlich unerfreuliche Folge gehabt. Er war in Dom Carlos' Hand. Kam die Inquisition hinter sein Geheimniß, so war er verloren. Lange Zeit war der sonst so schlaue, gewandte Jude völlig ohne festen Entschluß. Das blieb ihm am Ende fest stehen, daß er auf alle Weise die Liebe Dom Carlo's für Dina benutzen müsse, ihn an sich zu fesseln. Durch ihn, der Mitglied des Staatsrathes war, ohne aber irgend eine Auszeichnung anzunehmen, hoffte er, sich selbst von dem unterrichten zu können, was dort geschah und berathen wurde.

Er fing selbst mit Dina an, von ihm zu reden und suchte gewissermaßen dadurch seine Zustimmung zu ihrer Liebe zu bezeugen. Was Editha befürchtete, Dom Carlos möge Dina zur Christin machen, das fürchtete er nicht. Kannte er doch Dina's tiefe Anhänglichkeit an ihren Glauben hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß nichts sie darin irre machen konnte, hatte er ja doch selbst diese Saat gesäet, um zu wissen, welche Frucht sie trage. Sah sie ja doch den Kirchenglauben der Portugiesen, in dem so mächtig das

sinnliche Element vorherrschte, als Götzendienst an, und hatte sie doch die Processionen der Heiligen, bei denen die Puppen derselben im widerlichsten Putz umher getragen und geführt wurden, hundertmal mit tiefem Abscheu ebenso bezeichnet. Baeza kannte aber auch das reine, edle Gemüth Dina's, darum rückte er nur langsam mit seinen politischen Beweggründen und Absichten hervor, aus dem schändlichen Religionsdrucke seines Volkes das Erlaubtsein solcher Pläne ableitend und die Aussicht geltend machend, daß unter der rückkehrenden spanischen Herrschaft ein besseres Loos seinem Volke fallen würde, zumal ihm sowohl Olivarez, als der Erzbischof von Braga, Versprechungen gegeben, die ihn, half er das gewünschte Ziel erreichen, noch Kühneres hoffen ließen.

Mit Staunen, aber auch mit einem von Augenblick zu Augenblick sich steigernden, tiefen sittlichen Unwillen hörte sie des Vaters Rede an.

„Ihr habt Euch getäuscht in Eurem Kinde, mein Vater," sagte sie, mit edlem Stolze sich erhebend. „Dina's Liebe wird nie das Werkzeug unedler Pläne, oder politischer Rücksichten. Wie Ihr über die denkt, welche über uns gebieten, das sicht mich nicht an," fuhr sie fort, „und nie werde ich die Hand dazu bieten, weil ich mich und ihn, weil ich das reine Gefühl, das ich im Herzen trage, herabwürdigen würde, wollte ich es zur Magd Eurer ehrgeizigen Pläne hergeben. Ich liebe Dom Carlos, weil er edel ist. Ich bin ihm zum heiligen Dank verpflichtet; denn er rettete mir mehr als das Leben; allein lieber versagt mir, oder lieber versage ich mir selbst auf immer seinen Anblick, als ich zu solchen Handlungen Hülfe leiste."

„Gewiß," sagte Dina nach einer Pause, in der sie Baeza liebevoll anblickte, „das will mein Vater nicht, daß ich mich selbst verachten müßte."

Baeza lachte. „Thörichtes Mädchen!" rief er aus, „Du wolltest das so hoch in Anschlag bringen, was die Klugheit von uns heischt, während diese Christen uns wie wilde Thiere hetzen,

uns jedes Recht, selbst das, Gott zu dienen, versagen, uns verdammen, wie Verworfene? — Noranha ist ein edler Mensch, sagst Du; gut; ist er nicht aber ein Christ wie sie Alle, der uns als Verdammte betrachtet, weil wir nicht vor seinen Bildern knieen, weil wir nicht erst durch unsers Gleichen zu Gott unsere Zuflucht nehmen, sondern ihn unmittelbar selber in Glauben und Vertrauen anrufen? Glaubst Du nicht, daß, wenn Carlos Noranha Dir Liebe zulächelt, er doch im Innern vor der verworfenen Jüdin schaudert und Dich als eine Verdammte ansieht. Und zu was soll diese Liebe mit dem Feinde Deines Volkes, dem Verräther Deiner Religion, führen? Hast Du Dich das noch nicht gefragt?" — Zornig sah er sie an. Er hatte in diesem Augenblick alle seine berechnende Klugheit vergessen und sein Inneres trat in der gereizten Stimmung seines Wesens ungeschminkt hervor. „Deinen Vater und Dich elend zu machen, dazu bist Du nicht fähig, Dina, denn Du bist keusch, wie Israels edelste Tochter; die Buhlerin eines Ungläubigen! Kind, mein Blut gerinnt, wenn ich das denken könnte! Siehe, meine Hand würde Dir das Messer in die Brust stoßen und Dich lieber verbluten sehen, als daß ich Dir fluchen müßte. Fluchen! Gott sei meiner Seele gnädig!" rief er, und faltete die Hände vor der Brust. „Was soll's aber am Ende? — Ein krankes Herz durch's Leben tragen, schmachten — Kind, dazu bist Du zu vernünftig, zu weise. Darum ist nur eine Absicht denkbar — die, ihn benutzen zu unseren Zwecken und lossteuern auf ein Ziel, das einst noch unserm Volk ersprießlich wird. Ich fordere Gehorsam."

Dina war bleich wie eine Todte geworden. Sie schauderte vor ihrem Vater. Wie wenig begriff er ihre Gefühle, ihre Gesinnungen. Wie unedel dachte er von ihr. Das schmerzte sie unbeschreiblich.

„Nun?" fragte er nach einer Weile, in der sie stumm, fast erstarrt dagestanden hatte.

Sie trat vor ihn hin mit dem klar erwachten edlen Gefühle.

„Nehmt das Messer jetzt schon," sprach sie, „und stoßt es in

meine Brust. Ich will Gott dafür danken, denn Eure Worte sind vergiftete Dolche, die doppelt tödten. Habt Ihr, mein Vater, keine bessere Ueberzeugung von Eurem Kinde — so ist mir das Leben ein Greuel, und flehen will ich zum Herrn der Heerschaaren, daß er mich hinwegnehme; aber gehorchen werde ich Euch in dieser Weise nie, weil ich es Gott mißfällig hasse. Sind die Christen unedel, was berechtigt uns, ihnen nachzuahmen? — Nein, achten soll mich Dom Carlos stets. Verachten müßte er mich und ich mich selbst, böte ich zum Betruge des Mannes die Hand, der mit Gefahr des eigenen Lebens das meine und meine Ehre rettete."

„Gehe hin und werde eine Unreine!" rief im höchsten Grimme der Jude. „Laß Dich mit Wasser begießen und ein Kreuz auf Deine Brust und Stirne machen und werde Christin! Kniee nieder vor die Bilder der Heiligen, daß der starke und eifrige Gott Deine Missethat heimsuche, der da gesagt hat, du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen."

Er rannte wie wüthend hinaus und kam nicht wieder; denn sein Weg führte ihn nach Lissabon, wo an jenem Abende die Rettung der Herzogin von Mantua beabsichtigt wurde — er wanderte in den Thurm von Belem. —

Wer aber konnte die Stimmung beschreiben, in welcher Dina zurückblieb? Sie lehnte die heiße Stirn an die kalte Mauer des Zimmers und Ströme von Thränen rannen auf den kalten Steinboden hinab. So war ihr Herz nie verwundet worden, als von dem Vater; darum blutete es auch unaufhaltsam und die Nacht brachte sie in wilden Fieberträumen hin.

Als er nun nicht heimkehrte — da grenzte ihr Zustand an Verzweiflung. Sie sandte Boten auf Boten nach Lissabon. Endlich wurde ihr die Nachricht zu Theil, daß ihr Vater im Thurme von Belem als Aufrührer sitze in strenger Haft.

Dina war außer sich. Auf ihren Knieen rang sie im Gebete

für des Vaters Rettung; aber das Gebet blieb unerhört. Editha ging jammernd umher.

„Wer wird unser Retter in dieser Noth?" rief sie verzweifelnd aus.

Da antwortete in Dina's Herzen eine Stimme: Dom Carlos! Er, o, er allein war es ja, von dem sie Hülfe hoffte.

Aber, wo war er? Wo blieb er? Wo sollte sie ihn suchen? Wer konnte Antwort auf diese Frage geben? —

Sie rief ihren treuesten Diener, den alten David, daß sie ihn aussende auf Kundschaft, wo Dom Carlos sei.

Der Diener war weggegangen. Dina's schwergequältes Herz athmete leichter in gewisser Vorausſicht, daß er gefunden würde; ja, ein dunkles Gefühl verhieß ihr selbst, er werde zur Stunde der Noth ungerufen kommen.

So saß sie denn dort, wo der Blick über des Tajo silberne Fläche glitt und die reizendste Landschaft der Erde. sich vor dem Auge entfaltete. Ueber ihr wölbte sich das Laubdach zweier Maulbeerbäume zur dichten Laube; aber das Auge sah nur den Vater in schweren Fesseln, wie er die Arme nach ihr ausbreitete, und sie hörte nur den Ruf: Rette mich! Rette mich!

Dina schauderte zusammen vor den Schreckensbildern ihrer eigenen Einbildungskraft und drückte die Hände vor das thränenschwere Auge. Seufzer arbeiteten sich aus der beklommenen Brust hervor. „O, warum bist du jetzt ferne," sagte sie mit klagendem Vorwurfe, „du, der du mir nahe warst, rettend und helfend, in den schwersten Stunden meines Lebens? Carlos, Carlos, kenntest du Dina's Weh, kenntest du ihres Herzens namenlose Angst, ihre heiße Sehnsucht nach dir — o, du eiltest herzu, wo du auch bist, und böteſt der Sinkenden die Hand, daß sie sich aufrichte an dir."

Da neigte sich ein theueres Antlitz an dem Stamme des Maulbeerbaumes zu ihr nieder und lächelte sie an. Sie erschrak und schrie auf. Sie meinte, es sei wieder eines jener Bilder ihrer Ein-

bildungskraft, ein verkörperter Gedanke ihrer Seele. Aber die Gestalt wich nicht. Sie lächelte fort. Sie lispelte mit süßem, herzgewinnendem Tone: „Dina, meine Dina!“

Da wagte sie's, sie nochmals anzublicken — und vor ihr stand im Schmucke seiner männlichen Schönheit, die durch den Zug von Melancholie nur noch erhöht war, Dom Carlos.

„Carlos!“ rief sie, und flog an seine Brust. Aller Schmerz, alles Weh war gewichen. Die Seligkeit des Himmels senkte sich in ihre Brust. Sie hatte ihn wieder, und mit ihm die Gewißheit, daß er nicht hoffnungsleer käme.

Die Seligkeit des Wiedersehens nach langer und schmerzlicher Trennung erfüllte die Herzen und ließ keinem andern Gedanken Raum. Selbst des Vaters dunkles Geschick trat in diesem Augenblicke zurück und ließ dem liebenden Herzen seine unentreißbaren Rechte.

Als aber dieser Rausch des Entzückens zerrann und der lichtere Strahl des Bewußtseins in das Innere fiel, da kehrte in Dina's Brust das heilige Gefühl der Kindesliebe zurück. Sie ergriff Dom Carlos Rechte und sagte mit unbeschreiblicher Bewegung:

„Kennet Ihr das Geschick meines unglücklichen Vaters?“

„Ich kenne es,“ antwortete er ruhig.

„O, wo ist er? Wie geht es ihm?“ — stürmte sie hervor.

„Im Thurme von Belem!“ war die Antwort.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich dem Herzen des Mädchens. Sie wankte und nur Dom Carlos' Arm schützte sie vor dem Umsinken.

„Ach,“ klagte sie, „ist nicht eine Sage im Volke, daß lebend Niemand diesen entsetzlichen Thurm verlasse? O, mein Vater!“

„Dina,“ sprach Carlos, „war ich nicht auch in diesem Thurme? Sieh', ich lebe und halte Dich in meinem Arme.“

Sie sah ihn fragend an. „Soll das ein Wort der Hoffnung sein, Dom Carlos Noranha?“ fragte sie.

„Es ist's,“ entgegnete er freudig, und seine Blicke sogen das

liebreizende Bild ein, das er in seinen Armen hielt; denn das Weib ist nie schöner, als wenn der Lichtstrahl einer tagenden Hoffnung sich in den Thränen des Auges bricht und das Morgenroth einer schönern Zukunft auf die bleichen Wangen haucht.

„O, Du Bote Jehova's!" rief sie in hoher Begeisterung, „der Du wie ein Engel des Lichtes Hoffnung und Rettung bringst dem, der da wandelt im finsteren Thal und sitzt im Schatten des Todes. Möge der Herr über Dein Haupt gießen die Ströme seiner Freude und Dich segnen mit den Gütern seines Hauses! Sela!"

„Ist das nicht der reichste Lohn, wenn ich einen verdiene," sagte er mit Rührung, „daß Du liebend an meiner liebenden Brust ruhest?"

„O, meine Liebe ist das Blümchen, das im Grase blüht und nur wenig duften kann, das vielleicht bald der Fuß zertritt — was kann sie lohnen, wo so groß die Schuld ist!" sprach das Mädchen.

„Deine Liebe? O Dina, möge nie mein Herz dieses Lohnes entbehren. Sie allein gibt meinem Leben Zweck und Bedeutung noch, da mein Werk vollbracht ist."

„Nein, nein!" rief sie leidenschaftlich aus, „Dein Werk ist noch nicht zu Ende. Großes und Herrliches zu wirken, ist Dein Beruf. Leidende gibt es immer — ihr Helfer bist Du ja! O rede, was darf Baeza's unglückliche Tochter hoffen?" —

„Seine Freiheit, und mehr, seine Rückkehr auf den Weg der Pflicht und des Rechts!"

„Wie?" rief Dina, „hat er den verlassen! O sage, Du lügst, mein Retter!"

„Er hat gefehlt gegen das Gesetz, hat gefehlt gegen das Vaterland, dem er als Mann andere Pflichten hat, als den Versuch, seiner Feinde Macht zurückzurufen, die so lange es in schmachvolle Bande geschmiedet. Siehe, Dina, des Gesetzes Spruch ist hart. Tod dem Verräther des Vaterlandes. So lautet er."

„Gott meiner Väter!“ schrie das entsetzte Mädchen.

„Aber siehe,“ fuhr erfahrt, „im Herzen eines guten Königs wohnt eine andere Macht, die des Gesetzes ehernen Arm beugt, ihm das Schwert aus der Hand windet — es ist die königliche Gnade — ein Strahl göttlicher Milde.“

„Ja,“ fiel Dina ein, „der Herr lenkt der Könige Herzen wie Wasserbäche!“

„Wohl,“ sprach Dom Carlos; „der Herr hat auch das Herz Joao's de Braganza gelenkt. Er hat Deinen Vater, der das Leben verwirkt, begnadigt.“

„O, auch Ihr, Dom Carlos, wäret hier thätig, es sagt mir's mein Herz. Verschweigt es mir nicht. Meine Dankbarkeit kann zwar nicht größer werden, weil ich weiß, daß es so ist.“

„Wozu das?“ sagte Dom Carlos — „genug, er ist gerettet. Doch noch darf er Belem nicht verlassen. Noch ist des Volkes Wuth zu groß. Sie muß sich erst gelegt und die Fluth des Zornes zur Ebbe der Ruhe sich gewandelt haben, daß er sicher ist vor seiner Rache — dann kehrt er wieder, ich bürge Dir.“

„Jetzt also noch nicht?“ fragte sie schmerzlich.

„Nein, meine Dina; Dein Vater würde auf jedem Schritt und Tritte, wenn ihn das wilde Volk erkennt, seines Lebens unsicher sein. Darum gedulde Dich. Daß ihm dort Nichts abgehe, das ist meine Sorge. Darauf verlasse Dich fest. Erst wenn einige Wochen herum und die Ereignisse dieser Tage vergessen sind, bringt ihn Carlos Dir wieder.“

Sie sah die Nothwendigkeit ein und pries die Besonnenheit des Geliebten.

Jetzt aber zog sie ihn zum Hause, daß auch Ebitha's Herz leichter werde.

Freude herrschte wieder im Hause, und Dom Carlos war der Abgott Aller, weil an sein Erscheinen im Hause immer sich eine Rettung aus Noth und Gefahr knüpfte.

Täglich war Dom Carlos hier, und die ersten seligen Tage

ſeines Liebesglückes kehrten wieder. Nie kam die Religion zur Sprache, und Editha, die oft heimlich die Unterredungen der Liebenden belauſchte, ſtimmte in Dina's begeiſtertes Lob allmälig immer herzlicher ein.

Auch in der Nähe des geliebten Königs Joao des Vierten hatte der Verrath ſchon ſeine Stätte gefunden. Der Herzog von Aveyro und der Marquis von Villareal, heimlichen Groll tragend, daß Einer, der im Range nicht höher als ſie ſelbſt ſtand, nun ihr Gebieter war, deſſen Willen ſie gehorſamen mußten, vor dem ſich zu beugen die Würde forderte, welche ihm des Volkes einſtimmiger Wille zuerkannt, waren es müde, als Kammerherren eines Fürſten zu handeln, deſſen Stand ſie ihm gleich ſtellte. Beide gehörten zu den Mißvergnügten, weil ihres Ehrgeizes und ihrer Habſucht ſchnöde Forderung nicht befriedigt worden war.

Sie Beide waren Ohrenzeugen, daß Dom Carlos Noranha zu dem König geſagt, er ſolle ſeinen Oheim ſtrenge beobachten laſſen, weil der Ränkeſüchtige nicht ruhen würde, bis er ſeines Haſſes Ziel erreicht, das Haus Braganza vom Throne zu ſtürzen.

Längſt hatten Beide, obgleich ſie gleiche Geſinnungen nährten, ſich mit dem Auge des Mißtrauens aus einiger Entfernung beobachtet. Keiner wußte, ob er dem Andern ganz trauen dürfe. Ein Moment vermittelte; es war der, wo Dom Carlos jene Worte ſprach; denn Beide richteten längſt ihre Blicke auf den Erzbiſchof von Braga, in dem ſie Denjenigen erkannt, der mit eiſernem Willen alle anderen Eigenſchaften verband, welche geeignet waren, ihn zum Haupt einer Partei zu ſtempeln.

Bald wußte es der Erzbiſchof. Er gerieth, ohnehin durch ſeine vereitelten Pläne leidenſchaftlich gereizt, in ungeheuren Zorn über ſeinen Neffen, den er bodenlos haßte, ſeit er wußte, daß er das Haupt der Revolution war und eigentlich den erſten Anſtoß gegeben, das Haus Braganza auf den Thron zu erheben. Schon längſt hatte er ihm empfindliche Rache geſchworen; jetzt ſtand es feſt, daß er ſie ſich gewähren müſſe.

„Gut," sagte er zu dem Herzog von Aveyro, „daß das Schaf, das die Krone Portugals auf's Haupt bekam, ohne zu wissen wie, zu kurzsichtig ist, als daß er in mir seinen gefährlichsten Gegner erkenne; indessen, wenn dies auch wäre, mich schützt der unübersteigliche Wall meiner Würde und die undurchdringlichen Mauern der Kirche vor jedem Angriffe von frevelnder Hand. Meine Pflicht ist es, dem Eide treu zu bleiben, den ich Philipp von Spanien geleistet. Mag mit Eiden spielen, wer da will, ich, der erste Diener der Kirche Portugals, muß zeigen, wie es eine heilige Pflicht ist, ihn zu halten, da ich überzeugt bin, daß Alle die zur Hölle fahren, welche es mit Braganza halten, weil seine Sache gottlos ist."

Das war die Sprache, die der Herzog von Aveyro gerne hören mochte. Auch er sprach sich in ähnlichem Sinn und Geist aus.

Freudig ergriff der Erzbischof diese Gelegenheit; denn ihm galt es, tüchtige Leute an die Spitze seines tollkühnen Unternehmens zu stellen. Darum hatte er längst den Späherblick nach allen Großen Portugals ausgeschickt, ihre Gesinnung zu erkunden. Ueberall verbarg man die eigentliche Meinung, wenn man nicht für die neue Dynastie war. Am längsten beschäftigten ihn die beiden Kämmerer des Königs, der Herzog von Aveyro und der Marquis von Villareal, da er des Glaubens war, daß, trotz dieser nahen Verbindung mit dem König, ihre Gesinnung doch mit der seinigen harmonire. Ueberdies gehörten die Häuser der Aveyro's und Villareal's nächst dem der Braganza's zu den mächtigsten des Königreichs; auch sie führten ihre Stammbäume bis zu den alten Königen Portugals hinauf, und Villareal trug lange den Gedanken im Herzen, daß, wenn wirklich eine Revolution entstehen sollte, die Krone ihm gehöre. Beide hatten an der Revolution, wie viele Andere der Granden ersten Ranges, keinen Antheil genommen. Spaniens Politik war so weise und klug gewesen, sich den höchsten Adel zum Freunde zu erhalten, wenigstens dies zu versuchen. Dann war der verworfenste Grundsatz der Politik, der freilich fast immer zum Ziele führt: Trenne

und Herrsche! hier eben recht ausgeübt worden. Man fachte die Flamme der Eifersucht nur an und war dann gewiß, daß man sie Alle, ohne Ausnahme, in der Schlinge hatte. War es nicht die Ivone — so konnte die Revolution ihnen Nichts geben, als höchstens einen König, über dessen Schulter oder Haupt sie sahen. Dies wußte der Erzbischof, darum ergiff er mit Vergnügen die Gelegenheit, sich kräftig darüber auszusprechen.

Der Herzog von Aveyro war noch ein Jüngling, den man lenken konnte, wie man wollte; dem ein abenteuerliches Unternehmen eben recht reizend erschien.

Villareal aber war ein Mann jenseits der Sonnenhöhe des Lebens, in dessen Brust aber die Seele eines Jünglings wohnte. Sein Unternehmungsgeist kannte kein Hinderniß, seine Thätigkeit keine Rast, sein Ehrgeiz keine Grenze, als am goldenen Reif des Königthums; dabei aber war sein Geist beengt, und der Ueberlegenheit des Erzbischofs unterwarf er sich blindlings, als dieser die Macht seiner glänzenden Beredtsamkeit aufbot, um ihm durch Spaniens ungeheure Größe und Macht, im Gegensatze zu Portugals Schwäche, die Unmöglichkeit zur Anschauung zu bringen, daß Portugal im Kampfe obsiege. Endlich wußte der Erzbischof recht gut den mißtrauischen Charakter Joao's de Braganza gegen die von ihm vielgerühmte Großmuth Philipps von Spanien in's wohlberechnete Licht zu setzen und auf die Schmach der Unterwerfung unter den Willen eines Gleichberechtigten hinzuweisen, die Villareal längst drückend genug im ehrgeizigen Herzen empfand. — Klug rückte Dom Sebastian de Matos-Noranha seinem Ziel immer näher und erreichte es endlich vollständig, als er Villareal die Statthalterwürde des Reiches zusagte, wozu er bevollmächtigt zu sein vorgab.

Mit ganzer Seele ergab sich Villareal an den Erzbischof. Glücklich, daß ihm dies gelungen, wirkte er nun unabläßig, und die Revolution wurde in immer größeren Kreisen beschlossen. Einzelne Priester, Creaturen des Erzbischofs, die mit der Lockspeise

reicher Pfründen gelöckert wurden, mußten in allen Ständen wirken und thaten's mit nur allzu sicherem Gelingen.

Es fehlte nur Eins — und dies war eine Hauptsache — Geld. Dazu war Baeza nöthig, und der seufzte im Thurme von Belem. Ihm gleich war kein Anderer, und darüber war der Erzbischof längst mit dem Großinquisitor, Dom Francisco de Castro, Bischof von Guarda, einig, daß man dem Juden Alles, selbst freie Duldung seines Glaubens und die Erlaubniß einer öffentlichen Synagoge, zusagen dürfe, um ihn zu ihren Zwecken zu benutzen, ohne jemals verbunden zu sein, es zu halten. Dom Sebastian kannte ihn aber zu gut, um nicht des Sieges gewiß zu sein, wenn er ihn nur wieder besessen hätte.

Den Morgen darauf, als Dom Sebastian de Matos-Noronha sich Villareal's ganze Theilnahme gesichert hatte und nun auch ein Haupt für seine Wiederherstellungsrevolution besaß, trat Dom Melchior Correa da Franca in sein Gemach.

Dieser Melchior Correa war ein Glücksritter jener Art, wie sie zur Zeit Colombo's, oder des Prinzen Heinrich, Spanien und Portugal zu Hunderten besaß. Leichten Säckels lockte sie jede Aussicht auf Gewinn eines bessern Looses. Ritterlich, zu Abenteuern aller Art geneigt, besonders wenn sie recht ausschweifender Art, der wilden Phantasie ein freies Feld gewährten; weiten Gewissens kam es ihm auf ein Bubenstück nicht an, wenn es galt, seinen Zwecken förderlich zu sein. Dieser Mensch, brauchbar zu Allem, nur nicht zu etwas Tüchtigem, war unter Basconcellos' Aegide in den Staatsdienst getreten, hatte sich als eraltirter Anhänger des Unterdrückungssystems seines Gönners, oder vielmehr dessen Gönners, Olivarez', ausgezeichnet und war bei der Revolution am 1. December kaum dem Tod entgangen, und natürlicherweise brod- und amtlos geworden. Der Erzbischof kannte ihn wohl, darum unterstützte, ja ermuthigte er ihn auch, war nun gewiß,

an ihm einen treuen Helfer zu haben, da ihm außerdem, wenn Alles wohl gelang, was man beabsichtigte, eine ansehnliche Stelle geſichert war.

Dieſer Mann, von kleiner, ziemlich korpulenter Statur, krauſem, ſchwarzem Haare, gelbem Geſichte, kleinen, ſtechenden Augen und großem Mund — einem Geſichtsausdruck endlich, der Jedem den Schurken ſchon in weiter Entfernung kenntlich machte, trat in des Erzbiſchofs Gemach, ſich in tiefſter Devotion verneigend.

„Was bringſt Du, mein Sohn Melchior?“ fragte ſüß ihn anlächelnd der Würdenträger der Kirche.

„Mehr, Eminenza,“ ſagte in einem Tone, der jedes an Wohlklang gewöhnte Ohr ſchwer hätte verletzen müſſen, Dom Correa, „mehr, als Eurem Neffen Dom Carlos Noranha lieb iſt und Ihr erwarten dürftet.“

„So?“ fragte neugierig der Erzbiſchof und drehte den Polſterſeſſel, ohne ſich zu erheben, dem Redenden zu.

„Eurem Befehle gehorchend, habe ich ihn ſeit kurzer Friſt ſehr genau beobachtet. Mir fiel es auf, daß er ſo oft nach dem am Tajo liegenden Landſitze des Juden Pedro de Baeza ſchleiche, und ich witterte irgend ein verliebtes Abenteuer. Ihm nachſchleichend, gelang es mir endlich geſtern Abend, in den Garten zu dringen. In einem Gemache, deſſen Laden nicht geſchloſſen waren, ſah ich denn, wie die engelſchöne Jüdin an ſeiner Bruſt lag im ſüßen Spiele der Liebe. — Wie gefällt Euch das?“ —

„Verfluchter Bube!“ brüllte im wüthendſten Zorne der Erzhirte Portugals. „Umgang mit einer Jüdin pflegt er? Gut, ſo iſt er dem Arme des heiligen Officiums verfallen und Dein Dolch, Correa, mag von ſeinem Blute rein bleiben. Dank Dir für dieſe Nachricht!“

„Meine Schuld wächſt gegen Dich,“ fuhr der Erzbiſchof, zu Correa gewendet, fort, „aber ſei getroſt. Olivarez gab mir Vollmacht, die Stellen alle zu beſetzen. Welche gefiele Dir?“

„Ihr überhäuft mich mit Gnade, für das Wenige, was ich

Euch leisten kann. Fordert Alles und Alles, was ich bin und vermag, ist Euer!"

„Gut, ich weiß das; allein Du hast auf meine Frage nicht geantwortet."

„Wenn auch," sprach jetzt, den Ton der Bescheidenheit annehmend, Dom Correa de Franca, „die Stelle eines Corregidors von Lissabon gerade nicht die glänzendste und im Range sehr hochgestellte ist, so möchte diese meinen geringen Kräften doch wohl am meisten zusagen."

„Aha," lachte der Erzbischof, „Dom Melchior Correa verleugnet seine Schlauheit nicht! Du hast Recht, mein Sohn, Dir diese Goldquelle zu erbitten."

„Ich brauche viel, Eminenza."

„Niemand weiß das besser, als wir," sagte der Erzbischof, indem er einen bedeutsamen Blick auf Correa warf.

„Klagt Ihr mich an, Hochwürdigster?" lachte dieser. „Ich bitte, zu bedenken, daß Eure Aufträge alle der Art sind, daß sie Geld in Anspruch nehmen." —

„Wohl wahr!" fiel der Erzbischof in die Rede. „Ich bin auch gar nicht karg, wie Du weißt; wie steht's mit den Verbindungen im Volke?" —

„Mehrere Zünfte sind gewonnen," versetzte Correa, „auch die Aeltesten der Gallego's sind auf unserer Seite, nur fehlen die Summen noch, wodurch ich sie völlig fesseln kann."

„O, Baeza! Baeza!" rief Dom Sebastian de Matos Noranha aus, „wärest du da, so fehlte nichts!"

„Baeza?" fragte Correa. „Der ist frei."

„Was sagst Du, Glückskind?" rief der Prälat mit freudestrahlenden Blicken aus.

„Er ist mir heute begegnet. Dom Joao de Braganza hat ihn seines Gefängnisses ledig gemacht."

„Gracia a dios!" rief der Erzbischof. „Ich sehe, der Himmel ist uns günstig, wie es sich nicht fehlen kann. Jetzt, Correa, wo

die Blindheit Braganza's uns alle Wege ebnet, sei thätig! Schaffe mir Baeza her, und schon heute Abend soll so viel Geld zu Deiner Disposition stehen, als Du nöthig hast, um alle Gallega's zu bewaffnen und schlagfertig zu halten. Eile!"

Correa flog hinweg und wenige Stunden später trat Baeza in des Erzbischofs Gemach, wo sich mittlerweile auch der Bischof von Guarda, der Großinquisitor des Reichs, eingefunden hatte.

Dieser Letztere gab sich alle Mühe, seinen Grimm gegen den Juden unter der Maske der Freundlichkeit zu verbergen, was ihm indessen, so gut er es verstand, doch schwer wurde.

„Ich wünsche Euch Glück, Dom Pedro," rief ihm der Erzbischof entgegen, „daß Ihr so schnell frei wurdet. Ihr mögt dem Himmel danken!"

„Und Eurem Neffen Dom Carlos, hochwürdigster Herr," erwiederte der Befreite; „denn dieser bemühte sich um meine Freiheit, bis er sie erzielt."

Der Erzbischof runzelte seine breite Stirn. „Es scheint," sagte er scharf betont, „daß sich der junge Herr viel mit Euch zu schaffen macht! Doch laßt das, um zu Nothwendigerem überzugehen. Alles steht gut, fast über meinen Wünschen, aber wir brauchen Geld, Baeza, und da seid Ihr der Mann, der helfen kann."

Baeza machte einige Entschuldigungen und Einwendungen, wie sie in seines Volkes Art liegen, fragte aber dann, wie viel nöthig sei? —

„Eine Million dreimal hunderttausend Scudi," sprach der Erzbischof.

„Gott sei meiner Seele gnädig!" schrie Baeza, „wo soll ich diese ungeheure Summe aufbringen?!" —

„Sie ist Euch keineswegs unerschwinglich!" versicherte der Erzbischof.

„Bedenkt, Eminenza, daß seit dem Sturze der Regierung Ihr. katholischen Majestät aller Handel stockt und ich nur Verluste u. Verluste litt!"

„Aber es gibt auch glänzende Vortheile, Dom Pedro," entgegnete der Erzbischof — „es wird in reicherem Maße Euch ersetzt, was Ihr eingebüßt. Und wollt Ihr nicht, so können Eure Verluste nur sich häufen, ohne alle Aussicht auf bessere Zeiten! Das vergesset nicht. Ueberdies leiht Ihr's dem ersten, dem reichsten aller Staaten der Welt."

„An meinem Willen fehlt es nicht, Eminenza, davon seid Ihr hinlänglich überzeugt; allein ich allein vermag das nicht, und wo ist Hehl in Portugal? Der Kaufmannsstand beneidet mich und neigt auf Braganza's Seite. Er gibt nichts. Ich darf selbst nicht einmal ihm Anträge stellen, da die Stockung des Handels nicht einmal einen Vorwand leiht und leicht dadurch Alles entdeckt werden könnte."

Die Geistlichen mußten die Wahrheit dieser Worte anerkennen. Sie saßen in stillem Brüten, und der Jude hatte Ursache, keinen Ausweg zu zeigen; denn je zweifelhafter dieser war, desto sicherer hoffte er seine Absichten zu erreichen.

„Dom Pedro de Baeza," nahm endlich der Großinquisitor das Wort, „ich müßte mich sehr täuschen, wenn Ihr nicht Rath wüßtet. Ihr seid ein treuer Sohn der Kirche und wisset wohl, wie viel dieser guten Mutter daran liegt, das Werk der Aufrührer zu zerstören, um den rechtmäßigen und getreuesten Fürsten zurückzuführen in seine Staaten."

„Es ist nur ein Ausweg, hochwürdigster Herr," entgegnete der Jude. „Euch ist es bekannt, daß das Volk der Juden, dem ich angehörte, ehe mir das Heil aufging, unter schwerem Drucke seufzend, dennoch Mittel zu finden wußte, sich große Reichthümer zu sammeln. Bei ihm allein ist es möglich, obgleich es mir mißtraut, Hülfe zu finden; allein —"

„Ihr stockt, Dom Pedro Baeza?" nahm der Großinquisitor das Wort; „redet ohne Hehl. Wir kennen Euch, und wo es einen so gottgefälligen Zweck gilt, da vermögen wir, zumal dieser die

Mittel heiligt, kraft unſeres Amtes Dinge zuzugeben, die ſonſthin freilich nicht geſtattet werden dürften." —

„Ueberdies," fiel ihm der Erzbiſchof von Braga in die Rede, „iſt es Euch bekannt, was bereits in Madrid der Herzog von Olivarez Euch hoffen ließ, ja, ſogar Euch verhieß. Ich bin ermächtigt, das zu beſtätigen."

Obgleich in Baeza's Herzen die Freude alle Fackeln anzündete, ſo war doch in ſeinen Zügen keine Spur davon zu entdecken, und er blieb ſich ſo vollkommen gleich, daß auch das liſtige Auge des Erzbiſchofs nichts finden konnte, was ihn zur Erreichung ſeiner Hoffnungen hätte berechtigen können.

„Gut," ſprach Baeza, „das Volk ſeufzt nach Freiheit. Es kennt kein höheres Gut, als freies Bekenntniß ſeines Glaubens, damit endlich ſeine Knechtſchaft aufhöre und es ſich bauen dürfe ein Gotteshaus nach ſeiner Weiſe. Könnet Ihr mir das zuſagen, daß ich es ihm verbürge, ſo möchte ich kaum zweifeln, daß das Geld in Bälde da ſei, daß Ihr außerdem eine große Anzahl treuer Anhänger deſſen Euch erwerbt, wofür Ihr ſo große und ruhmwürdige Anſtrengungen zu machen bereit ſeid und bereits gemacht habet."

„Unter dieſer Bedingung alſo werdet Ihr uns die Summe von einer Million und dreimal hunderttauſend Scudi liefern können?" fragte der Erzbiſchof.

„Ich glaube es," entgegnete Baeza, „und vielleicht ſchon dieſen Abend könnte ich ſie Euch abliefern; aber Worte dürfen nicht täuſchen!" —

Der Erzbiſchof zürnte: „Habt Ihr uns je auf dem fahlen Pferde gefunden?"

„Ich vertraue Euch!" rief Baeza.

„So ſei Euch das zugeſtanden!" ſprach der Erzbiſchof.

Der Großinquiſitor ſchwieg.

„Und Ihr, hochwürdigſter Herr?" — fragte Baeza.

„Auch ich bin ganz mit den Gesinnungen Seiner Eminenz einverstanden," entgegnete bedeutungsvoll der Großinquisitor.

Baeza ging schnell hinweg. Er dankte Gott. Was er errungen, es galt ja seinem Glauben, seinem Volk!

Als Baeza aber weg war, brachen beide Prälaten in ein lautes Gelächter aus.

„Ihr habt Euch gut herausgezogen," lachte der Erzbischof. „Ich sitze tiefer."

„Thut nichts," entgegnete Jener darauf. „Dem Ungläubigen braucht man keine Treue zu halten. Wir sind ja unsers Wortes dadurch entbunden, daß wir in unserm Herzen es sogleich widerriefen."

So trösteten sich die Würdenträger der Kirche. Der Jude aber lief wie besessen umher. Fast lauter Jubel entstand unter seinen Glaubensgenossen und am Abend schleppten die Juden die Summe, die Baeza versprochen, in den Palast des Erzbischofs, wo er sie mit den gütigsten Worten empfing und entließ.

Belchior Correa empfing seine Summen, die Gallego's zu versichern, und bald stand den Entwürfen des Erzbischofs nichts mehr im Wege. —

Aus unumwölkter Höhe fährt oft zündend der Blitz herab. So entzündet oft ein Augenblick die wildlodernde Leidenschaft im Herzen des Menschen. Als Belchior Correa die Liebe Dom Carlos' und Dina's dem alten Erzbischof verrieth, da sprach aus ihm die hölliſche Leidenschaft des Neides und der Eifersucht. Ein Blick auf Dina's Engelsgestalt war hinreichend, ihn mit wüthender Leidenschaft für die Holde zu erfüllen. Sein Blut kochte, als er den verhaßten Noranha in ihren Armen, an ihren süßen Lippen hängen sah. In seiner Seele tagte schnell der teufliſche Entschluß, um jeden Preis diese Blüthe selbst zu pflücken. Ihm schien der Moment der Umwälzung der Verhältnisse geeignet, Noranha zu entfernen,

seines Liebesglückes kehrten wieder. Nie kam die Religion zur Sprache, und Editha, die oft heimlich die Unterredungen der Liebenden belauschte, stimmte in Dina's begeistertes Lob allmälig immer herzlicher ein.

Auch in der Nähe des geliebten Königs Joao des Vierten hatte der Verrath schon seine Stätte gefunden. Der Herzog von Aveyro und der Marquis von Villareal, heimlichen Groll tragend, daß Einer, der im Range nicht höher als sie selbst stand, nun ihr Gebieter war, dessen Willen sie gehorsamen mußten, vor dem sich zu beugen die Würde forderte, welche ihm des Volkes einstimmiger Wille zuerkannt, waren es müde, als Kammerherren eines Fürsten zu handeln, dessen Stand sie ihm gleich stellte. Beide gehörten zu den Mißvergnügten, weil ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht schnöde Forderung nicht befriedigt worden war.

Sie Beide waren Ohrenzeugen, daß Dom Carlos Noranha zu dem König gesagt, er solle seinen Oheim strenge beobachten lassen, weil der Ränkesüchtige nicht ruhen würde, bis er seines Hasses Ziel erreicht, das Haus Braganza vom Throne zu stürzen.

Längst hatten Beide, obgleich sie gleiche Gesinnungen nährten, sich mit dem Auge des Mißtrauens aus einiger Entfernung beobachtet. Keiner wußte, ob er dem Andern ganz trauen dürfe. Ein Moment vermittelte; es war der, wo Dom Carlos jene Worte sprach; denn Beide richteten längst ihre Blicke auf den Erzbischof von Braga, in dem sie Denjenigen erkannt, der mit eisernem Willen alle anderen Eigenschaften verband, welche geeignet waren, ihn zum Haupt einer Partei zu stempeln.

Bald wußte es der Erzbischof. Er gerieth, ohnehin durch seine vereitelten Pläne leidenschaftlich gereizt, in ungeheuren Zorn über seinen Neffen, den er bodenlos haßte, seit er wußte, daß er das Haupt der Revolution war und eigentlich den ersten Anstoß gegeben, das Haus Braganza auf den Thron zu erheben. Schon längst hatte er ihm empfindliche Rache geschworen; jetzt stand es fest, daß er sie sich gewähren müsse.

„Gut," sagte er zu dem Herzog von Aveyro, „daß das Schaf, das die Krone Portugals auf's Haupt bekam, ohne zu wissen wie, zu kurzsichtig ist, als daß er in mir seinen gefährlichsten Gegner erkenne; indessen, wenn dies auch wäre, mich schützt der unübersteigliche Wall meiner Würde und die undurchdringlichen Mauern der Kirche vor jedem Angriffe von frevelnder Hand. Meine Pflicht ist es, dem Eide treu zu bleiben, den ich Philipp von Spanien geleistet. Mag mit Eiden spielen, wer da will, ich, der erste Diener der Kirche Portugals, muß zeigen, wie es eine heilige Pflicht ist, ihn zu halten, da ich überzeugt bin, daß Alle die zur Hölle fahren, welche es mit Braganza halten, weil seine Sache gottlos ist."

Das war die Sprache, die der Herzog von Aveyro gerne hören mochte. Auch er sprach sich in ähnlichem Sinn und Geist aus.

Freudig ergriff der Erzbischof diese Gelegenheit; denn ihm galt es, tüchtige Leute an die Spitze seines tollkühnen Unternehmens zu stellen. Darum hatte er längst den Späherblick nach allen Großen Portugals ausgeschickt, ihre Gesinnung zu erkunden. Ueberall verbarg man die eigentliche Meinung, wenn man nicht für die neue Dynastie war. Am längsten beschäftigten ihn die beiden Kämmerer des Königs, der Herzog von Aveyro und der Marquis von Villareal, da er des Glaubens war, daß, trotz dieser nahen Verbindung mit dem König, ihre Gesinnung doch mit der seinigen harmonire. Ueberdies gehörten die Häuser der Aveyro's und Villareal's nächst dem der Braganza's zu den mächtigsten des Königreichs; auch sie führten ihre Stammbäume bis zu den alten Königen Portugals hinauf, und Villareal trug lange den Gedanken im Herzen, daß, wenn wirklich eine Revolution entstehen sollte, die Krone ihm gehöre. Beide hatten an der Revolution, wie viele Andere der Granden ersten Ranges, keinen Antheil genommen. Spaniens Politik war so weise und klug gewesen, sich den höchsten Adel zum Freunde zu erhalten, wenigstens dies zu versuchen. Dann war der verworfenste Grundsatz der Politik, der freilich fast immer zum Ziele führt: Trenne

und Herrsche! hier eben recht ausgeübt worden. Man fachte die Flamme der Eifersucht nur an und war dann gewiß, daß man sie Alle, ohne Ausnahme, in der Schlinge hatte. War es nicht die Krone — so konnte die Revolution ihnen Nichts geben, als höchstens einen König, über dessen Schulter oder Haupt sie sahen. Dies wußte der Erzbischof, darum ergiff er mit Vergnügen die Gelegenheit, sich kräftig darüber auszusprechen.

Der Herzog von Aveyro war noch ein Jüngling, den man lenken konnte, wie man wollte; dem ein abenteuerliches Unternehmen eben recht reizend erschien.

Villareal aber war ein Mann jenseits der Sonnenhöhe des Lebens, in dessen Brust aber die Seele eines Jünglings wohnte. Sein Unternehmungsgeist kannte kein Hinderniß, seine Thätigkeit keine Rast, sein Ehrgeiz keine Grenze, als am goldenen Reif des Königthums; dabei aber war sein Geist beengt, und der Ueberlegenheit des Erzbischofs unterwarf er sich blindlings, als dieser die Macht seiner glänzenden Beredtsamkeit aufbot, um ihm durch Spaniens ungeheure Größe und Macht, im Gegensatze zu Portugals Schwäche, die Unmöglichkeit zur Anschauung zu bringen, daß Portugal im Kampfe obsiege. Endlich wußte der Erzbischof recht gut den mißtrauischen Charakter Joao's de Braganza gegen die von ihm vielgerühmte Großmuth Philipps von Spanien in's wohlberechnete Licht zu setzen und auf die Schmach der Unterwerfung unter den Willen eines Gleichberechtigten hinzuweisen, die Villareal längst drückend genug im ehrgeizigen Herzen empfand. — Klug rückte Dom Sebastian de Matos-Noranha seinem Ziel immer näher und erreichte es endlich vollständig, als er Villareal die Statthalterwürde des Reiches zusagte, wozu er bevollmächtigt zu sein vorgab.

Mit ganzer Seele ergab sich Villareal an den Erzbischof. Glücklich, daß ihm dies gelungen, wirkte er nun unabläßig, und die Revolution wurde in immer größeren Kreisen beschlossen. Einzelne Priester, Creaturen des Erzbischofs, die mit der Lockspeise

reicher Pfründen gelöbert wurden, mußten in allen Stücken wirken und thaten's mit nur allzu sicherem Gelingen.

Es fehlte nur Eins — und dies war eine Hauptsache — Geld. Dazu war Baeza nöthig, und der seufzte im Thurme von Belem. Ihm gleich war kein Anderer, und darüber war der Erzbischof längst mit dem Großinquisitor, Dom Francisco de Castro, Bischof von Guarda, einig, daß man dem Juden Alles, selbst freie Duldung seines Glaubens und die Erlaubniß einer öffentlichen Synagoge, zusagen dürfe, um ihn zu ihren Zwecken zu benutzen, ohne jemals verbunden zu sein, es zu halten. Dom Sebastian kannte ihn aber zu gut, um nicht des Sieges gewiß zu sein, wenn er ihn nur wieder besessen hätte.

Den Morgen darauf, als Dom Sebastian de Matos-Noranha sich Villareal's ganze Theilnahme gesichert hatte und nun auch ein Haupt für seine Wiederherstellungsrevolution besaß, trat Dom Melchior Correa da Franca in sein Gemach.

Dieser Melchior Correa war ein Glücksritter jener Art, wie sie zur Zeit Colombo's, oder des Prinzen Heinrich, Spanien und Portugal zu Hunderten besaß. Leichten Säckels lockte sie jede Aussicht auf Gewinn eines bessern Looses. Ritterlich, zu Abenteuern aller Art geneigt, besonders wenn sie recht ausschweifender Art, der wilden Phantasie ein freies Feld gewährten; weiten Gewissens kam es ihm auf ein Bubenstück nicht an, wenn es galt, seinen Zwecken förderlich zu sein. Dieser Mensch, brauchbar zu Allem, nur nicht zu etwas Tüchtigem, war unter Vasconcellos' Aegide in den Staatsdienst getreten, hatte sich als exaltirter Anhänger des Unterdrückungssystems seines Gönners, oder vielmehr dessen Gönners, Olivarez', ausgezeichnet und war bei der Revolution am 1. December kaum dem Tod entgangen und natürlicherweise brod- und amtlos geworden. Der Erzbischof kannte ihn wohl, darum unterstützte, ja ernährte er ihn auch, war nun gewiß,

über alle Berge, vielleicht schon über der Grenze. Alle diese Umstände vereinigten sich, dem Marquis d'Ajamonte Zweifel und Argwohn einzuflößen. Eingedenk seiner eigenen schwankenden Sicherheit, dachte er, vielleicht hier ein Mittel zu erlangen, das ihm als Anker zur Stunde des Sturmes dienen konnte. Ohne sich lange zu besinnen, riß er das Siegel ab — und vor seinem Blicke lag das ganze Geheimniß enthüllt, welches Portugals Sicherheit, des Königs Leben so sehr bedrohte — lag vor ihm in der ganzen scheußlichen Nacktheit, wie es Correa an Baeza mitgetheilt.

In seinem Herzen Gott dankend für die Gelegenheit, sich den Portugiesen gefällig zu erweisen, und dem König sich zu verpflichten, zögerte er nun auch keinen Augenblick, ließ sich sein Leibroß satteln und flog, nur von einem Diener begleitet, der portugiesischen Grenze zu.

Die Unterredung, welche Melchior Correa da Franca mit Baeza gehalten, war allerdings nicht unbehorcht geblieben. Das Zimmer, welches an jenes stieß, worin sich die beiden Männer befanden, hatte nur einen Eingang, und diese Thüre ging eben in jenes Zimmer. Dina befand sich darinnen, als die Männer eintraten, und der Abscheu vor dem schändlichen Correa, der schon mehrmals sie mit seinen Schmeicheleien verfolgt hatte, hielt sie ab, daraus hervorzutreten. So wurde sie gewissermaßen zur Horcherin gezwungen.

Correa's fürchterliche Stimme, die Mark und Bein durchschnitt, so sehr er sie auch dämpfen mochte, war doch im anstoßenden Gemache so verständlich, daß Dina'n kein Wort verloren ging. —

Das Entsetzen durchrieselte ihr Mark von Moment zu Moment mehr. Sie sah ein Gewebe voll Verworfenheit sich vor ihren Blicken enthüllen. Ihr Athem stockte. Als sie aber endlich die Verhandlungen über Dom Carlos Noranha vernahm — da schwin-

delte ihr, und mit einem dumpfen Angstschrei sank sie ohnmächtig in den Sessel, worauf sie sich gelehnt. Ihr Vater hatte in der Aufregung, in welche ihn die Mittheilung Correa's versetzt, diesen Angst- und Schmerzensruf nicht vernommen, wohl aber dieser, dessen Ohr der Argwohn sehr geschärft. Die Ruhe Baeza's tilgte jedoch jeden Zweifel, und bald darauf schied er.

Baeza ging noch einige Zeit im Gemach auf und nieder, über das nachdenkend, was ihm Correa mitgetheilt, und berechnend, wie er es am besten einleite, daß er, im Falle, daß Alles mißglücken sollte, sich den Rückzug sichere.

Jetzt vernahm er ein Aechzen im anstoßenden Gemach. Eine Angst überfiel ihn, wie er nie eine gleiche gefühlt, eine namenlose Angst, die ihn an die Stelle fesselte, wo er stand. Sollte Jemand die Unterredung behorcht haben, das Geheimniß bloßgestellt sein? — Er wagte das kaum zu denken. Und doch! Es war so. Er ergriff die Kerze, die das Zimmer erleuchtete, und trat mit Angst und Beben in das Gemach. —

Da stand die todtbleiche Dina vor ihm, wie ein Gespenst anzuschauen — ähnlich seiner Gattin Rahel, wie sie im Tode da gelegen. Sie vermochte nicht zu reden und erhob nur bittend die Hand gegen ihn; aber ergriffen von der Furcht, die des bösen Gewissens Folge ist, in der höchsten Aufregung, welche die vorhergegangenen Ereignisse bewirkt, wäre er beinahe zu Boden gesunken. Er taumelte mit einem Angstschrei zurück — die Kerze entfiel seiner Hand und heulend vor Entsetzen rannte er davon.

Dina wäre fast von Neuem in Ohnmacht gesunken, da sie sich das Benehmen ihres Vaters nicht erklären konnte und heftig davon erschreckt worden war; allein der Gedanke an das Entsetzliche, womit er seine Seele belasten wollte, gab ihr schnell ihre Kraft zurück. Sie eilte, sobald sie sich erholt, dem irregeleiteten Manne nach. Doch sie traf ihn nicht in seinem Gemach. Er war schnell hinabgeeilt in die Stadt.

Verzweiflungsvoll rang sie die Hände. Alle Diener sandte sie

aus — aber sie kamen zurück, ohne ihn gefunden zu haben. Dina's Angst wuchs. Ihre lebendige Phantasie erblickte ahnend das Unheil, welches der verblendete, verführte Mann über sie, über sich selbst herbeiführen mußte. Was sollte sie beginnen? — Und welche Gefahr drohte dem, den sie als den Edelsten kannte, liebte, verehrte! Er hatte sie gerettet, den Vater gerettet, durfte, konnte sie ihn ungewarnt seinem Schicksal überlassen? War er nicht vielleicht im Stande, den Vater noch vor dem Abgrunde zu bewahren, in den er zu stürzen in Gefahr stand? — Sie sah keine andere Rettung, als durch ihn.

Noch in der Nacht mußte David nach der Hauptstadt. Glücklich traf er Noranha in seinem Palast und unverweilt folgte er ihm nach dem Landhause.

Wie verändert traf er Dina! Ihr Haar flatterte aufgelöst um das bleiche Antlitz. Ihr Auge starrte thränenlos, aber mit dem Ausdruck eines namenlosen Kummers den Eintretenden an.

„Dina, was ist Dir?" fragte er liebevoll. „Was bekümmert Deine Seele so?" —

Sie warf sich an seine Brust und erst jetzt löste sich der starre Schmerz in einen Thränenstrom auf, der sie unfähig machte, eine Silbe zu reden.

Dom Carlos begriff nichts; aber er fragte auch nicht, wohl einsehend, daß in dieser Aufregung ihrer Seele keine Mittheilung denkbar sei.

Erst, als sie sich beruhigt, theilte sie ihm rückhaltlos das Alles mit, was sie gehört, flehend, daß er ihren Vater zurückhalte von dem Complotte, das ihn elend machen mußte.

Dom Carlos schauderte. Eine so teuflische Verschwörung hätte er nie geahnt, nie sich denken können. Er konnte sich auch lange nicht überzeugen und forschte nach jedem Umstande, weil er es für einen entsetzlichen Traum hielt, den Dina geträumt. Leider wurde es ihm nur zu bald und zu sehr zur Gewißheit, daß hier eine schauderhafte Wahrheit obwalte.

Dom Carlos starrte in eine endlose Finsterniß, in ein Labyrinth, aus dem er keinen Ausgang sah.

„O sagt," flehte das geängstete Mädchen, „könnt Ihr ihn retten?" —

„Wollte Gott!" seufzte er tief auf, „wollte Gott, daß ich ihn gesprochen, ehe er den traurigen Schritt that, das Schreiben zu bestellen! Doch hoffe, meine Dina, hoffe und bete, vielleicht, daß es mir gelingt, ihn zu retten, indem ich ihn als Angeber der Verschwörung nenne. Laß mir Zeit und Ruhe. Jetzt aber muß ich weg!"

Sie klammerte sich an ihn an und schrie wie eine Verzweifelnde: „O, geht nicht, geht nicht, Dom Carlos! ohne mir einen Trost zurückzulassen!" —

„Vertraue auf Gott und mich!" sprach er, sie an seine sorgenvolle Brust drückend. „Hat er sich nicht allzu tief in die Verschwörung eingelassen, dann, hoffe ich, soll es mir möglich werden, das Schlimmste von ihm abzuhalten."

Mehr konnte er ihr nicht versprechen; denn wie die Sache stand, so mußte er befürchten, selbst dies nicht halten zu können.

Schmerzlicher war noch keine Trennung gewesen, wie diese. Gerne wäre er länger geblieben, um sie zu beruhigen; allein eine heilige Pflicht gebot, und des eigenen Herzens Wünsche dem heiligen Gebot unterordnend, schied er mit blutendem Herzen.

Ein leiser Wind hatte die Schwüle, welche am Abend geherrscht, verweht — aber er war angewachsen zum heftigen Sturme, der, die Wipfel der Bäume schüttelnd, furchtbar daherbrauste. Tief unten tobten die Wogen des Tajo, aufgewühlt vom wilden Sturme, der schauerlich — und prophetisch über die Stadt brauste, deren Bürger am Vorabend schrecklicher Ereignisse ruhig schlummerten. Einige Blitze zuckten am westlichen Horizonte hin, wie feurige

Schlangen, und der Donner rollte dumpf in der Ferne, wie der unheimliche Spruch eines Orakels.

In einer Stimmung, wie er sie nie erlebt, eilte Dom Carlos die Höhe hinab. Seit er das entsetzliche Geheimniß kannte, war es ihm, als könne jede Minute Zögerung die sein, wo es in's Leben treten sollte, Unheil bringend Tausenden und neue Ketten dem Vaterlande. Der Boden brannte unter seinen Füßen. Er flog mehr, als er ging, der Stadt zu und erreichte athemlos den königlichen Palast am Comerzio. Schon war es Mitternacht vorüber und die Herrschaft war zur Ruhe gegangen. Solch ein Geheimniß aber, wie er es mitzutheilen hatte, entschuldigte Alles, ließ jede Rücksicht fallen.

Die wachehabenden Offiziere wurden schnell von dem Verlangen des edlen Grafen in Kenntniß gesetzt, und ehe der Hahn zum ersten Male krähte, führte der Kämmerer ihn in das Closet des Königs, der ihn mit Spannung erwartete.

„Wahrscheinlich," sprach Joao IV., „bringt Ihr mir eine neue Bestätigung, vielleicht genauere Kunde von dem, was mir heute ein Brief ohne Namen von unbekannter Hand meldete?" —

Bedeckt von Staub, ermüdet bis zum Umsinken, mußte sich Dom Carlos niederlassen und entdeckte dann dem König Alles, was er wußte, nannte ihm seine Quelle und suchte dadurch, daß er die Tochter Baeza's als die Angeberin hinstellte, Gnade für diesen zu erhalten.

„Ihr seht," sagte, nachdem Carlos geendet und der König sich von dem Entsetzen erholt hatte, das ihn ergriffen, „bei der Furchtbarkeit dieser Verschwörung ist Gnade Sünde gegen mein Vaterland und das großherzige Volk, das mich auf seinen Thron mit ebenso viel Vertrauen als Liebe gerufen hat. Euch, der Ihr als der Uneigennützigste und Treueste meiner Freunde Euch tausendfach erwiesen, Euch verspreche ich Alles, was ich thun kann; aber hemmen darf ich nicht den Arm des Rechts, ohne die Grundlage des Staates zu erschüttern. Ist es möglich und ist die Schuld

Baeza's nicht allzu groß; läßt es sich erweisen, daß er den entsetzlichen Auftrag, die Hauptstadt des Reiches in Brand zu stecken, abgelehnt hat, so werde ihm Gnade um Euretwillen." —

Das war Alles, was der König zugestand, Alles, was er als König zugestehen konnte und durfte, das fühlte Dom Carlos und ergab sich in das Unvermeidliche.

In vertraulicher Berathung blieben Beide, bis der Morgen graute, da erst entließ ihn der König und Dom Carlos eilte nach seinem Palast, um sich anzukleiden, da sogleich eine Sitzung des Staatsraths um sieben Uhr angekündigt wurde. —

Es war am 28. Juli des Jahres 1641, als man gegen sieben Uhr die Staatsräthe sich nach dem Schlosse begeben sah. Nicht ohne Zeichen der Unruhe in ihren Zügen über diese ungewöhnliche Stunde sah man den Erzbischof von Braga, Dom Sebastian de Matos-Noranha, den Großinquisitor Dom Francisco de Castro, Bischof von Guarda, und den Marquis von Villareal sich nach dem Schlosse begeben.

Kaum war der Staatsrath versammelt, als aus allen Straßen, die auf den Comerzio mündeten, die Soldaten, welche die Besatzung von Lissabon bildeten, auf diesen großen Platz anrückten und sich in Schlachtordnung vor dem Schloß aufstellten. Diese Umstände wurden bald in ganz Lissabon bekannt. Zugleich verbreiteten die Verhaftungen von mehr denn vierzig Personen, worunter die Angesehensten und viele Beisitzer des heiligen Officiums sich befanden, Schrecken und Besorgniß in der Stadt. Gerüchte der schauderhaftesten Art theilte man sich mit und bald war ganz Lissabon in wilder Bewegung.

Erwartungsvoll harrte der Staatsrath der Ankunft des Königs, der endlich mit Dom Carlos Noranha eintrat.

Würdevoll begrüßte er die ansehnliche Versammlung und

begann dann mit Ruhe, aber nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl, das mitzutheilen, was ihm Dom Carlos berichtet.

Todtenbleich saßen die Schuldigen da. Villareal und der Großinquisitor zitterten sichtbar.

Kalt und stolz sah der Erzbischof auf den König, giftige Blitze schoß sein Auge auf Dom Carlos.

Als der König geendet und wüthend sich der ganze Staatsrath, mit Ausnahme der drei Schuldigen, erhob, Rache fordernd an den Verruchten, da nahm der Erzbischof das Wort, um das Grundlose dieses Verdachtes darzuthun, zu verlangen, daß man den Schändlichen, der solche Verleumdung ersonnen, zur härtesten Strafe ziehe.

Der König lächelte. Auf seinen Wink trat Pinto-Ribero ein mit Correa und einem Alkaden, bei dem er bereits Alles eingestanden hatte. Ueberwiesen von dem schändlichsten Verrathe, nahm sie jetzt Pinto-Ribero gefangen.

Vor dem Schloß aber hatte sich bereits eine unabsehbare Menschenmasse versammelt, die, Wüthenden gleich, die Auslieferung der Verbrecher forderte, um Rache an ihnen zu nehmen. Das Volk brannte vor Begierde, sie zu zerreißen.

Der König sandte den Bischof von Lissabon hinab, dem Volke für die Beweise seiner Liebe und Anhänglichkeit zu danken; allein dies half nicht im Mindesten.

Es war Nichts übrig, als im Staatsrath ein Edict zu erlassen, worin der König versprach, ein Gericht niederzusetzen, das rücksichtslos die Schuldigen strafen sollte, deren Namen bereits dem Volke kund waren. Es verließ hierauf den Comerzio; allein sein wüthender Grimm warf sich auf die Juden, die ein herbes Schicksal erfuhren.

Kaum war der Staatsrath auseinander, so erfuhr dies Dom Carlos. Eine tödtliche Angst für Dina ergriff sein Herz; denn der treue Schwarze, Hamid, berichtete, daß man den Namen

Baeza's genannt, und daß wohl eine Rotte nach seiner Wohnung geeilt sei.

Rasch warf sich Dom Carlos auf ein flüchtiges Roß und jagte mit verhängtem Zügel von dannen.

Das arme Thier keuchte unter dem Reiter, dessen Herz von den nagendsten Besorgnissen gedrückt war.

Schon von Ferne vernahm er das kannibalische Brüllen des Volkshaufens, der am Werke der entsetzlichsten Zerstörung war.

Wie ein Rasender warf er sich unter das Volk, das scheu ihm wich. Seine Donnerstimme brauste durch das Gebäude und schüchterte die Zerstörer ein.

„Wo sind die Bewohner?" schrie er ihnen zu. „Wehe Euch, wenn Ihr ihnen ein Leid zugefügt!" —

Ein alter Mann trat vor, entblößte sein Haupt und sagte: „Edler Herr, Ihr dürft es uns glauben, es war Niemand da, keine Seele!"

„Feuer! Feuer!" schrieen jetzt viele Stimmen zugleich, und wirklich wirbelte die gierige Flamme vom Dache des Gebäudes auf und verbreitete sich mit entsetzlicher Schnelligkeit.

„Jesus! Maria!" schrie Dom Carlos, „helft mir suchen. Sie haben sich versteckt und müssen sterben in den Flammen!"

Seine Todesangst rührte die wuthentbrannten Herzen. Man durchsuchte das Gebäude in allen Richtungen noch einmal. Dom Carlos eilte in den wohlbekannten Raum hinter dem Bilde — aber nirgends war eine Spur der Unglücklichen zu finden. Die Flamme machte furchtbare Fortschritte. Mit Gewalt mußte man endlich den Verzweifelnden aus dem Gebäude herausreißen, das bald darauf mit fürchterlichem Krachen einstürzte, Alles unter sich begrabend.

Der Proceß der Verschworenen war schnell eingeleitet worden und das Gericht in voller Thätigkeit. Baeza, auf den Correa

wüthend war, dem er ungeheure Schuld auflud — war immer noch nicht da. Man suchte ihn überall und glaubte am Ende, er habe mit den Seinigen den Tod in den Flammen seines eigenen Hauses, wo er sich in einem geheimen Schlupfwinkel verborgen gehalten, wohlverdient gefunden.

Anders aber gestaltete sich es, als nach einigen Tagen der Marquis d'Alamonte eintraf und nun es sich herausstellte, daß er der Bote selbst gewesen, der jenem die Briefe überbracht. In allen Richtungen wurden nun Häscher ausgesandt, und bald brachte man ihn gefangen ein; denn nicht ahnend, was sich ereignet, war er voll Hoffnung, daß nun bald sein Plan reifen müßte, Lissabon zugeeilt und so seinen Feinden in die Hände gerathen.

Baeza, obgleich Correa auf ihn bereits genug bekannt hätte, um ihn des Todes schuldig zu finden, leugnete hartnäckig — aber als er die furchtbaren Qualen der Folter litt, gestand er Alles ein.

Viele der Verschworenen flehten des Königs Gnade an; nur der Erzbischof nicht.

Er sei Erzbischof von Braga, Primas des Reiches, sagte er, und erkenne keinen Oberen an, als Gott und den Papst. Sollte sich, fügte er keck hinzu, Joao der Vierte so weit vergessen, daß er Gewalt gegen ihn brauchte, so müßte er es als gemeiner Mörder und nicht als König thun; er würde ihm vielleicht als Christ und Priester verzeihen können, aber nichts würde ihn vermögen, sich einer anmaßenden Gewalt freiwillig zu unterwerfen.

Der Beichtvater des Königs brachte es kaum mit Aufbietung der größten List und Beredtsamkeit dahin, daß er eine Erklärung seiner Absichten niederschrieb; allein er fügte eine heftige Protestation gegen jede menschliche Gewalt hinzu, da er keine über sich anerkenne.

Wie auch die Milde des Königs geneigt sein mochte, zu vergeben, so sprachen doch die Richter einmüthig das Todesurtheil aus; ein Urtheilsspruch, den das Volk mit Jubel aufnahm, der aber viele Familien unglücklich machte.

Mit zerrissenem, blutendem Herzen war Dom Carlos heimgekehrt und hatte sich in sein stilles Matos zurückgezogen, um ganz seinem Schmerze über Dina's Verlust sich hinzugeben. Erst jetzt, wo er sie ganz verloren, fühlte er die Kraft und Fülle seiner Liebe zu ihr, fühlte, wie aller Reiz des Daseins mit ihr erstorben war. In dumpfem Schmerze flossen seine Tage hin. Von Lissabon und den dortigen Ereignissen hörte er nichts und mochte nichts davon hören. So war es ihm denn auch unbekannt geblieben, daß man Baeza gefänglich eingebracht, daß auch über ihn der Stab gebrochen war. —

Eines Abends, es war am Tage vor der festgesetzten Hinrichtung der Verschwornen, klopfte es spät an des Schlosses Pforte. Der Kastellan wollte öffnen, aber als keine Antwort erfolgte, nahm er Anstand. Es klopfte wieder. Auf seine zweite Frage antwortete eine weinende weibliche Stimme.

Jetzt öffnete er. Zwei Frauen, in dichte schwarze Schleier gehüllt, wankten herein und verlangten, Dom Carlos zu sprechen.

Als er es ihnen mit seltsamen Ahnungen gestattet, traten sie ein. Die Schleier wurden zurückgezogen und — Dina stand vor ihm.

Unbeschreiblich war die Scene, die nun folgte. —

Dina erzählte, daß sie bei'm Nahen des Haufens entflohen seien und sich bis jetzt verborgen gehalten hätten. „Aber nun," sagte sie, „liegt mir noch eine, die letzte Bitte auf dem Herzen, die ihr der unglücklichen Tochter nicht versaget. Morgen" — sie stockte — „morgen ist der Todestag meines Vaters." —

Dom Carlos erstaunte — „Deines Vaters? Er starb also auch nicht in den Flammen?" —

„Er war in Spanien," entgegnete sie mit einer Ruhe, die als der höchste Grad der Verzweiflung erschien, „und ist nun in den Händen der Richter, die kein Erbarmen kennen. Noch einmal wünsche ich ihn zu sehen. O, ich habe gefleht auf meinen Knieen, aber umsonst. Dom Carlos, Ihr liebt mich, o, ich weiß es, es war ja

das einzige Glück meines Lebens, erhört meine Bitte, bringt mich zu meinem Vater!" —

„So laßt uns keinen Augenblick säumen," sprach Dom Carlos.

Die Sänfte, welche Dina und Editha hergebracht, harrte; sie stiegen ein und, von Dom Carlos begleitet, waren sie bald in Lissabon.

Durch Fürbitte bei dem König erlangte Dom Carlos die Erfüllung des Wunsches der Geliebten. Sie gingen zum Gefängnisse. Der Riegel wurde zurückgeschoben und sie traten ein. Fackeln beleuchteten den greulichen Raum, wo der unglückliche Baeza mit verrenkten Gliedern, angeschmiedet an ungeheure Ketten, auf feuchtem Stroh lag.

Dina stürzte laut jammernd an seine Brust.

„Herr," rief er aus, „du thust mir Großes vor meinem Ende! Preis sei deinem Namen!" Er fühlte noch einmal sein volles Vaterglück und segnete Dina und Editha. „Auch Dir," — rief er dann — „der Du als Schutzengel ihr nahe standest, dem ich sie, die Verlassene, empfehle, gebe ich meinen Segen. Gott vergelte Dir Alles, was Du uns Gutes thatst! Was ich an Dir gesündigt, das vergibst Du und Gott!"

Dina lag auf ihren Knieen neben Editha.

Thränen rannen über Dom Carlos' Wangen.

Er lehnte an der Kerkermauer.

Endlich mahnte der Kerkermeister zum Scheiden.

Editha erhob sich — aber Dina nicht. Dom Carlos eilte herzu — er ergriff sie — sie war starr. Der Engel des Todes hatte die Frische des Lebens von ihren Lippen geküßt und die reine Seele hinübergetragen! —

Gegen Ende des Jahres 1643 saß der Bischof von Lissabon in seinem Palaste und betete sein Brevier. Ein Eintretender störte den edlen Mann in seiner frommen Beschäftigung; allein er war

ihm willkommen — es war Pinto-Ribero, der Befehlshaber des Forts Sanct Julian.

„Gott gebe Euch langes Leben!“ grüßte er den Prälaten.

„Was bringt Ihr, Freund aus alten Tagen?“ fragte der Bischof, den Segenswunsch zurückgebend.

„Die Kunde, daß heute früh Dom Sebastian de Matos-Noranha geendet hat.“

„Requiescat in pace!“ sagte der Bischof. „Nun wird die stolze Seele Frieden finden, den sie hier nicht mehr finden konnte.“

„Wohl!“ sprach Pinto-Ribero; „allein der Stolz war gebrochen durch die Schwere des Geschickes, das ihn traf. Er hat den König um ein stilles, einsames Grab gebeten, wo kein Schriftzug der Nachwelt den nenne, der da ruhe.“

„Gelobt sei Gott,“ sprach der Bischof; „das ist die Frucht wahrer Buße.“

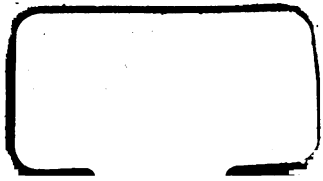
„So wäre denn eins der edelsten Geschlechter Portugals erloschen!“ fuhr wehmuthsvoll der Bischof fort. Dieser so — und Dom Carlos — o, dieser große, edle Mensch, warum mußte er so frühe enden, er, der glücklich zu sein und glücklich zu machen berufen war — er, der edelste, uneigennützigste Charakter, der je in Portugal lebte? Er mußte in unglückseliger Neigung zu der Jüdin seine Lebensblüthen welken sehen und das Gemüth, es empfand ihren Verlust so tief — daß es, sich sehnend nach der Heimath, wo alle Scheidewände fallen, die hier — die Menschen aufgerichtet, des Körpers Fesseln nicht länger trug. Er starb in Hoffnung.“

Pinto-Ribero zerdrückte eine Thräne in seinen Wimpern, faßte des Bischofs Hand und sagte, sie warm und innig drückend:

„Friede sei mit ihm. Die Liebe kennt jene Schranken der Erde nicht. Dort ist er mit ihr vereint, denn sie hatte das Herz eines Engels. Glaubt Ihr nicht, Hochwürdigster, daß sie selig geworden?“

„An Gottes Vaterherzen ruhen alle seine guten Kinder!“ sprach der Prälat. „Seiner Gnade Grenzen kennen wir nicht.“

„Aber wie ich auch ihn preise, der doch hienieden kein Glück mehr hatte,“ setzte Pinto-Ribero hinzu, indem er inniger des Prälaten Hand drückte, „so kann ich uns nur beklagen, denn wir — wir haben einen Freund verloren, in dessen Herzen ein Schatz siebenfach geläuterten Goldes ruhte!“

„Haben wir ihn denn für immer verloren?“ fragte der Bischof den Freund, und dieser, der Thränen sich nicht schämend, sah durch diese Thränen lächelnd nach Oben und sagte:

„Nein!“